Sammlung gemeinverstä... wissenschaft... vorträge

Rudolf Ludwig Karl Virchow

Sci 85.48 Bd. Oct., 1888.

Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND,

BEGUN IN 1858.

21 May, 1887 - 4 May, 1888.

Sc 85.48

1887, May 21 - 1888, May 4.
Subscription fund.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher
Vorträge

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

Neue Folge. II. Serie.

Heft 25—48.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Heft		Seite
25.	**Rover, J.,** Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit. Eine poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen	1—34
26.	**Moser, Hans,** Die Stenographie. Nach Geschichte und Wesen	35—82
27.	**Hönes, Christian,** Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot	83—134
28.	**Thümmel, Conrad,** Aus der Symbolik des altdeutschen Bauernrechtes	135—178
29.	**Treutlein, P.,** Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan. Mit einer Karte	179—230
30.	**Bolau, Heinrich,** Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Kolonien. Mit 4 Holzschnitten	231—262
31.	**Ethé, Hermann,** Die höfische und romantische Poesie der Perser	263—310
32.	**Diercks, Gustav,** Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien	311—346
33.	**Kluckhohn, August,** Zur Erinnerung an Georg Waitz	347—382
34.35.	**Petri, R. J.,** Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung. Mit 2 Holzschnitten	383—411
36.	**v. Wlislocki, Heinrich,** Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner	445—484
37.	**Schubert, Hermann,** Zählen und Zahl. Eine kulturgeschichtliche Studie	485—520
38.39.	**Schmidt, Emil,** Die ältesten Spuren des Menschen in Nordamerika. Mit 8 Abbildungen	521—578
40.	**Ubbelohde,** Ueber Recht und Billigkeit	579—606
41.	**Buchheister, J.,** Hannibal's Zug über die Alpen	607—634
42.	**Buchner, Hans,** Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten und über Acclimatisation	635—668
43.	**Stade, Paul,** Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Bauthätigkeit der Menschheit	669—702

Heft		Seite
44.	**Socin, Adolph,** Der Kampf des niederdeutschen Dialektes gegen die hochdeutsche Schriftsprache	703—744
45.	**Morf, H.,** Aus der Geschichte des französischen Dramas	745—782
46.	**Gerland, E.,** Die Dampfmaschine im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland. Mit 5 Holzschnitten	783—826
47.	**Pfaundschmidt, B.,** Entwickelung des Welthandels	827—860
48.	**Zimmermann, A.,** Der kulturgeschichtliche Werth der römischen Inschriften	861—900

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.

(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 1.

Wilhelm Tell

in Poesie und Wirklichkeit

Eine

poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen

von

Dr. J. Rover.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜
Selben enthalten das Programm der Neuen Folge, Zweiter Jahrgang (1887) der
ammlung, sowie das der Neuen Folge, Zweiter Jahrgang (1887) der Zeitfragen.
Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und
ch „Wissenschaften" geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdamm 1869“ hat diesen Vorträgen die

Goldene Medaille

zuerkannt.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

herausgegeben von

Rud. Virchow **Fr. von Holtzendorff.**

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

(Heft 1—24 umfassend.)

Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige.

In diesem zweiten Jahrgange der neuen Folge werden, vorbehaltlich etwa nothwendiger Abänderungen erscheinen:

Nover (Mainz), Wilhelm Tell in Poesie und Wirklichkeit.
Hönes (Weinsberg), Ludwig Uhland.
Bezold (München), Ueber die Adamsfrage im Morgen- und Abendlande.
Petri-Koch (Berlin), Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung.
Ethé (Aberystwith), Die höfische und romantische Poesie der Perser.
Moser (Leipzig), Die Stenographie.
Buchner (München), Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten und über Acclimatisation.
Diercks (Charlottenburg), Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien.
Thümmel (Lüben), Symbolik des altdeutschen Bauernrechts.
Bolau (Hamburg), Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Kolonien.
v. Wlislocki (Mühlbach), Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner.
Ubbeloch (Marburg), Ueber Recht und Billigkeit.
Stade (Sondershausen), Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Bauthätigkeit der Menschheit.
Buchheister (Hamburg), Hannibal's Zug über die Alpen.
Zimmermann (Posen), Kulturgeschichtlicher Werth der Römischen Geschichte.
Wolf (Bern), Aus der Geschichte des französischen Dramas.
Münz (Wien), Leben und Wirken Diderots.
Ethé (Aberystwith), Die mystische, didaktische und lyrische Poesie und das Schrifthum der Perser während der letzten Jahrhunderte

(Fortsetzung Seite 3.)

Wilhelm Tell
in Poesie und Wirklichkeit.

Eine

poetische Wanderung durch Tells-Erinnerungen

von

Jakob
Dr. J. Nover.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Sa 85.48
VIII 1759

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

„Auf den Bergen iſt Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte!“

ſo jubeln wir mit Schiller, und mit unwiderſtehlicher Sehnſucht zieht es uns immer wieder von neuem in das Hochgebirge, wo die ewigen und erhabenen Denkſäulen der Schöpfungsgeſchichte emporragen zu den Wolken und dem Himmelsblau, dem Throne des Unſichtbaren. Iſt es doch einem jeden Menſchen von Natur eingeboren, „daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt“, und wie es uns ſchon in der Kindheit trieb, den Hügel der Heimath zu erſteigen, ſo reizt es uns in der Jugend und ſelbſt im Alter, die luſtigen Höhen zu erklimmen, um fröhlich auf lachende Thäler und Auen, auf freundliche Städtchen und glitzernde Ströme und wimmelnde Ameiſenhaufen bewegten Menſchenlebens hinabzuſchauen.

Vor allem aber zieht es uns mächtig hin zu den Alpen, jenem Rieſenbauwerk der Schöpfung, das ſich am dämmernden Horizont in bläulicher Ferne wie eine blendendweiße Gebirgsmauer erſtreckt mit wildphantaſtiſchen Zinnen, mit ſeinen zerriſſenen Zacken, Hörnern und Nadeln, zu jenem Wunderlande jungfräulicher Schneegefilde, friſcher Matten, ſmaragdgrüner Kryſtallſeen, aber auch voll donnernder Lawinen, rauſchender Bergſtröme und gähnender Höllenſchlünde. Und eine Reihe lieblicher, ſowie das Herz gewaltig erhebender Bilder tritt vor unſer ſtrahlendes Auge. Wir ſchauen im Geiſte die bunten Heerden auf

den kräuterduftigen Auen, und „lieblich tönt der Schall der Glocken in des Waldes Luftgesang“. Wir lagern dem Fischerknaben gleich am grünen Gestade des „lächelnden, zum Bade ladenden Sees“ und hören mit ihm im Traume die Lockrufe der Wassergeister, „wie Flöten so süß, wie Stimmen der Engel im Paradies“. Doch am liebsten folgen wir dem kühnen Alpenjäger zu „der Felsen nackte Rippen“, wie er die „zitternde Gazelle“ verfolgt, „die der gewagte Sprung durch den Riß geborstner Klippen trägt, — bis zum höchsten Grat, — wo die Felsen jäh versinken, und verschwunden ist der Pfad“.

Ja das reizt unseren Wagemuth, und zugleich dehnt sich uns weit die Brust, die wonnige Hochlandsbrise einzusaugen, uns Städtern, die wir „aus der Straßen quetschender Enge“ entflohen sind dem Geräusch und Qualm betäubender Industrie in den freien Gottestempel der Natur; lieblich tönt in unsere, durch sinnenkitzelnde Musik verwöhnte Ohren des Alphorns lieblicher Ton, „gar so zauberisch wunderbar“. Ja, —

„'s ist doch eine eigne Welt,
Nah dem Himmel schon fürwahr!“

Und wenn wir hinabsteigen von der Alm und einkehren in einer jener schmucklosen Sennhütten, wo uns mit treuherzigem Gruß die von keinen Toilettenkünsten versälschte, schmucklose Tochter des Gebirges die frische Schweizermilch kredenzt, da wird es uns verzärtelten und verwöhnten Städtern ganz eigen zu Muthe, und ein Gefühl beschleicht uns, als seien wir lange in der Fremde herumgeirrt und kehrten in die Heimath zurück zu unserer trauten Mutter, ja zur Mutter Natur. Und wir können es begreifen, warum der Sohn der Berge so sehr an seinem Mutterlande hängt und auch draußen im Wohlleben mächtig vom Heimweh ergriffen wird selbst nach seinem unfruchtbaren Geburtslande, daß ihm die Thränen entstürzen, wenn er des Alphorns melancholischen Klang vernimmt, daß es ihm mit Walther

Tell bei ſeines Vaters Schilderung von Italiens Pracht „zu enge wird im weiten Lande“ und er „lieber wohnen will bei den Lawinen“.

Das iſt nicht nur der Zauber der uns gewaltig umgebenden Natur, es iſt vor allem der Hauch der Freiheit, der uns hier allüberall umweht. Ja, wenn es uns einleuchtet, daß Ideen und Thaten, Phantaſie und Geſchichte geboren und gezeitigt werden von Boden und Klima, von Natur und Umgebung, ſo finden wir es begreiflich, daß die Göttin Freiheit ſelbſt ihren Tempel in dieſem Rieſenbau der Schöpfung aufgeſchlagen, — daß hier ein Tell dem Bedrücker der Freiheit einen Pfeil ins Herz geſandt, — daß ſich hier ein Winkelried in den Lanzenwald der Feinde ſtürzte mit dem todes- und opfermuthigen Rufe: „Der Freiheit eine Gaſſe!“

Dieſen Nimbus weſentlich erhöht, den Reiz der herrlichen Schweiz poetiſch noch ungemein geſteigert zu haben, iſt bekanntlich ein unſterbliches Verdienſt unſeres Schiller, der dem Biederſinn und der Freiheitsliebe ihrer Bewohner in ſeinem Meiſterdrama „Tell“ ein unvergängliches Denkmal geſetzt.

Giebt es darum unter den Tauſenden, die alljährlich wie die Muhamedaner zu ihrem Mekka ſo in die Schweiz pilgern, Viele, die nur ihrer Naturſchwärmerei folgen, Andere aus rein wiſſenſchaftlichem Trieb, — Viele aus Geſundheitsrückſichten, manche wohl auch aus fader Modeſucht oder Langeweile, — ſicherlich hat es auch für ein poetiſches Gemüth ſeinen eigenthümlichen Reiz, die Stätten zu beſuchen, die ein edler Menſch betrat und die durch ſeine Thaten eingeweiht ſind für alle Zeiten.

Darum lade ich Dich, freundlicher Leſer ein, mich im Geiſte auf einer poetiſchen Pilgerfahrt zu allen jenen Orten zu begleiten, die das Andenken Tell's verklärt und geheiligt hat, ſo daß ſie beſucht werden gleich vielberühmten Wunder- und Gnadenſtätten.

Denken Sie sich, wir kämen vom Hospiz des St. Gotthard, wo unseres schönsten vaterländischen Stromes Mutterhaus, — wir wären am Abgrund den schwindligen Steg gewandelt, zwischen Leben und Sterben, leise und bange, um die schlafenden Lawinen nicht zu wecken, wir hätten die hoch über den Rand der furchtbaren Tiefe gebogene Teufelsbrücke betreten, darunter der Strom ewig hinaufspeit, ohne sie zu zertrümmern, —

„Da öffnet sich schwarz ein schauriges Thor, —
Du glaubst Dich im Reiche der Schatten, —
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten;
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal . . .

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter,
Sie halten dort oben den einsamen Reih'n,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer ein. . . ."

Wir sind also die vielbesuchte, auch von Schiller dem Parricida beschriebene Gotthardstraße gewandelt, darunter die berühmte Bahn mit dem Riesentunnel läuft, und wir treten aus der Wildniß der Natur zu den anheimelnden Stätten der Menschen. Wir wenden uns von Andermatt der Reuß zu, und ihrem Laufe folgend treibt uns die Sehnsucht zunächst nach Bürglen, dem Geburtsorte Wilhelm Tell's. Anmuthig an einem Hügel, links am Eingang in das romantische Schächenthal liegt der schmucke Ort, und an der Stätte, wo einst des großen Freiheitshelden Wohnhaus gestanden, ist eine mit seinen Thaten bemalte Kapelle. Unwillkürlich tritt uns das reizende Familienbild vor Augen, das uns Schiller in seinem Tell entwirft. Wir glauben im Geiste den wackeren Hausvater mit der Zimmeraxt an der Reparatur der Thüre, die züchtige Hausfrau im

Innern arbeiten zu ſehen, während die beiden Knaben mit der Armbruſt ſpielen, und der ältere das nette Liedchen ſingt: „Mit dem Pfeil dem Bogen durch Gebirg und Thal". Wir fühlen das Bangen und Sorgen der liebenden Gattin und Mutter, wir freuen uns der männlichen Unerſchrockenheit, der Gradheit und Biederkeit des allzeit zum Helfen bereiten Tell und des echten Jugendſinns ſeines wackeren Burſchen Walther. Und wie ſein ganzes Leben eine Reihe muthiger Thaten war zum Heile ſeiner Brüder, ſo war auch noch ſein letzter Athemzug der Rettung eines Menſchenkindes geweiht. Da, wo der wilde Schächenbach hinabſtäubt in das Thal, — „und Fels und Tanne brechen von ſeiner wilden Flucht", — da brach einſt der Steg unter den Füßen eines Knaben, und der greiſe Tell, der dies erſah, ſtürzte ſich raſch entſchloſſen in die Wellen und trug „mit Adlerſchnelle" das Kind ans Ufer; ihn ſelbſt aber riß die Flut von dannen und ſpülte ſeine Leiche ans Land. Da erſcholl ein lauter Weheruf wie aus einem Munde: „Der Tell iſt todt, der Tell!" — So feiert Uhland in einer ſtimmungsvollen Ballade die hochherzige That des Befreiers der Schweiz als ein ſchlichtes Heldenthum nach dem großen, — der Befreiung ſeines Landes. — Die Stätte bezeichnet ein ſchmuckloſes Kreuz von Stein:

„Weithin wird lobgeſungen,
Wie Du Dein Land befreit;
Von großer Dichter Zungen
Vernimmt's noch ſpäte Zeit:
Doch ſteigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wieder
Das Lied von Deinem Tod."

Bedeutender freilich war das Heldendrama, deſſen Eröffnung in dem benachbarten Altorf ſpielt. Hier auf dem Marktplatz war ja Geßler's Hut aufgepflanzt, vor dem ſich zu beugen Tell unter ſeiner Würde hielt; hier an dem Brunnen, oder

etwas weiter an dem Thurm, an deſſen Wänden ſich Abbildungen vom Apfelſchuß, dem verwegnen Sprung auf die Tellsplatte und Geßler's Tod befinden, ſoll die Linde geſtanden haben, unter welcher Walther, ohne zu zucken, dem ſicheren Pfeile ſeines in Todesangſt kämpfenden Vaters entgegenſah. Und an der Stelle, wo Tell zielte, errichtete 1861 die Züricher Schützengeſellſchaft eine von Siegfried gearbeitete Koloſſalſtatue aus Gyps. Der Künſtler hat den wirkungsvollen Moment geſtaltet, wo Schiller ſeinen Helden mit Freimuth und Unerſchrockenheit ausrufen läßt:

„Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich Euch,
Wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte,
Und Eurer, — wahrlich! hätt' ich nicht gefehlt!"

Wir erleben im Geiſte die hochdramatiſche Scene und begleiten den gebundenen Tell zu Schiffe von Flüelen aus über den Vierwaldſtätterſee. Vor der Abfahrt werfen wir einen Blick auf das Schlößchen Rudenz, das der Familie jenes alten Bannerherrn der Schweiz, des würdigen Freiherrn v. Attinghauſen gehörte und in ſeinem Namen an den ſeinem Lande wiedergewonnenen Neffen erinnert. Mit Entzücken und einem Gefühl der Weihe zugleich betreten wir den Dampfer, der uns über die blaugrünen Wellen des unvergleichlich maleriſchen und ſchönſten aller Schweizer Seen, des Vierwaldſtätterſees, denſelben Weg führen ſoll, den Geßler und ſeine Landsknechte dereinſt mit ihrem gefeſſelten Opfer genommen. Am rechten Ufer zieht ſich die kühn in die Felſen geſprengte Axenſtraße über Brunnen nach Gerſau, und daneben oder darunter läuft in einer faſt ununterbrochenen Reihe von Tunneln und Felseinſchnitten die Gotthardbahn. Pyramidenförmig ſteigt der Briſtenſtock empor und vom See ſteil aufſteigend der Gitſchen mit ſeiner kaſtellartigen Kuppe, zwiſchen den beiden Hörnern des Uri-Rothſtocks erſcheint ein prächtiger Gletſcher. Wir verſinken in Träumerei

und fühlen mit dem Angeſichts dieſer großartigen Natur ſchmählich gebundenen Tell. Da plötzlich verfinſtert ſich vor unſeren Augen das Firmament, ein dumpfes Grollen läßt ſich vom Himmel vernehmen, — es iſt, als ob der Föhn in Geſtalt eines grimmigen Ungethüms herausführe aus der Felsſchlucht, los auf den Tyrannen, der es wagte, den freien Sohn der Berge gefangen davon zu führen. Da bebt die feige Knechtesſchar, zitternd klagt der Eine dem finſtern Landvogt ihre Noth und räth zugleich, den Tell ſeiner Bande zu entledigen und ihm das Steuerruder anzuvertrauen. Noth bricht Eiſen, und bald lenkt der befreite Fährmann kräftig das Schiff durch Sturm und Wogendrang. Da plötzlich hinter den Einbiegungen und Knickungen der Kalkfelsſchichten der Axenfluh, gerade am Fuße des großen Axen tritt eine Platte hervor, wo jetzt die Tellskapelle ſteht, — da hinauf ſchwingt ſich die kühne Heldengeſtalt, —

„Schon mit dem einen Fuße betrat er die heilige Erde,
Stößt mit dem andern hinaus weit das verzweifelnde Schiff:
Nicht aus Stein iſt das Bild, noch von Erz, nicht Arbeit der Hände,
Nur dem geiſtigen Blick Freier erſcheinet es klar;
Und je wilder der Sturm, je höher brauſet die Brandung,
Um ſo mächtiger nur hebt ſich die Heldengeſtalt."

Mit dieſen Verſen verherrlicht Uhland den kühnen Sprung. Wir betreten die maleriſch von Bäumen umrahmte, urſprünglich 1388 vom Kanton Uri erbaute und 1880 reſtaurirte Kapelle und betrachten die auf Tells Thaten bezüglichen Fresken. Alljährlich pilgern oder fahren hier am Sonntag nach Chriſti Himmelfahrt die Uferbewohner in feſtlich geſchmückten Schiffen, um an der großen Erinnerungsſtätte Gott für die Befreiung des Landes zu danken. Haben wir dann auf einer Fußwanderung über die prächtige Axenſtraße noch einmal unſere Augen an dem romantiſchen Schauplatz der Großthat geweidet, dann zieht es uns hinüber zu dem denkwürdigen Rütli, unterhalb des Seelis-

berges, wo die drei Freiheits-Koryphäen von Uri, Schwyz und Unterwalden: Walter Fürst, Werner Stauffacher und Erny an der Halden, d. i. Arnold Melchthal mit ihren Genossen den Bundeseid leisteten:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr! —
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, — als in der Knechtschaft leben."

Der ganze Zauber jener von Schiller so herrlich geschilderten Mondnacht taucht vor uns auf. Und siehe da! an der Stelle, wo die drei Männer den heiligen Eid leisteten, „zu stehen für ihre Weiber und ihre Kinder", zu weihen Blut und Leben der Freiheit des Vaterlandes, — da rieselten drei lebendige Quellen aus der Steinwand.

Versunken in Erinnerungen und Bilder aus der großen Geschichte rasten wir gern in dem altdeutsch eingerichteten Wohnhaus und steigen dann zum Seelisberg hinan, wo wir im Geiste dem Rufe des Wächterhorns lauschen. Hier oben ist gut sein, und entzückend ist die Aussicht auf den kleinen Seelisbergersee. Doch wir haben keine Zeit, uns in der reizenden Umgebung weiter umzusehen, — etwa auf der Schwändifluh oder dem jähstotzigen Teufelsmünster, Schloß Beroldingen oder dem Bauen, — wir steigen hinab zu dem See und lassen uns zu dem anmuthig gelegenen Brunnen übersetzen. Grade an der scharfen Ecke, die in den See vorspringt, ragt eine 25 m hohe Felspyramide empor, der Mythenstein, der in großen vergoldeten Lettern die Inschrift trägt: „Dem Sänger Tell's, Friedrich Schiller, die Urkantone 1859." So einfach dieses Denkmal ist, so erhaben wirkt es hier mitten in dem herrlichen, von dem Dichter noch unsagbar verklärten See.

Wir landen in Brunnen, dem schönsten Ruhepunkte in diesem Eden Gottes. Von hier steigen wir den Axenstein hinan zu dem

großartigen Kurhauſe und weiden unſer trunkenes Auge an dem unvergleichlichen Panorama; denn hier im verengten ſ. g. Urnerſee treten die faſt ſenkrechten Felswände dichter heran, und durch die hin und wieder ſich öffnenden Schluchten blicken ſteile, ſchneebedeckte, halb in Wolken gehüllte Berggipfel herab. Doch wir müſſen weiter!

An den kahlen Spitzen der beiden Mythen, zu deren Füßen landeinwärts Schwyz liegt, trägt uns das Schiff vorbei gen Gerſau. Unterwegs paſſiren wir die nach einer ſchaurigen Sage benannte Kapelle „Kindlimord", wo einſt ein von einer Hochzeit aus Treib heimkehrender armer Geiger ſein hungerndes Kind an einer Felswand zerſchmetterte. Den biedern „Kunz v. Gerſau" können wir leider nicht beſuchen, — unſer Ziel iſt Vitznau, wo die beiden ſ. g. Naſen den See einengen und der Ausgangspunkt der Rigibahn iſt. Bald dampfen wir leiterſproſſenartig in die Höhe, immer prächtiger und umfangreicher eröffnet ſich die Ausſicht auf den See und die benachbarten Höhen, den Bürgenſtock, das Stanſerhorn und den Pilatus und weiter über die Urner, Engelberger und Brenner Alpen. Jetzt hinter dem Tunnel überfährt die Bahn auf einer Brücke eine wildromantiſche Schlucht, durch die ein Bach ſtürzt, und hält in Kaltbad. Wollen wir hier raſten, ſo beſuchen wir die Michaeliskapelle, welche zwei vor den Nachſtellungen des Vogts ſich flüchtende Schweſtern erbaut, — und dann das ausſichtsreiche Känzli. Von hier führt die Bahn um den Rigi-Rothſtock herum, von dem die Ausſicht oft freier iſt, wie von Rigikulm, nach Rigi-Staffel und ſo weiter bis zur Höhe.

Doch wozu ſoll ich meinen verehrten Leſern beſchreiben, was ſie vielleicht in Wirklichkeit ſelbſt geſchaut, was keine Feder zu ſchildern, kein Pinſel zu malen vermag? Wohl dem Touriſten, dem das ſeltene Glück eines prächtigen Sonnenaufgangs dort oben gelacht hat! Auch will ich eigentlich keine

Schweizerreiſe beſchreiben, — mein Ziel iſt eine Pilgerfahrt zu Tellserinnerungen.

Seit ſeinem verwegenen Sprung auf die Tellsplatte iſt er uns ganz aus den Augen verſchwunden. „Wo kam der Waidmann hin, mit dem ich ſprach?“ — Auf zur hohlen Gaſſe nach Küßnacht! — Belauſchen wir dort den herrlichen Monolog, den ihm Schiller in den Mund gelegt, und erwarten wir dort in athemloſer Spannung die Ankunft des Wütherichs. Die ganze packende Scene tritt vor unſere Augen, der erſchütternde Kontraſt des Hochzeitszugs, die erbarmungsloſe Hartherzigkeit des Tyrannen gegen ein unglückliches Weib, — das Sinnen und Brüten des Scheuſals nach neuen Grauſamkeiten, — da mitten in ſeinem Wüthen ſchwirrt die Bogenſehne, — und tödtlich getroffen ſinkt der Teufel in Menſchengeſtalt vom Pferde mit dem Ausruf: „Das war Tell's Geſchoß!“ — Hoch oben aber erſcheint der ſichere Schütze mit dem Jubelruf:

„Frei ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld vor Dir, —
Du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden! —“

Zur Erinnerung an den Tyrannenmord ſteht auch hier eine alte, 1834 erneuerte Tellskapelle mit bezüglicher Abbildung und Inſchrift. Auch zeigt man auf einem waldigen Hügel die Reſte der 1308 zerſtörten Geßlerburg. Wir ſind am Ende unſerer Wallfahrt. Im Geiſte begleitet uns der Jubel der freien Schweizer, die ihre Zwingburgen brechen und die übrigen Vögte verjagen. Wir denken noch an das Strafgericht Gottes, das den ländergierigen Kaiſer Albrecht eher ereilte, bevor er ſeine Rache an den Schweizern ausüben konnte. Zur Verklärung unſeres Helden ſtellt uns zuletzt der Dichter den ehrgeizigen Königsmörder Demjenigen gegenüber, der aus gerechter Nothwehr ſein Theuerſtes beſchützt und vertheidigt, ſein Vaterland vom Tyrannenjoch befreit hat. —

In dieſem Sinne hatte ich, ſtatt des Bädeker in der Hand

mit meinem Schiller begeiſtert meine Schweizerreiſe vollendet. Noch ganz erfüllt von den Schönheiten des Landes, die der Dichter mit dem Seherauge der Phantaſie ſo herrlich geſchildert, ohne ſie je geſehen zu haben, noch ganz verſunken in die erhebenden Erinnerungen, an die Großthaten eines biederen Gebirgsvolkes, ſaß ich im Kreiſe verwandter Seelen zu Luzern am Ufer des herrlichſten aller Seen. Wir kehrten grade von Weggis zurück und waren noch voll von den Eindrücken der erhabenen Natur, der unvergleichlichen Bilder, die uns der Anblick des Rigi und Pilatus, des Bürgenſtocks, des Buochſer und Stanſer Horns vor die Augen gezaubert. Und über den Sachſeler Bergen die impoſante Kette des Wetterhorns, der Schreckhörner, des Mönchs, Eigers und der Jungfrau, von welch' letzterer Schiller ſo ſchön in ſeinem „Berglied" ſingt:

„Es ſitzt die Königin hoch und klar
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn' umkränzt ſie ſich wunderbar
Mit diamant'ner Krone;
Drauf ſchießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden ſie nur und erwärmen ſie nicht."

So ſaßen wir und tauſchten unſere Empfindungen aus, während von ferne die pompöſe Ouvertüre aus Roſſini's Tell an unſere Ohren klang. Wovon aber ſprachen wir? Von Tell, dem wackeren Schützen, dem Befreier und Erretter ſeines Landes.

Nicht weit von uns ſaß ſeit einer Weile ein älterer Herr mit etwas pergamentfarbigem Teint, großen Brillengläſern und langer ſpitzer Naſe. Derſelbe hörte lächelnd unſerem Geſpräche zu und miſchte ſich plötzlich in unſere Unterhaltung:

„Verzeihen Sie, meine verehrten Damen und Herren," — ſo fiel er uns plötzlich ins Wort, — „wenn ich mir erlaube, Sie zu unterbrechen, — aber Sie reden da mit einer ſolchen Ueberzeugung von Tell, vom Apfelſchuß und dem Sprung auf

die Tellsplatte, von Geßler's Ermordung und der Befreiung der Schweiz zu Kaiser Albrecht's Zeiten, daß ich annehmen muß, Sie halten dies Alles für wahr!"

Dieſe Interpellation des gelehrten Profeſſors, — denn ein ſolches Gepräge trug der Fremde ohne Zweifel, — hatte ungefähr die Wirkung einer plötzlich hereingeplatzten Bombe. Betroffen ſahen wir uns eine Weile ſchweigend an, endlich faßte ich Muth und erwiderte:

„Aber, mein Herr, Sie werden doch nicht die ganze Geſchichte von Tell, ſeine Ermordung Geßler's und die der Befreiung der Schweiz für eine reine Erdichtung erklären wollen! Soviel mir bekannt iſt, ſchöpfte Schiller den Stoff aus den Chroniken der Schweizer Aegidius Tſchudi und Joh. von Müller, die Erzählung lebt in der Tradition und Erinnerung des Schweizer Volkes und iſt durch heilige Gedenkſtätten geweiht und bis heute wie ein Evangelium geglaubt. Daß ein Dichter wie Schiller die Begebenheit ausgeſchmückt und nach ſeiner Weiſe zuſammengeſtellt, iſt bekannt; dies berechtigt aber nicht, an der Wirklichkeit und Wahrheit der ganzen Geſchichte zu zweifeln."

„Sachte, mein junger Herr!" fiel mir der Gelehrte in ruhigem Tone ins Wort. „Wir müſſen hier ſcheiden zwiſchen Tell und Geßler: Erſterer gehört ins Bereich der Mythe mitſammt ſeinem Apfelſchuß und ſeiner wunderbaren Rettung, letzterer aber iſt als Landvogt ganz aus der Geſchichte zu ſtreichen, wie überhaupt eine Bedrückung der Schweiz durch öſterreichiſche Vögte zu Kaiſer Albrecht's Zeiten."

„Aber wie wäre es möglich," — wandte ich ein, — „eine Perſon wie Tell in die Geſchichte einzuſchmuggeln, ſeine Thaten und Verdienſte um die Befreiung der Schweiz mit ſolcher Beſtimmtheit zu erzählen, wenn es nie einen ſolchen Freiheitshelden gegeben hätte?"

„Ja," — verſetzte der Profeſſor, — „es verhält ſich damit

wie mit ſo vielen anderen liebgewordenen und von Generation zu Generation fortgepflanzten Hiſtörchen, die ſchließlich vor der Kritik gründlicher Forſchung nicht ſtandhalten, wie z. B. das bekannte vom „tapferen Schweppermann" und den „treuen Weibern zu Weinsberg".

„Was?" fiel hier raſch eine Dame unſerer Geſellſchaft ein, „die ſchöne Geſchichte von der Weibertreue ſoll auch nicht wahr ſein? Das iſt aber recht häßlich von den Herrn Gelehrten, uns ſo die Poeſie des Daſeins zu zerſtören und nichts als trockene, langweilige Geſchichten übrig zu laſſen."

„Verzeihung, mein gnädiges Fräulein," erwiderte der Profeſſor, „wenn ich ſo nüchtern Ihre ſchönen Träume zerreiße. Aber mit dem Gefühle darf man nicht rechnen, wenn es ſich um Wahrheit handelt. Von der „Weibertreue" erzähle ich Ihnen vielleicht ein andermal, wenn Sie erlauben, und ſtellt ſie ſich dann auch als unhiſtoriſch heraus, — es bleibt hoffentlich auf der Welt noch genug Weibertreue übrig. Jetzt, wenn Sie mir geſtatten, kehren wir zu unſerem Tell zurück.

Bekanntlich wird das Auftreten Tell's und die landläufige Geſchichte von der Befreiung der Schweiz ins 14. Jahrhundert verlegt (1307 und 1308). Aber erſt um's Jahr 1470 finden ſich in dem „weißen Buche" (der Farbe ſeines Einbandes wegen ſo genannt) im Archiv von Obwalden Nachrichten von der Vergewaltigung der ehedem freien Schweiz durch zwei Vögte, Geßler in Uri und Schwyz, und Landenberg in Unterwalden. Weitläufig wird uns darin von ihren Frevеln gegen die Landleute, ihre Frauen und ihre Töchter berichtet, auch die Blendung eines alten Bauern „im Melchi", weil ſein Sohn einem Knechte des Landenbergers, der ihm ſein ſchönes Ochſengeſpann wegnehmen wollte, einen Finger entzweiſchlug; ferner Geßler's Mißmuth über das ſchöne Haus Stauffachers in Schwyz, — die Verbrüderung Stauffachers mit einem Fürſten in Uri und dem

Flüchtling aus „Melchi". Dann folgen die nächtlichen Zusammenkünfte am Rütli, die Aufsteckung des Geßler-Hutes und die Weigerung des „Tell", sich vor dem Hute zu neigen; — der Befehl Geßlers an den Tell, seinem Sohne einen Apfel vom Haupte zu schießen, — das Einstecken eines zweiten Pfeils und hierauf die freimüthige Erklärung, daß dieser zweite Pfeil für Geßler bestimmt gewesen, wenn Tell sein Kind getroffen. Darnach wird der Tell gebunden abgeführt, ein Sturm erhebt sich auf dem See, es folgt der Sprung auf die „Tellenblatte", die Ermordung Geßler's in der hohlen Gasse bei Küßnacht und die Brechung der Zwingburgen. Der Verfasser dieser Chronik legt bezüglich der bekanntesten historischen Fakta die unglaublichste Unwissenheit an den Tag. Eine Zeitbestimmung fehlt ganz, doch scheint er die Vertreibung der Vögte unmittelbar vor die Schlacht bei Morgarten (1315) zu setzen.

Also erst 1½ Jahrhunderte nach der Ermordung Albrecht's I. und der Schlacht bei Morgarten und etwa 220 Jahre nach der ersten Erhebung der Schwyzer und Unterwaldner gegen das Haus Habsburg (um 1250) erfahren wir etwas von Gewaltthaten eines Geßler und Landenbergers und von Tell. Warum besitzen wir hierüber keine gleichzeitige Aufzeichnungen? Chronisten gab es doch im 14. Jahrhundert schon genug. So verfaßte noch zu Albrecht's Zeiten ein steirischer Ritter Ottokar eine Reimchronik bis zum Jahre 1310, gedenkt aber unserer, doch sicherlich merkwürdigen Geschichte mit keiner Silbe. Ebensowenig erwähnt sie der Chronikenschreiber Joh. v. Winterthur, der noch als Knabe die Schlacht bei Morgarten erlebte. Auch Konrad Justinger, ein Berner (um 1420), der uns viel von alten Fehden der drei Waldstätte mit dem Hause Habsburg berichtet, sowie von Freveln der herrschaftlichen Amtleute und Vögte gegen die Landleute, weiß von einer Ermordung Geßler's durch Tell zu Kaiser Albrecht's Zeiten nichts. Schon etwas detaillirter

sind die Angaben über solche Frevel habsburgischer Beamter bei dem Züricher Felix Hemmerlin (um 1450); dieser erzählt uns z. B. von der Ermordung eines Schloßverwalters durch zwei Schwyzer, mit deren Schwester derselbe ein sträfliches Verhältniß gehabt habe, und von der Zerstörung eines gräflichen Schlosses. Auch die Unterwaldner hätten das Schloß Sarnen, während der Landenberger in der Kirche gewesen, in der Christnacht demolirt. Aber von einem Geßler und einem Tell hören wir nichts.

Erst das „weiße Buch" und die ungefähr gleichzeitig (1482) verfaßte eidgenössische Chronik des Luzerner Geschichtsschreibers Melchior Ruß erwähnt bei den Frivolitäten der Amtleute den Apfelschuß Tell's. Darnach sei der kühne Schütze nach seinem Meisterschuß gen Uri gefahren und habe sich da vor der versammelten Gemeinde beschwert, weßwegen ihn der Landvogt später nach Schwyz in das Schloß im See führen wollte. Hierauf folgt der Sturm auf dem See und Tell's verwegener Sprung auf die Platte. Hier, von der Platte aus, erschießt auch Tell den Vogt, dessen Namen Ruß gar nicht nennt. Vermuthlich schöpfte er aus Justinger und mündlichen Ueberlieferungen. Zu letztern gehören ohne Zweifel drei alte Tellenlieder aus dem 15. und 17. Jahrhundert. In dem ältesten: „vom ursprung der eidgenossenschaft" heißt es u. a.: „Daß Einer seinem liebsten Sohn „ein öpffel" von seinem Scheitel schießen mußte." Darauf fragte der Landvogt nach Tell's Kindern, welches er am meisten liebte, und als der Vater antwortet, wie bekannt, will ihn der Tyraun zwingen und fährt ihn auf seine Weigerung nicht eben sehr poetisch an:

„Schweig, es muss sein,
Obschon Dich staltest wie ein schwein!
Es that ihn sehr verdriessen."

Kein Wunder! Und der Landvogt droht ihm:

„Nun lug, dass dir dein kunst nit fäl'
vnd merck mein red gar eben:
triffsttu jn nit mit dem ersten schutz,
fürwar, es bringt dir keinen nutz
und kostet dich dein lehen!
zwentzig und hundert schritt die must er stân,
ein pfyl vf seinem Armbrust hân,
da was gar wenig schertzen;
er sprach zu seinem liebsten sohn:
ich hoff', es soll vns wohl ergohn,
hab Gott in deinem hertzen!
da baht er Gott tag vnd nacht,
daz er den öpffel zu ersten traff,
das that den Landvogt verdriessen;
die gnad hat er von Gottes krafft,
das er vss rechter Meisterschafft
so höflich konnte schiessen.
Da er den ersten schutz hat thôn,
ein pfyl hat er in sein göller stôn:
„hett ich mein' Sohn erschossen,
so sag' ich euch, Herr Landvogt, gut,
so hat' ich das in meinen muht,
ich wölt' euch auch hân troffen!" u. s. w.

Tell ſteckt alſo hier noch einen zweiten Pfeil zu ſich und antwortet auf Befragen mit Freimuth, daß er damit den Landvogt erſchoſſen haben würde, wenn er ſein eigenes Kind getroffen hätte. Der Landvogt, deſſen Namen hier wieder nicht genannt wird, nimmt dies auffallenderweiſe gar nicht übel, — Züge, die ſich grade ſo in uralten indogermaniſchen Sagen finden, und aus einer ſolchen Sage iſt auch ohne Zweifel die ganze Tellgeſchichte entſtanden."

„Aber womit wollen Sie das beweiſen?" fiel jetzt Jemand aus unſerer Geſellſchaft ein, die bis dahin den Ausführungen des gelehrten Forſchers aufmerkſam zugehört.

„Aus inneren und Wahrſcheinlichkeitsgründen," erwiderte unſer Profeſſor, — „bitte, hören Sie mir zu! —

Glauben Sie wirklich, es könne einen ſolchen Teufel in Menſchengeſtalt geben, wie Geßler, ein Vaterherz in ſo ausgeſuchter Weiſe zu quälen? Und wenn auch, glauben Sie wirklich, ein Vater könne es über ſich gewinnen, nach dem Haupte ſeines Kindes zu zielen?"

„Ja, aber was wollte er denn machen?" unterbrach ihn Jemand von uns. „Wenn er nicht gehorchte, war er ja mitſammt ſeinem Knaben verloren!" —

„Und wenn auch," fuhr der Gelehrte fort, — „dann ließe es ſich noch viel eher begreifen, daß der Vater in ſeiner Verzweiflung dem Tyrannen einen Pfeil ins Gehirn jagte, wie dies in einer ähnlichen Situation der rheiniſche Sänger Wolfgang Müller von einem geblendeten Schützen auf Burg Sooneck berichtet. Nein! ich will Ihnen ſpäter den tiefen Sinn dieſer Sage erklären, denn eine Sage iſt es, ja eine Sage und zwar eine ſehr weitverbreitete, beſonders im Norden, bei den Schweden, Dänen, Norwegern, ja ſogar bei Finnen, Eſthen, Lappen, in England und bei vielen anderen Völkern des indogermaniſchen Sprachſtamms, wie z. B. den Perſern. Am meiſten ſtimmt aber die Tellſage mit der däniſchen Tokoſage überein, die uns Saxo Grammatikus (ums 12. Jahrhundert) überliefert. Sie lautet kurz alſo:

Zu Zeiten des Dänenkönigs Harald Blauzahn (935—986) diente in ſeinem Heere ein Krieger Toko (nach Grimm ſoviel als „Schütze"), auch mit ſeines Vaters Namen zuſammen Palnatoko geheißen, der ſich einſt bei einem Gelage brüſtete, daß er einen kleinen Apfel, auf einen Stock geſteckt, mit dem erſten Schuſſe herabholen könne. Der König, der dies hörte, war grauſam genug, ihn zu zwingen, einen Apfel bei Strafe ſeines Lebens von ſeines Söhnleins Haupt herabzuſchießen. Toko

ſteckte noch zwei Pfeile zu ſich, ehe er den Meiſterſchuß vollbrachte. Auf Befragen Haralds, wozu er noch die beiden andern Pfeile an ſich genommen, erwiderte der Schütze freimüthig: „Für Deine Gewaltthätigkeit, wenn ich mein unſchuldiges Kind getroffen!“ Sonderbarerweiſe ließ der Tyrann diesmal Toko ungeſtraft, aber ſuchte ein andermal ſein Verderben. König Harald beſaß nämlich eine große Fertigkeit, auf Schneeſchuhen das Gebirge zu durchfahren. Als ſich nun auch hierin Toko einſt ſeiner Geſchicklichkeit rühmte, zwang ihn Harald, von einer Meeresklippe aus den lebensgefährlichen Rutſch in die Tiefe zu wagen. Toko ſteuerte mit ſeinem Leitſtab zwar blitzſchnell, — für die Zuſchauer ein grauſiger Anblick! — aber ſicher die Klippe hinab. Unterwegs zerſchellten ſeine Schneeſchuhe, er ſelbſt aber kam heil am Geſtade an, wo ihn ein Schiff aufnahm. Als man ſpäter die Trümmer ſeiner „Schrittpatten“ auffiſchte, hielt man ihn für todt.

Harald fuhr in ſeinen Grauſamkeiten auch gegen andere Unterthanen fort zu wüthen, ſo z. B. ſpannte er Menſchen und Ochſen zuſammen ins Joch. Darüber entſtand eine Empörung, an deren Spitze Sweno, des Königs eigener Sohn, trat. Dieſem geſellte ſich auch unſer Toko zu und erſchoß hinter einem Gebüſch den Tyrannen, als er ſich allein in den Wald verlor.

Dies die Sage von Toko, der nach Andern ein Finnenhäuptling geweſen ſein ſoll. Von ſeinem Vater Palne erzählt man ſich eine ganz ähnliche Sage. Offenbar iſt dieſer Palne oder Palnatoke eine Abzweigung des höchſten Sonnengottes Wodan (Odin), der in Schweden als „wilder Jäger“, ſ. g. Palnejäger jagt.

Die Aehnlichkeit dieſer Sage mit unſerer Tellgeſchichte liegt auf flacher Hand. Ja auch einzelne Züge verrathen eine auffallende Verwandtſchaft. So erinnert das Zuſammenjochen von Menſchen und Ochſen an die That und Aeußerungen des Landen-

bergers dem Melchthal gegenüber: „Wenn der Bauer Brot wollte eſſen, mög' er ſelbſt am Pfluge ziehn.“ Auch der verwegene Bergrutſch hat etwas Familienähnlichkeit mit dem Sprung auf die Tellsplatte. Saxo's Werk iſt zwar erſt 1514 gedruckt, hat aber ſicher ſchon früher in den Kloſterbibliotheken kurſirt. So exiſtirte ſchon um 1431 ein Auszug daraus, und die erſte Schweizer Chronik, die der Tellsgeſchichte Erwähnung thut, das „weiße Buch“, iſt um 1476 verfaßt, alſo kann die erſtere Arbeit auf die Schweizer Chronik literariſch ſehr wohl eingewirkt haben.“

„Aha!“ fiel ich ein, „jetzt kommt mir eine Idee, wie ſich die nordiſche Sage in die Schweiz verlaufen hat. Auch Schiller legt dem Stauffacher beim Schwur auf dem Rütli die alte Tradition in den Mund, daß die Schwyzer aus dem hohen Norden infolge einer Hungersnoth eingewandert ſeien.“ —

„Ja, damit hat es doch ſeine eigene Bewandtniß“, erwiderte lächelnd unſer Profeſſor, „auch dieſe Einwanderungstradition ſteht auf ſehr ſchwachen Füßen. Einmal ſind die Schweizer ſprachlich nicht näher mit den Schweden verwandt, ſondern mit den Nachbarvölkern; es ſind nämlich Allemannen. Dann haben nachweislich die Schweden erſt im 16. Jahrhundert von den Schweizern etwas von dieſer Einwanderung gehört; bei ihnen ſelbſt war dieſe Tradition früher nicht einheimiſch. Allerdings erzählt ein Luzerner Oberſchreiber Joh. Fründ († 1468), einſt hätten 6000 Schweden und 1200 Frieſen mit Weib und Kind ihre Heimath verlaſſen und ihre neuen Wohnſitze hier am Pilatus aufgeſchlagen; das neue Land aber nannten ſie Suitia nach ihrer alten Heimath Suetia. Soviel Beſtechendes nun auch dieſe Wanderſage haben mag, ſo iſt ſie doch mit Vorſicht aufzunehmen. Es ſteht ihr eine andere Geſchichte des Züricher Chorherrn Hemmerlin gegenüber, der mit ebenſoviel Hartnäckigkeit behauptet, die Schweizer ſeien Abkömmlinge der alten unter Karl dem Großen dahin deportirten Sachſen. Ihren Namen trügen ſie

von dem „Blutschweiße", den sie in fremden Kriegsdiensten geschwitzt hätten. Nun besitzen wir auch eine niedersächsische Schützensage, die nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Sammler in die skandinavische Wilkinasaga übergegangen ist. Es ist die bekannte vom kunstfertigen Schmied Wieland und seinem Bruder, dem Schützenkönig Eigil, die unzweifelhaft älter ist als die Tokosage, denn sie reicht ins 6. Jahrhundert zurück.

Hierin scheint sich die Grausamkeit des Tyrannen auf beide Brüder gleichmäßig vertheilt zu haben. Wieland wird gefesselt und gelähmt, erfindet aber, dem griechischen Dädalus gleich, die Kunst des Fliegens und entrinnt seinem Peiniger. Nun hält sich der Wütherich an dem Bruder, dem Schützen Eigil, und es wiederholt sich die Scene mit dem Apfelschuß, ganz ähnlich wie bei Saxo Grammatikus.

Daß die Eigilsage aber eine ursprünglich deutsche war, beweist außer dem ausdrücklichen Zeugniß ihrer Sammler auch die Etymologie des Wortes eigil. Dies bedeutet zunächst „schreckenverbreitend", dann „hellsehend", und läßt sich schon im 9. Jahrhundert urkundlich nachweisen. In Bonn existirt noch der Familienname „Schützeichel", und bekanntlich nennt man am Rhein und an der Mosel alte Gemäuer aus Römerzeiten wie in Mainz: „Eigelsteine". Nicht anders verhält es sich mit dem Namen von Eigil's Sohn Orendel d. i. „Pfeilarbeiter" und mit Eigil's Bruder Wieland, die auch in Mitteldeutschland urkundlich nachgewiesen sind. Also was beweist dies? Daß die Schützensage nicht blos im Norden, sondern auch in Mittel- und Süddeutschland verbreitet gewesen sein muß. So finden sich auch am Rheine außer der schon früher erwähnten vom geblendeten Schützen Sooneck ähnliche, wie die vom Helden Puncher von Rohrbach bei Heidelberg, der gezwungen wird, seinem Sohne einen Denar vom Haupte zu schießen; auch er steckt noch einen zweiten Pfeil zu sich u. s. w. Also was geht

aus allem dem hervor? Wir haben hier eine uralte, indogermaniſche Naturſage vor uns. Findet ſich doch auch bei den Perſern eine ganz ähnliche Sage vom Apfelſchuß, und ſchwerlich hat ſie der Orient vom Occident entlehnt; eher umgekehrt. Die perſiſche Sage theilt uns der Gelehrte Benfey folgendermaßen mit:

„Ein König hatte einen Lieblingsſklaven; dieſem pflegte er einen Apfel auf den Kopf zu legen und darnach mit ſeinen Pfeilen zu ſchießen. Jedesmal ſpaltete er den Apfel, der Sklave aber war währenddeß vor Furcht krank.“

Dieſe Sage erſchien 1175 von einem perſiſchen Dichter behandelt, iſt aber ſicher viel älter. Ihr tiefer Sinn bedeutet wohl den ſiegreichen Kampf des Sonnengottes mit ſeinen Strahlenpfeilen gegen den Winterdämon. Dabei ſtellt der Apfel oder anderwärts die Nuß muthmaßlich den noch winterlich ſchlummernden Samenkern des noch nicht geborenen Sommerlebens vor. Ja, man kann den bedrohten Knaben ſelbſt für ein Sinnbild der Pflanze, das gehegte Schoßkind des Sonnengottes betrachten, das er mit ſeinem Strahlenpfeil im Hochſommer bedroht.“

„Recht ſinnig!“ bemerkte eine Dame unſerer Geſellſchaft, — „aber es will mir ſcheinen, als ob die Herren Mythologen alles mit ihren „Sonnenſtrahlen“ erklären wollen.“

„Sie mögen nicht ſo ganz Unrecht haben,“ — erwiderte der Profeſſor, — „aber es unterliegt wohl keinen Zweifel, daß den erſten Sagengeſtalten Vorſtellungen von einem Kampfe des Lichts mit der Finſterniß, des Sommers mit dem Winter zu Grunde lagen. Die Natur der Sache, der kindliche Standpunkt unſerer Vorfahren, die erſten Anſchauungen in der Schöpfung ſelbſt gaben dieſe Sagenkeime und urſprünglichen Bilder an die Hand. Die Sagenvergleichung mit dem Nachweis dieſer Aehnlichkeit und der Verwandtſchaft der Bilder beſtätigt dies, und noch ſind deutliche Spuren in unſeren Volksgebräuchen erhalten. Die mimiſch

dargeſtellten Zweikämpfe mit Bären und Drachen, die Einholung der entführten Maibraut, die Vertreibung des perſonifizirten Winters in Geſtalt eines Strohmanns u. dergl. gehen alle auf dieſe beliebte Vorſtellung hinaus. Mitunter rückt der Frühlingsgott mit Laub geſchmückt wie ein Belagerer heran, ja er heißt geradezu „König Grünewald", und ſo entſtand ja auch die bekannte Sage vom „wandelnden Walde", die Sie aus Macbeth kennen."

„Aber Herr Profeſſor!" rief Einer unſerer Geſellſchaft, — „wir verlieren uns ja ganz im Nebelmeer der Mythologie. Wo bleibt denn unſer Tell? Wo taucht denn der Name „Tell" zuerſt auf und was bedeutet er?"

„Ja, ich verſtehe, was Sie meinen," verſetzte unſer Profeſſor, — „Sie wollen ſagen, bis jetzt ſei Ihnen noch kein ſagenhafter Schütze, Namens Tell, begegnet, und es könne ſehr wohl einen wirklichen Tell gegeben haben, der Aehnliches vollbracht, wie der ſagenhafte Eigil, Toko, oder Wulf in Holſtein oder Clondesly in England u. a. Nun, es fehlt auch nicht an Sagenhelden, Namens Töllo oder Tell von mehr rieſenhaftem Charakter, die auf den von Schweden und Eſthen bevölkerten Inſeln Oeſel, Dagden u. a. am finniſchen und Rigaiſchen Meerbuſen zu Hauſe ſind. Wie man in der Schweiz eine Tellsplatte zeigt, ſo auf den beiden oben genannten Inſeln einen Tellsſtein. Wie man in der Schweiz auch von drei Tellen ſpricht, worunter man die drei Koryphäen des Rütlibundes verſteht, und einer Tellskapelle, ſo ſpricht man auch bei den Inſelſchweden von Töll und ſeinen beiden Brüdern und einer ihnen gehörigen Kapelle, die jedoch vor das Chriſtenthum fällt. Wie man in der Schweiz den ſagenhaften Tell dadurch zu einem hiſtoriſchen Nationalhelden ſtempeln wollte, daß man zu Bürglen ſein Wohnhaus zeigte und ihn zu einem Adligen machte, ſo zeigt man auch auf der Inſel Oeſel die Burg Töllift als Edelſitz

des Töllus. Wie man ferner vom Schweizer Tell erzählt, er habe bei Morgarten mitgefochten, ſo ſoll auch Töllus gegen die Feinde ſiegreich gekämpft haben. Wie endlich Tell der Volksſage nach verzaubert im Axenberge ſitzt, ſo liegt auch Töllus im Zauberſchlafe. Die Scene mit dem Apfelſchuß fehlt freilich bei dieſer Töllus-Sage, doch ſie findet ſich bei den benachbarten Finnen wieder. Dort fehlt auch nicht der in ſeinem Urſprung ohne Zweifel rieſenhafte, in Wirklichkeit ganz unmögliche Sprung auf die Felsplatte. Die Uebereinſtimmung dieſer Sagen ſelbſt kann aber nur die Sagen- oder Sprachvergleichung erklären.

Was bedeutet nun der Name „Tell"? Darüber iſt vielerlei gefabelt worden. Nach Einigen bedeutet „Tell" eine Vertiefung oder Mulde, wie unſer volksthümliches Wort: „Die Delle". Darnach heißt die Tellsplatte eigentlich die Felsplatte „an der dellen", d. i. Seeeinbuchtung oder Thalmulde. Nach Andern iſt tell eine Mauth- oder Zollſtelle, und davon leitet man die Tellenburg oder den Tellenthurm in der Schweiz her. Die bekannteſte Ableitung des Namens Tell iſt von einer Verbalwurzel dal (tal) d. h. „unnütz, albern plaudern". Mit Bezug darauf heißt es ſchon in der älteſten Schweizerchronik, die von Tell redet, im ſ. g. weißen Buche von Obwalden: „denn were ich witzig, vnd ich hießi anders vnd nit der Tall". Und ſo ſchreiben die nächſtfolgenden Chroniſten Etterlin und Tſchudi nach. Auch in dem 1511—1525 verfaßten und von Tell's angeblichen Landsleuten auf dem Markte zu Altorf aufgeführten Urner Tellenſpiel heißt es:

„Wer' ich vernünftig, witzig und ſchnell,
So wer' ich nit genannt der Thell!"

Bekanntlich hat Schiller dieſen keineswegs ſchmeichelhaften Geiſtesmakel abgeſchwächt mit den Worten: „Wär' ich beſonnen, hieß' ich nicht der Tell." Demnach wäre „Tell" eigentlich ein

Spitzname, und in welches Dilemma die Schweizer Tellsvertheidiger damit gerathen, liegt auf der flachen Hand. Um nicht wirklich den Helden zu einem „Dummerjahn“ zu stempeln, nehmen sie einen fingirten Narrenzustand an oder behaupten, der Name Tell sei doch schon damals der Eigen- und Personennamen eines Urner Geschlechts gewesen. Nun hat aber der gründliche Forscher Rochholz nachgewiesen, daß es in Uri kein Mannsgeschlecht Namens Tell gegeben. Anderwärts kommen wohl ähnlich klingende Namen vor, wie ein Dall in Sempach. Der Schweizer Geschichtsforscher Kopp hat aus Attinghäuser Kirchenbüchern eine Namensfälschung von Tell aus Näll evident nachgewiesen. Ebenso ist in Schatdorf, der ehemaligen Filial-Kirche Bürglens, aus „trullo“ nachträglich mit blasserer Hand „de tello“ gefälscht worden; später wiederholen sich die trullo's, wie oben die Nell's. Aehnliches geschah auch anderwärts. Ein Vorkommen des Namens Tell wenigstens für den Kanton Uri erscheint mehr als fraglich. Auffallend bleibt auch der lose Zusammenhang Tell's in der gangbaren Befreiungsgeschichte: es werden ihm gewissermaßen drei geistige Vormünder gesetzt, die drei Telle auf dem Rütli: Werner Stauffacher, Walter Fürst und Arnold Melchthal. Diese sind die drei eigentlichen Freiheitshelden und werden auch von der Volkssage als die drei Telle verklärt und verzaubert in die Berge entrückt. Tell schließt sich ja von ihrer Verbrüderung nach Schiller mit den Worten aus: „Was Ihr auch thut, laßt mich aus Eurem Rath!“ — er kann nichts als sich heimlich in den Busch legen und vom Hinterhalt aus einen gemeinen Meuchelmord begehen, — wahrhaftig keine Heldenthat!“ —

„Oho!“ — fiel ich hier hitzig ein, — „wollen auch Sie das einen Meuchelmord nennen, was ein verfolgter Vater zum eigenen Schutze und zur Vertheidigung seiner Familie aus gerechter Nothwehr that?“ —

„Wer kann hier von Nothwehr sprechen?“ erwiderte ruhig

der Profeſſor. „Tell war aus ſeines Gegners Hand, auch hatte er nichts zu rächen, ſein Söhnlein war unverletzt.“

„Wohl!“ — entgegnete ich, — aber was mußte Tell von der Rache des Wütherichs erwarten, wenn er mit Uebermacht ſeiner oder ſeiner Familie habhaft wurde? War es nicht ſeine Pflicht, dem zuvorzukommen und iſt es nicht an und für ſich eine verdienſtliche That, ſein Land von einem Tyrannen zu befreien?“

„Wir wollen darüber nicht ſtreiten, junger Mann,“ — erwiderte der Gelehrte, — „wir kommen hier auf das heikle Kapitel der Moral, und ich habe da andere Anſichten. Jedenfalls kann ich die Ermordung Geßler's für keine heroiſche That halten. Ruft doch ſchon in einem 1542 aufgeführten Tellen-Schauſpiel von Joh. Ruoff bei Geßler's Ermordung einer ſeiner Knechte: „Wär hat's thon? Gewüß kein Bidermann!“ — Und dieſes peinlichen Gefühls werde ich nur ledig, wenn ich mir ins Bewußtſein rufe, daß ich es auch hier nicht mit einer wirklichen Begebenheit, ſondern eben nur mit einem urſprünglich mythologiſchen Bilde zu thun habe. Tell, — deſſen Namen die Mythologen für eine Abkürzung des Sonnengottes Heim-dall, des beſten Schützen, erklären und das ſoviel bedeutet wie der „Strahlende“,* — erlegt mit ſeinem Sonnenpfeil ſeinen Gegner, den böſen Winterrieſen, denn kein anderer iſt Geßler.“

„Wie? Iſt denn auch kein Geßler geſchichtlich nachweisbar?“ warf hier Jemand von uns ein.

„Nein!“ verſetzte unſer Profeſſor, — „wenigſtens kein habsburgiſcher Landvogt dieſes Namens um's Jahr 1307. Der Name „Geßler“ iſt zwar in der Schweiz ſehr verbreitet, aber erſt 1375 kommt ein Vogt dieſes Namens zu Grüningen und Rapperswyl vor. Um 1307 gab es in den drei Waldſtätten überhaupt keine

* Auch ſeinen Vornamen „Wilhelm“ bringt man mit der Vorſilbe des Wortes Heimdall zuſammen; andere denken an eine Analogie mit dem verwandten engliſchen Schützen William Cloudesly.

Reichsvögte; denn zu Kaiſer Albrecht's I. Zeiten waren Uri und Unterwalden keine Reichsländer und in Schwyz lag die Verwaltung in den Händen eines Landammanns. Die Burg Brunegg kam erſt Ende des 14. Jahrhunderts an einen Ritter Heinrich II. Geßler. Auch die Burg Küßnacht gehörte damals keinem Geßler. Ein Sohn dieſes Heinrich II. heißt Hermann. Kleinlicher Klatſch und geringfügiger Streit der Bauern haben dieſen Hermann und ſeinen Vater Heinrich zu Verräthern am Herzog von Oeſterreich und an Rapperswyl geſtempelt. Dabei ward ein Dienſtmann Hermann Geßler's, ein Zürcher Bürger, vom öſterreichiſchen Herzog, mit dem ſich Geßler inzwiſchen wieder verglichen hatte, auf eine Anklage der Veruntreuung hin grauſam verſtümmelt und geblendet. Da ſein Herr, Hermann Geßler, ſich ſeiner nicht annahm, ſondern auf des Peinigers Seite ſtand, ſo ſchob man ihm die Mitſchuld zu. So kam es, daß ſpäter Herrmann Geßler als Partiſan jenes Vogtes Landenberg erſchien, der den alten Melchthal blenden ließ. Durch Tſchudi und Joh. v. Müller kam auch Hermann Geßler v. Brunegg als Landestyrann in den Schiller'ſchen Theaterzettel. Ja, der Name „Geßler" wurde infolge deſſen ſo verhaßt, daß noch bis in die jüngſte Zeit die Träger deſſelben in der Schweiz davon zu leiden hatten.

Die Unabhängigkeit der Waldſtätte war nicht die Errungenſchaft einer Verſchwörung von 33 Männern unter Albrecht I., ſondern in Folge langen Ringens gegen Habsburg's Oberhoheit, deren Schlußpunkt der Sieg bei Morgarten (1315) über Herzog Leopold von Oeſterreich bildete. Albrecht hat den Waldſtätten nachweislich nichts zuleide gethan. Obwohl er ſich zwar ſeine Rechte nicht ſchmälern ließ, achtete er doch das Herkommen und ernannte die Landammänner aus einheimiſchen Geſchlechtern. So bekleidete in Altdorf ein Attinghauſen, in Schwyz ein Stauffacher und Yberg dieſes Amt. Wohl mochten die

Waldstätte unruhig und besorgt sein; denn auch Albrecht war auf neue Erwerbungen bedacht; doch weiß die Geschichte nichts von einer Erhebung derselben zu damaliger Zeit. Daß man gleichwohl eine solche in seine Regierung verlegt hat, mag sich aus dem finstern, abstoßenden Wesen dieses Kaisers erklären, so daß er den ganzen alten Groll gegen Habsburg auf sich nehmen mußte. Immerhin mögen früher Bedrückungen der Amtleute vorgekommen sein, die man auf übermüthige Vögte übertrug. So erzählt der Züricher Chorherr Hemmerlin von einem Schloßfräulein, dessen Geist den Burgvogt verfolgt, weil er ihr Gewalt angethan. Und ein Junker Wilh. Geßler soll seine Gemahlin Anna mehrere Wochen heimlich im Kerker zu Brunegg gefangen gehalten haben. So entstand die Sage vom gefangenen „Schloßfräulein von Brunegg", woraus Schiller seine Bertha schuf, die von Rudenz (aus einem seit dem 14. Jahrhundert beurkundeten Unterwaldner Geschlecht) und Melchthal bei der Erstürmung und Verbrennung der Burg gerettet wird.

Andrerseits liegt in den überlieferten Handlungen und Aeußerungen des Landvogts Geßler gar so keine große Vergewaltigung, als daraus gemacht wird. Wenn er z. B. beim Vorbeireiten an Werner Stauffacher's neugebautem Wohnhause nach Schiller ausruft:

„Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt,
Ich will nicht, daß der Bauer Häuser baue
Auf seine eigene Hand. Ich werd' mich unterstehn,
Euch das zu wehren. . . ."

so entspricht dieser Ausspruch nur dem üblichen Landrecht, nach dem ohne Wissen und Erlaubniß der Obrigkeit nicht gestattet war, die Zahl der bestehenden Häuser und Sondergüter, zumal mit Schmälerung des Gemeindelandes zu vermehren. Auch der gehässige Nebenbegriff, der in den Namen „Zwing-Uri" gelegt wird, schwindet bei näherer Betrachtung, indem „Twing" ursprüng-

lich nichts wie „Eigenthum“ bedeutet, abgeſehen davon, daß bei Altorf ſich keine Geßlerburg nachweiſen läßt.

Sie ſehen, meine verehrten Damen und Herren,“ — ſo ſchloß der Profeſſor ſeine Beweisführung, — „daß der wackere Schütze Tell als Tyrannenmörder in das Bereich der Mythe gehört, wie Geßler als grauſamer öſterreichiſcher Landvogt aus der Geſchichte zu ſtreichen iſt. Das angebliche Scheuſal und Schreckensgeſpenſt verſchwindet bei näherer Beleuchtung in nichts.“

„Ja, das iſt recht häßlich von den Herren Gelehrten,“ — ſchmollte eine der Damen, — „daß ſie von den ſchönſten Geſchichten nichts Wahres übrig laſſen. Ich kann es mir trotzdem nicht recht vorſtellen, wie man ſo lang und ſo feſt an die Exiſtenz eines Tell glauben konnte und bis auf den heutigen Tag noch Erinnerungsſtätten an ſeinen Namen zeigt, wenn es nicht irgendwo in der Schweiz einen Mann dieſes Namens gegeben hätte, der ſich in der Geſchichte der Befreiung ſeines Landes durch irgend eine beſondere That ausgezeichnet hätte.“

„Was Sie da ſagen, verehrtes Fräulein,“ — erwiderte der Profeſſor, — „hat ſicherlich ſeine Berechtigung und will ich und kann ich Ihnen dieſen Glauben nicht benehmen. Es iſt wahrſcheinlich, ja es wird ſogar durch die amtliche Ausſage von 114 Perſonen in Uri (1388), welche ausdrücklich erklären, daß ſie den Tell noch gekannt hätten, beſtätigt, daß es einen Tell gegeben hat. Derſelbe mag immerhin ein kühner Schütze und muthiger Fährmann geweſen ſein, ſich vielleicht auch durch irgend eine freimüthige Handlung gegen öſterreichiſche Amtleute bemerklich gemacht haben, aber daß er durch eine auffallende That, wie gar Tyrannenmord, entſcheidend in die Befreiungsgeſchichte ſeines Volkes eingegriffen habe, iſt hiſtoriſch durchaus unverbürgt. Schwerlich wird die überlieferte Verweigerung der Reverenz vor Geßler's aufgeſtecktem Hute jene folgenſchwere That Tell's geweſen ſein. Auch dieſer Zug der landläufigen Tellsgeſchichte

ſteht auf ſehr ſchwachen Füßen. Denn einmal findet ſich in dem benachbarten und ſtammverwandten badiſchen Taubergrunde ganz dieſelbe Sage von der zwangsweiſe anbefohlenen Verehrung eines aufgeſteckten Vogtshutes, andrerſeits läßt ſie ſich auf einen ganz harmloſen Ortsgebrauch von der Aufſteckung eines Bauernhutes zum Zeichen des Weiderechts zurückführen, und jene anbefohlene Reverenz iſt wohl nur eine bloße Erdichtung.

Was nun das lange Feſthalten an der Wahrheit der Tellsgeſchichte betrifft, ſo läßt ſie ſich ſehr wohl erklären. Nachdem ſie, obgleich die gleichzeitigen Chroniſten nichts davon berichten, wohl durch Hereinziehen mündlicher Ueberlieferung und volksthümlicher Tellenlieder, ſowie verwandter beliebter Sagen, 200 Jahre ſpäter von den Chroniſten Ruß, Etterlin und namentlich dem antiöſterreichiſch geſinnten Tſchudi zum Evangelium geſtempelt worden war, wagte faſt niemand daran zu zweifeln. Nur zaghaft und insgeheim regte ſich hie und da ein Bedenken. So hat ſchon 1607 ein Freiburger Profeſſor Guillimann in einem Privatbrief die landläufige Tellgeſchichte für eine bloße Fabel erklärt. Als aber 1760 der Berner Pfarrer Freudenberger in einer anonymen Schrift: „Guillaume Tell, fable danoise“ die Exiſtenz Tell's leugnete und eine deutſche Ueberſetzung unter dem Volke verbreiten wollte, da ließ die Regierung von Uri dieſelbe durch Henkershand verbrennen und verlangte auch von den übrigen Kantonen den Ausdruck ihres Mißfallens. Auch der bekannte Joh. v. Müller, dem Schiller in ſeinem Drama den ehrenvollen Titel eines „glaubenswerthen Mannes“ giebt, ſpricht ſeine Bedenken und Zweifel bezüglich der Exiſtenz Tell's unverhohlen aus (1785). Und in der Neuzeit hat zuerſt Profeſſor Kopp in einer Reihe von gründlichen Arbeiten die Haltloſigkeit der bisherigen Ueberlieferungen der Schweizer Geſchichte ſchonungslos dargethan, die Nebel, welche dieſelben einhüllten, zerſtreut und der Wahrheit zum Sieg verholfen. Zahllos

ſind denn nun die nachfolgenden Schriften, theils zur Vertheidigung und Rettung eines geſchichtlichen Tell, meiſtens aber zur gründlichen Widerlegung der geläufigen Tradition, wie die Werke Huber's, von Rochholz u. v. a.

Es bleibt mir noch ein Wort übrig von den Tellslokalitäten, ſpeziell von den Tellskapellen zu ſagen. Die Kapelle in Bürglen bei Tell's angeblichem Wohnhaus und die an der Tellsplatte ſtammen erſt aus dem 16. Jahrhundert, und alle Beziehungen zu dem Befreier der Schweiz ſind nachweislich erſt ſpäter aufgebracht und vermuthlich durch ähnlich klingende Ortsbenennungen in der Nachbarſchaft z. B. Tellingen bei Bürglen veranlaßt worden. Auch ſtanden die üblichen Bittfahrten und Prozeſſionen urſprünglich nicht mit Tell in Verbindung. Die Seefahrten hingen zum Theil mit alten Einſegnungen der Fiſchweide zuſammen, theils gab es Prozeſſionen nach Steinen zur Kapelle bei Stauffacher's Haus und nach Bürglen zu einer Heiligen, Namens „Kümmerniß", einer Perſonifikation des Herzeleids. — Die Tellsplatte endlich hieß, wie ich bereits bemerkt, urſprünglich die „Platte an der dellen", d. h. an der Einbuchtung des Sees. Dies führte zur Erfindung der Sage des verwegenen und rieſenhaften Sprunges unſeres Helden zu ſeiner Rettung, woran zahlloſe Züge in Mythen von verfolgten Göttern und Heroen, ſowie fliehenden Rieſen anklingen. Es fehlt auch in unſerer Tellſage nicht an unglaublichen Ungeheuerlichkeiten zur Ausſchmückung dieſes Rieſenſprungs. So ſoll der Vater nach einer Verſion ſogar noch ſein Söhnlein im Arme beim Sprunge hinübergerettet haben. Daß man aber an Lokalitäten Sagen angeknüpft, um ihren Namen zu erklären, darf Sie nicht wundern, — meine verehrten Damen und Herren! — Sie haben ja am Rhein ganz Aehnliches. Hat man nicht aus Mauts-turm d. i. Zollthurm, oder nach Anderen aus Muſeturm d. h. Auflauerthurm einen „Mäuſethurm" gemacht und daran die bekannte Sage vom

hartherzigen Biſchof Hatto geknüpft? Und wie ſteht's mit der Lorelei, urſprünglich Lurlei d. h. „Lauerfels", oder nach Anderen „Echofels?" Und ſchauen Sie da drüben den Pilatus, wie er jetzt im Abendnebel einem weißen Filzhut gleicht, der Etymologie vom lat. pileatus entſprechend? Hat man dort nicht aus Mißverſtändniß den irrenden Geiſt des römiſchen Landpflegers Pilatus hinverſetzt?"

Unwillkürlich ſchauten wir nach dem bezeichneten Berge. Glühend war während unſeres Geſprächs der ſcheidende Sonnenball hinter den Höhen verſchwunden. Leichte Nebelſchleier ſenkten ſich über die in dunkelblauen, violetten und rothbraunen Tinten verdämmernden Berge. Den in wunderbaren Farbennüancen ſchimmernden See durchfurchten nach allen Seiten hin Schiffe und Kähne in bunter Abwechslung; ein unnennbarer Zauber lag über den glitzernden Wogen und dem ſich immer mehr verſchleiernden Gebirge. Wie eine Nebelkappe hatte der Pilatus ſeinen Hut aufgeſetzt, der den Bewohnern wie ein ſicherer Wetterprophet für den folgenden Tag einen ſchönen Himmel prophezeit. Darauf machte uns der ortskundige Gelehrte aufmerkſam, indem er den üblichen Vers zitirte: „Hat der Pilatus einen Hut, dann wird das Wetter gut!" Mit dieſer tröſtlichen Ausſicht wollte er ſich verabſchieden.

„Wiſſen Sie, Herr Profeſſor, daß ich Ihnen recht böſe bin," ſagte eine Dame unſerer Geſellſchaft, „daß Sie uns den Glauben an die Wahrheit der ſchönen Tellsgeſchichte benommen haben, — aber das ſchadet nichts. Unſer Schiller hat den wackeren Schützen ſo unſterblich verherrlicht, daß ihn kein Gelehrtenſtaub unſichtbar machen, kein Secirmeſſer geſchichtlicher Kritik tödten kann. Darum wird es wahr bleiben, was der Dichter ſagt:

„Erzählen wird man von dem Schützen Tell,
So lang' die Berge ſteh'n auf ihrem Grunde."

„Jetzt ſind Sie auf dem rechten Wege," entgegnete der

Professor, — „für die Poesie und die ästhetische Erbauung ist es ganz gleichgiltig, ob eine Geschichte wahr sei oder nicht. Ja, ich möchte behaupten, daß unsere Künstler die wirkungsvollsten Stoffe nicht aus dem wirklichen Leben, sondern aus den Sagen und Märchen, aus ihrer eigenen ewig schaffenden Phantasie schöpften. Selten, oder vielleicht nie boten die alltäglichen, oder doch in ewigem Kreislauf sich wiederholenden Ereignisse des Lebens dem Künstlergeiste den geeigneten Stoff, stets mußte er das vorgefundene Material umbilden nach seiner Phantasie; stets flüchtet sich der Geist aus der Prosa des Alltaglebens in das Reich der Gedanken, — nur da findet er Trost und ewig neue Nahrung; denn, wie Schiller sagt:

„Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie:
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie! —"

(34) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Digitized by Google

Schubert (Hamburg), Zahl und Zahlen.
Brausewetter (Genf), Henrik Ibsen.
Richter (Halle a. S.), Die Deutschen Vorreformatoren.
Socin (Basel), Der Kampf des niederdeutschen Dialektes.
Jungbann (Kassel), Abwechselung in der bildenden Kunst.

Einladung zum Abonnement!

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit

Prof. Dr. **v. Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

Franz von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

(Heft 1—16 umfassend.)

Im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige.

In diesem zweiten Jahrgange der Neuen Folge werden vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen folgende Beiträge erscheinen:

v. Orelli (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
Kalischer (Berlin), Musik und Moral.
Diercks (Charlottenburg). Ueber den spanischen Nationalcharakter in seiner Verwandtschaft und Verschiedenheit verglichen mit dem der anderen romanischen Nationen.
Graeffner (Berlin), Gymnasium und Eltern und ihre Stellung zur Ueberbürdungsfrage.
Thümmel (Lüben), Der gerichtliche Zweikampf und das heutige Duell.
Breitenbach (Bonn), Ueber das Deutschthum in Süd-Brasilien.
Keferstein (Hamburg), Volkserziehung und Staatspädagogik.
Baumeister (Karlsruhe), Moderne Stadterweiterungen.
Jendl (Gera), Jugendtypen.
Fuld (Mainz), Sozialreform im Deutschen Reich.
Ratzel (München), Die praktische Bedeutung der Handelsgeographie.
v. Kluckhohn, Zur Erinnerung an Gustav Waitz.
v. Holtzendorff (München), Staatsmoral und Privatmoral.
Siewert (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.
Laas (Straßburg i. E.), Idealistische und positivistische Ethik.
Meyer (Bonn), Ueber den Religionsunterricht in der Schule.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen

und

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.

Mit diesen beiden Sammelwerken, welche sich gegenseitig ergänzen (denn Vorträge und Abhandlungen, welche von der „Sammlung" ausgeschlossen sind, bilden bei den „Zeitfragen" das Hauptmotiv), dürfte eine bisher tief empfundene Lücke wirklich ausgefüllt werden.

Die **Sammlung** bietet einem Jeden die Möglichkeit, sich über die verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen und ist auch wiederum so recht geeignet, den **Familien, Vereinen** ꝛc. durch Vorlesung und Besprechung des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und zugleich bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders hervortretenden wissenschaftlichen Interessen unserer Zeit berücksichtigt, als: **Biographien berühmter Männer, Schilderungen großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge**; und erforderlichen Falls durch **Abbildungen** erläutert. Rein politische und kirchliche Partei-Fragen der Gegenwart bleiben ausgeschlossen (s. Zeitfragen).

Die **Zeitfragen** sind ganz besonders dazu angethan, die, die Gegenwart besonders berührenden Interessen in einer den Tag überdauernden Form uns in allgemein verständlicher Weise vor Augen zu führen und geben somit Gelegenheit, sich über die brennendsten Tagesfragen ein erschöpfendes Verständniß zu verschaffen. Dieselben nehmen sich die **großen Angelegenheiten der Gegenwart, die Streitfragen der Schule und des Unterrichtswesens, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der Literatur und Kunst, des Staates und der auswärtigen Politik** ꝛc. ꝛc. zum Gegenstande ihrer Betrachtung.

Verzeichnisse der bisher erschienenen **744** Hefte der **Sammlung** und **Zeitfragen**,

1. nach Serien und Jahrgängen geordnet,
2. nach Wissenschaften geordnet,

sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen, welche auch Bestellungen und Abonnements auf die **Neue Folge 2. Jahrgang** annehmen.

Bei Bestellungen wolle man sich des angehefteten Bestellzettels bedienen.

J. F. Richter, Hamburg 21 Bleichen 31

MAY 21 1887

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 2.

Die Stenographie.

Nach
Geschichte und Wesen.

Von

Hans Moser.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

Ueber Kunst, Musik und Verwandtes:

(22 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11 Mark.)

Adler, Die Weltstädte in der Baukunst. 2. Aufl. (51) ..... M —.60
—, Der Felsendom und die heilige Grabeskirche zu Jerusalem. Mit 2 Lithographien. (188) ..... „ 1.20
Blümner, Dilettanten, Kunstliebhaber und Kenner im Alterthum. (176) „ —.80
— Technische Probleme aus Kunst und Handwerk der Alten. (278) „ —.75
Bruchmann, Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie. (391) ..... „ —.60
Bucher, Ueber ornamentale Kunst auf der Wiener Weltausstellung. (203) „ 1.—
Dobbert, Die monumentale Darstellung der Reformation durch Rietschel und Kaulbach. (74) ..... „ —.60
Doehler, Entstehung und Entwickelung der religiösen Kunst bei den Griechen. (205) ..... „ 1.—
Furtwängler, Der Dornauszieher und der Knabe mit der Gans. Entwurf einer Geschichte der Genrebildnerei bei den Griechen. Mit 2 Holzschnitten. (245/246) ..... „ 2.—
Henke, Zeichnen und Sehen. (115) ..... „ —.75
Kaiser, Kaulbach's Bilderkreis der Weltgeschichte. (319) ..... „ —.60
Küppers, Der Apoxyomenos des Lysippos und die griechische Palaestra. Mit 1 lithograph. Tafel. (191) ..... „ 1.20
Menge, Römische Kunstzustände im Zeitalter des Augustus. (309) „ 1.—
Meyer, Bruno, Die Beziehungen der Gewerbezeichenschulen zur Kunstindustrie und zur Volksbildung. (109) ..... „ —.60
Naumann, Deutschlands musikalische Heroen in ihrer Rückwirkung auf die Nation. (170) ..... „ —.75
— Das goldene Zeitalter der Tonkunst in Venedig. (248) ..... „ 1.—
Ranke, Anfänge der Kunst. Anthropologische Beiträge zur Geschichte des Ornaments. (318) ..... „ —.60
Riegel, Ueber Art und Kunst, Kunstwerke zu sehen. (194) ..... „ —.60
Schultz, Die Tonkunst nach Ursprung und Umfang ihrer Wirkung. (422) „ —.80
Spieß, Der Tempel zu Jerusalem während des letzten Jahrhunderts seines Bestandes nach Josephus. Mit 1 Tafel. (358) ..... „ 1.—
Woltmann, Die deutsche Kunst und die Reformation. Mit 2 Holzschnitten. 2. Aufl. (31) ..... „ 1.—

In den früheren Jahrgängen der „Zeitfragen" erschienen:

Ueber Literatur, Kunst und Musik:

(15 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 11,25 M.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10) „ 1.60
Cropp, Lessing's Streit mit Hauptpastor Göze. (155) ..... M.—.80
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215) ..... „ 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? (G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.) (173) ..... „ 1.20
Genée, Das deutsche Theater und die Reform-Frage. (99) ..... „ 1.—
v. Huber-Liebenau, Ueber d. Kunstgewerbe d. alten u. neuen Zeit (136/137) „ 1.60
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10) ..... „ 1.—
Minckwitz, Entwicklung eines neuen dram. Styls in Deutschland (203) „ 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82) ..... „ 1.20
Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177) ..... „ 1.—
Schasler, Ueber moderne Denkmalswuth. (103) ..... „ —.80
—, Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik. Erste Abtheilung: Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig? (179/180) ..... „ 1.60
—, dasselbe. Zweite Abtheilung: Die moderne Oper und Richard Wagner's Musikdrama. (190/191) ..... „ 2.—

Die Stenographie.

Nach

Geſchichte und Weſen.

Von

Hans Moſer.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Es existirt wohl kaum ein Gebiet innerhalb des Rahmens der modernen Kulturäußerung, auf welchem ebensoviel gestritten und gerechtet, wärmer und selbstloser gekämpft worden wäre und noch wird, als es auf dem der Stenographie der Fall ist. Dies erscheint insofern erklärlich, als jenes Gebiet mehr wie jedes andere einer gesichteten Systematik in der Theorie, einer allseitig anerkannten Vollkommenheit in praktischer Beziehung entbehrt.

Es giebt bis heute noch keine allgemeingültige, wissenschaftliche Methode der stenographischen Kritik, und jede Meinung, jede Ueberzeugung in stenographischen Dingen muß daher, so wunderbar dies auch scheinen mag, strenggenommen noch als einfach persönliche Ansicht bezeichnet werden; da diese aber vom Individuum abhängt, welches wiederum mehr oder weniger von den geistigen Strömungenin seiner Umgebung berührt wird, so erhellt, welch' bedeutende Rolle hier Vorurtheil und Beeinflussung noch spielen dürften. Gleichwohl aber befindet sich die Stenographie bereits in manigfacher Hinsicht mit staatlichen Einrichtungen der Jetztzeit, sowie mit zahlreichen Zweigen des bürgerlichen Berufslebens in so enger Verbindung, daß einerseits eine eingehendere Befassung der Wissenschaft mit ihrer theoretischen Fortentwickelung nothwendig erscheint, andrerseits die breitere Masse des Publikums sich endlich aus dem bleiernen Schlafe der Theilnahmlosigkeit gegenüber einer Kunst ringen möchte, die dem Einzelnen das bietet, was Alle bewußt oder unbewußt ersehnen: Enthebung von einem großen Theil jenes niederdrückenden Ballastes der rein mechanischen Arbeit, Gewinn an Stunden des Lebens, die sich zu

Tagen, zu Jahren ſammeln und unſer Daſein gehaltvoller machen und reicher geſtalten.

Es dürfte aus dem Geſagten erſichtlich werden, welch' großen Schwierigkeiten Derjenige begegnet, der es unternimmt, ſtenographiſchen Streitfragen ſelbſt in unparteilichſter Weiſe näher zu treten, und ſo wollen wir uns innerhalb dieſes wiſſenſchaftlichen Vortrags zunächſt mehr auf dem auch für den Laien intereſſanteſten und verſtändlichſten Gebiet des Geſchichtlichen bewegen, unſeren eigenen Anſichten aber meiſt nur inſoweit Raum geben, als ſie ſich mit gültigen Urtheilen Anderer decken.

Nicht nur in der ſtenographiſchen Syſtemkritik, auch in der ſtenographiſchen Geſchichtſchreibung iſt bis auf unſere Tage verhältnißmäßig wenig geleiſtet worden. Die einſchlägigen Werke ſind meiſt lediglich wiederholend und ohne Prüfung der Quellen abgefaßt; ſoweit eine ſolche aber doch ſtattgehabt hat, ermangeln ſie in mehrfacher Beziehung, befremdlicher Weiſe, der unerläßlichen Objektivität und ſind auch vielfach der Zeit nach weit unter dem modernen Höhepunkt zurückgeblieben. Eine ſtreng objektiv gehaltene, auf gewiſſenhafteſtem Studium der älteren und alten Quellen beruhende, in umfaſſender Weiſe auf der Höhe der Zeit ſtehende Geſchichte der Stenographie iſt noch zu ſchreiben und wird hoffentlich nicht allzulange mehr auf ſich warten laſſen.

Daß der Wunſch, die Schreibarbeit an ſich zu vereinfachen, nicht erſt in unſerer Zeit ſich geltend gemacht hat, ſondern empfunden worden iſt, ſeit man ſich im Beſitz einer vorgeſchrittenen Kultur befand, davon giebt das Vorhandenſein der Kurzſchrift bereits im klaſſiſchen Alterthum hinreichend Zeugniß. Nicht allein die Römer beſaßen eine hochwichtige Schnellſchrift, auch die Griechen kannten die Stenographie, obwohl ſie dafür nicht ein ſtaatlich anerkanntes Schriftſyſtem ähnlich dem römiſchen hatten.

Die Unterſuchungen, welche das Vorhandenſein der Schnellſchrift in der vorchriſtlichen Zeit ins Auge faſſen, bewegten ſich

bis in sehr neue Zeit herein besonders in Bezug auf den Orient und Griechenland in einer Richtung, die befremdliche Ergebnisse zu Tage fördern mußte. Man gefiel sich darin, Stellen der alten Schriftsteller, in welchen einfach von der Thätigkeit von Schreibern die Rede ist, in philologisch nicht haltbarer Weise so auszulegen, als ob diese Schreiber Geschwindschreiber, Stenographen gewesen sein müßten. Auf diesem Wege vermag man die Anfänge der Stenographie schon bei Aegyptern und Phönikern finden, ließ man Xerxes bei der Musterung seiner Flotte von Leibstenographen begleitet sein und Xenophon, den nachmaligen großen Feldherrn, die Reden seines Lehrers Sokrates nachstenographiren. Man verstand sich sogar dazu und thut es zum Theil heute noch, jene Vereinfachung der Hieroglyphen im 7. Jahrhundert v. Chr., welche den Namen der enchorischen, demotischen, führt, als zur ältesten Geschichte der Stenographie gehörig zu betrachten.

Das Verdienst der neuesten Forschung nun ist es, in besonnener Weise dargelegt zu haben, daß auf Grund der schriftlichen Ueberlieferung wenigstens — wir heben dies besonders hervor — eine wirkliche, angewendete Stenographie bei den orientalischen Völkern garnicht, bei den Griechen erst in der zweiten Hälfte des zweiten christlichen Jahrhunderts sicher nachweisbar wird.[1] Soweit also die schrifliche Ueberlieferung, und wir müßten ihr glauben, wenn nicht ein unvermutheter Fund ganz neues Licht auf diese Ansicht würfe, durch welchen zwar nicht diese direkt umgestoßen wird, da sie sich auf eine nachweisbare Verwendung der Kurzschrift bezieht, aber doch der Beweis ersteht, daß man sich in Griechenland bereits in früher, vorchristlicher Zeit mit kurzschriftlichen Versuchen befaßt hat. Bei den Abräumungsarbeiten auf der Akropolis in Athen ist vor wenigen Jahren das Bruchstück eines Inschriftensteines ans Licht gefördert worden, der nach dem Urtheil der besten Kenner des Alterthums etwa aus der Mitte des 4. vorchristlichen

Jahrhunderts ſtammt. Dieſer Stein weiſt 26 Zeilen leider ſtark beſchädigten griechiſchen Textes auf, welcher von einem geiſtreichen Wiener Gelehrten möglichſt wiederhergeſtellt und als Bruchſtück der Darſtellung eines kurzſchriftlichen Alphabets entziffert worden iſt.[2] Nach den Ausführungen des hergeſtellten Textes haben die Buchſtaben dieſes Alphabetes aus geraden Strichen mit Haken und Bögen beſtanden. Der Inhalt der Inſchrift lautet wie folgt: „Ein ſchräger Querbalken mitten auf einem Stamme iſt I. Der fünfte der Vokale aber, Y, hat drei gegen die Senkrechte gezogene Schrägſtriche. Der erſte von den langen Vokalen nimmt als Zuthat einen ſolchen, der zweite aber zwei, oben auf jedem Schenkel einen, wobei die Senkrechte wegfällt. Die Vokalbezeichnung nun vorzuführen iſt nicht nöthig. Von den Konſonanten aber bedeutet die gerade und zwar kurze Horizontallinie unterhalb des Vokalzeichens geſetzt Delta (d), oben Tau (t), am Ende aber Ny (n); oben vorn angeſetzt Pi (p), hinten My (m), in der Mitte vorn angeſetzt Beta (b), hinten Psi (ps)." —

Wenn der Stein der Akropolis das angeführte Alter in der That beſitzt, ſo hat man in Griechenland bereits an die Vervollkommnung des Schreibgeſchäfts gedacht, als bei den künftigen Weltbeherrſchern auf der italiſchen Halbinſel die inneren Verhältniſſe noch der erſten Abklärung entgegengährten und die junge ewige Stadt ſich im Kampf um die Befeſtigung ihrer Exiſtenz gegen die kleinen Völkerſtämme ihrer nächſten Umgebung befand.

Und dennoch ſollte eben von Rom ſchon nach drei Jahrhunderten der griechiſchen Kurzſchrift ein leuchtendes Vorbild erſtehen.

Ueber die früheſte Zeit der römiſchen Stenographie ſteht nichts feſt. Es findet ſich über dieſelbe eine Stelle bei dem bekannten römiſchen Grammatiker Valerius Probus, welcher unter Nero lebte; in dieſer heißt es:[3] „Bei den Alten, als die Anwendung der Noten noch nicht bekannt war, bezeichneten be-

hufs größerer Schreibgewandtheit diejenigen, welche nur des Nachschreibens halber in den Senatssitzungen gegenwärtig waren, zur schnellen Aufnahme des Gesagten gewisse Wörter und Namen auf gemeinsames Uebereinkommen hin nur mit den Anfangsbuchstaben, und es war so nicht zweifelhaft, was diese für eine Bedeutung besaßen."

Man schrieb somit in ältester Zeit in Rom eine stark, vielfach bis auf die Anfangsbuchstaben der Worte abgekürzte Kurrentschrift, welche übrigens auch im Volke überhaupt die größte Verbreitung gewann und daher den Namen der notae vulgares [vulgus, Volk] erhielt. Die einzelnen Abkürzungen hießen singulae literae [Einzelbuchstaben], siglae, woraus unser stenographisches Wort Sigel entstand; 1100 solcher Siglen fügte den bereits vorhandenen der römische Grammatiker Ennius (um 115 v. Chr.) bei, wohl schwerlich der Dichter gleichen Namens, welcher ja viel früher lebte, 239—169 v. Chr.

Diese notae vulgares sind ausschließlich in Gebrauch gewesen bis zur Zeit Ciceros, welche der römischen Kurzschrift ein völlig neues Gepräge giebt. Am bezeichnendsten hierfür ist eine Stelle bei Plutarch,[4] welche folgenden Wortlaut hat: „Diese eine Rede [jene, welche Cato von Utica im Catilinarischen Prozeß gegen die mildere Ansicht Caesars bezüglich der Bestrafung der Verschwörer hielt, und mit welcher er die Fällung des Todesurtheils erzielte] soll dadurch erhalten worden sein, daß der Konsul Cicero die gewandtesten Schreiber vorher Zeichen gelehrt, die in kleinen und kurzen Zügen die Bedeutung vieler Buchstaben zusammenfaßten, und jene dann einzeln in der Curie zerstreut postirte."

Nach diesen Worten des alten Geschichtschreibers hätte also Cicero selbst die römische Stenographie erfunden, doch steht dem eine Aeußerung des etwas älteren römischen Philosophen Seneca entgegen, welcher bei der Erwähnung der Kurzschrift diese als „Erfindung niedriger Sklaven" bezeichnet.[5] Daß sich mit Schreibarbeit abzugeben zu jeder Zeit im römischen Staate als des

vornehmen Bürgers unwürdig erachtet wurde, ist bekannt; auch aus Cicero's Schriften, in welchen der Kurzschrift mehrfach Erwähnung geschieht, geht hervor, daß dieser mit Schreibern oder Sekretären gearbeitet hat, und wäre er in der That nach Plutarch der Erfinder der römischen Stenographie, so hätte der noch nicht hundert Jahr nach Cicero gestorbene geistvolle und vornehme Seneca unmöglich zu obiger Aeußerung kommen können, und zwar um so weniger dann, wenn er selbst der Seneca wäre, dem Einige die Vermehrung der tironischen Noten zuschreiben möchten. Plutarch stand jedenfalls auf dem im Alterthum üblichen Standpunkt, dem Herrn die Verdienste seiner Sklaven zuzuschreiben, womit die Frage sofort Klarheit erhält. Ist es doch fast allgemein gekannte Thatsache, daß Cicero sich ganz besonders der Hülfeleistungen seines früheren Sklaven, des späteren gelehrten Freigelassenen Marcus Tullius Tiro als Sekretärs bediente, mit welchem er sogar, seinen Briefen zufolge, in herzlichen, freundschaftlichen Beziehungen stand. Plutarch's Worte gelten zweifellos dem Tiro, und so führt auch die eigentliche römische Kurzschrift später den Namen der tironischen Noten, [nota hieß das Zeichen für ein gekürztes Wort] welcher allerdings erst im Mittelalter aufkommt, jedenfalls aber doch das Echo der Ueberlieferung bildet. Jenes wird von den Alten mehrfach bezeugt, und über Tiro's Person äußert Gellius: „Er war von hellem Geist und in den Wissenschaften wohl erfahren. Seiner bediente sich Cicero als Unterstützer und Helfer bei seinen wissenschaftlichen Forschungen."

Die tironischen Noten, neben denen die alten notae vulgares ungestört ihre Geltung behielten, vertreten also die römische Stenographie, und sie gelangten bei der mächtigen Blüthe der römischen Redekunst und Gerichtspflege zu außerordentlicher Bedeutung und Verbreitung. Sie wurden nicht nur in den Jugendunterricht aufgenommen, wie eine im Jahre 103 n. Chr. erlassene

Verordnung Kaiser Diocletians bezeugt, in welcher dem notarius, hier dem Lehrer der Schnellschrift, ein Monatsgehalt von 75 Denaren für jeden Schüler (etwa 6 ℳ 42 ₰) angesetzt wird, sondern es wurden mit Beginn des 3. Jahrhunderts sogar amtliche Stellen für Schnellschreiber durch den römischen Bischof Fabian in Vorschlag gebracht, in denen solche als notarii ecclesiastici die Geschichte der Märtyrer der Kirche aufzuzeichnen hatten; solcher Stenographen werden mehrere genannt. Bald darauf wird es auch Sitte, die Vorträge der alten Kirchenlehrer stenographisch aufzunehmen.

Die griechische Kurzschrift, welche in dieser Zeit erscheint, wird ebenfalls mehrfach erwähnt, doch steht sie nach dem, was die beiden Handschriften in den Bibliotheken des Vatikan und von Paris an Proben darüber enthalten, weit unter den tironischen Noten und zeigt eine Schwerfälligkeit, welche sie kaum über die Schreibschrift erhebt, weshalb der Schluß berechtigt erscheint, daß die erwähnten Handschriften vielleicht gar nicht die eigentlich im Gebrauch gewesene griechische Tachygraphie enthalten, welche möglicherweise spurlos verloren gegangen ist.[6]

Mit dem Untergang des römischen Reichs werden die tironischen Noten das Eigenthum des christlichen Klerus, dessen Amts- und Umgangssprache freilich dem Fortbestehen der griechischen Kurzschrift bald in den Weg treten mußte, obwohl in dieser noch im 5. Jahrhundert schnellschriftliche Aufnahmen gemeldet werden. Im 6. und 7. Jahrhundert wird über Papst Gregor I. (den Großen), welcher bekanntlich als abgesagter Feind des klassischen Alterthums dessen Literaturdenkmäler als Werke des Teufels erklärte, geschrieben, daß er sich der Notarien bei seiner Arbeit bedient habe; er selbst äußert in der Widmung seiner Homilien über Ezechiel an den Bischof Maximus, daß er diese von Tachygraphen aufgenommenen Reden durchgesehen und verbessert habe. Nach Ende des 8. Jahrhunderts,

im Jahre 805, verfügt Karl der Große, daß bei den Konzilien Notare hinzuzuziehen ſeien, doch beginnt der mehr und mehr um ſich greifende Verfall der Bildung die Kenntniß der tironiſchen Notenſchrift bald zurückgehen zu laſſen, wozu wohl außerdem noch die ſtrengen Verbote und Strafen, welche über gewiſſenloſe, unzuverläſſige oder fälſchende notarii publici im Gerichtsweſen zuerſt von Kaiſer Juſtinian (528—565 n. Chr.) verhängt worden, beitragen mochten. Im 9. Jahrhundert finden die tironiſchen Noten nur noch in den Kanzleien der fränkiſchen Könige Anwendung, doch vermindert ſich auch dieſe in der Folge bis zu nur noch vereinzelt hier und da vorkommenden Unterſchriften bei Erlaſſen, Rekognitionen u. dgl. Das völlige Verſchwinden der tironiſchen Noten bis auf das ſoeben angedeutete vereinzelte Vorkommen tritt im 10. Jahrhundert ein.

Die folgende Zeit weiſt bis zum 16. Jahrhundert hin für die Geſchichte der Stenographie dieſelbe Oede auf, welche die geſammte Kulturbewegung des Mittelalters charakteriſirt. Nur ein vereinzelter Verſuch in tachygraphiſchen Beſtrebungen iſt in dieſer Zeit zu erwähnen, welcher in England, dem Mutterland für die Stenographie der Neuzeit, von dem Mönch John of Tilbury, einem Freunde des Erzbiſchofs von Kanterbury, Thomas Becket, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts veröffentlicht wurde, doch war derſelbe noch ſchwach und mangelhaft genug, um auch in der Heimath des Erfinders kein ſonderliches Aufſehen zu erregen, obgleich die Bibliotheken von Florenz, Oxford und London über dieſe „Ars notaria aristotilis“ oder „notaria nova“ Handſchriften aufbewahren.

Zu Irrthümern der verſchiedenſten Art hat das Predigtweſen des 13. und der folgenden Jahrhunderte Anlaß gegeben, aus denen mehrfach gemeldet wird, daß die Predigten der berühmteſten Kanzelredner, welche von dieſen vielfach im Freien gehalten wurden, in der Form, in welcher ſie vernommen, von

Zuhörern nachgeſchrieben worden ſeien. Dies wird über die Reden des bekannten Franziskaners Bertold, Taulers, Johann Geilers von Kaiſersberg, Joannes Gerſons, des heiligen Bernhardin von Siena und Girolamo Savonarolas berichtet. Daß dieſe Nachſchriften ſich nicht mit dem Begriff einer ſtenographiſchen Aufnahme decken können, liegt ſchon darin begründet, daß man während jener Zeit die Kurzſchrift nicht kannte und ſomit unbedingt nicht imſtande geweſen ſein kann, die wörtlich getreue Wiedergabe einer Rede zu bewirken — wenn ſich nicht gerade ein Menſch mit phänomenaler Gedächtnißkraft in einzelnen Fällen damit befaßt hat. — Auch die Ausgabe der Tiſchreden Luthers, deren Wortlaut „aus ſeinem Munde" von Freunden des Reformators aufgezeichnet wurde, beruht jedenfalls nur auf der Verwendung einer Schrift, in welcher die häufigſten Worte durch ſelbſtgebildete Zeichen vertreten geweſen ſein dürften; dies war gewiß auch bei der Schrift des treuen Mitarbeiters am Reformationswerk, Dr. Crucigers, der Fall, welcher während des zwiſchen Melanchthon und Eck 1540 in Worms abgehaltenen Religionsgeſprächs mit einer erſtaunlichen Gewandtheit die ganze Disputation wörtlich nachſchrieb und dabei noch Zeit fand, dem von überſtandener Krankheit angegriffenen Freund durch eingeworfene Bemerkungen Beiſtand zu leiſten. Der Kanzler Granvella, welcher dem Reichstag präſidirte, rief darob ganz erregt aus: „Die Lutheraner haben einen Schreiber, welcher weit gelehrter iſt, als alle römiſch katholiſchen!"

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die Stenographie nicht allein in Deutſchland bis in das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts hin noch nicht exiſtirte, wohl aber eine Art Vorläuferin in der Kryptographie, Geheimſchrift, beſaß, wie ſie als die Schweſter der Alchymie, der Magie und Aſtrologie für den Aberglauben jener Zeit bezeichnend iſt. Wie gefährlich übrigens die Beſchäf-

tigung ſchon mit der Vereinfachung der üblichen Schrift war, geht daraus hervor, daß bereits der obenerwähnte John of Tilbury es für nothwendig hielt, ſich in ſeinem Werk gegen den Verdacht, daſſelbe könne ein Teufelsding ſein, zu verwahren. Viele ſolcher kryptographiſcher Schriften verfielen dem Feuer, ja auch ihre Verfaſſer, als Beförderer der „Spitzbubenſchrift", haben mehrfach dieſes Schickſal gehabt.

So wurden vom Kurfürſten Friedrich II. von der Pfalz die Schriften des Benediktinerabtes Johannes Trithemius (1462—1516) verbrannt, eines Mannes, welcher ſich voll Intereſſe auch mit den tironiſchen Noten beſchäftigte und ein Werk über Steganographie — Zeichenſchrift bei Geiſterbeſchwörungen — herausgab, das ihn in den Verdacht der Zauberei brachte. Das Gutachten, welches der Kurfürſt hatte einholen laſſen, enthielt folgenden Paſſus:

„Ich hab' mich zum Trithemio verfüget, welchen ich wohl als einen trefflichen Zauberer, aber darneben in keinem Stück der Philoſophi gefaßt befunden hab, ein Buch hat er geſchmiedtet, und demſelben den Namen Steganographia gegeben, welches ich überrumpelt, und nicht mehr denn etlicher Capitulen Anfang geleſen, aber kaum zwo Stund in Händen behalten, und negſten von mir geworffen hab, dann mich ein Grauſen und Schröcken ankam von wegen ſolcher Beſchwehrungen, und ſo Barbariſcher und ungebräuchlicher Namen der Geiſter, ich hätte ſchier geſagt, der Teuffeln, welche meines Bedunckens mehrer Theil aus frembden Sprachen genommen ſind: Aber eine Unzahl ſeltzamer Zeichen, damit die Beſchwehrungen (Beſchwörungen) bezeichnet, werden da gefunden und daß Trithemius in einer Miſſiven an Boſtium ſchreibt, es ſeyn alles heitere, klare Worte, ohne alle Verſetzung der Buchſtaben und Worten, alſo daß ſie männiglich leſen und verſtehen können, jedoch ſo werde das Secretum und Geheimniß, ſo darunter verdeckt ſeye, wol verborgen bleiben, daran hat er nicht gelogen, dann in ſeiner ganzen Stegano-

graphie läßt er hin und wieder herrliche göttliche Gebettlein einlauffen, die anſtatt eines Sendbrieffs zu einem guten Freund möchten geſchickt werden, aber in der Wahrheit ſeynd es nichts anders, denn wie das Sprichwort lautet, Crocodils-Zäher."

Die verpönte Geheimſchrift des Trithemius beruhte ſomit nicht wohl, wie meiſt angenommen worden iſt, auf dem in erforderlicher Weiſe umgewandelten Prinzip der tironiſchen Noten, welche der fleißige Forſcher noch ciceronianiſche nennt.

Der Beweis dafür, daß auch im Beginn des 17. Jahrhunderts, alſo ein Jahrhundert nach Trithemius, Deutſchland noch keine Kurzſchriftmethode beſaß, wird in einem lateiniſch geſchriebenen Buche des alten Genfer Profeſſors Franciscus Bonnaeus „De ratione discendi" („Wie man ſtudiren ſoll") von 1619 klar erſichtlich, in welchem zugleich auch der Hinweis auf die Wiederaufnahme des Studiums der tironiſchen Noten gegeben wird; es heißt dort:

„Ich beziehe mich auf unſer Zeitalter, und dieſem iſt die Methode der Schnellſchrift durch Zeichen abhanden gekommen, welche bei den Alten in ſo häufigem Gebrauch und von ſo bedeutendem Nutzen war. Freilich haben wir infolge des Buchdrucks gegenüber den Alten große Errungenſchaften voraus, indeſſen waren uns jene doch darin überlegen, daß ſie mit Hilfe der Schnellſchrift in einer Stunde mehr ſchreiben konnten, als wir in ſechs. Einige von den neueren Schriftſtellern haben verſucht, das Syſtem dieſer Kunſt wiederherzuſtellen, aber ohne Erfolg, denn wer nicht von Kindheit an ſich eifrig mit derſelben beſchäftigt hat, wird kaum jemals zu ihrem Verſtändniß gelangen. Man leſe darüber den Juſtus Lipſius in ſeinen Briefen und den Janus Gruter in der Vorrede zu dem Buche über die Noten der Alten. Indeſſen wenn ſchon die den Alten bekannte Schnellſchrift uns heutzutage nicht mehr zum Gebrauche dienen kann, ſo möchte ich doch den Studenten gerathen haben, ſich zum ſchnellen Excerpiren eigene Zeichen und zwar möglichſt viele

zu bilden. So lesen wir, daß Pico della Mirandola sich eigene schnellschriftliche Zeichen gebildet und mit denselben seine Schriften aufgesetzt habe, welche aus diesem Grunde nach dem Tode des Pico († 1494) von niemandem gelesen werden konnten."

Dieser Pico della Mirandola lebte in Florenz und war ein Zeitgenosse Savonarolas, welcher von dem als Wunder der Gelehrsamkeit angestaunten Manne sehr verehrt wurde.

Daß der während des Erscheinens der Bonnaeischen Schrift ausbrechende dreißigjährige Krieg mit seiner die Lande verderbenschwanger umlagernden Atmosphäre, seinem Tod und Verödung athmenden Walten der Besassung mit kurzschriftlichen Bestrebungen ebensowenig wie derjenigen mit irgend einem anderen Gebiet von Kunst und Wissenschaft förderlich werden konnte, ist kaum hervorzuheben; nachdem aber die geprüfte Bevölkerung mit dem Friedensschluß sich wieder zu ermannen begann und die Trümmer der kulturgeschichtlichen Blüthe des sechzehnten Jahrhunderts zu sammeln versuchte, um auf ihnen den stolzen Bau der erhabensten Bildungsstufe der Weltgeschichte zu begründen, da zeigen sich auch die ersten mattflimmernden Vorläufer an dem Sternenhimmel der modernen Stenographie für Deutschland.

Deutschland tritt seine früheste Periode der modernen Stenographie nicht auf Grund eigener Geisteserzeugnisse an, sondern verdankt die früheste Veröffentlichung einer Kurzschriftmethode England. Daselbst finden sich die ersten Versuche bereits mit Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts zuerst in den Werken von Thimoty Bright, 1588, der nach den neuesten Forschungen als der thatsächlich älteste Systemverfasser zu betrachten ist, als welcher bisher Ratcliff galt, dessen System erst 1688 ganz veraltet ein Jahr nach des Erfinders Tode herausgegeben wurde und von Peter Bales, 1590 — welcher entgegen den neuesten Untersuchungen eines englischen Gelehrten,[7] die zu widerlegen hier der Raum mangelt — darnach mit Jenem den Platz wechselt und

an zweite Stelle tritt, während der Geiſtliche John Willis von 1602 an dritter ſteht.

Die genannten Arbeiten indeß wie auch viele darauf folgende beruhten auf noch gänzlich unentwickelter Grundlage, und Biſchof Wilkins, welcher ſich übrigens auch auf dem Gebiet der Univerſalſprache bekannt gemacht hat, nennt ſie in einem 1688 erſchienenen Werke „rohe Verſuche". In der That verfolgten dieſelben, ähnlich wie die alten römiſchen Noten, den Grundſatz, ein ganzes Wort durch ein beſtimmtes Zeichen auszudrücken, woraus erhellen mag, in welcher Weiſe das Gedächtniß des Lernenden belaſtet ward. Der leitende Gedanke an die alte Schnellſchrift der Römer kommt bedeutungsvoll auch darin zum Ausdruck, daß Thimoty Bright, Doktor der Medizin und Rektor of Methley in York, welcher ſein Werk der Königin Eliſabeth von England widmete, ſich bei der Entgegennahme des Privilegiums von der Königin die Erlaubniß erbat, den Beinamen Cicero führen zu dürfen; Bright, geſtorben 1616, gilt in der ſtenographiſchen Welt Englands als der eigentliche Begründer der engliſchen Stenographie; die erſte Nachricht über ſein Syſtem ſtammt aus dem Jahre 1586; das Syſtem iſt in einem einzigen Exemplar erhalten, welches in Oxford aufbewahrt wird. In Deutſchland erwähnt zuerſt der Jeſuit Kaspar Schott in Nürnberg 1665 das engliſche Syſtem von Thomas Shelton (zuerſt wohl von 1620), und Harßdörffer veröffentlicht zu etwa derſelben Zeit das Alphabet des obengenannten John Willis, welcher Baccalaureus der Theologie war. Das erſte deutſche Kurzſchriftſyſtem aber erſchien 1678 in lateiniſcher Sprache zu Frankfurt am Main, im folgenden Jahre in deutſcher Ueberſetzung. Der Verfaſſer dieſes Werkes, anfänglich Ch. A. R. gezeichnet, nennt ſich auf ſpäteren Ausgaben von 1684 bis 1743 Ramſay; er war ein ſchottiſcher Edelmann, ſcheint aber mit ſeinem point d'honneur nicht allzu ſtreng geweſen zu ſein, denn das Buch des Charles Aloys

Ramſay, welcher in Deutſchland und Frankreich reiſte, iſt nichts Anderes, als dasjenige des Engländers Shelton, welches 1679 für das Deutſche und 1681 für das Franzöſiſche bearbeitet wurde. Die franzöſiſche, Pariſer, Ausgabe widmete dieſer literariſche Freibeuter dem König Ludwig XIV., welcher ihm dafür ein Privileg verlieh; das Werk fand infolge deſſen ſehr bedeutende Verbreitung, iſt aber der Stenographie in keiner Beziehung förderlich geworden.

Um dieſe Zeit war bereits in England eine zweite Stufe der tachygraphiſchen Fortentwickelung durch William Maſon angebahnt worden, welche zum Theil ſchon von dem 1654 auftretenden Jeremiah Rich, deſſen Syſtem eigentlich ſeinem Oheim Cartwright (1642) zuzuſchreiben iſt, und das noch bis heute in England Vertreter beſitzt, eingeleitet ward.

Nach dem Urtheil des Begründers der verbreitetſten engliſchen Kurzſchrift, des jetzt lebenden Iſaak Pitman, iſt William Maſon, deſſen Werk 1672 in London erſchien, ſpäter aber, 1707, eine ſehr gediegene Umarbeitung erfuhr, der bedeutendſte ſtenographiſche Schriftſteller des 17. Jahrhunderts; auch ſein Zeitgenoſſe, der Schullehrer Eliſha Coles (1674) vervollkommnete das ſtenographiſche Können bedeutend in ſeinem zehn Auflagen erlebenden Buche. Die politiſchen Verhältniſſe des britiſchen Inſelreichs begünſtigten infolge der vom Prinzen Wilhelm von Oranien zum Reichsgeſetz erhobenen Bill über die Rechte des Volkes und der vier Jahre darauf, 1693, eingeführten allgemeinen Preßfreiheit die Entwickelung der Stenographie, welche jetzt überall willkommen war, ungemein; außer der Menge minder guter Syſteme, welche in der Folge herausgegeben wurden, traten auch einige auf, deren Bedeutung hoch anzuſchlagen war. Unter dieſen Nachfolgern Maſon's ſind namentlich John Weſt und Thomas Gurney zu nennen; insbeſondere vereinfachte Letzterer, 1705 in Bedfordſhire geboren,

das System seines Meisters ganz außerordentlich und bekleidete eine ausgebreitete Thätigkeit an den Londoner Gerichtshöfen. Gurney's Werk von 1753 wurde achtmal aufgelegt und erschien 1778 in der neunten, von seinem Sohne Joseph besorgten verbesserten Auflage mit dem Bildniß des Erfinders; dieses System bildet noch heutigen Tags Englands offizielle Parlamentsstenographie. Eine dritte Stufe der englischen Kurzschrift vermittelt John Byrom, geboren 1691 zu Kersall bei Manchester, ein tüchtiger Stenograph und Mitglied der Königlichen Gesellschaft und des Trinity-College zu Cambridge. „Die Veröffentlichung des Byromschen Systems 1767 bildet eine neue Aera in der Geschichte der Kurzhand," sagt Lewis, ein englischer Autor über Stenographie zu Beginn unsres Jahrhunderts, und mit Recht, denn auf Byrom und dessen Schüler, dem sieben Jahr späteren Palmer fußend, konnte nach Vorantritt William Williamson's, Samuel Taylor, die Säule der englischen, französischen und älteren deutschen Stenographie, im Jahre 1786 sein „Universal System of Stenography or Shorthand-Writing" zu London herausgeben. John Byrom vollendete sein System, welches den ersten Grund zu einer praktisch und theoretisch brauchbaren Kurzschrift legte, bereits 1720, hat aber wohl infolge zu großer Bescheidenheit oder Zaghaftigkeit dasselbe lange Zeit hindurch, ohne es durch den Druck zu veröffentlichen, privatim gelehrt. Ein gewisser Aulay Macaulay wurde ebenfalls mit dem System bekannt und gab es ganz eigenmächtig heraus. Das Lob, welches er für die Vorzüge „seines" Systems erntete, ist somit gestohlenes Gut. Byrom sah sich durch diesen Mißerfolg nicht entmuthigt, er verbesserte vielmehr sein Werk immer mehr, und ließ im Jahre 1749 für seine Schüler 50 Exemplare desselben als Manuskript drucken; erst vier Jahre nach seinem 1763 erfolgten Tode erschien es im Buchhandel. Zu dem Schluß dieser Periode gehört Thomas Hervey, dessen System

von 1779 wegen des wiſſenſchaftlichen Charakters des Alphabets hier genannt werden muß. Zur größten Bedeutung und Verbreitung indeſſen gelangte das Werk Samuel Taylors, welcher Profeſſor der Moralphiloſophie zu Oxford und Lehrer der Stenographie an den Hochſchulen Schottlands und Irlands war.

Taylor vollendete, was Byrom begründet, Palmer und Williamſon verbeſſert und erweitert hatten, und er that dies mit einem Scharfblick, einem Talent und einer Umſicht, die ſein Syſtem noch heute als das in der engliſchen Praxis wohl vorwiegendſte gelten laſſen. Im Jahre 1786 erſchien ſein „Verſuch zur Herſtellung eines allgemeinen, muſtergiltigen Stenographieſyſtems", in deſſen Vorwort er eine rückſichtsloſe Beurtheilung der bisherigen Kurzſchriften und ihrer Mängel hauptſächlich hinſichtlich der Auswahl der Schriftzeichen veröffentlichte. Gleichwohl und ungeachtet der Uebertragung der Taylorſchen Grundſätze nach dem Kontinent, beſitzt aber auch dieſes Syſtem noch mehrfache Schwächen, unter welchen eine ſchwierige Lesbarkeit nicht die geringſte iſt. Ein etwas früher, 1780, hervortretender Zeitgenoſſe des Oxforder Profeſſors, Dr. William Mavor, ſteht inbezug auf Vervollkommnung des Verfahrens auf gleicher Höhe, ja in Einzelheiten noch über jenem, ſeine Kurzſchrift hat indeſſen mehr in Amerika, welches kaum eigene Stenographieſyſteme beſitzt, Verbreitung gefunden.

Die Kurzſchriftmethode Taylor's fand auch in Deutſchland bald Eingang, aber nicht unmittelbar, ſondern erſt durch die franzöſiſche Uebertragung von Bertin. In Frankreich waren zwar während der zweiten Hälfte des ſiebzehnten und während des achtzehnten Jahrhunderts Anläufe, die Stenographie einzubürgern, unternommen worden, — es ſei hier beſonders an Ramſay erinnert —, aber erſt im Jahre 1787 zieht ein ſtenographiſches Syſtem von Coulon de Thévenot die Aufmerkſamkeit auf ſich, welches lebhaften Anklang fand und heute noch in Frankreich verwendet wird. Thévenot war ein vorzüglicher

Stenograph, gleich ſeiner Tochter, und erfreute ſich auch ſpäterhin der Begünſtigung des Conſeils für den öffentlichen Unterricht. Sein Lehrbuch zählt mehr als zwanzig Auflagen. Bald ſollte aber dieſem allein in Frankreich herrſchenden Syſtem ein überlegener Nebenbuhler in der Uebertragung von Taylor's berühmter Methode durch Théodore Pierre Bertin erſtehen, welcher unter dem engliſchen Profeſſor ſelbſt Stenographie erlernt hatte und, nach Paris zurückgekehrt, ſich auch als Ueberſetzer aus dem Engliſchen bekannt machte.

Das Syſtem Taylor-Bertin wurde von den ſog. Couloniſten heftig bekämpft, aber ungeachtet deſſen ging es ſeinen Weg und gehört jetzt noch, gehoben durch Verbeſſerungen des Profeſſors der Stenographie und Ritters der Ehrenlegion M. Bréton, welcher ſchon in der großen Revolution 1790 als Stenograph für das „Journal des Débats" den Konventen beiwohnte und Anfang der fünfziger Jahre ſtarb, zu den vorzüglichſten Frankreichs.

Dieſe Bertinſche Arbeit bildete die Grundlage für die erſte deutſche Schnellſchriftmethode desjenigen Zeitabſchnitts, welcher dem machtvollen Aufleuchten der höchſten, der modernen Entwickelung der Kurzſchrift voranging: für das ſtenographiſche Syſtem von Moſengeil.

Schon ſeit längerer Zeit hatte ſich Friedrich Moſengeil aus Frauenbreitungen im Hennebergiſchen mit der Abfaſſung einer Schnellſchrift beſchäftigt; im Jahre 1796 gab er dieſelbe heraus. Er iſt als der eigentliche Begründer der Stenographie in Deutſchland zu betrachten, ein Vorzug, welcher durch die Wärme, mit der er in den widrigen Zeitläuften dieſer Kunſt Anerkennung zu erringen ſtrebte, an Berechtigung gewinnt. Freilich war dieſe erſte Arbeit Moſengeil's noch ziemlich ſchwach und auch die ſpätere Bearbeitung, welche von ihm als Konſiſtorialrath im Jahre 1819 vorgenommen wurde, litt an dem Kampfe mit der Schwierigkeit, die Prinzipien Taylor's, welche trotz ihres vorgeblich univerſalen Charakters nur für das Eng-

liſche und Franzöſiſche am meiſten geeignet ſind, dem ſo ganz anders gearteten Deutſchen anzupaſſen. Die einfachen geometriſchen Linien, die Gerade in verſchiedenen Lagen und der Halbkreis, welche Taylor anwendet, reichten für die Darſtellung des deutſchen Alphabets nicht aus, es mußte zur Einführung einer größeren Zahl von Unterſcheidungen, von Anhängſeln und Häkchen verſchritten werden, welche die Schrift ſchwerfällig und minder einfach machten.

Indeſſen der erſte entſcheidende Schritt war gethan, und es folgten ſich nun ſchnell verſchiedene ähnliche Schaffungen. Im ſelben Jahre mit Moſengeil trat der Konſiſtorialrath Karl Gottlieb Horſtig mit einem zweiten Syſtem hervor, in welchem ſich ſchon eine geſchicktere Verwendung des Prinzips zeigt, welches ſein Vorgänger eingeführt hatte, doch leidet auch Horſtig noch an dem Uebelſtand der ſchwierigen Lesbarkeit. Im Jahre 1798 erſchien in Nürnberg bei Bieling eine ſtenographiſche Arbeit von einem Unbekannten, R. gezeichnet, unter dem Titel „Kurze Anleitung zur deutſchen Stenographie", welche ebenfalls auf Taylor-Bertin beruhte, Horſtig nachſtand, gleichwohl aber eine zweite Auflage 1808 zu Salzburg erlebte. Es folgt nun bis in die neueſte Zeit herauf eine Reihe von ſtenographiſchen Syſtemen, welche faſt ſämmtlich auf der Horſtigſchen Arbeit beruhen und in deren kurzer Aufzählung hier der Entwicklungsgang der franzöſiſch-engliſchen Kurzſchriftmethode in Deutſchland erſichtlich werden mag, inſofern man bei der großen Zahl mittelmäßiger oder gar nur korrumpirender Bearbeitungen von Moſengeil und Horſtig von einer Entwickelung reden darf.

Im Jahre 1800 oder 1801 erſchien das Syſtem des öſterreichiſchen Oberlieutenants Danzer, welches ſich eine Zeitlang der Einführung in die Militär-Akademie in Wiener-Neuſtadt erfreute. Nach ihm arbeitete auf Moſengeil 1808 Thomas Alois Reiſchl, welcher 1835 als k. k. Landgerichtsregiſtrant, wegen einer vielſeitigen Bildung allgemein beliebt, ſtarb. Einige

völlig werthloſe Leiſtungen abgerechnet, zeigt das folgende zweite Jahrzehnt bis gegen ſein Ende hin keine nennenswerthe neue Erfindung. Erſt infolge der deutſchen Bundesakte von 1815, welche die landſtändiſche Verfaſſung und Preßfreiheit zuſagt, und der Wiener Schlußakte, welche die Oeffentlichkeit der landſtändiſchen Verhandlungen und deren Publikation verſpricht, gewinnt die ſtenographiſche Syſtemproduktion, wie dies vorher ähnlich ſchon bei Erwähnung der engliſchen Bill of Rights des Prinzen von Oranien bezüglich Englands angedeutet wurde, neue Anregung, und ſo treten mit dem Jahre 1819 faſt unmittelbar hintereinander vier neue Syſteme vor die Oeffentlichkeit. Das erſte war das des Archivraths Julius Leichtlen zu Freiburg in Baden, dann folgte Moſengeil mit ſeiner nach Horſtig verbeſſerten Stenographie, darauf in Moſengeilſcher Richtung der Oberlieutenant Berthold in München und ſchließlich ein Anonymus in Prag. Im nächſten Jahre, 1820, veröffentlichte Pfarrer Heym in Kloſter Reichenbach nach Horſtig, Elliſon von Nidleff zu Wien nach Danzer; letztere Arbeit wurde 1848 nochmals aufgelegt. Im Jahre 1822 arbeitete der Geodät Stärk in Berlin ziemlich gründlich nach Moſengeil und vervollkommnete ſich in zweiter Auflage 1829 ſo, daß er vom preußiſchen Miniſterium eine Belobigung und Geldprämie erhielt; das Stärkſche Werk kann als die beſte Bearbeitung Moſengeils gelten. Nach Horſtig erſcheint 1825 das Syſtem des Dr. Th. Thon, Profeſſors an der Univerſität Jena und eifrigen Freundes der Kurzſchrift; mehr Rückbildungen als Ergebniſſe des Fortſchritts werden durch die Syſteme von Julius Brede (1827), dem weiland bekannten Schachfreund in Hamburg, von Dr. Friedrich Erdmann, Leibarzt des Königs von Sachſen, F. J. Gerbode und Profeſſor J. Ineichen in Luzern bis 1830 geboten. Bemerkenswerth iſt der im Jahre 1830 zuerſt hervortretende J. Nowack, deſſen Tachygraphie vier Jahre

ſpäter die engliſch-franzöſiſchen Grundſätze verläßt, und welcher als Erſter die rechten und ſtumpfen Winkel verwirft, auch den Anſchluß der Schnellſchrift an die Schreiblage der üblichen Kurrentſchrift empfiehlt. 1838 veröffentlicht Billharz eine Bearbeitung von Horſtig, zehn Jahre ſpäter erſcheint auf demſelben Boden Cämmerer mit einer Lautſchrift, vielleicht nach dem etwas früheren, unbedeutenden Selwyn, und 1850 der Lehrer Chriſtian Schmidt zu Nieder-Selters, welcher nach Heym gearbeitet hat. Die von Binder 1855 und 1859 herausgegebenen „Stenographiſchen Vorlegeblätter" zeigen Horſtig wenn auch mit einigen Veränderungen, und 1857 bringt eine Arbeit des Pfarrers Fiſchbäck in Goſau das Taylorſche Syſtem. Horſtig ſelbſt iſt unlängſt ebenfalls neu wieder herausgegeben worden in Trier im Jahre 1872 von einem Unbekannten, dem jedenfalls wohl nur das geſchichtliche Intereſſe Anlaß dazu gegeben haben dürfte.

Neben dieſer Taylor-Bertinſchen Richtung in der deutſchen Stenographie zeigen ſich auch noch weitere, zum Theil vollſtändig unabhängige, originelle Syſteme, zum Theil auf Entlehnung beruhende. Als die erwähnenswertheſte Arbeit nach letzterer Hinſicht iſt das Syſtem von Meinrad Rahm zu nennen. Rahm, 1819 zu Unterhallau im Kanton Schaffhauſen geboren, bildete ſich zumeiſt aus eigner Kraft und fühlte bald den Mangel einer Kurzſchrift. Es iſt wahrſcheinlich, daß ihm ein Exemplar der trefflichen Arbeit des Franzoſen L. F. Fayet von 1832 in jener Zeit zu Händen gekommen iſt, denn das ſpäter, nach ſeinem 1847 durch einen Sturz aus dem Fenſter in Dresden erfolgten Tode von einem Freunde, G. Rahn, herausgegebene Syſtem zeigt vielfach Fayetſche Anklänge. Gleichwohl hat Rahm ſtets verſichert, ſein Werk, für welches er unverdroſſen Propaganda zu machen geſucht hat, ſei ein ganz ſelbſtändiges. Unter den ſelbſtändigen, wenn auch nicht epochemachenden Syſtemen mögen kurz genannt ſein die von Rogol 1852, Knobel 1863, Barlowski 1867, Beh-

rendt 1868, Dvorżak 1873, Willems 1874, Kolb 1875. Als ganz eigenartige, faſt kryptographiſch anmuthende Erſcheinungen ſind die Bogenſchriften von Erdmann 1826, Hauſer 1854, Felſch 1860 u. a. anzuführen. Mit dieſen Ausläufern, oder vielmehr ſchon vor ihnen, ſchließt diejenige deutſche Kurzſchriftentwickelung ab, deren erſte Anfänge dem Prinzip nach in der alten römiſchen Notenſchrift zu ſuchen ſind, denn aus dieſer entſtanden ja die Wortzeichenſchriften des Trithemius und der älteſten Engländer, die ihrerſeits von Rich und Maſon durch Grundlegung beſtimmter Geſichtspunkte erweitert wurden, ſo daß ſich darauf die engliſche Kurzſchrift zur Quelle eines Theiles der Methoden in den Ländern des Kontinentes machen konnte.

Es iſt bereits darauf hingewieſen worden, daß die ſämmtlichen deutſchen ſtenographiſchen Syſteme, denen die engliſch-franzöſiſche Methode Taylor-Bertin zu Grunde liegt, ausnahmslos fühlbare Mängel beſitzen, welche ihren Grund ſchon deshalb mit Recht ausſchließlich in der durchgreifenden Charakterverſchiedenheit des Deutſchen vom franzöſiſch-normänniſchen Idiom finden laſſen, als nicht angenommen werden darf, daß Männer wie Moſengeil, Horſtig, Leichtlen und Nowak ihre Aufgabe nicht zu erfaſſen verſtanden haben ſollten; vom Durchdringen ihres Gegenſtandes haben ſie zu triftige Beweiſe hinterlaſſen. Daher mußte denn nicht nur mit Freude, ſondern auch mit einer Genugthuung, die ſich im Grunde erſt in der neueſten Zeit vollkommen fühlbar macht, die Eröffnung eines bisher ganz ungekannten Weges zur Einkleidung der deutſchen Sprache in ein kurzſchriftliches Gewand begrüßt werden, welches ſich von einem ebenſo ſorglichen wie erfahrenen und kundigen Meiſter zugeſchnitten erwies; und zu dieſem Gewand ſollte bald noch ein zweites kommen, dem allerdings ſchon die Nachfolge des Erſcheinens als ein Fehler angerechnet wird. Mit dieſen beiden Schöpfungen hatte das Jahrhundert der Eiſenbahn, der Tele-

graphie und des Telephons auch auf dem Gebiet der Schnellschrift seine Mission erfüllt. Freilich wohl nur die eines Jahrhunderts!

Franz Xaver Gabelsberger, zu München am 9. Februar 1789 geboren, sah sich nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, welcher Hofblasinstrumentenmacher war, und bei der Mittellosigkeit seiner Mutter schon in den ersten Jugendjahren auf die Unterstützung wohlwollender Menschenfreunde angewiesen. Diese ermöglichten ihm den Genuß eines guten Elementarunterrichts, dann den Besuch eines Schullehrerseminars und endlich eines Gymnasiums. Nahe dem Ausgang seiner, dem Lehrfach gewidmeten Studien sah er sich aber 1809 aller seiner Hilfsmittel beraubt und gezwungen, seine Laufbahn aufzugeben, um zunächst für seine Existenz zu kämpfen. Er ertheilte Unterricht in Sprachen und Schönschreibkunst, in welcher er Vorzügliches leistete. Auch beschäftigte er sich mit Lithographie, auf welche er durch Senefelder 1809 aufmerksam gemacht worden war. Seine frühere Neigung zum Studium der Sprachen, der Mnemonik, Pasigraphie, Kryptographie und Dechiffrirkunst blieb ihm treu und er gab sich ihr eifrig in den Mußestunden hin, welche ihm die feste Anstellung, die er dank seinen Fähigkeiten bei der damaligen kgl. Stiftsadministration erwarb, übrig ließ.

Seinen eigenen Mittheilungen nach ist Gabelsberger zunächst nicht wie andere stenographische Erfinder infolge äußerer Veranlassungen politischer und anderer Natur zu den Versuchen, eine Kurzschrift zu schaffen, gedrängt worden, sondern er trat „aus freier Idee an die Ermittelung einer Schnellschrift 1817 heran und hatte hierbei keine andere Absicht, als etwa einem höheren Staatsbeamten zur Erleichterung seiner Geschäfte in der Art dienstlich zu werden, daß er vermittelst solcher Schrift entweder einzelne Elaborate desselben gleich vom Munde weg aufnehmen oder bei minder bedeutenden Gegenständen schnell das Wesentliche seiner Ansichten notiren, das Uebrige aber selbst

ausarbeiten könnte." Doch ſollte die bereits im folgenden Jahre 1818 proklamirte neue baieriſche Staatsverfaſſung dennoch ſeinem Streben eine beſtimmte Richtung verleihen; als man 1819 zur Einberufung der erſten Ständeverſammlung ſchritt, da „ging ihm der Gedanke auf, daß er ſich durch ſeine bisher ohne nähere Beſtimmung gepflegte Kunſt vielleicht nützlich machen könnte, da er wußte, daß in England und Frankreich eigne Schnellſchreiber zur Aufnahme der ſtändiſchen Verhandlungen verwendet wurden".

Gabelsberger hat 17 Jahre hindurch mit eiſerner Konſequenz und bewundernswerthem Fleiße gearbeitet. Er verfolgte emſig die Grundidee, für welche er, ſoweit bis jetzt bekannt, nirgends auch nur die geringſten Anhaltepunkte von außen her anzunehmen vermochte — die tironiſchen Noten kommen, wenn überhaupt, nur für die ſpäter veröffentlichte Satzkürzung in Betracht, und an die Unterſuchung eines Einfluſſes älterer engliſcher Prinzipien hat man bis jetzt noch nicht gedacht —, bis es ihm gelang ſein Werk ſo darzuſtellen, wie es in ſeinem Geiſte lebte.

Das Durchſchlagende in dieſer neueſten Entwicklungsſtufe der Kurzſchrift liegt darin, daß mit ihr das engliſch-franzöſiſche, auch geometriſch oder mathematiſch genannte Prinzip mit ſeinen handwidrigen konſonantiſchen Zeichen und der nach Art des Hebräiſchen durch beigeſetzte Signaturen höchſt ungenügend ausgedrückten Vokalbezeichnung für Deutſchland zum veralteten, weſenlos gewordenen Schemen zuſammenſank und dafür ſich das ſogenannte graphiſche Prinzip, d. i. die Beobachtung der handlich rechtsſchrägen Lage der auf höchſt ſcharfſinnige Art aus den einfachſten Grundbeſtandtheilen unſres Schreibſchriftalphabets gebildeten ſtenographiſchen Schriftzeichen zur Geltung gebracht ſah, einer Geltung, für deren Berechtigung der Erfolg am beſten ſpricht. Die graphiſche Stenographie Gabelsbergers iſt das beſondere Eigenthum Deutſchlands, und ihre Konſonantenzeichen ſind zu einem Theil mit meiſterhaftem

Geſchick und überraſchender Zweckmäßigkeit aufgeſtellt, ein Umſtand, welcher ſich durch die ziemlich erſchöpfenden, wiewohl für die modernen Verhältniſſe kritikbedürftig gewordenen, Vorſtudien Gabelsbergers namentlich über Frequenzverhältniſſe in der deutſchen Sprache ergiebt.

Die erſte, freilich noch ungenügende Probe ſeiner Schrift wurde 1819 bei Gelegenheit der Landſtändeverſammlung abgelegt; ſtetig beſſere aber folgten auf den Landtagen von 1822, 1825 und 1828. Bereits ſeit 1823 arbeitete er, im ſelben Jahre zum Miniſterialſekretär ernannt, an ſeiner Stenographie mit einer kleinen ſtaatlichen Beihülfe in Geld,[8] welche mit einmaliger, kurzer Unterbrechung fortlief und den begabten Mann mit höherem Eifer ſeine Aufgabe verfolgen ließ, bis im Jahre 1834 die „Anleitung zur deutſchen Redezeichenkunſt oder Stenographie" in München erſchien, welche mit vielen Opfern an Mühe und Geld bewirkt ward. Gabelsberger war aber mit ſeinem Werke noch nicht zufrieden, er arbeitete raſtlos an deſſen weiterer Vervollkommnung und ſetzte der letzteren die Krone in der 1843 erſchienenen „Satzkürzung" auf, einem Werke, dem er zur Darlegung der leitenden Idee eine Studie über die tironiſchen Noten beifügte. Das ganze Werk des großen Erfinders kam gegen Ende des Jahres 1848 zum Abſchluß, doch es nunmehr der Oeffentlichkeit übergeben zu dürfen, ward ihm vom Schickſal verſagt; ein Schlagfluß machte am 4. Januar 1849 dem Leben des bereits Sechzigjährigen ein jähes Ende.

Die Gabelsbergerſche Redezeichenkunſt hat einen verhältnißmäßig ſchnellen Gang in ihrer Verbreitung gemacht, und nicht das geringſte Verdienſt hierbei iſt einem der erſten Schüler und Gehilfen des Meiſters, dem erſt am Schluß des Jahres 1885 im Alter von 78 Jahren verſtorbenen Profeſſor Franz Wigard zuzuſchreiben, welcher bereits 1830 die Stenographie erlernte und ſpäter nach Dresden ging, um daſelbſt für eine von

den Brüdern Krauſe gegründete Zeitſchrift „Landtagsblatt“ die Verhandlungen des Landtages ſtenographiſch aufzunehmen. Nach Schluß deſſelben 1834 bewilligte die ſächſiſche Regierung Wigard eine jährliche Beſoldung und beauftragte ihn mit der unentgeltlichen Heranbildung von Stenographen auf Staatskoſten. Hiermit wurde der Grund zu dem noch heute in Dresden fungirenden königlich ſächſiſchen ſtenographiſchen Inſtitut gelegt, welches zwar der Hauptſache nach für Aufnahme der Ständeverhandlungen durch ſeine Mitglieder beſtimmt, aber auch zur Ertheilung ſtenographiſchen Unterrichts, zur Beſchaffung geeigneter Lehrmittel und Erhaltung der Einheit der Schule verpflichtet iſt. Das königliche Inſtitut trat als Staatsanſtalt mit ſtaatlicher Subvention am 3. Oktober 1839 ins Leben, nachdem es ſeit 1835 nur als ſtenographiſche Unterrichtsanſtalt beſtanden hatte. Es wird von den hervorragendſten Vertretern der Gabelsbergerſchen Stenographie geleitet, die zum Theil als feſtangeſtellte Staatsbeamte arbeiten. Das Königreich Sachſen iſt im Verhältniß zu der geographiſchen Größe anderer Länder als der für die Verbreitung der Stenographie günſtigſte Boden zu betrachten, wozu die im Jahre 1873 am 7. Mai erlaſſene Verordnung des Kultusminiſteriums für die Einführung der Stenographie als fakultativer Lehrgegenſtand in die Gymnaſien, Realſchulen und Seminarien viel beigetragen hat.

Von dem obengenannten ſächſiſchen Apoſtel Gabelsbergers wurde die Kunſt auch nach Preußen verpflanzt, indem jener 1847 zu praktiſcher Thätigkeit bei dem vereinigten preußiſchen Landtage nach Berlin berufen wurde.

Auch in Oeſterreich und Baiern verbreitete ſich die Redezeichenkunſt ſehr ſchnell; in erſterem wirkte vorzugsweiſe der 1854 zu früh verſtorbene Ignatz Heger, welcher anfangs nach Nowak ſchrieb, dann aber 1839 begeiſtert zu Gabelsberger überging; derſelbe nahm bereits 1840 die Verhandlungen der

vierten Verſammlung der Land- und Forſtwirthe in Brünn auf, und offiziell zuerſt verwendet wurde die Stenographie in Oeſterreich 1848 beim erſten öſterreichiſchen konſtituirenden Reichstag. Bereits vier Jahre vorher hatte Heger als Profeſſor der Stenographie an der Univerſität in Prag einen dreimonatlichen Ferienkurſus abgehalten.

Bei dem öſterreichiſchen Reichstag iſt die Stenographie, ebenſo wie bei den parlamentariſchen Körperſchaften der Kronländer, ſtändig geworden, im Jahre 1860 wurde durch miniſterielle Verordnung vom 14. Mai für die Errichtung von Prüfungskommiſſionen für Solche, die ſich dem ſtenographiſchen Lehrberufe widmen wollen, geſorgt, und beſtehen zur Zeit Prüfungsſtellen in Wien, Lemberg, Prag, Graz und Innsbruck. Laut Verordnung des k. k. Kultusminiſteriums iſt die Gabelsbergerſche Stenographie an ſämmtlichen Mittelſchulen als fakultativer, an den öſterreichiſch-ungariſchen Militärbildungsanſtalten als obligatoriſcher Lehrgegenſtand eingeführt. Nach Hegers Vorgang gelang es der Wiener Hof- und Staatsdruckerei, die Stenographie auch mit gegoſſenen Lettern zu drucken, doch hat ſich die Idee praktiſch nicht beſonders bewährt.

In Baiern, dem Mutterland der Gabelsbergerſchen Stenographie, wurde bereits 1841 verordnet, daß „die Ertheilung des Unterrichts in der Kurzſchrift nur ſolchen Individuen geſtattet werden könne, die ſich über vollkommene Befähigung in der zur Zeit in Baiern rezipirten Stenographie genügend auszuweiſen vermögen, und daß als genügender Ausweis vorzugsweiſe nur Zeugniſſe der für dieſes Lehrfach in München angeordneten Prüfungskommiſſion anerkannt werden können". Dieſe Verordnung wurde 1852 noch genauer ausgearbeitet. Am 30. September 1854 erſchien eine Allerhöchſte Entſchließung, des Wortlautes, daß „am Sitze von Gymnaſien und etwa auch von techniſchen Schulen, Lehrer, die ohnehin an dieſen Anſtalten verwendet ſind,

ſich mit der Stenographie vertraut machen, der vorgeſchriebenen Prüfung ſich unterziehen und hiernach einen Lehrkurs der Stenographie eröffnen ſollen". Auch wünſchte der König alljährlich Vortrag hierüber, und wurde ein ſtaatlicher Unterſtützungsbetrag von jährlich 2200 Gulden für dieſen Unterricht ausgeworfen. Im Jahre 1858 wurde derſelbe auch an den Real- und techniſchen Schulen eingeführt. Wie in Oeſterreich für die Stenographie zwei akademiſche Lehrſtühle, zu Wien und zu Prag, beſtehen, ſo beſitzt Baiern den ſeinen ſchon von Gabelsbergers Zeit an zu München; der ſächſiſche in Leipzig wurde ſ. Z. wieder aufgehoben.

Zur Fortbildung des Gabelsbergerſchen Syſtems auch nach dem Tode des Meiſters, bis zu welchem die Tendenz und die Funktion deſſelben ganz überwiegend parlamentariſch erſcheint, wurde von dem Dresdner Inſtitut mit Einverſtändniß der Centralvereine in Wien und München im Jahre 1857 eine nothwendig gewordene Reviſion und Umgeſtaltung einer Anzahl Beſtimmungen beantragt, welche zuerſt in die 7. Auflage des Gratzmüllerſchen Preislehrbuchs aufgenommen wurden, und neben der Einheit in der Lehre die Ausbildung des Syſtems für den Schulunterricht und für eine allgemeine Korreſpondenz- und Geſchäftsſchrift im Auge hatten. Dieſe Aenderungen ſind in ſtenographiſchen Kreiſen unter dem Namen der „Dresdner Beſchlüſſe" bekannt. Die Verbreitung des Gabelsbergerſchen Syſtems beläuft ſich, nicht nur innerhalb der deutſchſprechenden Länder, nach der letzten Statiſtik, welcher als zuverläſſig für einen Ueberblick die Angaben über beſtehende Vereine und deren Mitgliederzahl entlehnt werden dürfen, auf total 14145 Mitglieder in 443 deutſchen, 53 öſterreichiſchen, 16 ungariſchen und 8 ſchweizer Vereinen; hierzu treten 12 Vereine in Italien, 8 in Schweden, 2 in Finnland, je 1 in Amerika und England. Innerhalb Sachſens befinden ſich 2924 Mitglieder, Baierns 2878, Oeſterreichs 2225, Preußens 2939. Uebertragungen des Syſtems haben auf faſt

ſämmtliche fremde Sprachen ſtattgefunden, begreiflicherweiſe in verſchiedenartiger Qualität; ſo hat die italieniſche viel Freunde, die mehrfache ruſſiſche wenig Beachtung gefunden.

Der Werth kurzſchriftlicher Erfindungen iſt im allgemeinen nach zwei Geſichtspunkten zu beurtheilen: nach der Brauchbarkeit in parlamentariſcher und in gemeinpraktiſcher Beziehung. Einer der bedeutendſten gegenwärtigen Vertreter der Gabelsberger-ſchen Stenographie, ein Mitglied des Dresdner Inſtituts, ſpricht ſich hierüber folgendermaßen aus: „Bemerkenswerth iſt, daß Gabelsberger unter den verſchiedenen ſpeziellen Zwecken der Geſchwindſchreibkunſt der Tendenz, mündliche Verhandlungen und öffentliche Reden gleich während des Vortrags handſchriftlich aufzufaſſen, den oberſten Rang einräumt. Es iſt dies wohl zum großen Theil mit aus den Verhältniſſen, unter denen er ſein Werk ſchuf, aus der immer geſteigerten Nachfrage nach praktiſchen Stenographen zu erklären. In der neuern Zeit macht ſich bei den Schülern Gabelsbergers auch das Streben geltend, die Schrift des Meiſters ſo zu geſtalten, daß ſie den Bedürfniſſen der Praxis vollkommen entſpricht, zugleich aber auch erforderlichen Falls bezüglich der diplomatiſchen Genauigkeit der Bezeichnung nicht hinter die Kurrentſchrift zurücktritt.“[9] In der That wird dieſe Fortbildung nöthig ſein, wenn die weitgehenden Hoffnungen der Gabelsbergerſchen Schule ſich theilweiſe erfüllen ſollen; denn noch beſitzt das Syſtem derſelben Eigenſchaften, die ſich bei aller Genialität des Schöpfers ſowohl aus deſſen oben angedeuteter Tendenz, wie beſonders aus dem urſprünglichen und doch zugleich reformatoriſchen Charakter ſeines großen Werkes herſchreiben; Minervageburten giebt es eben bis jetzt nicht auf dem Gebiete der Stenographie.

Es iſt ſoeben von einer nur theilweiſen Erfüllung der ſtenographiſchen Hoffnungen und Wünſche geſprochen worden. Die Beſchränkung wird von der Unabhängigkeit der Betrachtungen

dieſes Vortrags, wie von der Gerechtigkeit verlangt, denn einmal iſt es offene Frage, ob nicht früher oder ſpäter ein ſtenographiſches Genie kommen kann, vor dem alles bisher Geleiſtete verbleichen muß — die Unmöglichkeit einer ſolchen Eventualität wird niemand beweiſen wollen —, dann aber haben nach Gabelsberger noch andere ſtenographiſche Erfinder die Arena zum Kampf um den Erfolg betreten, deren Schöpfungen diejenige Beachtung heiſchen, welche ihnen gebührt.

Unter den Syſtemen, welche die von Gabelsberger entdeckte und gangbar gemachte Bahn betraten, ſomit alſo ebenfalls dem graphiſchen Prinzip — der Bildung der Schriftzeichen aus den Beſtandtheilen der Kurrentſchriftbuchſtaben, der Darſtellung der Vokalbezeichnung nicht mehr außerhalb des konſonantiſchen Wortſkeletts, ſondern durch den Konſonanten oder in engſter Verbindung mit ihm — folgten, iſt in erſter Linie das Stolzeſche zu nennen.

Heinrich Auguſt Wilhelm Stolze wurde zu Berlin am 20. Mai 1798 geboren; ſein Vater war ein achtbarer Bürger, der gleich dem Vater Gabelsbergers ſeine Familie früh verwaiſen ließ. Wilhelm Stolze, welcher das Gymnaſium beſuchte, war daher zeitig gezwungen, für ſeine Mutter und ſich durch Privatunterricht den Lebensunterhalt zu verdienen. Im Begriff, die Maturitätsprüfung abzulegen, nahm er eine ihm angebotene Stelle an der Berliner Feuerverſicherungsgeſellſchaft an, ohne indeſſen die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften ganz zu vernachläſſigen. Hierbei machte er ſich 1820 mit dem Moſengeilſchen Syſtem bekannt und in der Folge mit den meiſten übrigen deutſchen und den ausländiſchen Methoden. Er wurde der Unvollkommenheiten dieſer Arbeiten bald inne und beſchäftigte ſich nun mit Verſuchen, eine eigne Methode zu finden; auch er hatte die Ueberzeugung, daß mit den bisherigen Grundſätzen völlig gebrochen werden müſſe, wenn man Gutes ſchaffen wollte.

Achtzehn Jahre lang hat Stolze in dieſer Ueberzeugung geforſcht, ohne zu finden, was ihm klar und doch nicht greifbar vorſchwebte.

Erſt 1838, vier Jahre nach Gabelsbergers Hervortreten, hatte ſich ihm die Idee ſeiner Kurzſchrift abgeklärt, und er arbeitete dieſe — bereits ſeit 1835 Privatlehrer in Sprachen und Geſchichte geworden — aus. Im Jahre 1840 überreichte er dem preußiſchen Kultusminiſterium das Manuſkript ſeines Werkes, es wurden ihm von dieſem die Koſten zur Herausgabe bewilligt, und 1841 erſchien Stolzes „Theoretiſch-praktiſches Lehrbuch der deutſchen Stenographie für höhere Schulen und zum Selbſtunterricht".

Was die Stolzeſche Erfindung wollte, beſagt der Titel, unter welchem ſie erſchien. Nicht die Kammerſchrift, wie dies bei Gabelsberger der Fall war, ſchwebte ihr als Ideal vor, ſondern die Schaffung einer für alle Gebildeten brauchbaren Kurzſchrift, und von dieſem Geſichtspunkt aus legte der Erfinder das Hauptgewicht bei der Ausarbeitung ſeiner Prinzipien auf den Anſchluß an die Grammatik der Mutterſprache. Auf ihrer Lautlehre beruht die Auswahl der Buchſtabenzeichen, auf ihrer Wortlehre die Verbindung derſelben zu Silben- und Wortbildern. Wenn das Alphabet Gabelsbergers vorzugsweiſe empiriſchen Charakters iſt, ſo zeigt dasjenige Stolzes das ausgeprägte Beſtreben wiſſenſchaftlicher Anordnung, ähnlichen Lauten ähnliche Zeichen, den ſtärker artikulirten größere, den ſchwächer artikulirten kleinere zu verleihen; daß dieſer Grundſatz nicht in vollkommener Weiſe durchführbar iſt, erklärt ſich ſowohl aus den Rückſichten, die auf die praktiſche Brauchbarkeit der Zeichen zu nehmen waren, wie auf die Geartetheit des Alphabets der deutſchen Sprache überhaupt, doch zeigt das Alphabet Stolzes nichtsdeſtoweniger Eigenſchaften, welche es als das durchdachteſte ſämmtlicher vorhandenen Kurzſchriftalphabete erſcheinen laſſen; gleichwohl wird namentlich von den Freunden der Gabelsbergerſchen Schrift dieſes Alphabet lebhaft angegriffen, ebenſo wie die

Stolzeſche Lehre von der Vokalbezeichnung. Der für die Charakteriſirung des Stolzeſchen Syſtems bezeichnendſte Umſtand liegt einmal in deſſen eigenſtem Vorzug, der unübertroffenen Regel, daß für den aus Gründen der praktiſchen Kürze fehlenden, nicht geſchriebenen Buchſtaben ſtets die ausreichende, wohlbegründete Regel im Syſtem eintreten muß, einem Vorzug, zu welchem die oben angeführte Aeußerung eines Dresdener Gabelsbergeraners über die Fortbildung des Gabelsbergerſchen Syſtems zu halten wäre, dann aber in deſſen vermeintlich größter Schwäche, die ſich indeſſen auch bis zu einem beſtimmten Grade, den meiſten übrigen, bekannteren Stenographieſyſtemen eigen zeigt, in ſeiner Dreizeiligkeit. Eine andere Schwäche des Stolzeſchen Syſtems, welches ſich übrigens bei den Verſuchen der Wiener Hofdruckerei ebenfalls nicht für den Typendruck geeignet erwies, bildete früher das Vorhandenſein einer ſehr großen Anzahl feſtſtehender Kürzungen für die gebräuchlichſten Begriffswörter, welche unter der Bezeichnung Sigel ganz beſonders Anlaß gaben, es für ſchwer erlernbar zu erklären. Das in der That langſame Vorwärtsſchreiten in der Verbreitung des Syſtems bewog daher nach dem Tode Stolzes am 8. Januar 1867 deſſen Sohn und die bewährteſten und erfahrenſten Freunde des Meiſters bereits im Jahre 1872 eine durchgreifende, auf praktiſcher Erfahrung und Unterſcheidung des Nützlichen vom Entbehrlichen beruhende bedeutſame Vereinfachung damit vorzunehmen, welche ſich in der Folge als ſo förderlich erwies, daß heute nur noch etwa der achte Theil der ſämmtlichen Stolzeaner nach jener alten Methode ſchreibt, und bezüglich dieſes Theils ſind, wie es ſcheint, mehrfache Kennzeichen der künftigen Auflöſung im Schoß der Schule vorhanden.

Die Neu-Stolzeſche Stenographie, welche ſich deshalb — wir müſſen ſo ſagen — nunmehr mit der Stolzeſchen insgemein deckt, beſitzt ihre Verbreitungsbezirke vorzüglich in Norddeutſchland, Mitteldeutſchland und den Rheinlanden, ſowie der Schweiz.

Der Beſtand der Schule weiſt nach der neueſten Statiſtik vom Vorjahr 382 Vereinigungen mit 8603 Mitgliedern auf, von denen rund 1000 auf die Schweiz entfallen, in welche die Gabelsbergerſche Stenographie weniger Eingang zu finden vermochte. Außerdem beſtehen Vereine und Verbände in Sachſen, Belgien, Amerika, Ungarn und Rußland, ſowie ein Verband über Südweſtdeutſchland verſtreuter Vereine. Offiziell in Gebrauch iſt die Neu-Stolzeſche Stenographie am ſtenographiſchen Bureau des deutſchen Reichstags, woſelbſt ſie einſchließlich der Bureauvorſtandſchaft durch 7 Stellen vertreten iſt, während die Gabelsbergerſche daſelbſt deren 6 beſitzt, von denen je 3 aus Dresden und München zu beſtellen ſind. Ferner gelangt ſie, ausſchließlich, im ſtenographiſchen Bureau des preußiſchen Abgeordnetenhauſes ſowie des Herrenhauſes zur Verwendung. In den ungariſchen Reichstag hat die Stolzeſche Uebertragung ſeit der allerneueſten Zeit auf Grund ihrer Leiſtungen Eintritt erhalten und beſitzt jetzt daſelbſt 2 Stellen. Die deutſchen Syſteme haben, um hier deren Uebertragungen auf fremde Sprachen einige Worte zu gönnen, nicht Urſache, auf dieſe Arbeiten ausnahmslos Gewicht zu legen, da ſich nur vereinzelte von ihnen als thatſächlich brauchbar erweiſen; zu dieſen gehört die ungariſche Uebertragung Stolzes durch den Ungarn Feniveſſy, die ruſſiſche durch Dluſſkiy in Kiew 1874, welcher ſeine Vorgänger Paulſon und Meſſer von 1866 verbeſſerte; viel weniger die italieniſche Uebertragung Gabelsbergers durch Noe 1860, welche jetzt rapid von der 1881 erſchienenen Neubearbeitung durch den Mailänder Perelli verdrängt wird. Es ſcheint überhaupt, als ſeien die Arbeiten von Ausländern auf dieſem Gebiete beſſer als die aus deutſcher Feder. Die Stolzeſchen Uebertragungen beſitzen zum Theil zu ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit und zeigen deshalb einen leiſen Anhauch von Pedanterie, an den Gabelsbergerſchen tadelt man, daß ſie meiſt zu deutſch geblieben, ja

theilweiſe ſogar ſchlecht ſeien, wie bezüglich der neu-griechiſchen Uebertragung vor Kurzem der Vorſtand des ſtenographiſchen Bureaus am Parlament in Athen, Mindler, welcher nach dieſer ſchreibt, ſich gegenüber einem deutſchen Stenographen geäußert hat.

Was die oben erwähnte Dreizeiligkeit nicht nur der Stolzeſchen Stenographie anbelangt, ſo dürfte kaum näher auszuführen ſein, daß jede ſtenographiſche Methode, welche nach ſtaatlicher Anerkennung in noch weiterem Sinne als nur in Hinſicht auf das Parlament ringt, alſo auch in Schule und Gerichtsweſen, ſchwerer derſelben auf Grund dieſer Dreizeiligkeit theilhaft werden wird.

Es erſcheint begreiflich, daß von den beiden wichtigſten deutſchen Kurzſchriftſchulen mit großem Ernſt nach offizieller Einführung ſeitens des Staats vor allem in die höheren Schulen geſtrebt worden iſt. Inwieweit die Gabelsbergerſche Stenographie Erfolg gehabt hat, zeigen die hier mehr durch die Verhältniſſe bedingten, erfreulichen Ergebniſſe, welche oben mitgetheilt wurden; die Stolzeſche Stenographie kann ſich ähnlicher Erfolge noch nicht rühmen. Die Verſuche, deren Einführung als Lehrgegenſtand an den höheren Schulen Preußens zu erreichen, ſind ziemlich zahlreich. Ein erſter Entſchluß des Abgeordnetenhauſes erfolgte diesbezüglich im Jahre 1862 am 27. Juni, als nicht weniger wie 32 Petitionen dieſer Art vorlagen. Die Staatsregierung ſah ſich dadurch veranlaßt, die Gutachten der Provinzialſchulkollegien und Direktoren über die Frage einzuholen, deren Urtheile aber leider in überwiegender Majorität ſo ungünſtig ausfielen, daß die Regierung von weiteren Schritten abſah. Im Jahre 1867 liefen wiederum zahlreiche Petitionen ein, infolge der energiſchen Gegenrede des Berichterſtatters der Unterrichtskommiſſion aber, Dr. Haym's, fiel der Beſcheid wiederum ungünſtig aus, „in Anbetracht, daß die Stenographie nicht einem allgemeinen Bildungsintereſſe, ſondern nur beſtimmten einzelnen Lebensintereſſen diene; in An-

betracht zweitens, daß die in dem Stolzeſchen wie in dem Gabelsbergerſchen Syſtem etwa enthaltenen formellen Bildungselemente nicht erheblich genug erſcheinen, als daß es räthlich wäre, die Zahl der Unterrichtszweige an den höheren Lehranſtalten um dieſen neuen zu vermehren". Im nächſten Jahre wurde ein Antrag von Dr. Franz Stolze, dem Sohne des Erfinders, auf wiſſenſchaftliche Prüfung der ſtreitenden Stenographieſyſteme von Staatswegen abgelehnt; desgleichen im Jahre 1872 durch den Kultusminiſter Dr. Falk eine Eingabe der preußiſchen Vereine nach Gabelsberger. Am 5. Februar 1884 wies bei Gelegenheit der Etatsberathung der Abgeordnete Profeſſor Dr. Virchow auf den Nutzen der Stenographie hin, gegen deren Einführung Dr. Kropatſchek Bedenken äußerte. Der letzte abſchlägige Beſcheid aber erfolgte am 11. März des Jahres 1886 auf die Petition des Berliner Stolzeſchen Stenographenvereins, doch zeigte ſich bei der Debatte inſofern ein ſchon bedeutend günſtigerer Umſtand, als wenigſtens mehrere der Abgeordneten für die Stenographie eintraten, mit ihnen wiederum der genannte große Gelehrte. Doch wird der ſtenographiſche Unterricht an den höheren Schulen Preußens geduldet, ſo ſind im Jahre 1884 an 176 von den 676 preußiſchen Lehranſtalten 1595 Schüler nach Neu-Stolze, 391 nach Alt-Stolze und 1358 nach Gabelsberger unterrichtet worden.

Zur Erläuterung des Standpunktes der Regierung in der ſtenographiſchen Frage darf ein Beſcheid des württembergiſchen Miniſteriums auf eine Stolzeſche Petition vom 9. Juli 1885 dienen; nach demſelben wird die obligatoriſche Einführung der Stenographie in den höhern Lehranſtalten für unthunlich erachtet, weil letztere nicht als zumal obligatoriſcher Lehrgegenſtand geeignet ſei, zu hohe Anforderungen an die Genauigkeit ſtelle und der Ueberſichtlichkeit im Wege ſtehe.

Auch für die Einführung der Stenographie in den Juſtiz-

dienſt hat man zu wirken begonnen und fand am 10. Dezember 1885 eine im Stolzeſchen Stenographenverein zu Berlin abgehaltene Verſammlung ſtatt, an welcher eine Anzahl hervorragender Juriſten theilnahmen. Dieſe Verſammlung nahm einſtimmig eine Reſolution an, dahin lautend, daß der genannte Verein die Einführung der Stenographie in den Juſtizdienſt für wünſchenswerth erachte und der Meinung ſei, daß zunächſt bei den Schwurgerichten ein verſuchsweiſer Anfang damit gemacht werden könne, auch weiterhin empfehle, die Verwendung der Stenographie, ſoweit die Gerichtsſchreiber derſelben kundig ſind, ſchon heute im Civilprozeß zu geſtatten."

Der Vorſtand des Gabelsbergerſchen Stenographenbundes in Berlin hatte ſich behufs Zuſammengehens in den erwähnten Fragen mit dem Stolzeſchen Verbandsvorſtand ebendaſelbſt in Fühlung geſetzt.

Eine Beſtimmung des Werthverhältniſſes der beiden auf der Höhe ſtehenden Kurzſchriftſyſteme zu einander zu verſuchen, würde innerhalb dieſes gedrängten Vortrags und beſonders aus eingangs angeführten Gründen wohl nur den Vorwurf der Parteilichkeit eintragen können. Ein bekannter Pädagog der Gegenwart ſieht die Erklärung für die bedeutende Ausbreitung der Gabelsbergerſchen Stenographie in deren Alter, welches gleichwohl dasjenige der Stolzeſchen offiziell nur um 7 Jahre überragt, der Neuheit ihrer Grundregeln gegenüber den ehedem bekannt geweſenen nnd namentlich in der durch die frühzeitige parlamentariſche Verwendung veranlaßten Begünſtigung ſeitens der bairiſchen, ſächſiſchen und öſterreichiſchen Regierung und ſagt ferner bezüglich der Stolzeſchen Stenographie, „ſo hoch man dieſes Syſtem ſchätzen müſſe, welches Stolze, in Erkenntniß der Unbrauchbarkeit des Gabelsbergerſchen für den Schulunterricht, geſchaffen habe, könne doch nicht geleugnet werden, daß eine Schrift, welche die guten Eigenſchaften der

Stolzeſchen mit der Einzeiligkeit verbinde, den Vorzug vor dieſer verdiene".[10]

Die vielfach und wohl auf Grund einſeitiger Kenntniß in Gabelsbergerſchen Kreiſen gepflegte Meinung, Stolze ſei nur ein Schüler von Gabelsberger, verändert ſich für die unbefangene Forſchung dahin, daß das Stolzeſche Werk zwar einen Theil Gabelsbergerſcher Grundſätze in abstracto erwählt, dieſe aber in der geiſtreichſten, vertiefteſten Weiſe weiterentwickelt und zu ſcharf hervortretender charakteriſtiſcher Geſtaltung gebracht hat, ſo daß ſie im harmoniſchen Bund mit dem, was der Meiſter ſelbſt erfand, einer völlig unabhängigen Arbeit zur ſomit nur theilweiſen Grundlage dienen; ſo iſt die theilweiſe Aehnlichkeit des Stolzeſchen Alphabets mit dem Gabelsbergers nicht das Ergebniß einer einfachen Entlehnung, ſondern die Folge der unabweisbaren Annahme des graphiſchen Prinzips, für deſſen durchaus ſelbſtſtändige Verarbeitung das Fehlen der Gabelsbergerſchen Unterlängen und eine den Stoff verklärende Durchdachtheit des Einzelnen deutlich genug ſpricht. Charakteriſtiſch iſt auch, daß Gabelsberger nach dem Erſcheinen von Stolzes Lehrgang nicht Anſtand genommen hat, ſeinem eignen Syſtem, an deſſen Fortentwicklung er ja, wie oben gezeigt, bis an ſeinen Tod gearbeitet hat, die Kürzungen einer Anzahl von Hilfszeitwörtern bei Stolze in entſprechender Veränderung einzuverleiben.

Für die Beleuchtung des perſönlichen Verhältniſſes zwiſchen den beiden ſtenographiſchen Altmeiſtern ſei folgender, neuerdings im Briefwechſel Wigards mit Gabelsberger aufgefundener Brief citirt, welcher ſich auf jene unglückliche parlamentariſche Leiſtung der Stolzeaner im Jahre 1847 bezog, eine Scharte, die bereits in nächſter Zeit derart ausgewetzt wurde, daß ſeit 1852 die Stolzeſche Kurzſchrift im deutſchen Reichstag von 13 Stenographenſtellen, wie ſchon geſagt, deren 7 beſetzt. Der Brief iſt von Gabelsberger in Kurrentſchrift geſchrieben und lautet:

„Stolze kann ſich nicht ausreden, er und ſeine Schüler hätten nur noch zu wenig Uebung. Er war ſchon vor dem Jahre 1841 mit ſeinem Syſtem im Reinen, wo er es bereits im Druck herausgab. Er ertheilt nun ſchon ſeit 4 bis 5 Jahreu Unterricht in der Stenographie und hat ſich mit ſeinen Schülern, wie er ſelbſt mehrmals öffentlich bekannt machte, auf das Eifrigſte eingeübt, woran auch garnicht zu zweifeln iſt. Es kann alſo der Grund der ſo total ungenügend befundenen Leiſtungen weder in der vorausgegangenen Uebungszeit, noch in einem Mangel an aufgewendetem Fleiß, noch in einer nun angeblich fehlerhaften Anordnung mit den Stenographen geſucht werden, wozu ja das Muſter von anderweitigen Ständeverſammlungen gegeben war. Ich hatte anfänglich auch nicht lauter Literaten und Juriſten zu Gehilfen bei der Ständeverſammlung, doch kannte ich meine Aufgabe nicht ſo ſchlecht wie Herr Stolze. Ehe ich Kommis und Schullehrer ꝛc. zu meinen Gehilfen auserwählt hätte, würde ich ein ſo umfaſſende Kenntniſſe erforderndes Geſchäft gar nie angetragen haben. Herr Stolze wollte eben die Aufgabe der Kunſt auf ganz mechaniſchem Wege löſen, und nun hat er geſehen, wie weit er damit gekommen iſt.“ Gabelsberger ſchloß wenige Monate ſpäter für immer die Augen; er hat die Erfolge Stolze's nicht mehr geſehen.

Daß dieſe beiden Koryphäen der Stenographiegeſchichte trotz aller Reichhaltigkeit des gegenwärtigen Schaffens neuer Schnellſchriftſyſteme ſehr bald Schule machen mußten, liegt nahe, bevor indeſſen von ihren Nachfolgern die Rede iſt, gilt es, einen Nebenzweig der ſtenographiſchen Entwickelung aus der Mitte unſres Jahrhunderts noch ins Auge zu faſſen, deſſen Vertreter meiſt mit Gabelsberger und Stolze zuſammen genannt zu werden pflegt, den der Arendsſchen Kurzſchrift.

Leopold Arends wurde zu Rakishi im Gouvernement Wilna am 1. Dezember 1817 geboren, ſtudierte in Dorpat

Naturwiſſenſchaft und Philologie und kam 1844 nach Berlin, woſelbſt er ſich namentlich mit Philologie und den Verſuchen ein ſtenographiſches Syſtem nach eigenen Prinzipien aufzuſtellen, beſchäftigte; er ſtarb als Privatgelehrter in Berlin im Jahre 1882, und hat ſich als wiſſenſchaftlicher Schriftſteller, nebenbei bemerkt, um die Herſtellung der althebräiſchen Vokalmuſik Verdienſte erworben. Sein Kurzſchriftſyſtem, mit welchem er zuerſt 1850 hervortrat, beruht auf den Prinzipien Rahms und ſomit indirekt des Franzoſen Fayet, ſtellt alſo mit gewiſſen Beſchränkungen einen zweiten Ausläufer franzöſiſcher Stenographie in noch engerem Sinne dar, als dies bei der Methode Bertin der Fall iſt. Arends' Syſtem befolgt als oberſten Grundſatz die buchſtäbliche Darſtellung der Vokale vermittelſt des an ſeinem Fuße veränderten Konſonantenzeichens und die Verwendung des Haarſtrichs als Vokalträger, während Gabelsberger und ganz beſonders Stolze dieſen nur als Stellvertreter des durch die Regel bezeichneten Vokals verwenden. Ungeachtet einer großen Zahl von Willkürlichkeiten, Widerſprüchen und Verſtößen gegen die vornehmſten Geſetze des Sprachbaus erreicht dieſe Kurzſchriftmethode nicht die Kürze ihrer Vorgängerinnen, obwohl ihr Erfinder die Auflage vom Jahre 1850 in Erkenntniß ihrer zahlreichen Schwächen wieder zurückzog und erſt 1860 endgültig vor die Oeffentlichkeit trat. Das Arendsſche Syſtem iſt denn auch trotz ſeines Titels des „Leitfadens einer rationellen Stenographie" nicht von beſonderen Erfolgen gehoben worden; es zählt gegenwärtig 75 Vereine mit 1195 Mitgliedern, von welchen 9 Vereine mit 130 Mitgliedern auf Schweden kommen; die ſchwediſche Uebertragung deſſelben rührt von Erik Bergſten, eine engliſche 1887 von William Medorn, her. Eine deutſche Bearbeitung des Arendsſchen Syſtems veröffentlichte 1874 einer der eifrigſten Freunde des Meiſters, Heinrich Roller, welcher vorher vergeblich geſucht hatte, jenen ſelbſt zu einer Verbeſſerung

ſeines Werkes zu beſtimmen. Für dieſe Bearbeitung, in welcher namentlich Stolze's Ideen zur Verwerthung gelangen und die jedenfalls, auch mit ihrer Dreizeiligkeit, für beſſer zu erachten iſt, als die Kurzſchrift von Arends, iſt ein Beſtreben der Anhänger bezeichnend, welche ihre Kurzſchriftmethode nicht als Arends naheſtehend gelten laſſen wollen, obgleich Roller in ſeinem Leitfaden mehrfach und ausdrücklich auf das Syſtem hinweiſt, welches jenem Werk zu Grunde liegt; die Arends-Rollerſche Richtung zählt gegenwärtig etwa 700 Mitglieder, bei welcher Angabe indeß auf das Fehlen einer irgendwie zuverläſſigen Statiſtik hinzudeuten iſt. Als eine zweite Nachbildung von Arends ſei noch die Stenotachygraphie von Lehmann (1875) hier angeführt.

Noch nicht bis zu Rollers in Anbetracht eines zwölfjährigen Beſtehens für unſere modernen Verhältniſſe geringer Entwickelung haben die Nachfolger von Gabelsberger und Stolze gelangen können; ebenſowenig die neueſten ſelbſtändigen Erfinder. Unter jenen ſind in erſter Linie Faulmann und Velten, 1875, Erckmann 1876, ſodann Adler 1877; unter dieſen Tormin 1870, Baumgarten 1872, Kolb 1875, in neueſter Zeit endlich Simon, Lenze, Merkes, Sartorius, Römberg, Hering und viele Andere zu nennen.

Am bedeutendſten unter den Gabelsbergerſchen Nachbildungen iſt die von Faulmann in Wien, einem namhaften ehemaligen Anhänger Gabelsbergers, geſchaffene, und von G. Braut herausgegebenen Phonographie, welche indeß für den parlamentariſchen Gebrauch unzureichend iſt und nur als Korreſpondenzſchrift Anwendung finden kann, als ſolche aber mancherlei Vorzüge aufweiſt. Die Faulmannſche Phonographie wird durch 10 Vereine mit etwa 350 Mitgliedern vertreten und beſitzt bereits eine Uebertragung auf das Czechiſche von Heinrich Bender in Lundenburg. Es iſt hierbei übrigens anzuführen,

daß die Prüfungskommiſſion des Allgemeinen ſchweizeriſchen Stenographen-Vereins nach Stolze in ihrer Sitzung vom 18. Dezember 1886 zu Zürich auf Grund vorhergegangener Prüfungen die einſtimmige Reſolution abgab, ſie ſei zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Stolzeſche Syſtem dem Faulmannſchen unbedingt vorzuziehen ſei, weshalb kein Grund vorliege, daß der Allgemeine Verein ſeinen Syſtemſtandpunkt ändere.

Einer der wichtigſten und werthvollſten Verſuche, die Stolzeſche Stenographie einzeilig zu machen, iſt neben Erckmann dem Lehrer Wilhelm Velten in Eſſen zu danken. Veltens „Einzeilige Schulſchrift" iſt ebenſo ſchreibſicher wie die Stolzeſche, dabei einzeilig und auch kurz; gleichwohl dürfte ſich die Zahl ihrer Anhänger nicht viel über diejenige der Faulmannſchen erheben; die Veltenſche Schrift wird ſeit 1882 durch einen Allgemeinen Verband für einzeilige Kurzſchrift vertreten, wie ihn die Lehmannſche Schrift in ähnlicher Weiſe ſeit 1884, die Merkesſche wohl auch ſeit 1884, und erſt ſeit 1886 die Rollerſche beſitzt.

Bei Erwähnung der Arends-Rollerſchen Kurzſchrift, deren Wurzeln, wie gezeigt, in Frankreich zu ſuchen ſind, muß ein vervollſtändigender Blick über die moderne Stenographie dieſes Landes, ſowie der mit ihm in ſo enger Verbindung ſtehenden britiſchen Halbinſel geworfen werden.

In Frankreich hat die Stenographie innerhalb dieſes Jahrhunderts einen Aufſchwung zu verzeichnen, der in keiner Hinſicht hinter demjenigen Englands zurückbleibt, was allerdings in der Bedeutung, welche die Oeffentlichkeit beſonders in politiſcher Beziehung daſelbſt beſitzt, ausreichend Erklärung findet.

Nächſt Bertin tritt in Frankreich meiſt eine Anzahl wenig bedeutender Namen auf, deren Arbeiten ſich namentlich auf die Vervollkommnung der Taylor-Bertinſchen Signatur-Vokalbezeichnung erſtrecken; unter ihnen ſind beſonders zu erwähnen

Blanc, Godfroy, Zalkind, Conen de Prépéans, Barbier, welch letzterer ſich der Aufmunterung der Akademie der Wiſſenſchaften erfreute, ſodann Aſtier, Aimé-Paris, Bois-Duval, Lecocq, Caen und Petitpoiſſon. Bedeutſam hebt ſich von dieſen im Jahre 1827 Hippolyte Prévoſt ab, welcher Taylor zu verbeſſern ſucht, hauptſächlich in Bezug auf leichtere Lesbarkeit. Er erreicht zwar dieſes Ziel, freilich aber nur auf Koſten der früheren Einfachheit und Popularität Taylors. Prévoſt, früher Chef des Stenographen-Bureaus der Pairskammer, dann Protokollführer des geſetzgebenden Körpers, wurde zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Seine Schnellſchriftmethode, welche bislang ausſchließlich ihre Anhänger in Paris beſaß, beginnt ſich ſeit der neueſten Zeit mit den Verbeſſerungen ſeines Schülers Delaunay über weitere Kreiſe Frankreichs auszudehnen. Prévoſt iſt auch der Erſte, welcher eine Stenographie der Muſik erfand, doch hat er darin mehrere Nachfolger in dem Franzoſen Laſalette, dem Münchener Organiſten Baumgartner 1853, ferner C. Hermann ſowie in neueſter Zeit, 1885, in dem Grafen Zichi-Ferraris zu Wien und dem Verfaſſer dieſes Vortrags gehabt. Das franzöſiſche Werk Prévoſt's iſt bereits 1834 ins Deutſche überſetzt worden, ſteht aber den moderneren Arbeiten nach;[11] Prévoſt ſtarb 1873 im Alter von 65 Jahren. Außer dieſen ſind für die franzöſiſche Stenographie noch zu nennen Clouzet, der Stenograph des Herzogs von Orléans Cadrès-Marmet, ferner Lagacke, Dutertre, Foſſé, Carpentier, Painparé und Lupin. Hieran ſchließt ſich Fayet, welcher für ſeine 1832 erſchienene Arbeit und das darin zu Tage tretende Streben, „den Organismus der Schrift und ihre Ausdrucksfähigkeit mit dem Organismus und Ausdruck der Sprache in Harmonie zu ſetzen", vom Athenäum der Künſte die Preismedaille erhielt. Von der großen Zahl weiterer franzöſiſcher Syſtemerfinder ſei hier nur N. Senocq genannt, welcher von der Société d'En-

couragement 1839 mit einer Medaille ausgezeichnet ward, sowie der Schuldirektor Charles Tondeur, dessen nur auf einer Zusammenschweißung verschiedener Richtungen beruhende Methode zahlreiche Auflagen zu verzeichnen hat und noch jetzt große Verbreitung besitzt; Tondeur gab im Jahre 1849 die „Geschichte der Stenographie" von Scott de Martinville in Paris zugleich mit seinem Schnellschriftsystem heraus. Das verbreitetste und nächst dem Prévostschen am meisten zur Anwendung kommende französische System ist dasjenige von Duployé. Die Gebrüder Duployé veröffentlichten im Jahre 1868 ein ungeachtet des Anscheins von Originalität auf englischen Grundlagen beruhendes Schnellschriftsystem, welches 1872 durch ein „Institut Sténographique des deux mondes" zu Paris fester gestützt wurde. Die große Verbreitung dieses Systems ist nicht allein der massenhaften Herstellung und Versendung von Druckschriften zuzuschreiben — nach den neuesten Nachrichten beläuft sich der Kostenbetrag für die bisher ausgegebenen Duployéschen Veröffentlichungen auf 350 000 Frcs. —, sondern zu nicht geringem Theil der politischen Stellungnahme dieser Schule auf Seiten der klerikalen Interessen, welche ihr die Begünstigung vieler Personen aus den höchsten und hohen Kreisen verschafft hat. Indessen dürfte diesem System allgemach ein ernster Gegner in dem schon erwähnten Prévostschen erstehen, welches, sehr glücklich bearbeitet von dem Advokaten Albert Delaunay, Sténographe-reviseur des Sénats, 1866 erschien und seit 1876, gestützt auf die von Delaunay begründete „Association Sténographique Unitaire", mehr und mehr an Ausbreitung gewinnt. Was die parlamentarische Verwendung der Stenographie in Frankreich anlangt, so überwiegt Prévost bedeutend, ohne daß andere Systeme zurückgewiesen wären. Von den 47 Mitgliedern der Bureaus der Deputirtenkammer und des Senats in Paris stenographiren 13 nach Prévost, 12 nach Prevost-Delaunay, 5 nach Conen

de Prépéan, 2 nach Duployé; die übrigen je nach eigenen oder weniger bekannten Syſtemen; es braucht indeß wohl nicht bemerkt zu werden, daß dieſe Zahlen ſich öfter verſchieben. In die Schule eingeführt iſt die Stenographie fakultativ erſt ſeit 1886 in Paris und Lyon, auf Beſchluß der Municipalbehörden.

Das Duployéſche Syſtem iſt auch auf andere Sprachen übertragen worden, ſo namentlich von Sloan auf die engliſche, und es wird für Sloans Syſtem lebhaft gewirkt, doch dürfte geraume Zeit vergehen, bevor ſich eine fremde Methode in England einbürgert, da deſſen neuere Geſchichte der Stenographie einen ähnlichen Prozeß aufweiſt, wie die deutſche, nur mit dem Unterſchiede, daß die Schwierigkeiten, welche ſich dem engliſchen Freunde der Stenographie während des erſten Drittels unſres Jahrhunderts bei der Pflege der Kunſt entgegenſtellten, nicht in erſter Linie auf der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Syſteme, ſondern auf den unverhältnißmäßig hohen Preiſen der Lehrmittel beruhten, von denen einzelne mit 1 Pfd. St. bezahlt werden mußten. Daher wurde der Buchhändler Harding vom großartigſten Erfolg belohnt, als er eine verbeſſerte Auflage von Taylors Syſtem 1823 zu dem bedeutend ermäßigten Preis von 3 Sh. 6 d. (M. 3,50) veranſtaltete.

Eine ſolche billige Ausgabe des Taylorſchen Werkes zum Gebrauch in den Schulen zu ſchaffen, bewog im Jahre 1837 den Schullehrer Iſaak Pitman, ſich mit einer eingehenden Bearbeitung deſſelben, namentlich rückſichtlich der Vokalbezeichnung zu befaſſen; das Endergebniß dieſes Verſuchs aber erwies ſich als eine ganz neue tachygraphiſche Erfindung, welche ſich von dem Taylorſchen Syſtem derart unterſcheidet, daß man dieſes unmöglich als Vorbild derſelben anzuſehen vermöchte.

Mit dieſer Erfindung, mit Pitmans Phonographie, tritt die engliſche Stenographie eine im gleichen Sinne neue, moderne Periode der Entwickelung an, wie ſie die deutſche kennt, mit ihr

wird die Stenographie auch in England das Gemeingut aller Gebildeten.

Isaak Pitman, 1813 geboren, war anfänglich Handlungsdiener und später Schullehrer. Seine Phonographie, deren Name übrigens nicht mit ihm erst aufgekommen ist, sondern bereits in John Jones „Practical Phonography“ im Jahre 1701 erscheint und dessen Bestreben auch bereits vorher, zuerst von Gibbs 1736 und später von Lyle, Holdsworth, Roe, zuletzt von Towndrow 1831 vertreten worden war, wird in drei Stufen gelehrt und weist in deren Gesammtheit ein pädagogisches Bildungsmittel von jetzt nur annähernd zu ermessender Bedeutung für Schule und Leben in der Zukunft auf. Die erste Stufe lehrt den Longhand-Style, eine treffliche Vereinfachung der englischen Orthographie, die zweite den Correspondence-Style und die dritte den Reporter-Style für den praktisch arbeitenden Stenographen.

Pitman selbst lebt zur Zeit noch in Bath, woselbst er sich mit der Oberleitung seines phonographischen Instituts, welches aus kleinen Anfängen hervorgegangen, jetzt eine große Buchdruckerei und lithographische Anstalt besitzt, rastlos und unermüdlich, ungeachtet seiner 73 Jahre müht. Einen Anhaltepunkt für die Verbreitung des Pitmanschen Systems giebt die Thatsache, daß im April 1886 der Absatz des Hauptlehrmittels „Phonographic Teacher“ bereits die erste Million von Exemplaren überschritten hatte und die jetzige Auflage des „Phonetic Journal“ mehr als 20000 Exemplare beträgt.

Die Zahl der Vereine erscheint demgegenüber auffallend gering, denn es giebt deren nur etwa 60, von denen der größte zu Edinburgh über 400 Mitglieder besitzt. Die 1843 gegründete, um 2000 Mitglieder jährlich wachsende „Phonetic Society“ kommt hier nicht in Betracht, da sie es vorwiegend nur mit der Pflege der phonetischen Druck- und Kurrentschrift, der Longhand,

zu thun hat. Das neueſte Produkt der Pitmanſchen Wirkſamkeit iſt die ſtenographiſche Ausgabe des Neuen Teſtaments, mit ſtenographiſchen Lettern gedruckt, in 12 Theilen zu je 32 Seiten, welche im Geſammtpreis von 4 Shilling erſcheint. Als die erſten Pioniere der Phonographie ſind für Großbritannien John Ellis und De Staines, für Nordamerika Andrews, Dr. Stone und Sproat zu nennen. Während das Gurneyſche Syſtem noch heute als offizielle, engliſche Parlamentsſtenographie dient und als ſolche Weltruf beſitzt, hat die Pitmanſche Phonographie den Vorzug, die verbreitetſte aller Stenographien in England, vielleicht der ganzen Welt zu ſein; ihre Verbreitung iſt erſtaunlich, faſt univerſal zu nennen. In Erkenntniß des Werthes dieſer Erfindung ſoll denn auch das Jahr 1887, das dreihundertſte des Beſtehens der engliſchen Stenographie überhaupt, auch die 50jährige Jubiläumsfeier derſelben in Geſtalt eines großen, internationalen Stenographenkongreſſes zu London tagen ſehen, in deſſen Komité auch die hervorragendſten Vertreter der deutſchen Stenographie berufen ſind.

Ueberſchaut man nun das geſammte Gebiet der Geſchichte der Stenographie, ſo haftet der Blick mit Intereſſe beſonders auf der kurzen Epoche des 4. Jahrzehnts unſres Jahrhunderts, welches die drei hellſten Sterne der Kurzſchrift aufgehen ſah; 1834 Gabelsberger, 1837 Pitman und 1840 Stolze; drei Männer, die unerreicht über den Hunderten von Gleichſtrebenden ſtehen, jeder in ſeiner Weiſe charakteriſtiſch und doch alle im Bewußtſein ein und deſſelben Zieles. Daß ſie allerdings noch nicht ganz Vollkommenes zu ſchaffen vermochten, beweiſt die verſchiedene Richtung der Anhänger der Kurzſchrift und liegt in der geſchichtlichen Entwickelung des Stoffes, dem ſie ihre Kräfte weihten. Es iſt ungewiß, ob eine ſpätere Zeit den Genius bringen wird, welcher dieſe drei noch überragend mit machtvollem Schritt glättend, zuſammenfaſſend und har-

moniſch abklärend die Bahn durchmißt, welche ſie ihm gebrochen haben. Die Erkenntniß hiervon aber hat ſich in den höher gebildeten ſtenographiſchen Kreiſen bereits Bahn gebrochen und in neueſter Zeit das Zuſammentreten einer Anzahl bedeutender Stenographen der Hauptſchulen herbeigeführt, behufs wiſſenſchaftlicher Fortentwicklung der deutſchen Stenographie, ohne Rückſichtnahme auf einzelne Syſteme oder Parteiſtandpunkte, und eingehenderer Pflege ihrer Geſchichte. Möchte hierdurch das geſteckte Ziel einſt erreicht werden, bis dahin aber gilt es, einem ſo wichtigen Gebiete unſerer Kultur wie dem der Stenographie, deſſen hier in gebotener Beſchränkung gegebene Geſchichte für ſich ſprechen mag, das Intereſſe und die Beachtung in immer weiteren Kreiſen zu erringen, an deren Hand allein ein Weitergedeihen zu wahrhaft allgemeinem Nutz und Frommen der ſtrebenden Intelligenz, der raſtlos webenden Geiſtesarbeit, zu ermöglichen iſt.

Anmerkungen.

[1] Mitzſchke, Beiträge zur Geſchichte der Kurzſchrift.

[2] Theodor Gomperz, „Ueber ein bisher unbekanntes griechiſches Schriftſyſtem aus der Mitte des 4. vorchriſtlichen Jahrhunderts. Wien 1884.

[3] M. Val. Probus, de notis antiquis. Herausgegeben von Th. Mommſen. Leipzig 1853.

[4] Plutarchi Vitae, Cator minor cap. 23.

[5] Der lateiniſche Superlativ, welchen Seneca für „niedrig" hier zeigt, wird ohne Berechtigung ſelbſt von Neueſten, wie Faulmann, auch als deutſcher Superlativ wiedergegeben; cf. Ellendt-Seyffert, Lat. Gram. § 213.

[6] Mitzſchke, Beiträge zur Geſchichte der Kurzſchrift. Berlin 1876.

[7] Dr. John Weſtby-Gibſon, Early Shorthand Systems. London 1882.

[8] F. Anders, Geſchichte der Stenographie. Cöslin 1855.

[9] Zeibig, Geſchichte der Geſchwindſchrift. Dresden 1878.

[10] Lindner, Encyklop. Handbuch der Erziehungskunde. Wien 1884.

[11] Cf. „Magazin für Stenographie". Berlin 1886. Nr. 9.

(82) Druck von J. F. Richter, Hamburg.

In den „Deutschen Zeit- und Streitfragen" erschienen:

Ueber Schule und Unterrichtswesen:

42 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 31,50 M. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 75 Pf.

Beck, Das Grundübel in einer modernen Jugendbildung, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. Reformvorschläge eines Schulmannes. (13) ..... M. 1.20
Blasendorff, Das Fremdwörterunwesen und die Pflichten der höheren Schulen im Kampfe gegen dasselbe (N. F. 4) ..... 1.—
Fischer, Volks-Gesundheitspflege und Schule (86/87) 1.60
Gallenkamp, Die Reform der höheren Lehranstalten, insbesondere der Realschulen. Ein Beitrag zu den Arbeiten für das Unterrichtsgesetz. (44) ..... 1.—
Guhl, Schule und Heer. (159/160) 1.60
Heß, Die forstliche Unterrichtsfrage (43) 1.60
Holzmüller, Errichtet lateinlose Schulen (N. F. 6/7) ..... 2.—
Jannasch, Die Volksbibliotheken, ihre Aufgabe und Organisation. (67) 1.—
Jende, Schule und Volkswirthschaft. (223) ..... 1.—
Kaufmann, Der Kampf der französischen und deutschen Schulorganisation und seine neueste Phase in Elsaß-Lothringen. (81) 1.20
Keferstein, Die Volksschule als Erziehungsschule. (109) 1.20
—. Die Pädagogik der Kirche. (135) 1.20
—. Die Verantwortlichkeit der Schule nach Seiten der gesundheitlichen Volksinterressen. Ein Beitrag zur Frage der Entlastung unserer Jugend. (171/172) ..... 2.—
—. Das heutige Examenwesen. (202) 1.20
Kleinwächter, Zur Frage des Naturwissenschaftlichen Unterrichts (118) 1.—
Laas, Gymnasium und Realschule. Alte Fragen mit Rücksicht auf das bevorstehende Unterrichtsgesetz, historisch und kritisch beleuchtet. (49/50) 1.60
Lacher, Die Schul-Ueberbürdungsfrage, sachlich beleuchtet. (183) 1.20
Lage, von der, Das höhere Mädchenschulwesen Frankreichs seit der Republik. (221) 1.20
Lammers, M., Deutsche Lehrerinnen im Auslande (205/206) 1.60
Laspeyres, Das Alter der deutschen Professoren. Ein Beitrag zur Universitätsstatistik und zur Universitätspolitik. (74) 1.20
de Malarce, Die Schul-Sparkassen. (120) ..... —.80
Meyer, J. B., Die Fortbildungsschule in unserer Zeit, (19) 1.20
—. Deutsche Universitäts-Entwickelung. Vorzeit, Gegenwart und Zukunft. (48) 1.40
—. Die Simultanschule. (127/128) ..... 2.—
—. Luther als Schulbefreier. (197) ..... —.80
Meyer, Joh., Der Handfertigkeits-Unterricht und die Schule, mit besonderer Berücksichtigung der Bestrebungen des Rittmeisters a. D. Clauson-Kaas Eine sozial-pädagogische Studie. (147/148) 1.80
Meyer, R. W., Die Pflege des Idealen auf den höheren Schulen. (196) 1.—
Oetker, Ueber Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder. (114/115) 1.80
Paul, Zur orthographischen Frage. (143) ..... 1.—
Schönborn, Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart. (216) 1.—
Siebeck, Ueber Wesen und Zweck des wissenschaftlichen Studiums. (182) 1.—
Stehlich, Die Sprache in ihrer Beziehung zum Nationalcharakter. (165) 1.20
Stürenburg, Wehrpflicht und Erziehung. (116) 1.20

Verlag von J. F. Richter in Hamburg:

Die Kunst das Schnellschreiben (Stenographie) in kurzer Zeit zu erlernen. Cart. Mk. 1. –.

Die Gabelsberger'sche Stenographie für Schule- und Selbstunterricht. Anleitung die Gabelsberger'sche Stenographie in kürzester Zeit zu erlernen von **Franz Emil Drechsler**, Sprachlehrer, prakt. Stenograph und Lehrer der Stenographie. Fünfte verbesserte Auflage. Mk. 2.—.

Das Lehrbuch der Gabelsberger'schen Stenographie, welches in fünfter Auflage vorliegt und die günstigsten Beurtheilungen gefunden hat, ist besonders zum Selbstunterricht geeignet, weil der Lernende, nachdem er die Regeln durchgelesen, die lithographirten Sätze und deren durch Buchdruck bewirkte Uebertragung neben einander legen und vergleichen, sowie nach einiger Uebung die Beispiele aus der Druckschrift in das Stenographische übertragen und sich dann selbst korrigiren kann.

Ludwig Uhland. Der Dichter und der Patriot. Von **Christian Hönes** in Heilbronn. Broschirt Mk. 1.—.

Zum bevorstehenden Uhland-Jubiläum wird diese kleine Abhandlung aus der Feder eines gediegenen Gelehrten ganz besondere Beachtung finden.

Im Harnisch. Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark von **Aurelius Polzer** (Erich Fels). Kl. 8°, eleg. brosch. Mk. 2.—, in geschmackvollem Kallikoband Mk. 3.—.

Neue Schule der Melodik. Entwurf einer Lehre des Kontrapunkts nach einer gänzlich neuen Methode von Dr. **Hugo Riemann.** Gr. 8°, Elegant broschirt Mk. 4.50.

Elementar-Musiklehre. Von Dr. **Hugo Riemann.** Gr. 8°. Elegant broschirt Mk. 1.60.

Der Verfasser ist als einer der tüchtigsten Musik-Pädagogen der jüngeren Schule bekannt, welcher in seinen Lehrbüchern theilweise ganz neue Bahnen betritt, deren weittragende Konsequenzen in der Musikwelt bereits zu ausgedehnten Erörterungen Anlaß gegeben haben und wohl noch ferner geben werden.

System der Harmonielehre. Von **Karl G. P. Grädener.** Gr. 8°. Brosch. Mk. 4.50.

Kurzgefaßte Harmonielehre für den Schulgebrauch. Von **Max Zoder.** Gr. 8°, brosch. Mk. 1.80, gebd. Mk. 2.30.

Die bekannten „Harmonielehren von Grädener und Zoder" sind auf vielen „Konservatorien der Musik" Deutschlands eingeführt und ihrer leicht faßbaren Methode wegen sehr geschätzt.

Wechselnde Lichter. Sylter Skizzen. Ein Büchlein für die Sommerfrische von **August Sturm.** Eleg. brosch. Mk. 1.50

Naturkinder. Gedichte von **Margot Werner.** Eleg. broschirt Mk. 1.50, gebd. Mk. 2.—.

Maria. Eine Legende von **Margot Werner.** Elegant broschirt Mk. 2.—, gebd. Mk. 2.75.

Essays. Von **Margot Werner.** Eleg. broschirt Mk. 1.50, gebd. Mk. 2.—.

Vorstehende drei Veröffentlichungen einer nicht undegabten Dichterin empfehlen sich als ein beliebtes Gelegenheitsgeschenk.

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.

(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 3.

Ludwig Uhland,

der Dichter und der Patriot.

Von

Christian Hönes.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

Literar-Historisches.

(31 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 15,50 M.) Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 50 Pf.

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) ..... M.—.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182) • —.80
Diercks, Die schöne Literatur der Spanier. (372) ..... • —.75
—, Poetische Turniere. (447) ..... • —.60
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229) ..... • —.75
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhundert. (295) ..... • —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) ..... • —.60
Goetz, Die Njalssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459) ..... • —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) ..... • —.60
Heldig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) ..... • 1.—
Herz, Die Nibelungensage. (282) ..... • —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) ..... • —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) ..... • —.60
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21) ..... • —.60
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24) ..... • —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135) ..... • —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22.) ... • 1.—
Neißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) ..... • —.80
Reményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit (340/341) ..... • 1.20
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) ..... • —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Auflage (83) ..... • —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463) ..... • —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) • —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256) ..... • 1.—
Semler, Goethes Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters. (N. F. 18.) ..... • 1.—
Speyer, Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276) • —.75
Stricker, Goethe und Frankfurt a. M. Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261) ..... • 1.—
Trede, Das geistliche Schauspiel in Süditalien (471) ..... • 1.—
Trosien, Lessing's Nathan der Weise (263) ..... • —.60
Weniger, Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231) ..... • —.75

In den früheren Jahrgängen der „Zeitfragen" erschienen:

Literatur, Kunst und Musik.

(17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 12,75 M.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10) • 1.60
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155) ..... M.—.80
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215) ..... • 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? (G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.) (173) ..... • 1.20
Genée, Das deutsche Theater und die Reform-Frage. (99) ..... • 1.—
v. Huber-Liebenau, Ueber d. Kunstgewerbe d. alten u. neuen Zeit. (136/137) • 1.60
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10) ..... • 1.—
Minckwitz, Entwicklung eines neuen dram. Styls in Deutschland (203) • 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82) ..... • 1.20

(Fortsetzung siehe 3. Seite.)

Ludwig Uhland,

der Dichter und der Patriot.

Von

Christian Hönes.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Der 18. September 1886 hat uns die Feier von Justinus Kerners hundertjährigem Geburtstage gebracht. Nicht blos in dessen Heimath, sondern in allen deutschen Gauen ist das Lob des schwäbischen Sängers erklungen. Und wer darin eingestimmt hat, der rühmte auch den schönen Freundschaftsbund, der zeitlebens zwischen ihm und den andern Gliedern der schwäbischen Dichterschule bestanden hat, vor allem aber wurde seines „guten Kameraden", Ludwig Uhlands, gedacht. Der 26. April d. J. bringt uns dessen Jubelfest. Dieser Tag wird sicher einen neuen Beweis davon liefern, wie groß die Anhänglichkeit des deutschen Volkes an seinen Lieblingsdichter ist; er wird sich zu einem nationalen Festtage gestalten. Und daß wir allen Grund haben mit Stolz diesen Mann den unsern zu nennen, ob wir nun den Dichter oder den Gelehrten, die öffentliche Thätigkeit oder die private Lebensführung desselben ins Auge fassen, dazu möge auch diese kurze Biographie beitragen.

Uhlands Geschlecht, schon seit dem Jahre 1720 in Tübingen ansässig, gehörte zu jenen altwürttembergischen Familien, in denen sich zwar nicht große Schätze und besondere Talente forterbten, aber dafür etwas Werthvolleres, ein guter Name, echte Frömmigkeit, strenge Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit und ungebeugter Mannessinn. Diese Tugenden zeigten sich auch an dem Großvater des Dichters, der als Professor der Theologie in Tübingen wirkte und ganz besonders die religiöse Bildung

des Knaben beeinflußte. Der Vater bekleidete die Stelle eines Universitätssekretärs, war ein gewissenhafter Beamter und ein sorgsamer Familienvater, sonst aber etwas kleinlich und ängstlich. Mehr Anregendes hatte die Mutter, eine Frau von lebhaftem Geiste und warmem Gemüthe, eine sorgfältige Erzieherin ihrer Kinder.

Ihr Sohn Ludwig war ein wilder, kräftiger Knabe, aber verschlossen und nicht sehr liebenswürdig. In der Schule zeigte er große Begabung und eisernen Fleiß, so daß auch die gestrengen Präzeptoren der damaligen Zeit an ihm ihr Wohlgefallen hatten. Besonders eifrig war er in der Fertigung lateinischer Verse, dem Steckenpferd der damaligen Lateinlehrer; auch in deutschen Gedichten offenbarte sich bisweilen schon sein Talent. Die schönen Umgebungen der Vaterstadt, die benachbarten Burgen und Kapellen wirkten mächtig auf des Knaben Gemüth. Die Phantasie endlich fand reiche Nahrung in der Bibliothek des Großvaters, wo Reisebeschreibungen und ähnliche merkwürdige Geschichten zu finden waren.

Die Tübinger Lateinschule bildete ihre Zöglinge nur bis zum 14. Lebensjahre. War dieses Ziel erreicht, so pflegten diejenigen, welche sich einem gelehrten Berufe widmen wollten, sich als Studenten immatrikuliren zu lassen. Uhland entschied sich dem Wunsche des Vaters gemäß für die Rechtswissenschaft, besuchte aber zunächst nur allgemein bildende Vorlesungen und warf sich mit allem Eifer auf das Studium der römischen und griechischen Klassiker.

Von entscheidendem Einfluß aber auf seine ganze Gemüths- und Geistesrichtung war es, als er einmal in einer Vorlesung über Homer das Waltariuslied erwähnen hörte. Mit aller Gluth seiner Seele vertiefte er sich nun in die alte deutsche Heldensage. „Wie glücklich war ich," erzählte er selber, „wenn ich den Saxo Grammatikus oder die Heldensage mit nach Hause

nehmen konnte. Aus dieſem Werke entkeimte meine Vorliebe für die nordiſchen Mythen. Was die klaſſiſchen Dichterwerke trotz meines eifrigen Leſens mir nicht geben konnten, weil ſie mir zu klar, zu fertig da ſtunden, was ich an der neueren Poeſie mit all ihrem rhetoriſchen Schmucke vermißte, das fand ich hier, friſche Bilder und Geſtalten mit einem tieferen Hintergrund, der die Phantaſie beſchäftigte und anſprach."

Uhland folgte mit dieſer Anſchauung nur der allgemeinen Zeitſtrömung. So groß auch die Begeiſterung war, welche die Meiſterwerke Schillers und Goethes erregten, ſo rief doch die von ihnen eingeſchlagene poetiſche Richtung eine nothwendige Reaktion hervor, und zwar machte einerſeits das durch den napoleoniſchen Druck aus dem Schlummer geweckte nationale Bewußtſein ſich geltend gegenüber der einſeitigen Betonung des griechiſchen Schönheitsideals, andererſeits das chriſtlich-religiöſe Gefühl gegenüber der theils antik-heidniſchen, theils modern-philoſophiſchen Weltanſchauung unſerer Klaſſiker. Hierzu kam noch das oben von unſerem Dichter ausgeſprochene Gefühl, daß die Volksdichtung mit ihrer naiven Unmittelbarkeit und ungeſuchten Schönheit den Vorzug verdiene vor der mit Bewußtſein auf den Effekt ausgehenden Kunſtdichtung. Dies war auch der Grund, warum, wie Uhland ſelber gelegentlich einmal äußerte, von den neueren Dichtern nur Goethe einen wirklichen Eindruck auf ihn machte, während er Schiller erſt in ſpäteren Jahren zu würdigen vermochte. Goethe iſt es ja eben geweſen, der in ſo manchem ſeiner Lieder den Ton des Volksliedes getroffen hat.

Wie glücklich war Uhland als ihm „Des Knaben Wunderhorn" die Quelle des alten deutſchen Volksliedes eröffnete und Herder ihm auch das Verſtändniß der außerdeutſchen Volkspoeſie erſchloß. Er fühlte ſich durch letzteren angeregt, mit dem bisher ſchon betriebenen Studium der franzöſiſchen Sprache auch noch das der engliſchen, ſpaniſchen und der nor-

diſchen Sprachen zu verbinden, um die alten Geſänge im Urtext leſen zu können. Auch die eigene Produktion wurde durch dieſe Einflüſſe mächtig gefördert. Von den veröffentlichten Gedichten Uhlands ſtammen aus dieſer Zeit „Der blinde König", „Die ſterbenden Helden", „Geſang der Jünglinge", „Lied eines Armen", „Die Kapelle", „An den Tod"; außerdem noch eine Reihe ſolcher, die der Dichter als weniger gelungen der Oeffentlichkeit nicht anvertrauen wollte.

Mit dieſen Beſtrebungen ſtand Uhland zunächſt ganz allein. Seine Schulkameraden waren anderen Bahnen gefolgt, und am gewöhnlichen Studentenleben nahm er keinen Antheil, ſchon aus Rückſicht auf die beſchränkten Mittel ſeines elterlichen Hauſes. Das Schweigſame in ſeinem Weſen, über das öfter geklagt wurde, mag wohl in jener Zeit entſtanden ſein, ſo weit es nicht ſchon von Kindheit an in ſeiner Natur lag. Allmählich jedoch ſammelte ſich um ihn ein Kreis dichteriſch angelegter Jünglinge. Der bedeutendſte dieſer Genoſſen war Juſtinus Kerner, der mit ſeiner mehr weiblichen, weichen und hingebenden Natur wie geſchaffen war zur Ergänzung für die mehr männliche, ſpröde und herbe Eigenart Uhlands. In ſeiner genialen Excentrizität, mit ſeinem ſprudelnden Humor, in ſeiner völligen Ungebundenheit in Lebensweiſe und Benehmen war er wie in ſeiner körperlichen Erſcheinung der vollkommene Gegenſatz zu dem ruhigen und gemeſſenen Uhland. Auch ein Sohn des nördlichen Deutſchlands trat in dieſen Kreis ein, es war dies der bekannte Varnhagen von Enſe, der den Winter 1808/9 in Tübingen zubrachte. Seinen Denkwürdigkeiten (III. S. 96) entnehmen wir folgende Schilderung Uhlands:

„Von Uhland brachte mir Kerner ein ganzes Päckchen handſchriftlicher Gedichte. Da tauchte mir wirklich die Seele in friſche Dichtungsfluth! Seine Lieder ſind göthiſch; doch aber nicht Göthe'n nachgeahmt, ſondern in gleichem Werthe mit

deſſen Liedern, ebenſo wahr und rein, ſo friſch und ſüß! Uhland behilft ſich nie mit Worten und Redensarten; nur das Gefühl ſpricht und die Anſchauung, daher iſt ſein Ausdruck immer echt. Die Natur, die ihn umgiebt, die Vorzeit, deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis ſeiner Dichtung; aber ſein Geiſt iſt doch aus unſerer Zeit, ſein Gemüth umfaßt die ganze Bildung derſelben, und ſo iſt er der Auffaſſung und Wirkung nach durchaus modern. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchſtrömen ihn, und auch dies macht mir ihn werth. Umgang hab' ich nicht viel mit ihm und nur durch Kerners Vermittelung, denn er iſt der entſchloſſenſte hartnäckigſte Schweiger, der mir noch vorgekommen, er übertrifft unſern Becker ſogar. Keine Verlegenheit, keine Angſt wirkt auf ihn, er wartet ab, was daraus werden möge und ſchweigt. Redet er aber, ſo iſt, was er ſagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichſt kurz; ohne alle Abſicht und Ziererei iſt es ſo, aus freier Natur heraus. Iſt das nicht ſchön? Und ſo iſt der ganze Menſch. Seine Redlichkeit Hochherzigkeit und Treue preiſt jeder, der ihn kennt, als unerſchütterlich und probehaltig. Er wird nächſtens die Univerſität verlaſſen und eine Reiſe nach Paris unternehmen. Er iſt im ganzen nicht rauh und herb, aber wo er es iſt, werden ihn die Franzoſen nicht glätten und geſprächig machen noch weniger."

In dieſem Verein begabter und liebenswürdiger Menſchen entwickelte ſich nun eine rege dichteriſche Thätigkeit. Jeder ſucht das Beſte, das er zu leiſten vermochte, den Freunden darzubieten; manche poetiſche Arbeiten werden gemeinſam gefertigt, wie z. B. Uhland und Kerner eine „Abendphantaſie von Karl Mayer" verfaßten, wobei jeder abwechſelnd eine Strophe dichtete; auch traten ſie einander oft halbfertige Arbeiten zur Weiterführung ab, in dem Gefühl, daß der Stoff eher für die Eigenart des Andern paſſe. Beſonders vortheihaft war es, daß die Freunde

ſich nicht nur dichteriſch anregten, ſondern auch gegenſeitig die Erzeugniſſe ihrer Muſe beſprachen und beurtheilten. Hierzu ſchufen ſie ſich ein beſonderes höchſt originelles Organ, das unter dem Titel: „Sonntagsblatt für ungebildete Stände" in einzelnen Bogen Manuſcript jeden Sonnabend in Kerners Stube aufgelegt wurde, um am folgenden Sonntag von den Freunden geleſen und beſprochen zu werden. Als Probe theilen wir aus einer Arbeit Uhlands über das Romantiſche folgendes mit:

„Das Unendliche umgiebt den Menſchen, das Geheimniß der Gottheit und Welt. Was er ſelbſt war, iſt und ſein wird, iſt ihm verhüllt. Süß und fruchtbar ſind dieſe Geheimniſſe ..... Der Geiſt des Menſchen aber, wohl fühlend, daß er nie das Unendliche in voller Klarheit in ſich auffaſſen wird, und müde des unbeſtimmt ſchweifenden Verlangens, knüpft bald ſeine Sehnſucht an irdiſche Bilder, in denen ihm doch ein Blick des Ueberirdiſchen aufzudämmern ſcheint; mit liebender Andacht wird er ſolche Bilder umfaſſen, ihren geheimſten Mahnungen lauſchen, wie Maria den Gott in Kindesgeſtalt am Buſen wiegte. Faſt in jedem Bilde, das ein Geheimniß andeutet, glauben wir eines jener großen Geheimniſſe zu ahnen, nach dem unſer Sinn mit oder ohne Bewußtſein immer ſich hinneigt.

Die Romantik iſt nicht blos ein phantaſtiſcher Wahn des Mittelalters; ſie iſt hohe ewige Poeſie, die im Bilde darſtellt, was Worte dürftig oder nimmer ausſprechen; ſie iſt das Buch voll ſeltſamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geiſterwelt; ſie iſt der ſchimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf nach der Edda ſie zu den Sterblichen herab und die Auserwählten zu ihnen emporſteigen. Hat denn ſtets der abſprechende Unglaube der neueren Zeit beſſeren Grund als der verrufene Aberglaube der alten? Auch hat der beſtändige Umgang mit dem Wunderbaren, das von allen Seiten

über uns hereinhängt, so vielen den Sinn dafür benommen. Sie haben es verwechselt mit ihrer Gemeinheit, und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer.

Nun so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelte."

Schon das ist charakteristisch für Uhland, daß er hier das Wesen des Romantischen auf einen klaren und bestimmten Begriff zu bringen sucht. So sehr er sich auch da und dort mit dem Anschauungen von Novalis berührt, so zeigt sich doch gegenüber der weiblich-schwärmerischen Art dieses Dichters Uhlands männlicher Geist in voller Selbstständigkeit. Insbesondere offenbart sich sein geschichtlicher Sinn darin, daß er die Entwickelung des Romantischen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nachzuweisen sucht. Diesen Trieb nach geschichtlichem Verständniß, verbunden mit der Freude an ernsthafter Arbeit, scheidet ihn bestimmt von den eigentlichen Romantikern.

Die Romantik vollends, welche die Zustände des Mittelalters in Staat und Kirche wiederherstellen wollte, war ihm von Grund der Seele zuwider. Er will keineswegs die ganze Vergangenheit herübernehmen, sondern er will nur ihr poetisches Vermächtniß für die Gegenwart erhalten. So war er z. B. ein großer Verehrer der Gothik, wie er denn auf seiner Rückreise von Paris sich an dem Straßburger Münster begeisterte; nichtsdestoweniger fand die Wiederherstellung des Kölner Doms in ihm einen entschiedenen Gegner. Was Uhland in der Poesie wie in der Wissenschaft anstrebte, war eine geistige Assimilirung des Alten, ohne daß dadurch den Rechten des modernen Denkens und Fühlens Gewalt angethan worden wäre. Bezeichnend hierfür sind auch die einem andern Aufsatze Uhlands im Sonntagsblatte entnommenen Worte:

„O, daß erſchiene die Zeit, da zwiſchen den zwei ſonnigen Bergen der alten und neuen Poeſie, zwiſchen denen das Alter der Unpoeſie als eine tiefe Kluft hinabdämmert, eine befreundende Brücke geſchlagen und darauf ein frohes Hin- und Herwandeln lebendig würde.“

Das „Sonntagsblatt“ war jedoch nicht das einzige Organ, in welchem die Erſtlinge der Uhlandſchen Muſe Aufnahme fanden, vielmehr ſollten dieſelben bald auch einem größeren Leſerkreis zugänglich gemacht werden. Uhland ſandte 27 Gedichte von ſich und 7 von Kerner an den Dichter Leo von Seckendorf nach Regensburg zur Aufnahme in deſſen Almanach. In ſeinem an Seckendorf gerichteten Briefe bedauert er, daß ihm Zeit und Gelegenheit zum Studium der altdeutſchen Poeſie ſo ſpärlich dargeboten ſeien; er wünſcht ſich in Verhältniſſe verſetzt zu ſehen, wo er zur Wiederbelebung der poetiſchen Vorzeit etwas beitragen könnte. „Der deutſche Dichter,“ fährt er dann fort, „dem es um die wahre in rüſtigem Leben erſcheinende Poeſie zu thun iſt, fühlt einen auffallenden Mangel an vaterländiſcher Mythologie, er findet ſo wenig alte Kunde in ſeiner Nation, die ſich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingeben, und doch auf der andern Seite das tiefſte Leben der Seele zur objektiven Erſcheinung förderten. Die Geſchichte kann dieſen Mangel nicht erſetzen. Die griechiſchen Dramatiker hatten vor ſich ihre Epiker, Shakeſpeare eine reiche Menge alter Lieder und romantiſcher Erzählungen; auch wir Deutſche ſtehen auf dem Punkte der dramatiſchen Kraft und ſuchen eine Vorwelt epiſcher Dichtungen. . . . . Leider liegt zwiſchen uns und den Zeiten, wo ſolche Mären im Gange waren, eine altkluge Periode, welche auf jene romantiſchen Kunden verachtend herabſah und ſie der Vergeſſenheit überließ. Um ſo ernſter ſollte man in unſern Tagen darauf denken, zu retten, was noch zu retten iſt. Aber nicht blos urſprünglich deutſche, auch die

Kunden verwandter Völker, von den Rittern der Tafelrunde, des Grals, Karls des Großen u. ſ. w., ſowie die altnordiſchen Erzählungen verdienen alle Aufmerkſamkeit. . . . Sollte nicht der Literator, dem ein reicher Vorrath alter Schriften zu Gebote ſteht . . . ſolche Kunden ſammeln und den Dichtern ſeines Volkes anbieten, auch wenn einzelne keinen künſtleriſchen Werth haben, aber doch aus den Schlacken ein körniges Gold blicken laſſen, das der Künſtler bearbeiten könnte. . . . So ſind z. B. in dem werthen Buche „Des Knaben Wunderhorn" auch ſehr mittelmäßige und unvollſtändige Lieder. Solche, die das Buch flüchtig durchblättern und ſolche einzelne Stücke leſen, rufen aus: Was ſoll das? Dem aber, der in dem ganzen Cyklus der altdeutſchen Poeſie eingeweiht ſein möchte, werden auch dieſe geringeren Reſte nicht gleichgültig ſein, ſie werden ihm zur Erklärung des Koſtbareren und in Hinſicht auf das Ganze manchen Nutzen verſprechen. Man rette lieber zu viel als zu wenig!" — Seckendorf antwortete aufs freundlichſte: „Ich habe Ihren Brief mit wahrem Intereſſe geleſen, denn er enthält Stellen, die mich wie aus den erſten goldenen Träumen meiner Jugend trafen — ſie wurden nicht erfüllt, alle Blüthen meines Geiſtes ſproßten auf unfruchtbarem Boden. . . . Auch ihnen ſcheint die Gegenwart entgegenzuwirken, der Kampf Ihrer Neigung mit den Verhältniſſen iſt da — aber in einem ſolchen Kampf gedeiht auch das poetiſche Gemüth, gewungen ſich am eigenen Feuer zu erwärmen und ſich zu koncentriren, um ſeinen Gegnern die Spitze bieten zu können." Er rühmt dann Uhlands Uebertragung altdeutſcher Heldenlieder und fordert ihn auf, ſich auch in dramatiſcher Poeſie zu verſuchen; er ſchlägt ihm hierzu Franzeska von Rimini aus Dantes Hölle vor. — Uhland erwiderte hierauf: „Frühe ſchon wollte ich meine Poeſie zum Größeren ſammeln. Ich könnte Ihnen eine Reihe von Planen zu epiſchen und dramatiſchen Gedichten aufführen, die ich mit

Liebe entworfen, oft ziemlich klar geſtaltet und dann verlaſſen habe. Nur eins will ich gedenken. Vor etwa zwei Jahren begann ich eine Tragödie zu entwerfen: Achilleus Tod. Sie ſollte die Idee darſtellen: wenn auch das Schickſal die Ausführung unſerer Entſchlüſſe hindert, haben wir ſie nur ganz und feſt in uns gefaßt, ſo ſind ſie doch vollendet. . . . . Verſchiedene Urſachen, beſonders aber meine Vorliebe für das Romantiſche, dem der griechiſche Boden nicht angemeſſen war, hielten mich von der Ausführung ab. . . . Ich komme ſchwer dazu, Geſtalten, die ich in begeiſterten Momenten geſehen und entworfen, in ruhigen auszumalen. Wenn ich mich nach poetiſchem Stoffe umſehe, ſo geſchieht es vorzüglich darum, weil blos idealiſche Geſtalten nicht ſo leicht vollkommene Objektivität erhalten, wie ſolche, die dem Dichter ſchon lebendig entgegentreten, aber ihr höheres Leben erſt von ihm erwarten. Er wird durch die letzteren in angenehme Selbſttäuſchung verſetzt, ſein unbeſtimmtes Schweifen erhält eine Begrenzung, ſeine reinigende Willkür wird gebunden, zwar nicht mit Feſſeln, aber durch die Arme der Geliebten."

Um dieſelbe Zeit ſchrieb Uhland an ſeinen Freund Kölle in Paris u. a: „Ich beſchwöre Sie bei dem heiligen Mutternamen Deutſchlands, gehen Sie, wenn Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, ſuchen Sie hervor, was da vergraben liegt von Schätzen altdeutſcher Poeſie. Da ſchlummern ſie, die bezauberten Jungfrauen, goldene Locken verhüllen ihr Geſicht; wohlauf ihr männlichen Ritter, löſet den Zauber! ſie werden heißathmend die Locken zurückwerfen, aufſchlagen die blauen träumenden Augen. Allein ſehen Sie nicht ausſchließend auf deutſche Alterthümer, achten Sie auf die romantiſche Vorwelt Frankreichs. Ein Geiſt des Ritterthums waltet über ganz Europa. Wo Sie in einem alten Buche eine ſchöne Kunde, Legende u. ſ. w. finden, laſſen Sie die nicht verloren gehen, wir haben ja ſo großen Mangel an poetiſchem Stoff, an Mythen."

Aus dieſen Briefen geht wieder hervor, wie ſicher Uhland ſeine dichteriſche und wiſſenſchaftliche Aufgabe erfaßt hat. Da iſt nichts von dilettantiſcher Ueberſchwänglichkeit, von jugendlicher Schwärmerei, ſondern warme Begeiſterung geht Hand in Hand mit der klarſten Beſonnenheit. Und was der Jüngling geplant, das hat der Mann ausgeführt.

Wie ſtand es aber mit dem eigentlichen Fachſtudium? Man könnte meinen, daſſelbe werde unter den vielen dichteriſchen Arbeiten zu kurz gekommen ſein, beſonders da Uhland ſelbſt von einer Zeit ſpricht, „wo er ſich des Rechts befliſſen wider ſeines Herzens Drang, und ſich halb nur losgeriſſen von dem lockenden Geſang“. Allein ſo ſchlimm war die Sache doch nicht. Einerſeits war Uhland ganz entſchieden eine juridiſche Natur, ſein klarer ſcharfer Verſtand und ſeine zähe, faſt bis zum Eigenſinn gehende Beharrlichkeit ließen ihn zum Advokatenberuf wie geſchaffen erſcheinen. Andrerſeits mußte ihn ſchon ſeine ernſte Gewiſſenhaftigkeit und die Pietät gegen ſeine Eltern davon abhalten, das Berufsſtudium zu vernachläſſigen. So erhielt er denn auch bei dem im Jahre 1808 beſtandenen Examen ein glänzendes Zeugniß.

Nach dem Examen wäre Uhland gerne auf Reiſen gegangen, allein der Vater wünſchte, daß er vorher auch noch Doktor würde. So verfloſſen denn noch zwei Jahre für Uhland, getheilt zwiſchen der Arbeit für die Diſſertation, einigen Advokatenarbeiten und dem poetiſchen Schaffen. Seine Gedichte bot er Cotta und einigen andern Verlegern an, fand aber nur höfliche Ablehnung. Mehr als früher kam er nun auch zum Leſen gleichzeitiger Schriftſteller, namentlich Goethes. An Karl Mayer ſchreibt er: „Meine Poeterei verliert ſich nun beinahe ganz in die Balladen; ich dachte vielleicht als Prolog eine Art von Apologie dieſes meines Hanges zum Alterthümlichen zu geben, obgleich er nach meiner Ueberzeugung keiner

Apologie bedurfte. Ich empfehle vielmehr jedem Dichter, ſich recht innig in die Schachten des deutſchen Alterthums zu verſenken und ſeine Bildung aus dem Stamme des deutſchen Vaterlandes erwachſen zu laſſen. Wie dadurch ein Dichter zum Nationaldichter wird, zeigt ſich bei Goethe. Wie vertraut iſt dieſer mit echtdeutſchen Mythen, mit Volkspoeſie u. ſ. w. . . . Meine Gedichte habe ich in neuerer Zeit mit ziemlich mißtrauiſchen Augen betrachtet. Es iſt mir überhaupt oft, als wäre manches nicht Poeſie, was ich ſonſt dafür hielt. Das bloſe Reflektiren oder das Ausſprechen von Gefühlen (ſo ſchön dies auch ſein kann, ſo ſehr mich die Ergüſſe einer edlen Seele entzücken können) ſcheint mir nämlich nicht die eigentliche Poeſie auszumachen. Schaffen ſoll der Dichter, Neues hervorbringen, nicht blos leiden und das Gegebene beleuchten. Wie weit in dieſer Rückſicht meine Gedichte ſo zu heißen verdienen, kann ich nicht entſcheiden. So viel mein' ich doch, daß Kerner ungleich mehr Dichter iſt als ich. Ich habe überhaupt zu ſeinem poetiſchen Talent das größte Vertrauen. Jede Kleinigkeit, die er hinwirft, hat Leben, es ſpringt etwas hervor, wenn Du nur ſeinen Antheil am „Bären" mit dem meinigen vergleichen könnteſt."

Im Mai 1810 konnte nun Uhland die längſt erſehnte Reiſe nach Paris antreten. Die Abſicht des Vaters dabei war, daß der Sohn den Code Napoleon gründlich ſtudiren ſolle; dieſer hingegen lechtzte vor allem nach den Schätzen mittelalterlicher Volkspoeſie, die in der kaiſerlichen Bibliothek zu finden waren.

Schon in den erſten Tagen ſeines pariſer Aufenthalts traf er mit Varnhagen zuſammen und wurde durch ihn mit dem Sprachforſcher Becker und dem Dichter Chamiſſo bekannt gemacht. Letzterer ſchrieb damals: „Ich habe Uhland ſelbſt kennen gelernt und eine anſehnliche Sammlung ſeiner Gedichte geleſen. Ich kann wohl ſagen, daß mich nach Goethe kein

Dichter ſo angeregt hat. Es giebt ſehr vortreffliche Gedichte, die, möchte ich ſagen, jeder ſchreibt und keiner lieſt, und ſolche, die jeder lieſt, aber nur wenige zu ſchreiben verſtehen, und von dieſer letzten Gattung ſind die Uhlandſchen; die Form darin iſt wegen der Poeſie da, wie an den andern die Poeſie wegen der Form. Uhland ſelbſt iſt unanſehnlich und man möchte nicht dieſe goldne Ader hinter ihm ſuchen.

Uhland arbeitete in Paris mit eiſernem Fleiße. In den ſchlechterwärmten Räumen der Bibliothek ſchrieb er oft mit der linken Hand, bis die erſtarrte rechte Hand wieder zum Gebrauch tauglich geworden. Hauptſächlich ſchrieb er altfranzöſiſche Gedichte ab. Er bemerkt darüber in einem Schreiben an Fouqué: „Ich weiß nicht, ob Andere die Begeiſterung theilen würden, zu der mich dieſe Gedichte hingeriſſen, und wenn ich ſo die ſchlichten Worte ſtundenlang abſchreibe, werde ich zuweilen ſelbſt irre, allein wenn mir dann dem Buche fern die lebendige Dichtung unter die Bäume und in den Mondſchein nachwandelt wie ein Geiſt, der ſeinen Grabſtein verläßt, dann kann ich nicht glauben, daß es nur ſelbſtſüchtiges Wohlgefallen an eigenem Treiben iſt, was mich ſo mächtig überſtrömt, ſo mein eigenes Dichten verſchlungen hat.“ Die Frucht des Pariſer Aufenthalts waren die in die Uhlandſche Sammlung aufgenommenen altfranzöſiſchen Gedichte und ein größerer Aufſatz über das altfranzöſiſche Epos, in welchem der Verfaſſer den Beweis führte, „daß in der alten nordfranzöſiſchen Sprache ein Cyklus wahrhaft epiſcher Gedichte ſich gebildet habe, die durch Darſtellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfaſſenden Kreiſes vaterländiſcher Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung, ſowie durch angemeſſene Haltung des Stils und Beſtändigkeit der Versweiſe, endlich durch Beſtimmung für den Geſang ſich als Analogon der homeriſchen Geſänge und der Nibelungen bewähren;“ nämlich der Sagen-

kreis von Karl dem Großen und von deſſen Genoſſenſchaft.

Nur zehn Monate dauerte der Aufenthalt in Paris, ein Geſuch um ferneren Urlaub wurde vom König von Württemberg abgeſchlagen. Und doch hatte er kein Amt und keine Reiſeunterſtützung von der Regierung!

Nach der Rückkehr vermißte Uhland mit Schmerzen das bewegte Leben der großen Stadt und die Hilfsmittel, die ihm dort in reichem Maße zu Gebote ſtanden; er fühlte ſich, „wie nach Sibirien verſetzt“. Die früheren Studiengenoſſen fand er nicht mehr, aber es fügte ſich glücklich, daß Guſtav Schwab, der im Herbſt 1809 in das Tübinger Stift gekommen war, ſich freundlich an ihn anſchloß und er durch ihn mit andern gleichgeſinnten jungen Männern bekannt wurde.

Seine Zeit verbrachte er zwiſchen Advokatengeſchäften und poetiſchen Arbeiten, wie er denn einmal in ſeinem Tagebuch bemerkt: „Gewaltſames und inſtinktmäßiges Vordringen der Poeſie unter ganz fremdartigen Beſchäftigungen, wie ich mir das Verfallen auf das Märchen „La belle au bois dormant“ durchaus nicht zu erklären weiß.“

Gemeinſchaftlich mit Kerner und Schwab gab Uhland im Jahre 1812 einen „poetiſchen Almanach“ heraus. Derſelbe enthielt Beiträge von Karl und Auguſt Mayer, Kölle, Varnhagen und deſſen Schweſter Roſa Maria, Amalia Weiße, Fouqué, Chamiſſo, Hebel, Conz, Helmina von Chézy u. v. a. Einer der Mitarbeiter war auch der unter dem Schriftſtellernamen Iſidorus Orientalis bekannte Graf von Loeben. Dieſem gegenüber hat Uhland ſeine Auffaſſung der Poeſie in bezeichnender Weiſe ausgeſprochen: „Mein Streben geht dahin, mich immer feſter in urſprünglich deutſche Art und Kunſt einzuwurzeln, der wir leider ſo lange entfremdet waren; Ihre Poeſie iſt dem Süden zugewendet, nicht ſowohl um ſelbſt

ausheimiſch zu werden, als um fremde Herrlichkeit auf unſern Boden zu verpflanzen. Mir kam es dieſem nach zu, in Bild, Form und Wort mich der größten Einfachheit zu befleißigen, ſollte ſie mir auch den Vorwurf der Trockenheit zuziehen, die einheimiſchen Weiſen zu gebrauchen, vaterländiſcher Natur und Sitte anzuhängen, mir unſere ältere Poeſie und zwar unter dieſer wieder die wahrhaft deutſche, zum Vorbild zu nehmen. . . Ihre bilderreiche Sprache mahnt an die Spanier, aber dürfen wir jemals mit dieſen um den Preis der Phantaſie in die Schranken treten? Phantaſie iſt das Element der ſpaniſchen Poeſie, Gemüth das der Deutſchen; dem ewig zuſtrömenden Bilderreichthum geziemt die Pracht der Rede; je voller der Strom, um ſo höhere und rauſchendere Wellen ſchlägt er. Das Gemüth aber liebt die unmittelbarſten Laute und weiß das einfachſte Wort zu beleben. So, meine ich, könne es dem Deutſchen begegnen, daß er den prunkhaften Stil der Gleichheit wegen noch fortführe, wo die Bilderfülle nicht eben ſo ſtetig mitſchreitet, und daß er andrerſeits die innigeren Regungen des Gemüths, mithin ſein Eigenſtes, unter dem äußeren Schmuck erdrücke. Es iſt ein treffliches altes Sprüchwort: „Schlicht Wort und gut Gemüth iſt das echte deutſche Lied".

Die Trefflichkeit der ſüdlichen Gedichtsformen verkenne ich gewiß nicht, aber ich glaube, wir müſſen dieſelben ganz anders gebrauchen, als ſie im Süden ſelbſt gebraucht werden. Die ſüdlichen Sprachen ſind etwas für ſich, ein ſchöner Klang; die deutſche exiſtirt nur durch den innewohnenden Geiſt. Darum exiſtirt z. B. ein deutſches Sonett blos durch diejenigen Gegenſätze, Aufgaben und Auflöſungen, welche die innere Form des Sonetts ausmachen, und unſer Sonett iſt mehr maleriſch als muſikaliſch. Hiedurch hört das einfache Gedicht Sonett bei uns zugleich auf, ein leichtes Spiel zu ſein, es wird zum beſonnenſten Kunſtwerk. Ohnedies ſind die mechaniſchen Schwierigkeiten

unleugbar. Zwang aber und Seltſamkeit in einzelnen Wendungen heben wieder die Harmonie des ganzen Gedichts auf, und ſo entziehen ſich jene Gedichte bei uns dem allgemeinen Gebrauch, im Süden ſind ſie Blumen, bei uns Juwelen."

Gegen Ende des Jahres 1812 gelangte der ehrenvolle Antrag an Uhland als zweiter Sekretär bei dem Juſtizminiſterium in Stuttgart einzutreten mit der Zuſicherung, daß er entweder längſtens in einem halben Jahre in die Beſoldung einrücken oder eine Prokuratorſtelle bekommen werde. Nicht ohne inneren Kampf entſchloß er ſich dieſe Stelle anzunehmen. Der Dienſt war anſtrengend, ſo daß zu Studien oder poetiſchen Arbeiten keine Zeit übrig blieb. Wie unbefriedigt ſein Herz bei dieſem Berufe war, geht aus einem Seufzer in ſeinem Tagebuche hervor: „Wie ſich das gequälte Herz nur vor Gott aufſchließt." Er hatte die Aufgabe, die Entſcheidungen der Gerichte zum Vortrag an den König zu bearbeiten; der Miniſter, der den herriſchen, deſpotiſchen Sinn ſeines Herrn wohl kannte, wollte öfters, vielleicht in wohlmeinender Abſicht, den Bericht ſo abgefaßt, wie er am eheſten hoffen konnte, bei dem geſtrengen Herrn mit ſeiner Anſicht durchzudringen, der junge Sekretär aber verſtand ſich ſchlecht auf Umwege; auch erlebte er öfters die Genugthuung, daß dann, wenn er ſchlicht und beſtimmt ausſprach, was das Recht verlangte, wirklich die gewünſchte Entſcheidung von höchſter Stelle erfolgte — ein Umſtand, der dann freilich das Verhältniß zu ſeinen Vorgeſetzten recht unerquicklich machte. Letzterer wußte übrigens die Arbeitskraft ſeines jungen Sekretärs wohl zu ſchätzen, aber die Erfüllung der Zuſage einer mit Gehalt verknüpften Anſtellung wurde immer weiter hinausgeſchoben. Mit Einwilligung ſeiner Eltern brach endlich Uhland ſein Verhältniß zum Miniſter ab. Er erhielt im Mai 1814 ſeine Entlaſſung ohne irgend eine Anerkennung der geleiſteten Dienſte und trat nun in die Reihe der Stuttgarter Advokaten ein.

In die Zeit, da Uhland auf der Ministerkanzlei beschäftigt war, fiel die glorreiche Erhebung der deutschen Stämme gegen den französischen Zwingherrn. Daß diese Bewegung auch unsern im tiefsten Herzen deutsch gesinnten Sänger mächtig ergriffen hat, davon legen mehrere dem Jahre 1814 entstammende Lieder ein beredtes Zeugniß ab, so das „Lied eines deutschen Sängers", „Vorwärts", „Die Siegesbotschaft", „An das Vaterland". Man hat sich aber schon gewundert, daß die nationale Begeisterung nicht noch kräftiger und lebhafter in Uhlands Liedern sich ausgesprochen hat und daß diese nicht so zahlreich sind als die der norddeutschen Freiheitssänger. Aber man muß bedenken, daß es Uhland, wie wir oben gesehen, sowohl an Zeit, als an Freudigkeit zu dichterischem Schaffen gebrach; außerdem war er im Dienste einer Regierung, die im ganzen es mit Napoleon hielt und der jene Begeisterung sehr unwillkommen war. Persönlichen Antheil an diesen Kämpfen zu nehmen, war für ihn eine Unmöglichkeit, da ihm der König den Urlaub versagt hätte. Hierzu kam noch die Rücksicht auf die Eltern. Die Mutter war ohnedies in großer Sorge, ob ihr Sohn nicht zur Landwehr ausgehoben werde. Dieser beruhigte sie hierüber und schrieb u. a.: „So wenig ich mich muthwilliger Weise aussetzen werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung eingerichtet werden sollte, wogegen unser König allein sich bisher verwahrt hat, ich mich einem solchen der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde."

Aus der unbefriedigenden Lage befreit konnte sich Uhland nun auch wieder der geliebten Muse zuwenden. Im Herbste 1814 erschien die erste Ausgabe seiner Gedichte in der Cotta'scher Buchhandlung. Das Haus des Prokurators Albert Schott,

in welchem der Dichter viel verkehrte, gab ihm Anlaß zu manchen ernſten und heiteren Liedern. Ein von Schott und einigen andern Freunden geſtiftetes Kränzchen, das ſich in dem Gaſthof „zum Schatten" verſammelte, regte zu poetiſchen Scherzen an. Dieſem Vereine verdankte z. B. die heitere Ballade „Von den ſieben Zechbrüdern" ihren Urſprung.

Auch für ſein äußeres Fortkommen waren die Freunde, beſonders Schott und Miniſterialſekretär Roſer treu beſorgt. Erſterer trat ihm manche ſeiner Arbeiten ab. Freilich konnte dieſe Art der Beſchäftigung Uhland nicht zuſagen. Er ſchreibt darüber an Karl Mayer: „An Advokatengeſchäften fehlt es mir gerade nicht, deſto mehr aber an Leichtigkeit im Geſchäft, beſonders bin ich allzu zerſtreut. Seit ich wieder die meiſte Zeit zu Hauſe bin, locken mich immer alte und neue Phantaſien von der Arbeit ab, und ich habe in der letzten Zeit wieder Verſchiedenes gedichtet und entworfen, was denn freilich dem Erwerb, der mir jetzt ſo nöthig wäre, wenig zu ſtatten kommt."

Auch den Eltern ſchien — freilich aus andern Gründen — der Advokatenberuf für den Sohn nicht paſſend zu ſein; der Vater fürchtete, daß er dabei nicht recht ſein Auskommen finden werde, und daß alte Advokaten leicht aus der Mode kommen, die Mutter aber ſah bereits im Geiſte voraus, daß ihr Sohn einſt als Hageſtolz ein troſtloſes Daſein friſten müſſe. Sie ermahnten ihn daher perſönlich den maßgebenden Männern ſeine Aufwartung zu machen. Daß Uhland nach ſeiner ganzen Charaktereigenthümlichkeit ſich hierzu nicht entſchließen konnte, trübte einigermaßen das innige Verhältnis, das zwiſchen dem Sohn und dem Elternhauſe ſtattfand; beſonders die Mutter litt ſchmerzlich darunter und gab ſich viele Mühe dem Sohn vorzuſtellen, wie er bei aller Feſtigkeit in der Sache doch in der Form geſchmeidiger und entgegenkommender ſein könne.

Allein dieſer hatte bald hernach in den nunmehr begin-

nenden Verfassungsstreitigkeiten eine derartige Stellung eingenommen, daß er erklären mußte, er könne überhaupt kein Amt mehr annehmen, da es ihm unmöglich sei, dem Könige den vorgeschriebenen Eid zu leisten.

König Friedrich hatte nämlich im Jahre 1805 die auf Vertrag beruhende ständische Verfassung Altwürttembergs als „eine nicht mehr in die Zeit passende Einrichtung" einseitig aufgehoben. Infolge der Verhandlungen auf dem Wiener Kongresse sah sich jedoch der König genöthigt, dem Drängen auf konstitutionelle Einrichtungen nachzugeben; so berief er im Frühjahr 1815 unerwartet die Landstände und legte ihnen den Entwurf einer ganz neuen Verfassung vor. Dieser Entwurf ward von den Ständen einstimmig abgelehnt; sie verlangten vor allem Anerkennung der alten Verfassung, die nur widerrechtlich unterdrückt sei und gesetzlich fortbestehe. Was an dieser etwa zu ändern sein möchte, solle in Berathung gezogen werden. Die Regierung dagegen berief sich darauf, daß die alte Verfassung durch den Hinzutritt umfangreicher neuer Landestheile von selbst hinfällig geworden sei, auch war das, was dieselbe in der Folgezeit bot, entschieden der alten Verfassung vorzuziehen, allein längere Zeit hindurch galt es für jeden Vaterlandsfreund als Gewissenspflicht am Alten festzuhalten, und ein Abfall von jener Anschauung wurde fast wie Hochverrath angesehen.

Uhland hatte in seiner kurzen Beamtenzeit einen tiefen Blick in das Verderben des absolutistischen Willkürsystems gethan und sein Umgang mit Schott und mit anderen Männern von der gleichen Gesinnung bestärkte ihn in dem Vorhaben den Kampf für die alte Verfassung mit aller Macht aufzunehmen. Mit dem ganzen Feuer seiner Seele betheiligte er sich an den Vorberathungen der befreundeten Abgeordneten. Eine von ihm verfaßte Eingabe der Stuttgarter Bürger an den König gab

dem verletzten Rechtsgefühl schroffen Ausdruck. Daß auch die Muse der Dichtkunst in den Dienst der Politik gezogen wurde, davon geben die aus dieser Zeit stammenden politischen Gedichte Zeugniß, in denen immer wieder das Halten „an dem alten guten Recht" betont wird.

Es hat etwas Tragisches, daß Uhland bei diesem Kampfe auch einem Freunde und Gönner gegenübertreten mußte, dem Freiherrn v. Wangenheim. Dieser hatte früher Uhland in seiner literarischen und poetischen Thätigkeit unterstützt, ihm hatte es derselbe auch zu verdanken, daß die Cotta'sche Buchhandlung seine Gedichte in ihren Verlag nahm. Nach dem Scheitern jener ersten Verhandlungen wurde nun Wangenheim vom König in die Verfassungskommission berufen und er war fortan das Hauptwerkzeug der Regierung im Streite mit den ihr entgegenstehenden Ansichten. Seine Vorschläge waren nun zwar entschieden liberaler als die Bestimmungen der bisherigen Verfassung, aber die Art, wie er dieselben mit mystischen, der Schellingschen Naturphilosophie entnommenen Ideen zu begründen suchte, sowie das ganz unschwäbische, kavalierartige Auftreten des Mannes machten auf Uhland und seine Freunde einen abstoßenden Eindruck.

Später sah sich sogar Justinus Kerner veranlaßt, seinem Freunde Uhland entgegenzutreten, da Kerners Bruder Mitglied des Ministeriums geworden war. Justinus, der bisher der Politik ganz fern gestanden, vertrat mit Glück die Sache des gesunden Menschenverstandes gegenüber dem starren Rechtsstandpunkte des Freundes. Die persönlichen Beziehungen beider Männer wurden jedoch durch diese Differenz nicht im mindesten getrübt. Bedauerlich war es ferner, daß Uhland nun auch von vornherein in Konflikt kam mit dem jungen König Wilhelm, der ja doch gewiß „ein Herz für sein Volk" hatte. Für beide Theile wäre es gewiß segensreich gewesen „wenn der

Sänger mit dem Könige" hätte gehen können. Auch mußte wohl eben durch dieſe ſo lange ſich hinziehende Kampfzeit das Schroffe und Abſtoßende in Uhlands Charakter noch mehr geſteigert werden. Immerhin aber können wir der Ueberzeugungstreue des jungen Mannes, der ſeinem Rechtsgefühl zulieb die Ausſichten auf eine glänzende Laufbahn opferte, unſere Achtung nicht verſagen, und ſeine politiſchen Gedichte müſſen auch jetzt, nachdem die Erinnerungen jener Kämpfe längſt entſchwunden, doch immer wieder jedes deutſche und beſonders jedes württembergiſche Herz mit gerechtem Stolze erfüllen. Mag man auch vom rein äſthetiſchen Geſichtspunkte aus manches an ihnen auszuſetzen haben, ſo iſt doch wieder an ihnen Hoheit der Geſinnung, ſittlicher Ernſt, Kraft und Klarheit des Ausdrucks und eine edle Popularität zu rühmen.

Der am 30. Oktober 1816 auf den Thron gelangte König Wilhelm war eifrig bemüht, den Verfaſſungsſtreit beizulegen, aber da er und ſein Miniſter Waugenheim am Zweikammerſyſtem feſtielten, verwarf die Ständeverſammlung mit großer Mehrheit den neuen Verfaſſungsentwurf. Zu dieſer Entſcheidung hatte Uhland ſelber mitgewirkt durch einen ſcharfen Aufſatz gegen die Adelskammer, worin er unter anderem ſagte: „Dreißig Jahre lang hat die Welt gerungen und geblutet, Menſchenrecht ſollte hergeſtellt, der entwürdigende Ariſtokratismus ausgeworfen werden, davon iſt der Kampf ausgegangen. Und jetzt, nach all dem langen blutigen Kampfe ſoll eben dieſer Ariſtokratismus durch neue Staatsverträge geheiligt werden?"

Die nach Auflöſung jener Ständeverſammlung eingetretene Zeit politiſcher Ruhe wurde von Uhland zur Ausarbeitung ſeines Dramas „Herzog Ernſt" benützt. Daſſelbe wurde im Jahre 1817 beendet und am 5. Mai 1819 in Hamburg, zwei Tage darauf in Stuttgart aufgeführt.

Ein Ausſchreiben des Königs von Bayern zu einer Preis-

bewerbung für ein Stück aus der bayerischen Geschichte bestimmte Uhland zu dem Drama „Ludwig der Bayer". Auch sonst beschäftigten ihn dramatische Pläne, u. a. „Der Nibelungen Tod" und „Der arme Heinrich". Jedoch mußten alle diese Beschäftigungen zurücktreten, als im Sommer des Jahres 1819 die Regierung eine neue Ständeversammlung einberief, um mit ihr unter ausdrücklicher Anerkennung eines Vertragsverhältnisses über einen neuen Verfassungsentwurf zu unterhandeln. Uhland bewarb sich um die Stelle eines Abgeordneten in seiner Vaterstadt und wurde mit großer Mehrheit gewählt. Schon im September desselben Jahres wurde der Entwurf angenommen, und zur Feier der Verfassung wurde „Herzog Ernst" auf der Stuttgarter Hofbühne aufgeführt mit jenem herrlichen Prolog:

Noch steigen Götter auf die Erde nieder,
Noch treten die Gedanken, die der Mensch
Die höchsten achtet, in das Leben ein.
Ja mitten in der wildverworrenen Zeit
Ersteht ein Fürst, vom eignen Geist bewegt,
Und reicht hochherzig seinem Volk die Hand
Zum freien Bund der Ordnung und des Rechts.

Den Tag vor der Aufführung befand sich Uhland in Tübingen und war dort der Gegenstand großartiger Huldigungen seitens der Bürgerschaft, ein Umstand, der seinem Vater zur höchsten Genugthuung gereichte. Der Mutter dagegen machte der Sohn noch in demselben Monat die große Freude, daß er die Worte, die er im „Herzog Ernst" die Gisela aussprechen ließ, erfüllte:

Denn wie des Vaters Stolz darin besteht,
Den Sohn gekrönt zu sehn mit Ruhm und Macht,
So ist's der Mutter Wonne, wenn der Sohn
Einhertritt mit der jugendlichen Braut,
Der liebenden, die ihm das Leben schmückt.

Die Erwählte war Emma (eigentlich Emilie) Viſcher aus Kalw, eine Tochter erſter Ehe der allgemein hochgeſchätzten Frau Emilie Piſtorius in Stuttgart, zu deren Erinnerung Rückert im Jahre 1816 ſeine elf Sonette „Roſen auf das Grab einer edlen Frau“ gedichtet hat. Es iſt wohl dies nicht das erſte Mal geweſen, daß das Gefühl der Liebe im Herzen unſeres Dichters Raum fand, und die in ſeinen früheren Gedichten enthaltenen Liebesklänge werden nicht lediglich aus dem Spiel der Einbildungskraft entſprungen ſein. Allein da Uhland ſelber ſich hierüber nicht ausgeſprochen hat, ſo wären wir lediglich auf Vermuthungen angewieſen. Die Neigung zu ſeiner Verlobten trug er jahrelang in ſeiner Bruſt verborgen, bis er endlich mit jenem Gedicht „Der Ungenannten“ an ihrem Geburtstage, den 15. Mai 1819, ſich erklärte.

Für Uhlands Gewiſſenhaftigkeit in dem Amte eines Volksvertreters iſt es bezeichnend, daß die für die Trauung beſtimmte Stunde hinausgeſchoben werden mußte, weil Uhland einer wichtigen Abſtimmung in der Kammer wegen ſich nicht zur rechten Zeit im Hochzeitshauſe eingefunden hatte.

Die Ehe war eine durchaus glückliche. Den fehlenden Kinderſegen erſetzte die dankbare Anhänglichkeit jüngerer Pflegeſöhne, die im Uhland'ſchen Hauſe ihre zweite Heimath fanden. Auch für das äußere Fortkommen war geſorgt, da Uhlands Frau einer ſehr begüterten Familie angehörte. Außerdem erlebten auch die Gedichte immer neue Auflagen und trugen ſtets höheres Honorar ein. Das Zuſammenleben mit den Stuttgarter Freunden und Verwandten machte die nun folgende Zeit zu einer der ſchönſten und heiterſten Perioden in Uhlands Leben. Dagegen ſcheint die poetiſche Ader in ihm von da an ſpärlicher gefloſſen zu ſein. Nur noch im Winter 1829/30 wie im Frühling des Jahres 1834 regte ſich die dichteriſche Schöpfungskraft wieder ſtärker. Auch dieſe Spärlichkeit in der

poetiſchen Produktion iſt ein Beweis ſeiner ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit, ſeiner Ehrlichkeit und Beſcheidenheit; er wollte nicht den Schein ſtatt der Wahrheit geben, nicht Künſtelei ſtatt Kunſt.

Sein Grundſatz war, nur dann zu dichten, wenn die poetiſche Stimmung ihn völlig beherrſchte. Niemals machte er aus dem Dichten ein Geſchäft. Darum pflegte er jungen Dichtern, die ſich an ihn wandten, abzurathen die Poeſie auch äußerlich zum Lebensberufe zu nehmen, da ſelbſt dem entſchiedenſten Dichtertalente ein Widerhalt in anderweitiger Berufsthätigkeit nöthig und heilſam ſei. „Was dann," ſagte er, „wenn ein Poet als ſolcher ſich zu Bette legt und beim Erwachen merkt, daß er es zu ſein aufgehört hat?" Und als in ſpätern Jahren ein Fremder ihn fragte, warum er ſeine Muſe gar ſo lange ruhen laſſe, erwiderte er hell auflachend, daß nicht er die Muſe, ſondern die Muſe ihn in Ruhe laſſe. Manche Kritiker, z. B. Heine, haben Uhland ſeine poetiſche Schweigſamkeit übel vermerkt; um ſo ſchöner iſt die Deutung, welche Simrock derſelben gegeben hat in folgendem Sonette:

Einſt ſangeſt du wie Nachtigallen ſchlagen,
Manch ernſtes Wort, manch holde Liebeskunde;
Nun du verſtummteſt, fragt man nach dem Grunde,
Warum du uns nicht ſingen willſt und ſagen.

Doch Thoren ſind's, die dich darum verklagen,
Das Schweigen rügend deinem Liedermunde:
Du wirkeſt mehr in einer Mußeſtunde
Als ſie in ihren thatenreichſten Tagen.

Die Sänger alter Zeit belebſt du wieder,
Schon ſtieg aus Nacht von dir heraufbeſchworen
Dein Meiſter Walther von der Vogelweide.

Der ſprach ein Wort, das ſag ich jenen Thoren:
Man ſinget nicht der Welt im Winterkleide;
Kömmt Sangestag, ſo kannſt auch du noch Lieder.

Digitized by Google

Als Abgeordneter kämpfte Uhland gegen alle damals hervortretenden Reaktionsgelüste der Regierung, sowie gegen die unheilvollen Einflüsse des Bundestags. Freilich befanden sich er und seine Freunde meist in der Minderheit. Er lehnte deshalb im Jahre 1826 eine Neuwahl ab und widmete seine Zeit ausschließlich wissenschaftlichen Beschäftigungen. Eine Frucht derselben war die im obigen Gedicht angedeutete Schrift über Walther von der Vogelweide. Im Jahre 1829 setzte es der Tübinger Senat endlich bei der widerstrebenden Regierung durch, daß der schon 1818 gegründete Lehrstuhl für Literaturgeschichte durch Uhland besetzt wurde. So wurde ihm endlich ein für ihn wirklich passender und befriedigender Wirkungskreis zutheil. Seine nach Form und Inhalt vollendeten Vorlesungen, sowie die Uebungen im schriftlichen und mündlichen Vortrag, die er mit Studierenden hielt, bildeten den Glanzpunkt des Tübinger Lebens. Leider dauerte diese schöne Zeit nicht lange.

Da infolge der Julirevolution das politische Treiben wieder in lebhafteren Fluß gerathen war, ließ sich Uhland dazu bestimmen, die Stelle eines Abgeordneten der Stadt Stuttgart anzunehmen. Im Jahre 1833 wurde die Kammer eröffnet, und bald darauf kam dieselbe in einen schweren Konflikt mit der Regierung. Der Abgeordnete Pfizer hatte nämlich eine Motion gegen die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832 eingebracht und dadurch die Regierung so gereizt, daß dieselbe der Kammer die Zumuthung stellte „dieselbe mit verdientem Unwillen zu verwerfen.“ Nicht nur bei den Gesinnungsgenossen Pfizers, sondern auch bei andern Abgeordneten machte dieses Ansinnen einen bittern Eindruck. Es wurde daher eine von Uhland verfaßte Adresse angenommen, die mit den Worten schließt: „Nimmermehr würden wir uns bestimmt finden können, eine Motion mit Unwillen zu verwerfen, welche uns noch unabhängig von unserem Urtheil über die Hauptfrage, den Eindruck gewissenhafter

Forſchung vonſeiten des Verfaſſers zurückließ." Dieſer Erklärung folgte nach wenigen Tagen die Auflöſung der Kammer und neue Wahlausſchreiben. Uhland wurde wieder gewählt und ſuchte daher um Urlaub bei der Regierung nach. Dieſer wurde ihm in ſchroffer Weiſe verweigert, und ſo ſah er ſich genöthigt um ſeine Entlaſſung einzukommen. Die Antwort lautete, daß ihm dieſe „ſehr gerne" ertheilt werde. Auch diesmal übrigens war ſeine politiſche Thätigkeit eine unbefriedigende; er blieb mit all ſeinen Anträgen in der Minderheit, weshalb er 1839 eine Neuwahl ablehnte.

Er bezog nun ein in ſchöner Lage befindliches von ihm neugekauftes Haus in Tübingen und lebte hier ruhig und ſtill in behaglicher Häuslichkeit, eifrig ſeinen Studien obliegend. Mit der Univerſität hatte er wenig Verkehr, weil die damals vorherrſchende junghegelſche Richtung ſeiner ſchlichten auf das Thatſächliche gerichteten Natur nicht ſympathiſch war.

Die Frucht ſeiner wiſſenſchaftlichen Thätigkeit war die im Jahre 1386 erſchienene Schrift „der Mythus von Thor". In beſonnener und ſcharfſinniger Weiſe ſuchte er hier die Naturgrundlage des Thormythus aufzudecken und nachzuweiſen, was daran aus Naturempfindung und Anſchauung und was aus bewußter Symbolik hervorgegangen. Eine noch umfaſſendere Arbeit war die Sammlung alter deutſcher Volkslieder, der ein großer Theil ſeines Lebens geweiht war.

Theils der Aufſuchung fremder Bibliotheken, theils der Erholung wegen unternahm Uhland zahlreiche Reiſen nach den verſchiedenſten Gegenden und Städten Deutſchlands und der benachbarten Länder.

Eine beſondere Freude für ihn war es, wenn er dabei die Bekanntſchaft bedeutender Männer machen konnte. Am häufigſten beſuchte er ſeinen Freund v. Laßberg in Eppishauſen und ſpäter in Meersburg; in Bonn verkehrte

er viel mit Welcker, Arndt, Simrock und Boiſſerée; in Wien lernte er Karajan, Grillparzer, Feuchtersleben, Hammer-Purgſtall und Halm kennen. Dagegen war es ihm äußerſt peinlich, wenn er der Gegenſtand der Schauluſt und Neugierde Fernſtehender oder der Huldigung weiterer Kreiſe wurde. Wahrhaft großartig war es, wie er in Bremen, Hamburg, Kiel und Lübeck gefeiert wurde, aber nur mit äußerſtem Widerſtreben ließ er ſich dabei bewegen, ſeine gewohnte Schweigſamkeit zu brechen.

Den Großen der Erde wich er ſorgfältig aus; er huldigte da einem demokratiſchen Rigorismus, der bis ins Extrem ging. So ließ er ſich z. B. niemals herbei mit dem edlen Grafen Alexander von Württemberg, dem Herzensfreunde Juſtinus Kerners, in Verkehr zu treten. In Wien koſtete es viele Mühe, ihn zu bewegen einer Einladung zu Erzherzog Karl Folge zu leiſten; er zeigte ſich an der erzherzoglichen Tafel trotz aller Freundlichkeit des Wirths aufs äußerſte zugeknöpft und thaute erſt wieder auf, als er unter Karajans Kindern ſich befand. Auch in Frankfurt ſtellte er ſich niemals bei den offenen Abenden des Reichsverweſers ein, obgleich derſelbe mehrmals nach ihm fragte.

Hohen Genuß gewährte ihm die im Jahre 1846 in Frankfurt abgehaltene Germaniſtenverſammlung. Er machte da die perſönliche Bekanntſchaft der von ihm ſo hochgeſchätzten Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Bei Gelegenheit einer Abendfeier ſprach er hier die denkwürdigen Worte: „Wenn der Frühlingswind geht, knoſpet die Saat, wenn der Herbſt kommt, ſchießen die Trauben, wenn die Flamme ausbrechen ſoll, kommt es aus allen Ritzen; und als dieſen Morgen im Saal das Wort Freiheit genannt wurde, das ging ja wie ein Lauffeuer durch die Verſammlung und man meinte, die alten Kaiſer wollten aus ihren Rahmen ſpringen.“

In dieſen Worten liegt eine Hindeutung auf die Ereigniſſe, die in den nächſten Jahren unſerem Dichter neue Freude, aber auch ſchmerzliche Enttäuſchung bringen ſollten. Als im Februar des Jahres 1848 die Wogen der franzöſiſchen Revolution auch nach Deutſchland herüberſchlugen, ſo fühlte ſich Uhland berufen, wieder auf der politiſchen Bühne aufzutreten. Von ſeinen Mitbürgern aufgefordert, trug er im Tübinger Reithauſe vor einer zahlreichen Verſammlung eine Adreſſe an den ſtändiſchen Ausſchuß vor, in welcher u. a. ein deutſches Parlament und allgemeine Volksbewaffnung verlangt wurde. Bei der Begründung dieſer Adreſſe ſprach Uhland „anfangs langſam und leiſe, allmählich hob die Begeiſterung ihn über alle Befangenheit hinaus, die Geſtalt wuchs, das Auge ſtrahlte, ſcharf abgeſchnitten brachte er die einzelnen Sätze vor, in jedem Satz einen vollen Gedanken, für jeden Gedanken das rechte treffende Wort — ſo ſprach er wohl eine volle Stunde.“ Unwillkürlich entblößte am Schluß die ganze Verſammlung ihre Häupter und ſang wie aus innerem Drange das Uhland'ſche Lied:

Wenn heut' ein Geiſt herniederſtiege!

Es war ein Tag des Triumphes, wie Uhland ſelten einen gefeiert hatte.

Die Reihe des Nachgebens war nun an den König gekommen, ſämmtliche Forderungen wurden raſch bewilligt. In demſelben Monat noch wurde ein neues Miniſterium in Stuttgart gebildet, in welchem meiſt vertraute Freunde Uhlands ſaßen. Dieſer ſelbſt wurde als Vertrauensmann der Regierung nach Frankfurt geſandt. Vor ſeiner Abreiſe wurde er von Stadt und Univerſität durch einen Fackelzug geehrt. In ſeiner Dankrede mahnte er „neben der Feſtigkeit im Bewahren und Heiſchen ſeiner Rechte auch kein Recht zu verletzen.“ Während des Frankfurter Aufenthalts wurde er mit 7086 von 7682

Stimmen in das deutſche Parlament gewählt. Er nahm die Wahl an mit folgendem Gelöbniß:

„Zwar kann ich meinen Wählern keine Verheißungen geben, wie der Bau ſich geſtalten werde, an dem ſo viele mitzuſchaffen haben, . . . aber das kann ich verſichern, daß ich . . . tief durchdrungen bin vom Ernſte der inhaltſchweren Aufgabe, alle die Brüderſtämme zum großen Geſammtweſen in Freiheit, Einheit und heilbringender Ordnung zu verbinden.

In der Nationalverſammlung ſprach Uhland im ganzen wenig, hielt ſich auch, um ſeine Ueberzeugung zu wahren, von jedem Klub fern. Schmerzlich war es für ihn, daß er wegen ſeines entſchieden demokratiſchen Standpunktes manchen, denen er nach ſeiner ſonſtigen Geiſtesrichtung nahe geſtanden wäre, ſich nicht anſchließen konnte, während er auf der andern Seite durch Stimmung und durch verſchiedene Anſicht über die Wahl der Mittel von denen getrennt war, mit deren politiſcher Ueberzeugung er mehr übereinſtimmte. Da er auch diesmal es mit ſeinen Abgeordnetenpflichten peinlich genau nahm, ſo war ſeine Zeit aufs äußerſte in Anſpruch genommen. Nur die Sonntage gewährten ihm Erholung. Zwei Punkte waren es, die Uhland mit der ganzen Energie ſeiner Perſönlichkeit verfocht: 1. Miteinſchluß Oeſterreichs in das Deutſche Reich und 2. kein Erbkaiſerthum, ſondern regelmäßig wiederkehrende Wahl des Oberhauptes für das deutſche Volk. Aus ſeinen hierher gehörigen Reden heben wir folgendes hervor:

1. „Meine Herren! Wir ſind hierher geſandt, die deutſche Einheit zu gründen; wir ſind nicht geſandt, um große Gebiete und zahlreiche Bevölkerungen von Deutſchland abzulöſen, Gebiete, welche durch Jahrhunderte deutſches Reichsland geweſen, welche auch in den trüben Tagen des Deutſchen Bundes deutſches Bundesland waren. Nur die Fremdherrſchaft, nur die Zeit

der tiefen Schmach hat Deutſchland zerriſſen; jetzt aber ſoll der Tag der Freiheit, der Tag der Ehre aufgehen, und jetzt ſteht es uns nicht an, mit eigenen Händen das Vaterland zu verſtümmeln. — Was ſoll denn die Stellung der deutſchen Minderzahl ſein" (nämlich in dem überwiegend ſlaviſchen Oeſterreich)? „Das Kaiſerhaus, die Dynaſtie als deutſche, was kann ſie ihnen helfen, und was kann der lockere völkerrechtliche Faden helfen, den man zu uns nach Deutſchland herüberfliegen laſſen will? Man hat wohl geſagt: Oeſterreich hat den großen providentiellen Beruf, nach dem Oſten hin mächtig zu ſein, nach dem Oſten Aufklärung und Geſittung zu tragen. Aber wie kann das deutſche Oeſterreich Macht üben, wenn es ſelbſt überwältigt iſt? Wie kann es leuchten und aufklären, wenn es zugedeckt und verdunkelt iſt? Mag immerhin Oeſterreich den Beruf haben, eine Laterne für den Oſten zu ſein, es hat einen nähern, höheren Beruf: eine Pulsader zu ſein im Herzen Deutſchlands!

Oeſterreich iſt mit uns geweſen im Deutſchen Bunde; wie auf ihm ſelbſt hat auf uns, auf allen Zuckungen der Freiheit in den einzelnen deutſchen Staaten der Druck der öſterreichiſchen Diplomatie gelaſtet, wir hätten dennoch Oeſterreich nicht losgelaſſen, wir wußten, was wir ihm verdankten. Aber jetzt ſoll Oeſterreich von uns losgeriſſen werden? jetzt, wo es eben jung wie ein Adler, mit den friſchen Wunden der März- und Maikämpfe zu uns herangetreten iſt, um den neuen Bund der Freiheit zu ſchließen? Man ſagt, die alten Mauerwerke ſeien darum ſo unzerſtörbar, weil der Kalk mit Blut gelöſcht ſei. — Oeſterreich hat ſein Herzblut gemiſcht in den Mörtel zum Neubau der deutſchen Freiheit, Oeſterreich muß mit uns ſein und bleiben in der neuen politiſchen Paulskirche."

2. Als die Verhandlung über das zu erwählende Reichs-

oberhaupt eröffnet worden, ſtimmte Uhland am 19. Januar 1849 zunächſt für den Antrag:

„Die Ausübung der Reichsgewalt wird einem Reichsoberhaupt übertragen; wählbar iſt jeder Deutſche", und erklärte ſich, nachdem dieſer Vorſchlag durch ſehr bedeutende Mehrzahl verworfen worden war, gegen den Antrag: Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem regierenden deutſchen Fürſten übertragen." Dieſer Antrag wurde angenommen. In der nächſten Sitzung, wo über zeitweilige oder dauernde Wahl des Reichsoberhauptes zu entſcheiden war, ſprach Uhland am 23. Januar 1849 u. a. folgendes:

„Es iſt in dieſen Tagen wiederholt von Jugendträumen geſprochen worden, ich geſtehe meines Theils, es verfolgt mich noch immer ein Traum, der Frühlingstraum des Jahres 1848. Die von einem Theil des Ausſchuſſes angetragene Erblichkeit und Unverantwortlichkeit iſt eine Anwendung der Grundſätze der konſtitutionellen Monarchie auf die neu zu gründende Würde der Reichsoberhauptes. Der unverantwortliche Monarch iſt .... ein allegoriſches Weſen, eine Fiktion des Regierens, keine natürliche Wahrheit . . . Unter der Bevormundung der verantwortlichen Räthe kann ein ſelbſtändiger Charakter ſchwer gedeihen, und wenn ſolche Charaktere ſich fühlen, wenn ſie aus der läſtigen Stellung eines „lebenden Gemäldes" hervorbrechen wollen, ſo kommen ſie mit dem konſtitutionellen Rahmen in Widerſtoß . . Urſprünglich deutſch iſt dieſe Staatsform nicht. Die deutſchen Wahlkönige, erblich ſo lange das Geſchlecht tüchtig war, fallen nicht unter dieſelbe. Es waren in langer Reihe Männer von Fleiſch und Bein, kernhafte Geſtalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen .... Eine mächtige Volkserhebung muß ſich aus ihrem eigenen Geiſte die ihr angemeſſene Form ſchaffen .... Das wäre dem natürlichen Wachsthum der neu entſtehenden deutſchen Eiche nicht

gemäß, wenn wir ihrem Gipfel ein Brutneſt erblicher Reichsadler aufpflanzen wollten! . . . Ich geſtehe, einmal geträumt zu haben, daß der großartige Aufſchwung der deutſchen Nation auch bedeutende politiſche Charaktere hervorrufen werde, und daß hinfort nur die Hervorragendſten an der Spitze des deutſchen Geſammtſtaates ſtehen werden. Dies iſt nur möglich durch Wahl, nicht durch Erbgang. Hier war freies Feld, hier offene Bahn für wahre und kühne Gedanken, und ich glaube, daß das deutſche Volk für ſolche Gedanken empfänglich iſt.

Man wendet wohl ein: was vermag ein einzelner Mann ohne Hausmacht, ohne dynaſtiſchen Glanz? Aber in jener Zeit, als wir noch im deutſchen Volk einen volleren Rückhalt hatten, als die Staatsmänner noch nicht darauf verzichten mußten, Volksmänner zu ſein, wenn wir damals einen Mann gewählt hätten, einen ſolchen, der in der ganzen Größe bürgerlicher Einfachheit durch den Adel freierer Geſinnung auch die rohe Gewalt zu bändigen, die verwilderte Leidenſchaft in die rechte Strömung zu lenken verſtanden hätte, gewiß einem ſolchen wäre das geſammte deutſche Volk eine Hausmacht geweſen! . . . Die einmalige Wahl eines Fürſten, der fortan die Würde ererben würde, wäre lediglich ein feierlicher Verzicht auf das Wahlrecht. Mögen Sie dieſen Verzicht nicht ausſprechen, er widerſtrebt dem Geiſte, der Sie hierher berufen hat. Die Revolution und ein Erbkaiſer, das iſt ein Jüngling mit grauen Haaren."

Er kommt dann wieder auf den Ausſchluß Oeſterreichs zu reden und fährt fort: „Manchmal, wenn öſterreichiſche Männer in dieſem Saale ſprachen, und wenn ſie auch nicht in meinem Sinne redeten, war es mir doch, als ob ich einen Ruf von den Tiroler Bergen vernähme oder das adriatiſche Meer rauſchen hörte. Wie ſehr verengt ſich unſer Geſichtskreis, wenn wir Oeſterreich aufgeben! Um wieviel flacher und farbloſer wird

das deutſche Vaterland, wenn die öſtlichen Hochgebirge zurückweichen, wenn die volle Donau nicht mehr deutſche Ufer ſpiegelt! „Ich ſchließe: verwerfen Sie die Erblichkeit, ſchaffen Sie keinen ewig herrſchenden Einzelſtaat, ſtoßen Sie nicht Oeſterreich ab, retten Sie das Wahlrecht, dieſes fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Urſprungs der neuen Gewalt! Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutſchland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratiſchen Oeles geſalbt iſt!"

Die Urtheile über Uhlands politiſche Thätigkeit in Frankfurt werden nun freilich wie damals ſo auch jetzt noch weit auseinandergehen; aber darin werden doch alle Leſer dieſer Reden übereinſtimmen, daß wir hier nicht die hohlen Schlagworte eines Parteihauptes, ſondern das überzeugungsvolle Pathos eines Charakters vernehmen, der in jedes Wort ſeine ganze Perſönlichkeit hineinlegt. Andererſeits iſt auch nicht zu leugnen, daß bei Uhland das Gefühl mehr in den Vordergrund tritt, als es bei einem praktiſchen Staatsmann der Fall ſein darf. Es iſt doch ein großartiger, verhängnißvoller Idealismus zu glauben, ein auf ein paar Jahre gewählter Volkstribun werde imſtande ſein, den Fürſten nach Belieben ihre Souveränitätsrechte zu ſchmälern und zugleich die aufgeregten Volksmaſſen ſtets auf der Bahn der Ordnung und des Rechtes zu halten, zu glauben ferner, daß aus den Wahlen ſtets die Edelſten und Tüchtigſten mit abſoluter Sicherheit hervorgehen werden. Und doch hätte die Erinnerung an die große franzöſiſche Revolution ihm nahe legen können, zu was es kommen muß, wenn die ganze äußere und innere Politik, Legislative und Exekutive, lediglich von den Wahlen abhängen. Und wenn Uhland ſo mit Begeiſterung an das alte Wahlkaiſerthum erinnert, ſo vergißt er ganz, wie dies die Urſache der Schwäche und Zerriſſenheit Deutſchlands geworden iſt. Auch das muß befremden, wie ein ſo gewiſſenhaft an Recht und Geſetz feſthaltender Mann, ein Verfechter des „alten

guten Rechts“ doch ſo unbefangen daran erinnern mag, daß man das bisher Erreichte der Revolution verdanke und, eine Verfaſſung befürworten, die nur durch eine weitere Revolution durchgeführt werden konnte. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir in dieſen Reden den Höhepunkt in Uhlands politiſcher Thätigkeit ſehen. Er war ſich wenigſtens bewußt, daß er als Vertreter der ganzen deutſchen Nation an einem weltgeſchichtlichen Wendepunkt mitthätig ſei, daß die Zeit gekommen, wo die ſo lange vergeblich erſtrebten Güter der Einheit und Freiheit dem Volke nun wirklich geſichert werden können. Die folgenden Ereigniſſe ſollten ihm bittere Enttäuſchung bringen.

Seiner Ueberzeugung gemäß mußte Uhland am 22. März bei der Kaiſerwahl erklären: „Ich ſtimme nicht“, und als es am 11. April an die Abſtimmung über die Reichsverfaſſung kam, dieſelbe ablehnen. Gegen Ende des Mai wurde die Stellung der Nationalverſammlung eine ſehr mißliche, theils infolge des Widerſtandes, den die erſtarkten Einzelregierungen derſelben bereiteten, theis infolge des Austritts vieler ihrer Mitglieder, die entweder von ihren Regierungen zurückberufen wurden oder am Gelingen des Werkes verzweifelten. Uhland blieb natürlich feſt auf dem Platze und verfaßte ſogar im Auftrag des „Dreißiger-Ausſchuſſes“ eine Anſprache an das deutſche Volk, in welcher dieſes zum treuen Ausharren und Feſthalten an dem Verfaſſungswerk aufgefordert wurde.

Nach der Annahme dieſes Antrages wurde die Verlegung der Verſammlung nach Stuttgart beſchloſſen. Uhland hatte dringend vor dieſem ebenſo ungeſetzlichen als unzweckmäßigen Beſchluß gewarnt, aber er fügte ſich der Mehrheit und zog, wenn auch mit ſchwerem Herzen, nach Stuttgart. Je unmächtiger die Verſammlung wurde, deſto revolutionärer lauteten ihre Beſchlüſſe, bei denen ſich Uhland ſtets in der Minderheit befand. Als dann vollends ein Abgeordneter erklärte, wenn der württem-

bergiſche Miniſter Römer nicht zur Durchführung dieſer Beſchlüſſe helfe, ſo ſei er ein Verräther, erwiderte Uhland: „Ich nehme für mich und meine Freunde, zu denen ich Römer zähle, in Anſpruch, daß diejenigen nicht Landesverräther ſeien, welche nicht zugeben können, daß Land und Volk Württemberg willenlos, gedankenlos, unbedingt der neuen Regentſchaft zu Handen und Banden gegeben werden. Man mag mir perſönliche Befangenheit vorwerfen, eines iſt, was ich aufrichtig bekenne: die deutſche Bewegung hat in größerer Anzahl Talente hervorgerufen und entwickelt als Charaktere. Um ſo weniger bin ich geneigt, einen Charakter, den ich einmal als einen geſunden, tüchtigen Charakter erkannt und erprobt habe, leichtfertig wegzuwerfen.“ Wie ganz verſchieden iſt doch die Stimmung, die ſich in dieſen Worten kundgiebt, von der Begeiſterung und Freudigkeit, welche die Frankfurter Reden athmen!

Uhland war offenbar irre geworden an ſeinen bisherigen Parteigenoſſen, und dieſe nahmen keinen Anſtand, ihn als einen Abtrünnigen zu brandmarken. Er hatte keinen Glauben mehr an das „Rumpfparlament“, aber er hielt es für Fahnenflucht aus demſelben auszutreten.

Die Sorge um die Erhaltung des Friedens und der Ruhe im Lande nöthigte endlich das Miniſterium, dem ferneren Tagen des Parlaments Einhalt zu thun. Dieſes aber wollte nur der Gewalt weichen, und ſo ſah ſich der Miniſter Römer genöthigt durch Aufwendung des Militärs eine weitere Sitzung zu verhindern. Auch bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich Uhland wieder als den Mann des ſtarren, unbeugſamen Rechtsgefühls, der vor keiner Konſequenz zurückſcheute. Obgleich er wußte, daß der Sitzungsſaal vom Militär geſperrt ſei, eilte er doch zu ſeinen Kollegen, um in Gemeinſchaft mit ihnen die Gewalt herauszufordern. Er und Schott nahmen den Präſidenten in die Mitte und gingen dem Sitzungsſaale zu. In der Nähe

desſelben ſanden ſie Infanterie aufgeſtellt, die ihnen das Weitergehen verwehrte. Aus den Reihen des Fußvolks trat der Civilkommiſſär vor und erklärte dem Präſidenten, daß keine Sitzung gehalten werden dürfe. Dieſer wollte ſprechen und Proteſt einlegen, da wurden die Trommeln gerührt, und von der Seite heran rückte die Kavallerie und drängte die Abgeordneten auseinander. Da bald nachher übertriebene Berichte über den Vorfall in Umlauf kamen, ſo verfaßte Uhland ſelber eine Darſtellung des Geſchehenen. Dieſelbe ſchließt mit den Worten: „Die einzige Verletzung, die ich davongetragen, iſt das bittere Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reſte der Nationalverſammlung in meinen Heimathlande widerfahren iſt.“ In einem ſpäter geſchriebenem Brief äußert er ſich folgendermaßen über ſeine Theilnahme am politiſchen Leben: „Es lag nie in meinem Wunſche, eine Stellung als Leiter einer Partei anzunehmen, überhaupt betheiligte ich mich an politiſchen Verhandlungen nur, weil ich es für eine Pflicht hielt, mich nicht zu entziehen, wenn ich dazu berufen wurde. Ich wollte aber immer nur als gemeiner Soldat dienen und ließ die hervorragenden Stellen gerne den andern, die ſich dazu drängten. . . . . Der maſſenhafte Austritt der Preußiſchgeſinnten hat mich ſo verletzt, daß er mich in dem Entſchluſſe auszuharren bis zum äußerſten befeſtigte . . . Auch als Württemberger durfte ich nicht austreten. Meine wenn auch unmächtige Stimme gegen unſinnige Beſchlüſſe zu erheben, das war meine Pflicht, aber nicht durch meinen Austritt die Verſammlung unvollzählig zu machen, dies hätte mich angewidert wie alle die Anſinnen, die deshalb an mich gemacht wurden. Wir mußten bleiben, dem Volk ſein Anrecht an ein Parlament erhalten bis die faktiſche Unmöglichkeit konſtatirt war. Meine Lage war unerträglich, aber nur der Ausbruch des Bürgerkriegs hätte mich berechtigt zu weichen.“

(120)

Noch zweimal sah sich Uhland veranlaßt am politischen Leben thätigen Antheil zu nehmen. So wenig er den Aufstand in Baden gebilligt hatte, so konnte er doch den standrechtlichen Urtheilen, die der preußischen Militärgewalt von der badischen Regierung überlassen wurden, nicht unthätig zusehen. Er wandte sich deshalb an Professor Mittermaier und forderte ihn auf in Verbindung mit angesehenen rechtskundigen Männern seine Stimme gegen diese Art der Justiz zu erheben. Er selbst richtete in dem „Beobachter" eine Mahnung an die württembergische Regierung gegen die militärgerichtliche Aburtheilung der in Baden gefangenen Landesangehörigen sich mit aller Energie zu verwahren.

Im Jahre 1850 ferner wurde Uhland zum Staatsgerichtshof, in welchen er im Jahre 1848 gewählt worden war, einberufen. Der Minister von Wächter war wegen des Beitritts zum sogenannten Interim, d. h. der von Oesterreich und Preußen eingesetzten Bundescentralkommission, und wegen der Theilnahme am sogenannten Dreikönigsbund in Anklagestand versetzt worden, weil er diese politischen Akte nicht den Ständen vorgelegt hatte. Uhland arbeitete ein gründliches Referat aus und suchte nachzuweisen, daß eine Verfassungsverletzung vorliege. Er blieb aber in der Minderheit.

Leider raubte ihm diese lästige Arbeit mehrere Monate seiner kostbaren Zeit, die er seinen germanistischen Studien entziehen mußte. Wie sehr ihn dieselben auch in den Tagen der größten politischen Erregung beschäftigten, geht aus folgenden Mittheilungen hervor, die er seiner Frau auf einem Spaziergang in Frankfurt machte: „Es ist eigen, mir schwebt jetzt, wo ich doch mit ganz anderem beschäftigt bin, oft in der stillen Nacht eine Mythengeschichte von Schwaben vor. Es wird mir ohne alle Bücher manches klar und deutlich, und wenn ich wieder nach Hause komme, will ich es ausarbeiten. Den letzten

Winter habe ich mich viel mit fränkiſchen Mythen und Sagen beſchäftigt, und nun ich von Hauſe weg bin, iſt es, als ob Schwaben mir deutlicher geworden wäre. Von den Sueven und Allemannen zieht ſich mir ein Faden durch die Heldenſage und das Mittelalter. . . . Vor dem Einſchlafen, beim Erwachen oder beim Baden kommen mir die Gedanken zu, ich arbeite im Geiſte fort ohne Hilfsmittel, vielleicht iſt manches darunter irrig, und doch meine ich, es ſei mir manches klar geworden.

Auch abgeſehen von jener Dienſtleiſtung am Staatsgerichtshofe wurde Uhlands Muße immer wieder geſchmälert durch zahlreiche Anforderungen und Geſuche, handſchriftliche Gedichte und Dramen zu leſen und zu beurtheilen, wohl auch Vorreden dazu zu ſchreiben, Verleger und Subſkribenten zu ermitteln. Viele Stunden gingen ihm damit verloren; er hatte nicht die Gabe, ſchnell zu leſen und mit einigen Worten eine Sache abzufertigen, war auch zu gewiſſenhaft, einen oberflächlichen Ausſpruch zu thun. Er klagte oft, daß ihm der Kopf ſchwindle vor lauter Leſen. Wenn er von einer Reiſe, die er für die eigenen Arbeiten unternommen, zurückkam und ſich freute, nun an die Ausarbeitung zu gehen, ſo fand er meiſtens eine Anzahl neu eingelaufener Manuſkripte in ſeinem Zimmer, oft auch ſchon wieder Mahnſchreiben der Verfaſſer wegen einer Antwort. Dem einen ſollte Uhland ein Drama anbringen, zum Troſt weil ihm ein Kind geſtorben; ein Herr wurde in ſeinen alten Tagen noch zum Dichter, weil er ſeine Frau verloren, er ſchickte ein Holzkiſtchen voll faſt unentzifferbarer Gedichte mit der Bemerkung: er ſollte freilich Uhlands alten Augen nicht zumuthen, ſeine undeutliche Handſchrift zu leſen, allein — er ſchicke ſie doch. Von einem jungen Mann kam ein Heft lyriſcher Gedichte mit dem naiven Beiſatz, er habe zwanzig davon nacheinander im Bette gemacht, ſo lange er geſchwitzt habe; er brauche ſich gar

nicht zu besinnen, die Gedanken fliegen ihm nur so zu; wie werde es erst sein, wenn er wieder gesund sei?

Eine andere Schattenseite der Berühmtheit, die Uhland zu kosten hatte, haben wir schon erwähnt, nämlich die, gleich einer Sehenswürdigkeit von Neugierigen aufgesucht zu werden und besonders auf Reisen den Gegenstand von mehr oder minder gelungenen Huldigungen bilden zu müssen. Dagegen machte es ihm herzliche Freude, wenn er unerkannt Zeuge davon sein konnte, wie bei Volksfesten und dergleichen seine Lieder gesungen wurden.

Daß aber nicht blos das Volk, sondern auch die Großen der Erde des Dichters Verdienste zu schätzen wußten, beweist der Umstand, daß gleichzeitig (im Dezember 1853) der von Friedrich dem Großen gestiftete Orden pour le Mérite für Wissenschaft und Kunst ihm von Berlin und der in Bayern neugestiftete Orden für Wissenschaft und Kunst ihm von München aus angetragen wurden. Beide Auszeichnungen hat Uhland zurückgewiesen, obgleich kein Geringerer als Alexander von Humboldt ihn zur Annahme der ersteren bewegen wollte. In einem längeren Schreiben führte dieser aus, daß der Orden eher eine Akademie als ein Orden zu nennen sei, daß weder die religiöse noch die politische Richtung in Betracht komme, wie denn auch italienische und französische Republikaner diese Auszeichnung angenommen hätten. Uhland beharrte unerschütterlich darauf, daß es ihm nicht gut anstände mit Ehrenzeichen geschmückt zu sein, „während Solche, mit denen ich in vielem und wichtigem zusammengegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimath, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurtheil verfallen sind, und doch, wie man auch über Schuld oder Unschuld urtheilen mag, weder irgend eine einzelne noch irgend eine öffentliche Gewalt sich aufrichtig wird rühmen können, in jener all-

gemeinen . . . Bewegung durchaus den richtigen Weg verfolgt zu haben".

Eine andere Huldigung dagegen war mehr nach seinem Geschmack. An seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag bekam er von unbekannter Hand ein Schreiben, unterzeichnet „ein Schwabenkind", mit beigeschlossenem Goldstückchen. Der Schreiber sei, hieß es, am Fest von Mariä Verkündigung mit dem Gedanken an dieses Fest spazieren gegangen, da sei ihm Uhlands „Waller" in den Sinn gekommen. „Froh in dem Bewußtsein, daß die Reine, die der Himmel mit seinen Gnaden überschüttet, solch' einen würdigen Sänger gefunden, faßte ich den glücklichen Entschluß Euer Wohlgeboren zum 75. Geburtsfest in beiliegendem Scherflein den Tribut meiner Verehrung zu bringen. Trinken Sie dafür eine Flasche des allerbesten Weins, der Ihr Herz mit Himmelswonne laben möge."

Bis in sein hohes Alter erfreute sich Uhland einer guten Gesundheit. Er war ein rüstiger Fußgänger und pflegte auch bei der kühlsten Temperatur im Freien zu baden. Erst im Frühjahr des Jahres 1862, wenige Wochen, nachdem er von der Beerdigung seines Freundes Justinus Kerner zurückgekehrt, fühlte er Schmerzen auf der Brust. Eine Badekur in Jaxtfeld brachte keine Genesung. Den ganzen Sommer über wechselten unruhige Nächte und in schlummerhaftem Zustand hingebrachte Tage mit einzelnen lichteren Stunden. In solchen ließ er sich gerne aus der Bibel vorlesen oder aus Gerhards Liedern. Auch sein Interesse für deutsche Sprachforschung blieb lebendig, und öfters ließ er sich mit jüngeren Freunden — die älteren waren fast alle gestorben — in Gespräche über die neuesten Forschungen auf diesem Gebiete ein. Im Herbste verschlimmerte sich sein Zustand; die Füße schwollen an und allmählich wurde auch das Gehirn angegriffen; doch blieb sein liebreiches Gemüth, der Zartsinn, der ihn auszeichnete, sich gleich.

Als in seinen letzten Tagen die Angehörigen die Besorgniß äußerten, sein Bewußtsein dürfte nicht mehr klar genug zum Empfang des h. Abendmahls sein, erwiderte er mit einem lauten „Nein" und empfing sodann noch das Sakrament. Am 13. November Abends 9 Uhr erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden.

Sein Leichenbegängniß war wohl das glänzendste, welches jemals in der schwäbischen Universitätsstadt abgehalten wurde, ein großartiger Beweis von der Beliebtheit, deren sich der Dichter in seinem Heimathlande zu erfreuen hatte. Am Grabe sprachen außer dem Geistlichen (Dekan Georgii) der 76jährige Karl Mayer, Ludwig Seeger und J. G. Fischer. Letzterer schloß mit der Strophe:

Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Sieg und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland.

Es machte einen ganz merkwürdigen Eindruck als das Echo laut und markig die Worte wiederholte: Ludwig Uhland!

Es ist hier nicht der Ort, um Uhlands Stellung in der Literaturgeschichte, seine Eigenart im Verhältniß zu andern Dichtern eingehend festzustellen, nur eine kurze Skizze seiner poetischen Verdienste wollen wir zu geben versuchen. Zunächst haben wir die Thatsache zu konstatiren, daß Uhland der volksbeliebteste aller deutschen Dichter ist. Zwar ein Weltruhm, wie der Goethes, war ihm nicht beschieden, und seine Denkmale sind nicht so zahlreich wie die Schillers; aber während Goethe doch nur unter den Gebildeten eine Gemeinde von Verehrern gefunden hat, und auch Schiller von einem großen Theil unseres Volkes mehr gerühmt als gelesen und verstanden wird, so finden wir Uhlands Gedichte in jedem besseren Bürger-,

ja ſogar in manchem Bauernhauſe, und überall, wo der Volksgeſang gepflegt wird, da erſchallen neben den alten Volksliedern auch Uhlandſche Lieder wie: „Droben ſtehet die Kapelle“, „Ich bin vom Berg“ und vor allem „Der gute Kamerad“ Ein beſonderer Vorzug, den Uhland von unſeren Klaſſikern voraus hat, iſt der, daß er auch von unſerer Schuljugend ſchon verſtanden wird, ja für die Erziehung und Bildung derſelben werthvolle Beiträge geliefert hat. Unſere Volksſchule kann mit dem beſten Willen nicht ihre Schüler in das Verſtändniß von Schiller und Goethe einführen; von den Dichtungen unſerer Klaſſiker weiß ſie nur ſehr weniges zu verwerthen. Wie viele Lieder Uhlands dagegen werden in dieſen Schulen geſungen, ja ſind ſogar Lieblingslieder unſerer Kinder! Der poetiſche Inhalt unſerer Schulleſebücher verdankt ſeine ſchönſten Perlen unſerem Dichter, z. B. „Schwäbiſche Kunde“, „Graf Eberhard“; und unſere heranwachſende Jugend ſucht ſich den paſſendſten Deklamationsſtoff in Uhlands Gedichten. Gewiß ein beneidenswerther Vorzug für einen Dichter, die geiſtige Nahrung für die geſammte Jugend ſeiner Nation ſpenden zu dürfen. Fragen wir aber nach den Urſachen, denen Uhland ſolche Stellung verdankt, ſo iſt eben ſo ſehr der ſittlich reine Inhalt ſeiner Geſänge, die patriotiſche Wärme und die edle Männlichkeit der Geſinnung, die ſich darin ausſprechen, als die klare, durchſichtige, ſchöne Form derſelben zu rühmen. Er ſpricht das aus, was jedes unverdorbene und unverſchrobene deutſche Herz empfindet; es gehört keine beſondere philoſophiſche, äſthetiſche Bildung dazu, um ſeine Lieder zu verſtehen; und ſo ſehr auch Sprache und Versmaß das Gepräge künſtleriſcher Vollendung tragen, ſo iſt doch nirgends eine Künſtelei zu entdecken, alles fließt ſo einfach und natürlich, daß die wenigſten eine Ahnung haben von der Arbeit, die zu Grunde liegt. Freilich ſcheint nun auch mit dieſer Volksthümlichkeit ein gewiſſer Nach-

theil verbunden zu ſein, der nämlich, daß unſer Dichter eben einzelne Gebiete nicht betreten und eine Reihe von Tönen nicht angeſtimmt hat, die für die Maſſe des Volkes zu entlegen oder zu ſchwierig ſind; daß er ſich nicht an die Spitze der Höchſtgebildeten ſeines Volkes geſtellt, ſondern ſich begnügt hat den Bedürfniſſen der Durchſchnittsmenſchen zu genügen. Es iſt kein Geringerer als Goethe, der von ſolchen Geſichtspunkten aus abfällig über Uhland geurtheilt hat. Er vermißt an Uhlands Poeſie „das Aufregende, das Geſchick Bezwingende" und deutet wohl damit an, daß es derſelben an Kühnheit und Rückſichtsloſigkeit des poetiſchen Fluges fehle, daß ſie den Leſer oder Hörer nicht hinaushebe über die Welt des Alltaglebens, ſondern ſich nur bemühe, dieſe mit anmuthigem Schmucke zu umgeben.

Ein ſolcher Mangel an dichteriſcher Genialität begründet aber natürlich nicht im Geringſten einen Vorwurf für Uhland; wir müſſen im Gegentheil es ihm hoch anrechnen, daß er die Grenzen ſeiner poetiſchen Begabung ſo gut erkannte und ſich bemühte, innerhalb derſelben das Höchſtmögliche zu leiſten. Hätte er verſucht, es unſern Dichterheroen gleichzuthun, ſo wäre er im beſten Falle ein glücklicher Nachahmer geworden und hätte leicht ſtatt wirklichen poetiſchen Schwunges ein künſtliches Pathos und leeres Formenſpiel ſich angeeignet. Der Liebling des deutſchen Volkes wäre er jedenfalls nicht geworden. Seine weiſe Selbſtbeſchränkung hielt ihn von all den Einſeitigkeiten und Liebhabereien fern, durch welche er zwar die Huld gewiſſer Kreiſe erworben hätte, aber für die Nation im großen Ganzen ungenießbar geworden wäre. Er begnügte ſich das auszuſprechen, was jedes deutſche Gemüth mitempfinden konnte, wie es denn überhaupt nicht viele Dichter geben wird, die ſo ſehr den Bedürfniſſen unſeres Gemüthslebens entſprechen wie Uhland. Man hat ihn aus dieſem Grunde in paſſender Weiſe mit

Ludwig Richter verglichen, wie denn auch eine unverkennbare Aehnlichkeit zwiſchen beiden Männern herrſcht in ihrer Begabung für das einfach Volksmäßige, naiv Anmuthige, in ihrer Kraft und in ihrer Beſchränkung. Ein weiterer Vorzug der Uhlandſchen Gedichte iſt die durch gründliche Sprachſtudien erworbene Meiſterſchaft des Ausdrucks und das feine Gefühl für Klang und Rhythmus. Kein Wunder daher, wenn die Komponiſten von jeher mit Vorliebe ſich denſelben zugewendet haben. Während bei Schillers und Goethes Liedern die Muſik weniger Raum findet ſich auszubreiten, ja oft geradezu überflüſſig erſcheint, ſo bieten die Uhlandſchen Gedichte, ſo vollkommen ſelbſtſtändig und für ſich befriedigend ſie ſind, doch noch Anregung für den muſikaliſchen Ausdruck und hinreichenden Spielraum für deſſen eigenthümliche Entfaltung, ohne daß das Wort des Dichters dadurch verdeckt würde.

Echt deutſch iſt bei Uhland ſein Sinn für die Natur. Es iſt kein pantheiſtiſches Verſenken in das Naturleben wie bei Goethe, ſondern es iſt die ſchlichte Freude an den heimiſchen Fluren, wie ſie in den Worten ausgedrückt iſt:

Nie erſchöpf' ich dieſe Wege,
Nie ergründ' ich dieſes Thal,
Und die altbetret'nen Stege
Rühren neu mich jedesmal.

Das Gemüth iſt gerne ſtill in der Natur, es weiß nicht viele Worte zu machen von dem, was es fühlt, doch auch der leiſeſte Seufzer verräth die Tiefe und Fülle des Herzens. Wie empfindungsvoll ſind doch die kurzen Frühlingslieder! z. B. das bekannte

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sommerregen, linde Luft!
Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge,
Dich zu preiſen Frühlingstag!

Welche Unendlichkeit von Frühlingswonne liegt in dieſen Worten!

Selbſt das Innerſte des Herzens, die religiöſe Andacht, liebt der Dichter in Bilder hineinzutragen, die er von der äußern Natur entlehnt; in den Schäfer (Sonntagslied), in den Hirtenknaben (Kapelle) wird ſeine Gebetsſtimmung hineingelegt.

Ueberhaupt liebt es Uhland zu Trägern ſeiner Gemüthsſtimmung einfache, ſchlichte der Natur nahe ſtehende Menſchen zu machen: Jäger und Hirten, Wanderburſchen und Soldaten, alſo gerade die Perſonen, die im Volkslied die Hauptrolle ſpielen. Aber bei aller Volksthümlichkeit wird doch die Grenzlinie des Edlen und Reinen ſtets eingehalten. Von welch' ergreifender Wahrheit der Empfindung iſt doch das Soldatenlied „Der gute Kamerad"!

Ein weiterer Quell der Begeiſterung ſprudelt für unſeren Dichter in der Erinnerung an die Vergangenheit und zwar vor allem in der deutſchen, beſonders in der ſchwäbiſchen Volksgeſchichte. Es iſt merkwürdig, mit welcher Kunſt er die dürftigſten Notizen ſeiner Quellen zu verwerthen, aus einzelnen Angaben Geſtalten von Fleiſch und Blut zu ſchaffen, Perſonen, die unter ganz fremdartigen Verhältniſſen lebten, uns gemüthlich nahe zu bringen weiß. Welch' ein Meiſterſtück ſind z. B. die Geſänge von Graf Eberhard! Auch hier weiß der Dichter Einfachheit und Schönheit zu verbinden, Großes und Herrliches zu bieten in einer für Jung und Alt verſtändlichen Sprache. Und die Thaten, die hier beſungen werden, ſind auf unſerem eignem Boden geſchehen, nicht im ſagenumhüllten Morgenland oder auf Griechenlands klaſſiſchem Boden ſondern in ſchwäbiſchen Orten, in Reutlingen und Wildbad, in Döffingen und Heimſen. In dieſen Rittern, Bürgern und Bauern lebt noch die urgermaniſche Freude am Dreinſchlagen, die friſche Luſt des Waffenhandwerks, wie ſie aus der alten Poeſie aller Völker uns

entgegenklingt. Ihre Schlachten haben etwas Homeriſches, der Einzelne geht noch nicht in der Maſſe unter, ſeine Tapferkeit wird noch nicht in den Schatten geſtellt durch die Leiſtungen der Feldherrnkunſt. Auch im „Taillefer" tritt ein einzelner Ritter aus dem Heere hervor und reitet ſingend der Maſſe der Feinde entgegen, um den erſten Stoß und Schlag zu führen.

Geſtalten wie Taillofer treffen wir noch mehrere bei Uhland. Bald führt er uns Helden, bald Sänger vor, am liebſten aber zeichnet er ſolche, die beider Vorzüge vereinigen. Wie ſchön weiß er in den Geſtalten eines Siegfried oder Roland den überſchäumenden Jugendmuth zu ſchildern, ritterliche Keckheit und derbe Streitbarkeit!

Der wilden Kraft ſtellt ſich die Liebe zur Seite, welche glücklich zuſammenführt, was der Weltbrauch trennt, den jungen König und die Schäferin, den ſchmucken Ritter und des Goldſchmieds Töchterlein, das arme Gretchen und den königlichen Helden.

In der Fülle des Lebens und der Jugend iſt Wehmuth und bange Ahnung am nächſten; in dem hohen herrlichen Schloß am Meer wohnt öde Trauer, in der fröhlichen Schenke liegt der Wirthin Töchterlein ſtarr und bleich; in die geſchmückte Burg zum rauſchenden Feſte kommt der ſchwarze Ritter Tod. So geſellt ſich Leid und Luſt, Leben und Sterben, aber immer wieder ſiegen Muth und Frohſinn in dem geſunden Gemüth unſeres Dichters. Wenn ferner auch in ſeinen vollendetſten Balladen ein tragiſches Pathos vorherrſcht, ſo fehlt doch niemals die poetiſche Verſöhnung. In „Des Sängers Fluch" ſiegt zwar zunächſt die brutale Gewalt, aber die Rache bleibt nicht aus; die ideale Weltanſchauung behauptet ihr unerſchütterliches Recht. In „Bertrau de Born" und im „Waller" offenbaren ſich zwar die ſchrecklichen Tiefen des Haſſes und Bruderzwiſtes, aber ſchließlich ſiegt doch hier die himmliſche, dort die irdiſche Verſöhnung.

Endlich ſind noch die beiden Dramen Uhlands zu erwähnen: Herzog Ernſt und Ludwig der Bayer. Die Vorzüge unſeres Dichters treten auch hier klar zu Tage: edle, ſittliche Geſinnung, Vaterlands- und Freiheitsliebe, markige, kraftvolle Sprache, Klarheit und Reinheit des Ausdrucks. Aber auch ein ſpezifiſch dramatiſches Talent offenbart ſich in dieſen Dichtungen ſowohl in der Zeichnung der Charaktere als in der Verknüpfung der Ereigniſſe und in der Geſtaltung der einzelnen Situationen. Einen Bühnenerfolg aber haben dieſe Stücke doch nicht davongetragen; es fehlt ihnen „jener entſchiedene Rhythmus, der den Pulsſchlag beſchleunigt und das ſinnliche Leben in raſcheren Schwung bringt". In beiden Stücken iſt das Grundmotiv die Treue, gewiß ganz paſſend für des Dichters eigene Geſinnung, aber wenig geeignet für das Drama, insbeſondere nicht für die Tragödie, welche heroiſche Leidenſchaften und ſcharfe Konflikte fordert. Die einzelnen Perſonen haben alle, wie man ſchon geſagt hat, etwas „Geknicktes"; es fehlt ihnen die Rückſichtsloſigkeit dramatiſcher Helden. Auch hier könnte man Goethes Ausſpruch anwenden, daß es an dem „Aufregenden, das Weltgeſchick Bezwingenden" fehle. Wie reſignirt tritt z. B. Herzog Ernſt gleich von Anfang an auf! Seine Thatkraft iſt durch die vorausgehende Kerkerhaft gebrochen. Auch die Kaiſerin Giſela fühlt ſich durch ihren Schwur ſo gebunden, daß ſie der Leidenſchaft ihrer mütterlichen Liebe ſtets den Zügel anlegt; ſie tritt nicht energiſch für ihren Sohn ein, und nach deſſen unglücklichem Ende wagte ſie nicht einmal recht ihrem gepreßten Herzen in Vorwürfen Luft zu machen. Jedoch für alle dieſe Mängel werden wir durch ſo viele Schönheiten im einzelnen entſchädigt, daß es unbegreiflich iſt, warum dieſe Dramen ſich nicht größerer Beliebtheit beim Publikum erfreuen. Man hat deshalb ſchon gemeint, dieſelben haben darum weniger Beachtung gefunden als ſie verdienen, weil dem Volke die Geſtalten unſerer

Geſchichte zu fern ſtehen, weil ſeine eigene Vergangenheit ihm faſt aus der Erinnerung verſchwunden ſei.

Eben darum ſind wir aber dem Dichter nur zu Danke verpflichtet, daß er nicht nach intereſſanten Geſtalten aus der Geſchichte fremder Völker gegriffen, ſondern vaterländiſche Stoffe verwerthet hat. Und ſchmerzlich bedauern müſſen wir es, daß es ihm nicht vergönnt war, ſeinem Vorſatz gemäß auch noch andere Partien der deutſchen Geſchichte durch dramatiſche Bearbeitung ſeinem Volke näher zu bringen, daß insbeſondere ſein „Konradin“ ein Fragment geblieben iſt. Wie ſchön ſpricht ſich doch der vaterländiſche Sinn des Dichters in jenem Preiſe des Hohenſtaufen aus:

O denk an jenen Berg, der hoch und ſchlank
Sich aufſchwingt, aller ſchwäb'ſchen Berge ſchönſter,
Und auf dem königlichen Gipfel kühn
Der Hohenſtaufen alte Stammburg trägt!
Und weit umher, in milder Sonne Glanz
Ein grünend fruchtbar Land, gewund'ne Thäler,
Von Strömen ſchimmernd, heerdenreiche Triften,
Jagdluſtig Waldgebirg und aus der Tiefe
Des nahen Kloſters abendlich Geläut;
Dann fernhin, in den Burgen, in den Städten,
Geſegnetes Geſchlecht, treufeſte Männer,
Die Frauen aber ſittig und verſchämt,
Ja, wie uns Walther ſang, den Engeln gleich.

So ſcheiden wir denn von dem Dramatiker mit derſelben Empfindung wie von dem Lyriker Uhland; wir ſind dankbar für das, was er uns bietet, und können zugleich das Bedauern nicht unterdrücken, daß er uns nicht noch mehr geſchenkt hat. Dafür iſt aber allerdings nahezu alles, was er veröffentlicht hat, gediegenes Gold; der Name Uhland deckt weder jugendliche Verſuche, noch greiſenhafte Spielereien, wie dies leider bei manchen gefeierten Dichtern und Schriftſtellern der Fall iſt. Wenn auch einige ſeiner früheſten Gedichte noch etwas unſicher

und unvollkommen ſind, ſo ſind ſie doch nicht ohne dichteriſchen Werth; und es iſt merkwürdig, mit welch richtigem Urtheil der Dichter von ſeinen Jugendarbeiten alle unvollkommenen und unreifen Leiſtungen zurückbehalten hat. Kein Wunder darum, daß im Kreiſe ſeiner Freunde und Verehrer auch ſeinem Urtheil über anderer Leiſtungen entſcheidende Bedeutung zugeſchrieben wurde.

Immerhin aber läßt ſich die Frage aufwerfen, warum denn der Mann, dem in der Jugend die Quelle der Poeſie ſo reichlich ſprudelte, der auch im vorgerückten Mannesalter durch ſo vollendete Leiſtungen wie „Bertran de Born," „Der Waller," „Die Bidaſſoabrücke" den Beweis geliefert hat, daß die dichteriſche Begabung nicht nur nicht abgenommen, im Gegentheil gediegener und kräftiger geworden iſt, warum dieſer Mann dann doch ſpäter keine umfangreichere und zuſammenhängendere poetiſche Arbeit vollendet hat. Sollte wohl Goethe Recht gehabt haben, wenn er in der aufreibenden Thätigkeit einer Ständeverſammlung eine Gefahr für Uhlands dichteriſche Produktivität ſah? Etwas Wahres iſt ſicher daran, aber wir haben doch auch geſehen, wie letzterer einſt trotz Advokatenberuf und trotz politiſcher Kämpfe faſt wider ſeinen Willen zu dichteriſcher Thätigkeit getrieben wurde. Wir können daher nicht ohne weiteres behaupten, die Politik trage die Schuld daran, daß Uhlands Leier im ſpäteren Leben ſo ſelten getönt habe, ja endlich ganz verſtummt ſei. Und andererſeits müſſen wir es eher als einen Vorzug, denn als einen Mangel anſehen, daß Uhland nicht blos Dichter, ſondern auch Politiker geweſen iſt. Es war für ihn perſönlich eine ſchöne Fügung des Geſchicks, daß er zweimal an der politiſchen Arbeit der Nation theilnehmen durfte und zwar gerade da, wo die Politik ſelber einen poetiſchen Charakter trug: das eine Mal als es galt, dem vom Drucke der Fremdherrſchaft befreiten Volke nun auch im Innern geſicherten Rechtszuſtand und die Möglichkeit freier Ent-

wickelung zu erkämpfen, das zweite Mal als die ganze Nation den ſo lange gehegten Wunſch der Einheit und Freiheit erfüllt glaubte, als alle deutſchen Stämme wenigſtens eine Zeitlang von derſelben Begeiſterung oder vielleicht auch Schwärmerei hingeriſſen waren. Es iſt aber auch für Uhlands Bewunderer eine Genugthuung, daß ſie in ihm nicht blos den begabten Dichter und den fleißigen Gelehrten ſehen dürfen, ſondern daß er in allen Beziehungen ſeines Lebens als großartiger Charakter vor ihnen ſteht, daß er, um mit ſeinen eigenen Worten es auszudrücken, zugleich ein Dichter war und ein Held. Darum wird auch ſeines Namens Gedächtniß in unſerem Volke niemals verlöſchen.

(134) Druck von J. J. Richter in Hamburg.

Digitized by Google

Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177) ... M. 1.—
Schasler, Ueber moderne Denkmalswuth. (103) ... „ —.80
—, Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik. Erste Abtheilung: Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig? (179/180) ... „ 1.60
—, dasselbe. Zweite Abtheilung: Die moderne Oper und Richard Wagner's Musikdrama. (190/191) ... „ 2.—

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

Biographien und Verwandtes.

(53 Hefte, auf einmal bezogen, à 50 ₰ = 26.50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl [wenn auf einmal bezogen] à 50 ₰.)

Alberti, Heinrich Pestalozzi. 2. Auflage. (Heft 79.) ... M. —.60
Arnold, Sappho. (Heft 118.) ... „ —.60
Bauer, Peter Vischer und das alte Nürnberg. (N. F. 3) ... „ —.75
von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (Heft 26.) „ —.75
Bernhardt, Lord Palmerston. (Heft 107.) ... „ —.60
Bernstein, Alexander v. Humboldt u. d. Geist zweier Jahrhunderte. (H. 89) „ —.75
Boesser, Heinrich der Löwe. (Heft 349.) ... „ —.80
— Kaiser Friedrich der Zweite. (Heft 383.) ... „ —.60
Bruchmann, Wilhelm von Humboldt. (N. F. 17) ... „ —.80
Dannehl, Victor Hugo. (N. F. 2) ... „ 1.—
Dondorff, Kaiser Otto III. (Heft 478) ... „ —.80
Eyssenhardt, Hadrian und Florus. (Heft 397.) ... „ —.60
Förster, Ernst, Peter von Cornelius. (Heft 217.) ... „ —.75
Foerster, W., Johann Kepler. (Heft 146.) ... „ —.60
Froboese, Gottfried von Bouillon. (Heft 326.) ... „ —.75
Goergens, Mohammed. (Heft 290.) ... „ 1.—
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Auflage. (Heft 16.) ... „ 1.—
Haug, Confucius, der Weise Chinas. (Heft 338) ... „ —.60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (Heft 124.) ... „ —.75
Henke, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2. Auflage. (Heft 81.) „ —.75
Herbst, Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (Heft 362.) ... „ —.80
Hesse, Minchen Herzlieb. (Heft 297.) ... „ 1.—
Hirzel, Jeanne d'Arc. Heft 227.) ... „ 1.—
Hölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. (Heft 378.) ... „ 1.—
v. Holtzendorff, Richard Cobden. 3. Auflage. (Heft 17.) ... „ —.75
— John Howard u. d. Pestsperre gegen Ende d. achtzehnten Jahrhunderts. (Heft 317.) ... „ —.80
Hopf, Bonifaz von Montferrat, der Eroberer von Konstantinopel und der Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (Heft 272.) ... „ —.75
v. Kluckhohn, Luise, Königin von Preußen. Mit dem Bildniß der Königin in Lichtdruck. (Heft 242/243.) ... „ 1.80
— Dasselbe, Prachtausgabe auf Velin mit d. Orig.-Photographie der Königin. brosch. ... „ 4.50
eleg. geb. in roth Leinen ... „ 6.50
— Blücher. (313/314.) ... „ 1.20
— Der General von Scharnhorst. (Heft 451.) ... „ —.80
Kugler, Wallenstein. (Heft 180.) ... „ —.75
Lindner, Kaiser Heinrich IV. (Heft 374.) ... „ —.80
Lissauer, Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Kultur. (Heft 189.) ... „ —.75
Maenß, Franz von Sickingen. (Heft 270.) ... „ —.75
Malmstén, Karl von Linné. (Heft 329.) ... „ —.80
Maurenbrecher, Don Carlos. 2. Auflage. (Heft 90.) ... „ 1.—
Meyer, A. B., Gedächtnißrede auf Cook. (Heft 385.) ... „ —.60
Meyer, J. B., Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. (Heft 145.) „ —.80
v. Meyer, William Harvey, der Reformator der Physiologie. (Heft 337) „ —.60
Naumann, Ludwig van Beethoven. (Heft 117.) ... „ —.60
Neumann, Hugo Grotius 1583—1645. (Heft 449.) ... „ —.60
Pilgrim, Galilei. (Heft 458.) ... „ 1.—

(Fortsetzung siehe 4. Seite.)

Preuß, Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten. N. F. 12	M. 1.—
Raab, Leonardo da Vinci als Naturforscher. (Heft 350.)	„ —.80
Richter, Die Piccolomini. Heft 201.	„ —.75
Schott, Columbus und seine Weltanschauung (Heft 308.)	„ —.60
Schumann, Marco Polo, ein Weltreisender d. XIII. Jahrhunderts. (H. 460.)	„ —.60
Schwalb, Luther's Entwickelung vom Mönch zum Reformator. (H. 438.)	„ —.60
Stark, Joh. Joachim Winckelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. 2. Auflage. (Heft 42.)	„ 1.—
Stern, Milton und Cromwell. (Heft 236.)	„ —.75
Tollin, Michael Servet. (Heft 254.)	„ 1.—
Twesten, Machiavelli. (Heft 49.)	„ —.60
Winckler, Gregor VII. und die Normannen. (Heft 234.)	„ —.75
Zschech, Giacomo Leopardi. (Heft 467.)	„ —.60
Zschokke, Heinrich Zschokke. 3. Auflage. (Heft 12.)	„ 1.—

Im Verlage von **J. F. Richter** in Hamburg erschienen:

Der neue Romanzero von **Gerhard von Amyntor.** Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage. In elegantestem Original-Einband mit Goldschnitt, Preis Mk. 8.—.

Aspasia. Ein Künstler- und Liebes-Roman aus Alt-Hellas von **Robert Hamerling.** Mit Illustrationen von Herm. Dietrichs. Dritte durchgesehene Auflage. 3 Bände, in Prachtband gebunden Mk. 18.—, hochelegant broschirt Mk. 15.—.

Blätter im Winde. Neuere Gedichte von **Rob. Hamerling.** Preis elegant broschirt Mk. 5.—, in Prachtband mit Goldschnitt Mk. 6.50.

Das junge Deutschland. Ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit von **Feodor Wehl.** Mit einem Anhange seither noch unveröffentlicher Briefe von Th. Mundt, H. Laube und K. Gutzkow. 8°, elegant broschirt Mk. 3.—.

Der Ruhm im Sterben. Ein Beitrag zur Legende des Todes von **Feodor Wehl.** 8°, elegant broschirt Mk. 5.—, fein gebunden Mk 6.50.

Haus Befeuried. Ein Spielmannssang aus der Zeit nach dem großen Kriege von **F. H. Benary.** Oktav-Ausgabe, eleg. brosch. Mk. 2.—, in eleg. Originaleinband Mk. 3.—.
— **Prachtausgabe** mit über 120 Illustrationen von **C. W. Allers,** in prachtvollem Originaleinband Mk. 15.—.

Am Kamin. Geschichten und Träumereien von **Hieronymus Lorm.** Zweite Auflage, broschirt Mk. 5.—.

Intimes Leben. Novelletten von **Hieronymus Lorm.** Zweite Auflage, broschirt Mk. 4.—.

Späte Vergeltung. Roman von **Hieronymus Lorm.** Zwei Bände, broschirt Mk. 8.—.

Cunita. Ein Gedicht aus Indien von **Leopold Jacoby.** Quart, ff. Kupferdruckpapier, in prachtvollem nach indischem Motive ausgeführten Original-Einband mit Goldschnitt, Preis Mk. 10.—.

Tennyson's Enoch Arden. Deutsch von **Karl Eichholz.** Dritte Auflage. Miniaturausgabe, gebunden in Leinwand, Preis 80 Pf. Hochfein in engl. Leinwand gebunden mit Gold- und Silberpressung, Preis Mk. 2.—

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.

(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 4.

Aus der Symbolik des altdeutschen Bauernrechts.

Von

Conrad Thümmel,

Amtsrichter in Lüben (Schlesien).

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

Literar-Historisches.

(31 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 15,50 M.) Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 50 Pf.

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) ..... M. —.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182) " —.80
Diercks, Die schöne Literatur der Spanier. (372) ..... " —.75
—, Poetische Turniere. (447) ..... " —.60
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229) ..... " —.75
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) ..... " —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) ..... " —.60
Goetz, Die Njalssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459) ..... " —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) ..... " —.60
Heldig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) ..... " 1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282) ..... " —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) ..... " —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) ..... " —.60
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21) ..... " —.60
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24) ..... " —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135) ..... " —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22.) ... " 1.—
Neißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) ..... " —.80
Neményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit. (340/341) ..... " 1.20
Nemy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) ..... " —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Auflage (83) ..... " —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463) ..... " —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) " —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256) ..... " 1.—
Semler, Goethes Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters. (N. F. 18.) ..... " 1.—
Speyer, Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276) " —.75
Stricker, Goethe und Frankfurt a. M. Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261) ..... " 1.—
Trede, Das geistliche Schauspiel in Süditalien (471) ..... " 1.—
Trosien, Lessing's Nathan der Weise (263) ..... " —.60
Weniger, Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231) ..... " —.75

In den früheren Jahrgängen der „Zeitfragen" erschienen:

Literatur, Kunst und Musik.

(17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 12,75 M.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10) M. 1.60
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155) ..... " —.80
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215) ..... " 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? (G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.) (173) ..... " 1.20
Genée, Das deutsche Theater und die Reform-Frage. (99) ..... " 1.—
v. Huber-Liebenau, Ueber d. Kunstgewerbe d. alten u. neuen Zeit. (136/137) " 1.60
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10) ..... " 1.—
Minckwitz, Entwicklung eines neuen dram. Styls in Deutschland (203) " 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82) ..... " 1.20

(Fortsetzung siehe 3. Seite.)

Aus der Symbolik des altdeutschen Bauernrechts.

Von

Conrad Thümmel,
Amtsrichter in Lüben (Schlesien).

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Das Symbol ist ein Sproß der Dichtkunst in ihrem weitesten Begriffe, eine Art der Aeußerung dichterischen Schöpfergeistes, nur daß dieser sich nicht blos in Worten, sondern auch in Handlungen äußert, oder, wo Worte gebraucht werden, etwas damit bezeichnet, das tiefer liegt und bedeutender ist, als der blose Wortsinn ergiebt. Indem das Symbol gleichzeitig den Verstand und die Einbildungskraft des Menschen in Anspruch nimmt, setzt es diese beiden Hauptarten seiner geistigen Kräfte in ein gewisses harmonisches Verhältniß, welches das Gefühl des ästhetischen und gemüthlichen Wohlbehagens zusammen erzeugt. Daher die Beliebtheit des Symbols überall da, wo im Gegensatz zur zersetzenden Kritik eine gewisse Einheit des Lebensgefühls vorherrscht — also vorzugsweise in der Jugend. Freilich schätzt auch das Alter die Symbole; aber sie sind bei ihm anderer Natur. Die Jugend faßt das an sie Herantretende, aber nur unbestimmt Gefühlte in Sinnbilder; das Alter sucht das, was es zu erkennen, aber nicht bedeutsam und angemessen genug aussprechen zu können glaubt, durch Sinnbilder auszudrücken. Sinnbild und Symbol decken sich nicht vollständig; das Symbol hat der Regel nach eine Beziehung auf das wirkliche tägliche Leben, welche dem Sinnbild nicht immer beiwohnt.

Wenn aber einerseits ein gewisser Grad von Jugendlichkeit dazu gehört, die Anwendung von Symbolen bei ernsthaften und

wichtigen Geſchäften des täglichen Lebens mit dem Ernſt und der Gläubigkeit zu verrichten, welche allein ihre Dauer gewährleiſten können, iſt andererſeits ein gewiſſes Alter, eine geſchichtliche Vergangenheit der ſymboliſchen Handlungen oder Worte von ſchwerwiegendſter Bedeutung für das Gewicht und Anſehen derſelben. Wir können alſo, wo wir Derartiges bei einem ſchon auf höheren Kulturſtufen ſtehenden Volke in Uebung und Thätigkeit finden, der Regel nach mit Sicherheit annehmen, daß der Urſprung ſelbſt viele Jahrhunderte rückwärts in einer Zeit lag, wo der nach Verlautbarung ringende Gedanke dieſelbe lieber und leichter in einem Bilde fand, als in beſtimmten ausführlichen Worten und Begriffen, oder gar in der Schrift.

Die Symbole, welche wir in den in unſerem Volke ſelbſt im Mittelalter entſtandenen Rechtsquellen finden, führen, wo wir nicht etwa die Entſtehung ſelbſt angegeben finden, auf die älteſten Zeiten zurück, über deren Kulturzuſtand wir leider ſo wenig wiſſen und oft ſo Falſches glauben. Die Zeit des gewaltigen Ringens mit dem ſchwerſten und trägſten Stoffe, der Erde, um aus dem Jäger und Nomadenvolke des Tacitus das, bis auf eine gewiſſe Rauhheit der Geſinnung und Geſittung, hoch entwickelte Ackerbauvolk des 7. und 8. Jahrhunderts zu ſchaffen, hat unzweifelhaft gerade in Beziehung auf den Rechts- und damit den Staatsgedanken auch an geiſtiger Arbeit eine nicht geringe Summe von Thätigkeit und Schaffen geſehen — und zwar vorzugsweiſe von Leuten, deren ſchwielige Fauſt wohl das Schwert und den Spieß neben Hacke und Spaten, aber nicht die Feder zu führen verſtand. So trat das Symbol in Recht und Geſellſchaft hier in ſeine zweite wichtige Rolle; wie es den Begriffen des Rechts als Geburtshelfer gedient hatte, ſo ſammelte und erhielt es ſie an Stelle der fehlenden Schriftlichkeit. Erſt lange Zeiten nach ihrer Entſtehung ſind die einzelnen lokalen Rechtsſatzungen jeder einzelnen Ortſchaft, von

welchen uns Jacob Grimm und nach ihm Richard Schröder (in Göttingen) über 2000 aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands gesammelt haben, zur schriftlichen Aufzeichnung gekommen. Leider würde es eine fast unmögliche und jedenfalls äußerst undankbare Aufgabe sein, aus diesen Bauernrechten eine systematische Darstellung des gesammten darin enthaltenen Rechtsstoffes zu bilden. Nicht, daß die Quellen in juristischer Beziehung auffallende Mängel und Widersprüche zeigten. Im Gegentheil; die, wenngleich einfache, würdige und klare Sprache, die wohl zuweilen weitschweifig, aber fast nie dunkel und undeutlich genannt werden kann; die juristische Logik und Folgerichtigkeit, und nicht am wenigsten die überall sich kundthuende ehrliche und offene und dabei menschenfreundlich-wohlwollende Gesinnung, endlich auch der sachliche Inhalt der Anordnungen selbst, mit steter verständnißvoller Rücksicht auf die wirthschaftlichen Bedürfnisse und Leistungen von Land und Leuten: alles dies ist geeignet uns volle Achtung vor diesen Gesetzgebern im Bauernkittel einzuflößen. Und um so mehr bedauern wir, daß alle diese vielen Weisthümer leider nur disjecta membra poëtae geblieben sind und bleiben; — es fehlt die Möglichkeit der Zusammenfassung unter großen rechtlichen Gesichtspunkten, da neben endlosen Wiederholungen in einzelnen Punkten unausfüllbare Lücken an zahllosen andern bestehen. — Ja, wenn Deutschland einen einheimischen Lykurg gehabt hätte, ehe die Auf- und Annahme des auf einer höheren Kulturstufe erzeugten römischen Rechts die organische Weiterbildung des eingeborenen unterbrach, das ohne solche Unterbrechung mit der sich steigernden Kultur ebenfalls eine höhere, auch in rechtlicher Hinsicht gleichwerthige Stufe vielleicht erreicht hätte, wenn ein solcher großer mit hinreichendem Ansehen und Machtfülle ausgestatteter Gesetzgeber aus dem überall vorhandenen Stoffe einen einheitlichen Bau gegründet hätte — dann würden wir jenen Ueberbleibseln unserer

alten Rechtsentwicklung nicht so fremd gegenüberstehen! Ein dritter wesentlicher Punkt für die Anwendung der Symbole ist die durch sie bewirkte scharfe und deutliche Hervorhebung einzelner Akte des täglichen und wirthschaftlichen Lebens in ihrer rechtlichen Bedeutung, die Feststellung eines Umstandes oder einer Handlung in Bezug auf das Recht und damit verbunden die Aufprägung des Charakters einer gewissen Feierlichkeit. Gerade dieser für die gesunde Entwicklung und Uebung des gesammten Rechtslebens wichtige Umstand ist, verbunden mit der erziehlichen Wirkung der Sinnbilder und Symbole auf die verstandesmäßige Durchdringung des Rechtsstoffes in weitesten Volkskreisen eine der bedeutendsten Seiten der Rechtssymbole für das gesammte Volksleben.

Wir wollen nun in Folgendem versuchen, die kurze Zusammenstellung einer Reihe der anziehendsten oder wichtigsten Symbole des deutschen Rechts des Mittelalters zu geben, wobei wir uns wesentlich auf die obengenannte, erst 1878 — von 1839 an — zum Abschluß gekommene Weisthümer-Sammlung (Göttingen bei Dieterich) und die Grimm'- und Zöpfl'schen Rechtsalterthümer stützen. Wo wir ohne besondere Angabe nur mit Band und Seite anführen, sind erstere gemeint. Eine Reihe der ältesten Symbole bezieht sich auf die Bewirkung und Beurkundung von Ladungen, oder auch die Feststellung der s. g. mora accipiendi, der Säumniß in der Annahme einer schuldigen Leistung. In den erstenerwähnten Fällen hat die betreffende Handlung gewissermaßen vollkommen die Bedeutung unserer heutigen Zustellungsurkunde: es ist dies das Umwenden eines Steines auf dem Hofe des zu Ladenden durch den Gerichtsboten oder Waibel, d. h. so, daß der Stein mit der Seite, welche in oder auf der Erde gelegen hat, nach oben zu liegen kommt, und also so durch das Bloßliegen mit der noch von Erde ꝛc. behafteten Seite nothwendig das Auge des zurückkehrenden

Hausherrn auf ſich ziehen muß. Die Vorſchrift findet ſich z. B. in dem Weisthum zu Birmersdorf und Urdorf (Kanton Zürich) vom 25. November 1347 (Bd. I. S. 34); in den Rechten des Kloſters Eſchau zu Ruffach (Ober-Elſaß) von 1349 (V. 386) § 9: „Stürbe auch ein hofekind, des erben ſullen den meiger (Meier = Vertreter des Grundherrn) ſuochen in dem hofe mit zweien huobern (Hofſitzern); . . . ſo ſü von dem begrebede gont (wenn ſie von dem Begräbniß des Erblaſſers kommen), e das ſü in ir hus kummet, ... vindent ſü aber den meiger nüt doheime, ſo ſüllent ſü einen ſtein indewendig des dores umbekeren, zuo urkunde ire vorderunge, do die gezüge bi ſint"; Oeffnung des Sanct Blaſiſchen Waldamtes (Schwarzwald) von 1383 (VI. 488) § 8: „Item, wenne der waibel das geding kündet, ſo ſol er varn (fahren) von eim hus zu dem andern und ſol jeglichem rufen, als er haisz, der zu dem geding gehört, und ſol im gebieten in den dinghof, und wenn er nit daheim vindet, ſo ſol er vor ſim hus ain ſtain umb keren zu wortzeichen, daz er da ſy geweſen." Hier haben wir übrigens auch ein ſo treffendes deutſches Wort für Symbol, „Wortzeichen", daß wirklich die Nichtanwendung deſſelben in unſerer heutigen Sprache bedauerlich erſcheint. Dieſelbe Vorſchrift: „in des biderben mans hof ainen ſtain umbkeren zu ainem warzeichen, das er da geweſen ſig" findet ſich z. B. auch noch in dem Weisthum der Freien von Neuenzelle (Schwarzwald) (IV. 497). — Neben dieſen, auf die einfachſten ländlichen Verhältniſſe deutenden Wahrzeichen aus dem 14. Jahrhundert finden wir nun ganz ähnliche noch in der zweiten Hälfte des 16.: ſo in der Leudesdorfer Teichordnung (an der Ruhr) von 1556 (II. 798), in der Beſtimmungen für den Fall getroffen werden, daß ein Müller das Recht erhält, aus ſeiner bisherigen in eine andere (beſſere) Mühle zu ziehen. Dann hat er, ſobald er dieſe „bodtſchaft" erhält, es ſei bei Tage oder bei Nacht, ſofort dies dem

andern anzuzeigen. „Findet er seinen nachbarn nit einheimisch, soll er eine wasse (= Wasen, d. i. ein Stück Rasen) stechen und auf die gadder hangen, drey höllzer darin stechen, worbei dass sein nachbar erkendt, dass eine bottschaft vorhanden ist.“ Die Bedeutung eines nach einer Abwesenheit des Hausherrn am Zaungatter durch drei Hölzer befestigt vorgefundenen Rasenstücks mußte also jedem der dort wohnenden Müller bekannt sein, um sich rechtzeitig auf das Verlassen der ihm bisher verliehenen Mühle gefaßt zu machen. — In einem, ungefähr aus derselben Zeit und Gegend stammenden Weisthum, dem zu Riol und Velle (an der Mosel) von 1537 (II. 302), finden wir ein ganz eigenthümliches Wahrzeichen zur Feststellung des Ungehorsams eines „Lehensmanns“ bei sogenannten „Botschaftslehen“. Der Ungehorsam gegen den Lehnsherrn zieht natürlich den Verlust des Lehens nach sich. Unter Lehen müssen wir uns nun aber nicht nach heutiger Anschauung etwas nothwendig und selbstverständlich Vornehmes oder Großartiges denken (was ja auch das lediglich von dem lateinischen Ausdruck für Lehen abgeleitete Wort „feudal“ in einem gewissen Jargon heute ausdrücklich bezeichnen soll), sondern die „Botschaftslehen“ bestanden einfach in der Ueberlassung einfacher Hütten mit etwas Land durch das betreffende Kloster an arme Leute, welche dafür dem Herrn Abt und seinem „Gotteshaus“ Botengänge zu thun hatten. Wie fast alle staatlichen und sozialen Beziehungen kleidete also auch diese das Mittelalter in die Allen geläufige Form des Lehens. Der Lehensgedanke spielte im wirthschaftlichen Leben damals vollständig die Rolle, wie heute das „eherne Lohngesetz“, der Satz von Angebot und Nachfrage, Kapital und Arbeit. Diese Botengänge des armen Häuslers wurden in gleicher Weise als Ausfluß eines Lehensverhältnisses angesehen, wie der Waffendienst des stolzesten Vasallen, und ihre Verweigerung, wie wir oben sagten, in gleicher Weise bestraft. „Und so aber die

lehnsmannen eyn potſchafft nit thun wolten, auch nit gehorſam weren, ſo ſoll der pott (Bote), der innen gepotten hat um wegen des grundtherrn, zu des grundtherrn haus gane (gehen), und ſoll dar ine eine meetze (Maß) hoellen, und die dem armen lehenmann zu ſeim hoenuerloech (Hühnerſtall) inſtoeſſen zum zeichgen, das ym von wegen des grundtherrn gepotten und er ungehorſam erfunden." Dieſes in den Hühnerſtall geſtoßene Maß konſtatirte alſo den Ungehorſam des zur Botenſchaft verpflichteten Inſaſſen und war für ihn ein drohendes Wahrzeichen des baldigen Verluſtes ſeines ärmlichen Lehens, des Nutzungsrechtes an ſeiner Hütte; alſo gewiſſermaßen die heutige Exmiſſionsklage in kürzeſter ſymboliſcher Faſſung, ſo daß die wirkliche Austreibung jenem Akte nur ſo zu folgen brauchte, wie heute die Zwangsvollſtreckung dem Urtheil.

Statt des oben berührten Wahrzeichens als Beweis und Erſatz der Ladung zu einem Gedinge (durch Umkehren eines Steines) finden wir aber auch ein ſolches, welches uns die Satzungen von „des Reiches heimlicher Acht", den Fehmgerichten, lebhaft in's Gedächtniß ruft: das Ausſchneiden eines Spahnes aus dem Thürpfoſten. Oeffnung von Muri (1413) und Hermetſchwil (1415) beide im Kanton Aargau (V. 77 § 4 und 82 § 6). Beim Fürgebot „umb erb und eigen" ſoll des Gerichts Bote den Betreffenden „under augen" laden; kann er ihn aber nicht betreffen, ſo ſoll er „ein wörzeichen us des hus biſtell (Thürpfoſten) bringen, damit ſol dan das fürgebot wol bewist ſin."

In einer anderen harmloſeren Bedeutung finden wir das Ausſchneiden eines Spahnes nur zu dem Zwecke, das Erbitten einer Erlaubniß und die Ertheilung derſelben auszudrücken in dem Weisthum des Schönfelderwaldes von 1584 (III. S. 799). Wer von den Eingeſeſſenen Holz aus dieſem Walde entnehmen will, muß erſt den „hoffman" (den Beſitzer des herrſchaftlichen

Meierhofes) um die Erlaubniß dazu bitten; findet er dieſen nicht zu Hauſe, ſo ſoll er „mit dem meſſer oder axt ein ſcharf machen in dem gaden zu zeichen, das er dha geweſen, und alsdan ſeine notdurft in ſelbem walde hauwen und nemmen.“ — In einer ganz eigenthümlichen Anwendung aber findet ſich der ausgehauene Span in dem Weisthum des Hofes Lenken (in der Rheinprovinz), Bd. II. S. 72), nämlich zur Kenntlichmachung eines Fundes und des Anſpruchs auf den Finderlohn. Wer nämlich einen „beien“ (Stock wilder Bienen) im Walde findet, der ſoll „einen ſpan auſs dem baum“ hauen, und dann ſeinen Fund an den Keller zu Sarburg abliefern; findet ſich dann, daß „des beyens (d. h. der Honig) zu genießen“ iſt, ſo ſoll er ihn mit dem Keller „zur halben theilen“. Man ſieht leicht, daß das Wahrzeichen hier auch den Zweck haben mußte, durch Bezeichnung des Baumes den Nachweis zu erleichtern, daß der Honig nicht etwa einem im Eigenthum ſtehenden Bienenſtock entnommen, alſo geſtohlen war und daß die Befolgung dieſes die Sicherung eines Beweiſes offenbar bezweckenden Symbols durch den Verluſt des Finderlohns bei Nichtbeobachtung erzielt werden ſollte. — Ein ähnliches Wahrzeichen endlich, nämlich drei Hiebe an die Gerichtsbank, finden wie zur Entſchuldigung der Verſäumniß eines Dingtages in der Hoferolle zu Barmen (II. S. 17 ff). Dieſe jetzt auf über 100 000 Einwohner geſtiegene Induſtrieſtadt war zu der leider nicht genau feſtſtehenden Zeit der Abfaſſung jener Rolle eine kleine ländliche Kolonie von einigen Höfen, die unter dem Amtmann zu Beyenburg ſtand, welches letztere im Gegenſatz zu jener in ca. 300 Jahren erfolgten Vergrößerung wie damals ein kleiner Flecken geblieben iſt. Es heißt dort: „Den nächſten werkeltag nach s. Cuniberti ſoll der ſchultheiß ein gericht behegen auf den verpflichten tag, auf gnaden verpflicht beyzukommen (d. h. wer nicht aus der Gemeinde zu dieſem Pflichttage erſcheint, unterliegt einer arbiträren

— „auf gnaden" — Strafe); es were denn sach, daß ein hoffsmann außlendig were oder leibsnot hette. Und ob ein hoffsmann nit bey der hand were, und konte durch bewegliche ursachen an dis vorg. gericht und freye hoffs recht und weisung nit komen, und keme auf den abend, also lang, als man drey schoff brennen könte, und hiebe drey häwe an die gerichtsbank, so soll derselbe seine brüchten beschütt haben" (den Strafen ledig sein).

Wie sich aber solche Symbole gebildet und ausgebildet haben, das können wir an einer ganzen Reihe solcher verfolgen, die für das Strafverfahren, besonders in Bezug auf Mord und Todtschlag gegeben sind. Das alte deutsche Recht hatte hier bekanntlich den reinen Anklageprozeß; „wo kein Kläger, da auch kein Richter"; eine Verfolgung von Amtswegen trat nicht ein. Die Entstehung dieses ältesten Verfahrens weist ja bekanntlich noch ziemlich deutlich auf die damit zusammenhängende Blutrache zurück, die wir uns von der noch jetzt in Korsika herrschenden nicht sehr verschieden denken dürfen. Die nächsten Verwandten oder Freunde des Erschlagenen, oder wer sich sonst der Sache annimmt, mußten den Leichnam desselben vor das Gericht bringen, welches den Angeschuldigten vor sich berief und dann so verhandelte (— das sogenannte Bahr-Recht —), als sei der Leichnam der Ankläger gegen die andere Partei. So erklärt sich auch z. B. in dem Nibelungenliede, weshalb Hagen an der Leiche Siegfrieds erscheinen muß. Auch haben wir hierin die einfache geschichtliche Erklärung für die Entstehung des alten Rechts-Aberglaubens, demzufolge die Wunden eines Erschlagenen wieder anfangen zu bluten, wenn der Mörder sich der Leiche naht (wie dies auch bei Siegfrieds Leiche geschieht). Denn in jenen Zeiten des ältesten Rechts mußten eben bald nach der That beide zusammen vor das Gericht gebracht werden, so daß der Angeschuldigte, der ja, wenn er auf handhafter That oder unmittelbar nachher ergriffen war, von vornherein über

ſeine Thäterſchaft keinen Zweifel aufkommen ließ, eben bei dem noch blutenden Leichnam ſtand. Mit der Zeit und beſonders als geordnetere und vorſchreitende Kulturverhältniſſe es ermöglichten, auch nach Verlauf einiger Zeit den vielleicht erſt entflohenen und ſpäter erſt entdeckten oder nur durch ſpäter aufgefundene Beweiſe zu überführenden Thäter zur Verantwortung zu ziehen, mußte jenes alte Erforderniß der Anweſenheit des Todten bei der Anklage zu Unträglichkeiten führen; und doch glaubte man dem Grundſatz des Anklageverfahrens die Anweſenheit auch des „ſtummen Mundes" ſchuldig zu ſein. So erſetzte man den Leichnam durch ein Symbol: erſt durch die dem Todten abgehauene rechte Hand, mit welcher der Ankläger auftrat, und dann ſpäter durch die blutigen Kleider, welche der Ermordete zur Zeit der That getragen; beides ſtellte alſo ſymboliſch die Perſon des Ermordeten vor. Das erſtere, aber noch ausdrücklich als Ausnahme und mit grundſätzlicher Aufrechterhaltung des alten Zuſtandes durch die einfachſte Art der Erhaltung des Leichnams ſtellt uns das Rheingauer Landrecht (aus dem Schluß des 14. Jahrhunderts; Pergamenthandſchrift, früher in der Mainzer Regierungs-Regiſtratur, Bd. I. S. 542) dar in ſeinem § 56: „Esz is lantrecht, daz man den toden nit ſol begraben, ez enweren („en-" die alte Verneinung auch vor dem Zeitwort wie das franz. ne) dan voir der todſchlag geſtraifft oder geſünet." „Wenn aber daz dhein (= dechein = kein) recht in dem lande were, oder daz gericht niedergelacht were, oder von ander geſchichte, daz man den doden man ſin recht nit dun enmöchte, ſo mag man den doden lichenam off ſniden", das Eingeweide herausnehmen und begraben, den übrigen Leichnam aber in ein Faß legen, Kalk oder Sand darauf ſchütten, und der Schultheiß ſoll mit einem Schöffen das Faß verſiegeln, bis der Zuſtand, wo kein Recht im Lande gilt (die Zeiten des Interregnum und noch nach demſelben!), gehoben iſt. Dann

„ſoll man mit denn doden clagen und recht furdern, als vorgeſchr. is.“ Iſt aber die alsbaldige Sühnung der That aus anderen Gründen (als wegen Stillſtand der Rechtspflege) unmöglich, ſo ſoll der „amtman“ oder der nächſte „nailmage“ (Verwandte) „ime (dem Leichnam) die rechte Hand abſlagen, und mag man darna denſelben doden man begraben und mit der doden hand clagen, glich als der gantze licham dar geinwortig (gegenwärtig) wer.“ Das war im 14. Jahrhundert; wenn wir jetzt einige diesbezügliche Weisthümer aus dem 15. und 16. Jahrhundert in zeitgemäßer Reihenfolge durchgehen, ſo finden wir überall zwar nicht mehr die Todtenhand, ſondern die blutigen Kleider als Symbol, aber ausgeſprochener Weiſe aus demſelben Grunde; dieſen reiht ſich dann ein ſchweizeriſches Weisthum aus dem Ende des 13. Jahrhunderts an, welches das von dem Todten zu nehmende „Wahrzeichen“ unbeſtimmt läßt; aber doch alſo eine bemerkenswerthe Uebereinſtimmung dieſer ſymboliſchen Klage aus vier Jahrhunderten unſerer heimiſchen Rechtsübung. Das Centweisthum von Remlingen (bei Würzburg) von 1409 (Bd. VI. S. 35) beſtimmt in § 7: „Weres auch, das einer ermort oder erſlagen wurde in der zente zu R., mochte man denſelben toten man an die zente nit brengen, alſo das man beſorget daz er ſmeckende“ (dies für die Geſchichte der Phyſiologie des Geſchmackes intereſſante, für „ſchmecken“ und „riechen“ gleichzeitig gebrauchte Wort) „wurde, brechte man dan des gewandes, dor inne er gemort wer worden, das ſelbe ſolte auch zeichen haben, das er dor inne gemort were, ſo mag man darüber richten, gleicher weiſe, als über den toten man ſelbes.“ Hier iſt jedoch immer noch das Kleid des Todten nur als Ausnahme, und alſo als der regelmäßige Fall das Vorführen des ganzen Leichnams vor Gericht hingeſtellt, wenn nur die vorſchreitende Verweſung dies nicht unmöglich macht. Anders ſchon in den folgenden Weisthümern, in denen das Kleid ſtatt des Todten als die

Regel ſcheint hingeſtellt werden zu ſollen, und dafür eine feierliche Todtenſchau eingeführt oder angeordnet wird. So in dem Weisthum zu Rhenſe (Königsſtuhl!) von 1459 (Bd. III. S. 779) (das „Kleyd, das da blodig" iſt), und in dem Weisthum zu Coblenz von 1459 (Bd. III. S. 828), in welch' letzterem wir die feierlichen Handlungen der Mordanklage faſt dramatiſch dargeſtellt ſehen: „Da beſchrüwen ſy denn morder und zogen uſs dry bloiſſer ſchwertt und ſagtenn jrem vürſprecher na und rieffenn: waiffen (Waffen), waiffen, waiffenn ober den morder, der dieſen mann und gudenn fründt ermort haitt unnd vonn dem leben zu dem dode bracht hait, und damit mynen hern vonn Trier unnd der ſtade frieden gebroichen hait!" — Nachdem dieſe feierliche Anklageformel noch zweimal wiederholt iſt, folgt die Anordnung der Aufbewahrung von des Todten Kleidern, und dann heißt es zum Schluß: „Da das alles geſchiet was, do dethingten myns gnedigen herren dienern vonn Trier, dry dage unnd ſechs weichen uff den morder. Do die zytte umbe was, do wieste (urtheilte) das gericht ober den morder, und wiesten gode die ſeele, dem heren das gutt (alſo auch Vermögens-Konfiskation), denn kräen das fleyſs, dem gericht das wette" (Gerichtskoſten). Allerdings erſcheint auch noch im 16. Jahrhundert der Leichnam des Erſchlagenen ſelbſt als das Attribut des Anklägers, zugleich mit der Feſtſetzung civil- bezw. erbrechtlicher Folgen für den Fall, ob die Verwandten ihrer Pflicht, den Erſchlagenen zu „rächen", nachkommen, oder ihre Erfüllung der Obrigkeit überlaſſen — ſo daß alſo neben dem reinen Anklageverfahren ſchon ein amtliches als ſubſidiär vorhanden erſcheint.

Dieſen ſchreckhaften Symbolen des Strafrechts ſtehen manche ebenſo eigenthümliche des damit zuſammenhängenden Aſylrechts als freundlicheres Bild gegenüber. Wenn wir uns aus dem Vorſtehenden erinnern, wie die Verfolgung des Todtſchlags oder Mordes in einer Anfangs faſt ausſchließlichen Weiſe der

privaten Verfolgung seitens des Erschlagenen „Freundschaft“ überlassen blieb — eine Einrichtung, deren unheilvolle Folgen für das Rechtsleben theilweise aus noch unserer Zeit Paul Frauenstädt in diesen Heften (Neue Folge, I. Serie, Heft 10: Die Todtschlagsühne) ausführlich geschildert hat —, so muß es uns doppelt befremden, wenn die staatliche Gesetzgebung sogar Schutz gegen eine solche Verfolgung dem muthmaßlichen Thäter zu gewähren versuchte. Vor Allem war dieses Asylrecht den meisten Klöstern und Stiftern verliehen. Gewiß entsprang dies einem Gefühl der Menschlichkeit, vor dem aber unsere ganze heutige Anschauung weit entfernt ist, es den Organen der Rechtspflege gesetzlich zur Pflicht zu machen. Aber damals mußte derselbe Abt, welcher unter Umständen das Gericht über den Missethäter hegen lassen mußte, auf Anrufen desselben ihn mit der Familie des Getödteten auszusöhnen, und, wenn dies nicht gelang, ihm fortzuhelfen suchen. Weisthum zu Dürkheim (a./d. Hardt, Rheinpfalz) von 1550 Bd. I. S. 784. Und zwar ist hier das Wahrzeichen, welches den Flüchtling als einen unter dem Schutze des Klosters stehenden vor der Blutrache fliehenden kennzeichnet, zwei silberweiße Schilde, die ihm der Abt nebst je einem Stück von jeder landesüblichen Münzsorte mitgeben soll, um ihn bis ans Meer schaffen zu lassen. Gewiß sicherten diese eigenthümlichen Symbole dem so Fortziehenden auf dem langen und beschwerlichen Wege dann ebenmäßig Schutz und Unterkunft in jedem der zahlreichen Klöster und Asylstätten, welche er auf diesem Wege dann aufsuchen mußte. Von den Klöstern selbst wurde dieses Asylrecht dann aber auf manche ihnen gehörige Meierhöfe übertragen. Die Ausübung desselben mochte nun oft eine erhebliche Last für die Bewohner desselben in sich schließen — abgesehen davon, daß es auch gewiß nicht angenehm war, mit einem so unheimlichen Fremdling zu hausen, dem der Bluträcher auf den Fersen war. Diese Verpflichtung

mußte daher ihre Grenzen haben, und ſie wurde zeitlich beſchränkt: meiſt auf ſechs Wochen und drei Tage, aber auch nur auf drei Tage oder gar nur einen Tag und eine Nacht (W. zu Beſch a. d. Moſel von 1541, II. 249). Die Beſtimmung dieſer Friſt hat aber nicht die Bedeutung, daß nach Ablauf derſelben der Schutzſuchende ohne Weiteres hinausgeſtoßen werden könnte, ſondern nur, daß er durch ein Erneuerungs-Symbol den Schutz jedesmal von Neuem nachſuchen, und dadurch gewiſſermaßen zu erkennen geben muß, daß er nicht von einem Rechte, ſondern nur der Gnade des Aufenthalts Gebrauch machen darf. Er muß entweder drei Schritte aus dem Hofe herausmachen (W. zu Fellenich von 1581, III. 790), oder gar nur einen, oder endlich nur den Fuß „ußwendig der hoff ſtellen". Gleichzeitig mochten dieſe ſymboliſchen Handlungen auch den rechtlichen Zweck verfolgen und erfüllen, den möglicherweiſe oft ſehr lange dauernden Aufenthalt eines ſolchen Flüchtlings an der Aſylſtätte aller der Folgen zu entkleiden, welche das Recht ſo häufig an die bloſe Thatſache des längeren Aufenthalts an einem Orte knüpft (Heimathrecht).

Wenn wir ſo den eines Verbrechens gegen ſeines Nächſten Leben Verdächtigen einen durch Symbole befeſtigten und erneuerten Schutz genießen ſehen, ſo giebt es aber auch ſolche zum Schutze des in ſeinem eigenen Hauſe meuchleriſch Ueberfallenen, welche zugleich den Beweis liefern, daß es für ſolche Fälle doch auch ſehr frühe eine Verfolgung von Obrigkeitswegen und alſo in einer ſolchen eine gewiſſe ſtaatliche Anerkennung des: My house is my castle gegeben haben muß. Wenn nämlich Jemand in ſeinem eigenen Hauſe überfallen wird, es gelingt ihm aber, den Angreifer zu vertreiben, ſo ſoll dieſer wegen Mordes auf die Anklage des Ueberfallenen hin beſtraft werden. Natürlich bedarf es dazu des Beweiſes für den Ueberfall, und es wird zunächſt als Regel aufgeſtellt, daß der ſo

Angegriffene ſein „Hausgeſinde“ als „gezügen“ bringe. Da nun aber ſolche Fälle naturgemäß häufig nicht die Möglichkeit bieten werden, ſich Augenzeugen dafür zu verſchaffen, ſo ſoll dann in ſolchem Falle der Ankläger vor Gericht mit drei Halmen von ſeinem Dache und einem Hausthier — zunächſt einem Hunde, und beſitzt er ſolchen nicht, mit einer Katze — erſcheinen. Bei Beobachtung dieſer ſymboliſchen Förmlichkeit wird ihm der proceſſuale Vortheil zugeſichert, daß er den Angeklagten durch ſeinen Eid überführen kann — nicht alſo dieſem, wie ſonſt im gewöhnlichen damaligen Verfahren, der Reinigungseid zuſteht. Weisthum von Lieſtal (Canton Bern) von 1411 (Bd. IV. S. 470). Daſſelbe ſymboliſche Verfahren hat er auch — wie wir aus der Faſſung der ganzen Stelle ſchließen müſſen — zu beobachten, wenn er ſeinerſeits den Hausfriedensbrecher niedergeſchlagen hat; es dient dann alſo zur Feſtſtellung des Falles der Nothwehr, und es wird ausdrücklich dieſe dann auch als den Thatbeſtand des Todtſchlages ausſchließend anerkannt: „ſticht oder ſchlecht aber der, der zu huſſe geſucht wird, den zu Tode, der in ſuchet, der beſſert nützit“ (der beſſert Nichts, das heißt, hat keine „Beſſerung“ = Buße, Wehrgeld zu bezahlen). Die drei Halme und das Hausthier deuten hier ſo unverkennbar auf die Heiligkeit und den Schutz des häuslichen Heerdes hin, daß der beſondere Schutz der gerade dieſem durch die Beobachtungen gewiſſer ſymboliſcher Förmlichkeiten gewährt werden ſoll, wohl gerechtfertigt erſcheint.

Auch ſonſt erſcheint der Halm oder ein aus ſolchen gewundenes Strohſeil in der Strafrechtspflege, und zwar da, wo es ſich darum handelt, einen ergriffenen Miſſethäter an den zu ſeiner Beſtrafung zuſtändigen Gerichtsherrn abzuliefern. Wenn dieſer ſich in der Abholung läſſig zeigt, ſo wird nach gehöriger Anſage der Miſſethäter nur mit einem Halm oder Strohſeil (alſo nur pro forma) gefeſſelt an den Abholungsort geführt und

dort ſeinem Schickſale überlaſſen. Dieſes Symbol iſt kennzeichnend für den oft gewiß ſehr wenig vorhandenen Eifer der vielen kleinen Gerichtsherrn, die koſtſpielige Strafrechtspflege auszuüben.

Wenden wir uns nun wieder zu den Symbolen des bürgerlichen Rechts.

Wenn wegen nicht gezahlten Pachtzinſes um „die beſtimbte zeit auf ſ. Catharinatag" dem Pächter, der in dieſem Falle „über des meiers willen ſtehet", die Exmiſſion angekündigt werden ſoll, dann hat der Meier mit zwei Zeugen dem Pächter das „dinghofgut" drei mal zu „verbieten". Bei jedem dieſer drei Kündigungen ſoll der Meier, wenn das Grundſtück ein „reebacker" iſt, einen Rebenſtock aushauen; iſt es aber ein Feldſtück, ſo ſoll er „mit der Rodehaue jedesmal eine Grube darauf aushauen. Dieſe drei ſymboliſchen Handlungen müſſen je 14 Tage auseinander liegen, und ſo hat der Pächter noch ſechs Wochen Zeit, den rückſtändigen Zins „und coſten" zu bezahlen und ſich dadurch das Gut zu erhalten; andernfalls hat er es verloren. (W. zu Neupartheim im Unter-Elſaß § 9. V. S. 459.) In dem W. zu Carden an der Moſel (II. S. 451) wird das Exmiſſionsrecht aus dem „verliehenen" Land der Grundherrſchaft auch in dem Falle gewährt, wenn einer die Güter „nit im gewöhnlichen Bau hielte oder wüſt liegen ließ". Hier beträgt die Friſt aber 1 Jahr 6 Wochen und 3 Tage, und der Grundherr verkündet ſymboliſch die Austreibung durch Auflegen eines Meſſers oder Schlüſſels auf den Tiſch. Dieſe Symbole vertreten und erſetzen hier alſo den ganzen heutigen Civilprozeß für ſolche Fälle.

Wir haben ſchon verſchiedenfach die Dreizahl bei den Symbolen und ſymboliſchen Handlungen eine erhebliche Rolle ſpielen ſehen; eine ganze Reihe von Symbolen knüpft ſich nun an den dreibeinigen (dreiſtemplichten) Stuhl und zunächſt auch an einen dreibeinigen Tiſch. Ein ſolcher ſoll bei dem immerhin recht

verwickelten Geſchäft der Pachtrückgewähr in einer eigenthümlichen Weiſe verwendet werden. Dieſer Schlußakt eines Pachtverhältniſſes, bei welchem die Berechnung etwaiger dem Pächter zu vergütender Verbeſſerungen des Grundſtücks während ſeiner Pachtzeit oder der von ihm zu vertretenden Verſchlechterungen beiderſeits vollzogen wird, bildet einen der wichtigſten Punkte der bäuerlichen und ländlichen Rechtsverhältniſſe überhaupt. Unter den in neueſter Zeit ſo vielbeſprochenen Beſchwerden der iriſchen tenants gegen die Landlords bildete der Umſtand, daß erſteren nach dem erſt durch die letzte Landbill geänderten früheren rechtlichen Zuſtande ein ſolcher Anſpruch auf Vergütung für aufgewendete Verbeſſerungen gänzlich verſagt war, einen der drei Hauptpunkte. Und Jeder, der bei uns in Deutſchland, ſei es als Verpächter und Pächter, ſei es als gerichtlicher Beamter, bei einem ſolchen Akte betheiligt geweſen iſt, weiß, eine wie zahlreiche Menge der verwickeltſten Streitpunkte über That- und Rechtsfragen hierbei zur Sprache zu kommen pflegen. Die Weiſung des Gerichts zu Alten-Haslau von 1461 (III. S. 477) verordnet nun, daß dieſe Verhandlungen und insbeſondere die Auszahlung der dabei ſich ergebenden Summen auf einem Tiſch mit drei Beinen geführt werde, von denen zwei außerhalb und eins innerhalb der Schwelle des Hauſes zu ſtehen kommen. „Auf ſolchem tiſch ſoll der hof- oder pfachtherr ihm (dem Pächter) das geld vor die eingebrachte beſſerung zahlen, ſo hoch ſolches geachtet worden, wenn das geſchehen iſt, ſo ſoll er denn ſein gut einrämen, das es eingeräumet ſey drey tag vor ſ. Peterstage, das bedeuten die zwey beine auswendig der ſchwellen.“ In dieſer letzteren Bemerkung wird eben nur mit der bekannten humoriſtiſchen Wendung des altdeutſchen Rechts der Dreizahl der Tiſchbeine die Bedeutung beigelegt, daß die Rückgewähr des Pachtgutes drei Tage vor dem beſtimmten Heiligentage, der gewohnheitsrechtlich als paſſender Anfangs- und Endpunkt

der Pacht galt, geſchehen ſein müſſe. Bedenkt man aber, daß bei der Stellung des Verhandlungstiſches gerade auf der Schwelle der offenen Hausthür naturgemäß die eine Partei vor, die andern hinter demſelben ihre Stellung haben mußte, ſo ſieht man wohl ein, welche Wirkung die Beobachtung dieſes Symbols für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Würde bei dieſem gerichtlichen Akte haben mußte. — Die ländlichen Beſitz- und Eigenthumsverhältniſſe ſind überhaupt reich an Symbolen. So ſoll der, welcher nach langer Abweſenheit wiederkehrend ſein Gut im Beſitze eines Andern findet und es wieder in Anſpruch nehmen will (was ihm innerhalb 1 Tag und 100 Jahren erlaubt ſein ſoll), nur mit einem Schuh bekleidet, während er den anderen in der Hand trägt, erſt zu dem Zinsmeiſter, dann zu dem „Herrn“ und endlich zu dem „amptmann“ gehen — „damit ihm ſein recht werde“. (Verkündung der gerechtſame des kloſters Reichenbach und der herrſchaft Loßberg — im Schwarzwald — vom J. 1477, abſchrift von 1513.) Nach demſelben Weisthum ſollen die Nachbarn eines frei gewordenen Gutes, welche von dem ihnen zuſtehenden Verkaufsrecht keinen Gebrauch machen wollen, dies dadurch kundgeben, daß ſie dem Zinsmeiſter einen Pfennig auf die „Ueberthür“ legen und dann wieder „hinter ſich hinaus gehen“. Eins der verbreitetſten Symbole für den Verkauf und die Vererbung von Grundſtücken iſt der Halm, und es liegt ja nahe, in dieſem Haupterzeugniß des Grund und Bodens die Verkörperung deſſelben zu ſehen. „Mit Halm und Mund“ verkaufen oder „vererben“ iſt die feierliche Verlautbarung einer Grundſtücksübertragung vor dem zuſtändigen Dorfgericht, und alſo das unmittelbare Vorbild z. B. für die in der Preußiſchen Grundbuchordnung wieder geſchaffene „Auflaſſung“. So in dem Weisthum von Eldenborn und Falſchfeld (a. d. Saar) von 1564, von Liebenſtein, Geispolzheim (Unterelſaß), Bleidenſtatt (bei Wiesbaden) u. a. In letzterem

wird die Wirkſamkeit des Symbols ausdrücklich auch auf das Erbrecht ausgedehnt, „und wie man den unerben erbet, ſo ſoll man den erben enterben mit halm und mit munde“: alſo eine gültige Art, die Enterbung auszuſprechen. Der Akt wird auch bezeichnet: „dem keuffer daz guet mit halm undt munde vorm gericht auftragen“. (W. zu Kieſelbach im Hundsrück von 1549.) Bei mehreren Weisthümern aus der Gegend um Kloſter Prüm findet ſich die Bezeichnung „übertragen mit Halm und Mund“, hier mit der Beſtimmung eines Draufgeldes von vierzig Pfennig. Und wenn die Frau des Verkäufers mit Kindern bei dieſem Akte zugegen iſt, ſo ſoll der Käufer „dero kindt jedem ein vierzigkpfennig geben und der frauwen auch einen in den boeſen (Buſen) ſtecken, auſs dieſer urſachen, ob künſtigklich ſie mehr kinder gebieren würde, daß dieſelbe auch verziegen (40 scil. pfennig) haben“. (W. zu Niederprüm 1576.) Im W. zu Weidenbach wird der Akt ausführlicher ſo dargeſtellt, daß der „Verkäufer dem Schultheißen „den“ Halm giebt: „ſo ſoll der käufer kommen und des halms begeren, daß in das gericht inſetze, wie im gericht recht iſt“. In anderen Weisthümern wird das Einſetzen des neuen Eigenthümers durch den Halm auch auf Fälle außerhalb des Kaufs, alſo auf Uebergang im reinen Inteſtaterbrecht ausgedehnt.

In allen dieſen Fällen iſt aber noch die gewiß urſprüngliche und in ſehr alte Zeiten zurückreichende Bedeutung der bloſen Uebergabe des Grundſtücks — wobei der Halm die Rolle des Theils für das Ganze ſpielt — unverkennbar und auch unverwiſcht. Es iſt nicht ohne Reiz, auch an dieſem Symbol zu verfolgen, wie allmählich der, wie oben bemerkt, das ganze Staats- und Rechtsleben des Mittelalters beherrſchende Lehnsgedanke auch hier an die Stelle der einfachen Kauf- und Uebergabe-Verlautbarung ſich eindrängte. In dem W. zu Breiſig (zwiſchen Eifel und Rhein 1546) heißt es ſchon von einem ſolchen Kaufe: „Daruff ime der ſchulteiſs von der hoffherrn wegen mit

überlieferung eines strohalms oder rutgen (kleine Ruthe) das gut verleihen und den eidt von ime uemen ſoll" (derſelbe Homagial-Eid alſo, der, freilich nur bei Rittergütern, noch in dieſem Jahrhundert in Preußen von dem Käufer geleiſtet werden mußte). Hier haben wir die Lehensform ſchon vollſtändig ausgebildet, und die ſcheinbar nebenſächliche Erſetzung des Strohhalms durch das „Rüthchen" hilft die einfache Bedeutung des bloſen Uebergabe-Symbols verdecken und weiſt dieſem anſpruchloſen Bodenerzeugniß dieſelbe Rolle zu, welche die Fahne, das Schwert, das Scepter bei den großen Thron-, Ritter- und Biſchofs-Belehnungen ſpielte. Und ſo finden wir denn auch das direkte Wort „belehnen" bei dem ganz gleichen Akte des Verkaufs in dem W. zu Deutz (bei Cöln) von 1386. (III. S. 5.)

Der Halm wird aber auch geradezu zur Verlautbarung letztwilliger Verfügungen angewendet. So in dem Weisthum: Wie zu Hofſtätten (in Franken) Eheleute ihre Habe ſich vermachen. 1509. Hier übergeben beide Eheleute, nachdem ſie zum dritten Male vor dem Gericht erſchienen ſind, mit Hand, Halm und Mund dem Schultheiß ihre Habe und ihre Güter, und dieſer „beleihet" ſie auf ihr Geſuch wieder damit, was dann die Wirkung eines wechſelſeitigen Teſtaments hat „ydoch on ſchaden an iren rechten unſerem guedigen hern von Rieneck und dem prior (Anastasio zu Schonrein)." — Statt der Hand tritt zu dem Halm auch wohl das Holz: mit holz und halm (W. zu Ulflingen in Luxemburg von 1575) — ſicherlich das erſtere ebenſo als Symboliſirung der auf dem Grundſtücke ſtehenden Gebäude gemeint, wie das Theilchen der Feldfrucht als die des Landes. In dieſem Falle tritt auch wieder die erbrechtliche Bedeutung hervor, indem die Gerichtsleute nach einem Abkommen zwiſchen dem aus dem Hofe ausziehenden und dem darin verbleibenden Kinde dem letzteren den Halm übergeben. Und ganz deutlich werden wir an unſere heutige ländliche Teſta-

mentserrichtung erinnert, bei welcher ja naturgemäß die Berechtigung zur Uebernahme des Grundstücks die wichtigste Stelle ist, wenn in dem Hofrecht zu Kelz (in der Eifel, Bd. VI. S. 678) die Erwartung ausgesprochen ist, daß die Hofesleut bei Tag und bei Nacht einen willigen Schultheiß finden werden, wenn ein Hofmann krank oder siech wäre, und ließe sich führen oder leiten auf des Schultheißen Hof, „da die gueder vererbt oder enterbt werden", und sich dort nur auf die Erde bückte und einen Halm von den dort liegenden aufnähme, „und langt dem schultes den und übergiebt sein guit, so soll der schultes denselbigen halm annemen" und damit soll die Gutsübertragung ausgesprochen sein. Sogar auch zur Uebertragung des blosen Pachtrechts an einem Grundstücke soll der Halm in dieser Weise verwendet werden. W. zu Hambach (Bd. VI. S. 591. § 3). Wir müssen hier sicherlich an die im Eingange unserer Darstellung hervorgehobene Bestimmung des Symbols denken, als Ersatz der damals naturgemäß von der ungeheuern Masse des Volkes nicht zu erwartenden Schriftlichkeit einzutreten. Selbst bei den weitaus meisten Schultheißen, wenn nicht bei allen, würde man diese Kunst wohl vergeblich gesucht haben. Der Gebrauch des Symbols bei so wichtigen Rechtsgeschäften diente also unzweifelhaft als wichtiges Unterstützungsmittel des Gedächtnisses bei der die Erklärung entgegennehmenden Gerichtsperson ebenso sehr, wie zur Feststellung des unzweifelhaft zu stande gekommenen Willensausdrucks des oder der Betheiligten. Ein anderes eigenthümliches Symbol für eine solche Uebergabe auf dem „totpett" (Todtenbette) findet sich dagegen in dem Weisthum zu Pfronten (in Schwaben) von 1459 (Bd. VI. S. 298, § 12): Wenn Jemand wegen Krankheit an das „Vogtsting" nicht kommen kann, so soll er eine Kerze in die eine Hand nehmen und mit der andern (also vermuthlich hier auch durch den als selbstverständlich, nur nicht besonders erwähnten Halm) „sein Gut

geben, wenn es ſein kann". — Endlich tritt der Halm, um mit dieſem abzuſchließen, in einer Art, die wieder durchaus an den Begriff der Belehrung erinnert, auf bei dem ſo verbreiteten Rechtsinſtitut des herrſchaftlichen Bannweins. Darunter iſt bekanntlich das Recht der Herrſchaft zu verſtehen, ſelbſtgezogenen Wein während beſtimmter Zeiten ſo auszuſchenken, daß die Huber (die Hofleute) ihn für ihn Geld trinken müſſen.[1] Nachdem Weisthum zu Hottenbach (in der preuß. Rheinprovinz) geht die Verpflichtung, dieſes Fuder Bannwein für Rechnung der Herrſchaft auszuſchenken, von einem „Lehenhof" auf den andern; wer nun dazu an der Reihe iſt, den ſoll der Schultheiß, wenn die Zeit da iſt, zu ſich rufen, und ihm „den halm bietten und den wein damit lieffern; und langt er den halm, ſo ſoll er den wein ſchenckhen; iſt es ihme aber nit gelegen, ſo mag er ſich das jahr geloſen mit VI ſchill. heller". Auch der zweite hat noch dies Recht; der dritte aber muß den Halm, und damit die Verpflichtung des Weinſchanks auf ſich nehmen. — In welch' inniger Beziehung das Symbol überhaupt zur ſpäteren Schriftlichkeit ſteht, wie oben angedeutet wurde, das ſehen wir übrigens an dem Worte „Urkunde" ſelbſt. In den alten Quellen, welche wir hier behandeln, liegt dieſem Worte die Bedeutung einer ſchriftlichen Abfaſſung urſprünglich durchaus fern. Es bedeutet vielmehr ganz wörtlich: Ur-Kunde geben, d. h. ein Zeugniß von ſolchen Leuten, welche bei der urſprünglichen Errichtung und Entſtehung eines Rechtsverhältniſſes zugegen geweſen ſind. Zur Feſtſtellung dieſes „Gezeugniſſes" diente dann häufig ein Symbol, und zwar in den elſäſſiſchen und rheiniſchen Quellen

[1] Aus dieſem von den Herrſchaften gewiß mit Vorliebe gepflegten und bei der Verpflanzung deutſcher Koloniſten nach dem Norden und Oſten deshalb gewiß mit verpflanzten Inſtitut erklärt ſich wohl auch zum großen Theil der Betrieb des Weinbaus in ſo ganz ungeeigneten Gegenden, wie Meißen, die Mark, die Lauſitz u. a.

mit Vorliebe das angenehme und erfreuliche des Weintrinkens nach Lieferung des Verpflichteten. Bei allen Beſitz und Pachtveränderungen, bei Säumniſſen in der Zahlung des Pachtzinſes, um dieſe wieder gut zu machen, hat der Pächter für den „Meier" und die Schöffen Wein zu liefern, welchen dieſe „zur urkundt" trinken. In dem Weisthum zu Treyſſen von 1526 (wahrſcheinlich ein ſolcher der vielen Orte dieſes oder jetzt ähnlichen Namens, bei welchem kein Wein wuchs) iſt aber ſtatt Wein in einem ſolchen Falle ein Huhn zu liefern; und von dieſem heißt es dann ausdrücklich: „deß ſoll er mit ihm pringen ein huen, das ſoll ſein urkund ſein". Auch die in allen Stellen, in denen dieſes Wort vorkommt, gebrauchten Verbindungen: Urkund werfen (am häufigſten, wobei meiſt eine Strafe in Wein beſtimmt wird), Urkunde bringen, tragen, Urkunde nehmen und geben, deuten klar darauf hin, daß damit eine Handlung, das Geben einer Buße, des Strafweins für gewiſſe Perſonen, nicht aber eine ſchriftliche Aufzeichnung gemeint war. Dieſe letztere Bedeutung, für welche die alten Quellen das lateiniſche Wort instrumentum anzuwenden pflegen, hat „Urkunde" erſt dadurch erhalten, daß nun bei Aufnahme von Schriftſtücken über ſolche rechtlich bedeutſamen Akte Diejenigen, welche als Zeugen oder Solennitätsperſonen dabei mitgewirkt hatten, „zu urkundt deſſen" ihren Namen darunter ſetzten. Und ſo hat dieſes Wort allmählich, als man der Bedeutung des eigentlichen Vorganges ſich nicht mehr bewußt war, angefangen, das Schriftſtück ſelbſt zu bezeichnen.

Neben dieſen für das gemeine bürgerliche Recht der ländlichen Bevölkerung unter ſich wichtigen kommen nun aber auch in dem Verhältniß zur Herrſchaft Symbole vor, welche uns auf die grauenhaften Härten hinzuweiſen ſcheinen, die mit Urſache zu dem großen Bauernkriege im 16. Jahrhundert geweſen ſein mögen. So wird in dem Weisthum zu Gartzem (zwiſchen Zülpich und Münſtereifel) beſtimmt, daß, welcher Unterthan

meinem gnädigen Herrn zu Blanckenheim die Weißpacht „vorenthalten würde“ (also nicht zahlen kann), ein Seil um seinen Hals henken und damit gen Blanckenheim gehen soll; „alßdan sollen fr. gn. macht haben, inen zu hencken oder ledig zu geben.“ Also für eine einfache Pachtsäumniß die Befugniß des „Lehnsherrn“, die Todesstrafe zu verhängen! Allerdings fehlt dann neben dieser Peitsche auch das Zuckerbrot nicht. Natürlich besteht es in Wein; und die Menge desselben wird hier wiederum durch ein, allerdings uneigentliches Symbol bestimmt, d. h. durch eine mit einem bestimmten Gegenstand vorzunehmende Handlung, welche lediglich den praktischen Zweck einer Maßbestimmung hat. „Item, wannhe sie, die underthonen, den weißpacht auff Bl. brengen, so weiset der scheffen, das ein groen radt (Rad aus grünem, d. h. frischem Holze) mit groenen Speichen durchstochen, soll in ein fewer gelegt, und so laugh biß das radt zu eschen (Asche) verbrannt würd, soll m. gn. h. zu Bl. inen essen und guthen wein zu drincken geben. Auch folgenden tags die sopp (Suppe, d. h. Morgensuppe, also Frühstück), und soll vurc den pferden, wan sie hinwegziehen sollen, ein finger lieds (ein Fingerglied) dick haber liegen bleiben.“ Freilich folgt der Vorschrift dieser reichlichen Bewirthung noch die Mahnung: „da aber einicher sich ungepürlich halten und mher zu sich nehmen, dan er wurdt tragen können, der soll die gantze köſten zu bezalen schuldig sein.“

Eines der wichtigsten Herrschaftsrechte im Civilrecht ist bekanntlich die sog. Kürmiete (in zahllosen Varianten auch Kurmoet, Kormet und auch Besthauptrecht, Todfallsrecht genannt), d. h. das Erbrecht der Herrschaft bei jedem Todesfall an einem Stücke von jeder verschiedenen Thierart oder überhaupt Inventarienklasse. Die Anerkennung dieses Rechts der Herrschaft ist fast in jedem Weisthum enthalten; allein dieselben lassen zwei verschiedene Rechtssysteme in dieser Beziehung unterscheiden; nach dem einen steht in erster Linie der Wittwe des Ver-

ſtorbenen das ſog. Beſthauptrecht zu; d. h. ſie kann zuerſt von jeder Art und Klaſſe das erſte, bezw. beſte Stück ſich vorweg nehmen, und dann erſt übt die Herrſchaft ihr Wahlrecht der Kürmiete aus. Es läßt ſich leicht begreifen, einmal, daß dieſes Recht unter Umſtänden von ſehr erheblichem wirthſchaftlichen Nutzen für die Herrſchaft ſein konnte, und dann, daß es in einer weit überwiegenden Zahl von Fällen nur ganz ärmliche Erträgniſſe lieferte. Bei der hervorragenden Wichtigkeit aber, welche die mittelalterliche Rechtsanſchauung der ununterbrochenen gleichmäßigen und durch keinen Ausnahmefall geſtörten Rechtsübung beilegte, mußte man allerdings, wollte man das Recht überhaupt erhalten, auch die kleineren, und ſelbſt ganz ertragloſen Fälle „mitnehmen". Und hier bot ſich nun ganz natürlich das Symbol zur Vermittlung des ſtarren Rechts mit den Gefühlen der Vernunft und der Menſchlichkeit. Am meiſten entſpricht dieſen z. B. das Weisthum der Herrſchaft Rieneck (in Franken, Mündung der Saale in den Main) von 1380: hier ſoll, aber nur in einem beſtimmten Falle, der Freibote, alſo der herrſchaftliche Gerichtsdiener, das Beſthaupt aus dem Stalle ziehen, aber zu der einen Thür aus- und zu der andern wieder einführen und es dem jüngſten Kinde geben; dieſes demſelben ſo gewiſſermaßen durch Gnade der Herrſchaft zugefallene „Beſthaupt" ſoll dann auch für Schulden des Erblaſſers nicht mehr verhaftet ſein und dem Kinde bleiben, ja auch beim Todesfalle deſſelben auf ſeine Geſchwiſter oder ſonſtigen Erben übergehen und erſt, wenn keine ſolche da ſind, dem Herrn v. Rieneck zufallen. Freilich gilt dieſer Fall nur bei einer „gemiſchten" Ehe, d. h. wenn ein Freier eine Unfreie geheirathet und ein Kind mit ihr gehabt hat; in allen übrigen Fällen iſt das Beſthauptrecht der Herrſchaft unbeſchränkt. In dem Weisthum des Nalbacher Thals von 1532 findet ſich über dieſe Frage auch der dreiſtemplige Stuhl als Wahrzeichen.

Die Faſſung lautet zwar ganz ſchroff dahin, daß die geſammte fahrende Habe eines verſtorbenen Hofmannes vor das Haus getragen werden und dann erſt die Wittwe und dann der Grundherr das beſte Stück herausnehmen ſollen, und daß, wenn ein Mann ſo arm wäre und hätte nichts weiter als einen „Dreiſtempinſtoel", auch dieſer herausgetragen und hier erſt die Wittwe einen Stempel und dann der Grundherr den anderen nehmen ſolle; wir dürfen aber aus der Faſſung und dem Schlußpaſſus: „damit den grundtherrn ire herligkeit und gerechtigkeit behalten werde", wohl entnehmen, daß der elende dreibeinige Schemel hier nur das ſymboliſche Opferthier war und der ärmliche Nachlaß der Wittwe blieb. Dieſelbe Rolle ſpielt der „dreyſtickliche ſtoll" in dem W. von Udern, welches einem Kloſter und dem Herzog von Lothringen gemeinſchaftlich gehörte, zu Rapwiler am Hochwald (W. von 1547) und zu Gräfrath von 1615, eine ähnliche in dem zu Roxheim (im Hundsrück). Ein Nachklang der in früheſter Zeit den „Miniſterialen" verliehenen Vorrechte wohl iſt es, wenn in dieſem letzteren Weisthum von dem Beſthauptrecht ausdrücklich folgende Kriegsrüſtung ausgenommen wird: „War der man ſo höbig geweſt in ſeinem leben und hett verlaßen nach ſeinem todt reiſsig pferdt, ſchwerdt, harniſch undt gezeug, das ſolte man nit nehmen zum beſthaubt, undt das beſt darnach nehmen; iſt das beſt darnach nit ſo gut, ſoll man doch das beſt kleidt nehmen, iſt das beſt kleidt nicht ſo gut, ſo ſoll man einen dreybeinigen ſtul nemmen, uff daſs unſ. gn. herren ihr recht gehalten werde". Die Kriegsrüſtung des „eigenen Mannes" fällt alſo keinenfalls der Herrſchaft, ſondern ſeiner Familie zu, und erſteres Erbrecht wird nur eventuell durch die Darbingung des auch in der ärmſten Haushaltung vorhandenen Schemels im Grundſatz anerkannt und gewahrt. In den „Rechte der Abtei Einſiedeln" (zu Reichenburg, Kanton Schwyz, von 1464) tritt an Stelle dieſes Sche-

mels ſogar nur der rechte Schuh des Verſtorbenen. Die rein ſymboliſche Bedeutung tritt hier in der Werthloſigkeit nur einen Schuhes deutlich hervor. Den äußerſten Grad von Werthloſigkeit erreicht aber das in dem oben erwähnten W. zu Gräfrath und dem zu Meisburg (in der Eifel, vom Jahre 1594) vorgeſchriebene Symbol: Hier hat die Wittib die erſte Wahl unter den den Viehſtücken, und wenn dann für die Herrſchaft überhaupt keins mehr da iſt, ſoll ſie ein Geſchirr nehmen, damit vor die Thür gehen und mit dem Geſchirr einen Klang machen, „vors kormet (Kürmiete), zum erkenntniß der kurmetz, damit ſoll der herr zufrieden ſein.“ Das bloſe Anklopfen und Klingen an ein Geſchirr ſtellt hier alſo das Erbtheil der Herrſchaft dar — ganz ähnlich wie das Erbtheil des unehelichen Kindes nach andern altdeutſchen Rechtsquellen nur durch den Klang oder Schatten irgend eines Dinges bezeichnet wird.

Wenn dieſes letzte Symbol das reine abſtrakte Erbrecht der Herrſchaft ohne einen thatſächlichen Inhalt in dem gegebenen Falle darſtellt, ſo haben wir auch andere Symbole von ſehr ſchwerwiegender, thatſächlicher Bedeutung, z. B. bei dem Erbrecht des nächſten Nachbarn. In der Oeffnung von Wieſendangen (Kanton Zürich) von 1473 wird beſtimmt, daß, wenn ein Menſch des gotzhuſes (Kloſters) Petershuiſen „von tod abgieng, und deheinen (keinen) angebornen fründ verließ“, man einen Faden an des abgegangenen Menſchen Herberg Thürnagel binden und den an des nächſten „Gotzhusmenſchen“ (d. h. Kloſter-Hörigen) Thür ſtrecken ſoll; derſelbe ſoll dann die Gotzhus-Güter erben, die der Abgeſtorbene verlaſſen hat, muß ſie aber auch „vererbſchatzen“ und dann ſchließlich noch ſeinerſeits ſich zu einer ſymboliſchen Handlung bequemen: nämlich der beliebten des „Weinkaufgebens“: „ein fiertal des beſten lantwins, ſo man zu Coſtentz oder zu Winterthur ſchenkt . . . und ſol das lehen damit empfangen haben.“ (Bd. I. S. 141. 17.)

Wenn wir vom Erbrecht jetzt auf das Familienrecht übergehen, so finden wir hier ein Symbol, welches auf die allerdings durch die Rechtsgeschichte längst klar erwiesene ausschließliche frühere Geltung der rein bürgerlichen Eheschließung im Mittelalter vor der kirchlichen ein klares Licht wirft. In der Oeffnung des Zwinghofes zu Bünzen (Kanton Aargau) von 1568 heißt es: „Wenn zwo personen ônverdingt und ône hüratsberedung (also ohne ausdrückliche rechtliche Willenserklärung) sich mit einander verehelichend, ouch die en mit gewonlichem Kilchgang und hochzit becreftigend, so" 2c. (folgen Erbschaftsbestimmungen, welche eine vollständige gültige Ehe voraussetzen). Der nachträgliche Kirchgang und die „hochzit" sind also Symbole für die rechtgültig erfolgte Eheschließung, deren Kern lediglich in der gegenseitig vorhandenen Uebereinstimmung beider Parteien lag.

Ein Wahrzeichen, bei dessen Festsetzung sich die altdeutschen Bauernrechte von ihrer liebenswürdigsten Seite zeigen, ist das Abreißen des Kopfes eines von dem „armen Mann" der Herrschaft zu leistenden Fastnachtshuhnes, wenn des Ersteren Frau „Kindes inne liegt". Die Fastnachtshühner sind vielleicht dasjenige Recht der Herrschaft, welches am ausnahmslosesten und allgemeinsten verbreitet war. Und an zahlreichen Stellen findet sich hier aus den verschiedensten Gegenden die Bestimmung, daß der Vogt oder wer sonst diesen Fastnachtstribut einsammelt, da, wo eine Kindbetterin im Hause ist, nur den Kopf des Huhnes abzubrechen und als Wahrzeichen mitzunehmen, den Körper aber über die Schwelle des Hauses zurückzuwerfen hat. So verschaffte das Recht der Familie des „armen Mannes" für den Fall eines solchen, in diesen Kreisen damals gewiß wie heute oft nur so genannten „frohen Ereignisses" eine kräftigende Hühnersuppe, ohne den Familienvater mehr als gewöhnlich zu belasten (so z. B. Oeffnung von Tannegg und

Fiſchingen an der Murg 1432, W. zu Dommershauſen im Hundsrück 1580, Rheingauer Landweisthum und Landrecht von 1324 u. a.). Auch in der Zeit, in welcher die Frau dieſem „frohen Ereigniß" erſt entgegenſieht, räumt ihr das Recht vielfach beſondere Vorrechte ein und legt ihr dabei nur die Verpflichtung ob, durch eine beſtimmte, in dieſer Hinſicht ebenfalls wieder ſymboliſche Handlung, oder in dieſem Falle beſſer zu ſagen, Haltung zu erkennen zu geben, daß ſie nicht ein beſonderes Recht in Anſpruch nehmen, ſondern von jener ausnahmsweiſen Vergünſtigung Gebrauch machen wolle. Die Fiſcherei iſt nämlich faſt überall der Grundherrſchaft zugewieſen, aber wiederum an zahlreichen Stellen beſtimmt, daß, die ein Kind trüge, in dem Bache fiſchen dürfe, aber — mit einem Fuß in dem Bache und dem andern auf dem Lande; „und darüber (anders) nith" (z. B. zu Rommersheim von 1298 u. a.); zuweilen auch mit dem Zuſatz: „des gelüſtes wegen" (W. zu Schontra in Thüringen aus dem 15. Jahrhundert).

An dieſer Stelle iſt nochmals der dreibeinige Stuhl zu erwähnen, als ein Symbol ebenfalls im Dienſte der Menſchlichkeit, im Gegenſatz zu dem ſonſt ſo mächtigen Lehnrecht in der oben erwähnten, auf dieſe engen bäuerlichen Verhältniſſe ausgedehnten Bedeutung. In der Hobsrolle zu Bramſel (bei Schwelm in Weſtfalen aus dem 16. Jahrhundert) heißt es: „Item wehr es ſach, daß der richter ſo hart wehre, und ihnen nicht belehnen wolte mit ſeinem gut, er wehr gleichwoll ein rechtfolger, ſo ſoll er nemmen einen dreiſtahligen ſtuehl und ſetten den in dat gerichte vor den richter und leggen up jedenn ſtahlen einen albus, und mitten up den ſtuhl einen albus, damit ſall er ſo woll belehnet ſein, als hette der richter ihn belehnet mit hand und mund" (letzteres auf die ſymboliſchen Handlungen bei der Belehnung hindeutend). Es wurde alſo hier an Stelle der letzteren dem armen Lehnsmanne, den der

Richter vielleicht aus perſönlichen Gründen nicht gern belehnen wollte, und für den es doch immerhin eine ſehr ſchwierige und mißliche Sache geweſen wäre, gegen den Richter ſeiner Herrſchaft dies auf einem Rechtswege erzwingen zu wollen, ein einfaches Mittel und Symbol an die Hand gegeben, ſich ſelbſt zu belehnen.

Es wird bei den oben erwähnten Fällen des Huhnes für die Kindbetterin nicht entgangen ſein, daß hier das „Wahrzeichen" auch gleichzeitig in anderer Hinſicht die Stelle eines Beweisſtückes vertritt, und alſo die ſymboliſche Bedeutung ſich mit einer praktiſch-rechtlichen verbindet. Das Wahrzeichen iſt hier und an vielen anderen Stellen, namentlich da, wo nur allgemein ein „Wahrzeichen" vorgeſchrieben iſt, ohne dasſelbe näher und genau zu bezeichnen, in derſelben Weiſe, wie z. B. das Pfandſtück bei den außergerichtlichen Pfändungen bei Feld- und Forſtfrevel gleichzeitig ein formeller Abſchluß der Rechtshandlung und die Sicherung eines Beweismittels dafür, daß ſie wirklich ſtattgefunden hat. In dieſer Hinſicht grenzt ſeine Bedeutung ſogar nahe an die des „corpus delicti". So wird z. B. in dem Pergtäding („Bergrechtsſatzung") von Engersdorf bei Wien, dem Kloſter Neuburg gegenüber, von 1575 in § 33 beſtimmt, daß, wenn die Hüter der Feldmark eine Perſon ergriffen, die Birnen oder andere Früchte geſtohlen hätte, ſie dieſelbe „mit dem warzaichen zu dem pergmaiſter (Bergmeiſter) antwortten" ſollen; und nach dem Pantäding zu Wartenſtein (Oeſterreich) ſoll Derjenige, welcher ein Stück Vieh, weil er es „begriffen" hat im Schadenzufügen, gepfändet hat, dies den Eigenthümer wiſſen laſſen. Dieſer kann dann kommen „mit einem halben hueſeiſen oder einem alten ſtiefel und ihm das zu einem pfand geben, oder zu einem wahrzeichen, das er ſich mit ihm wohl verglichen und vereiniget; ſo ſoll er ihm ſein vieh treiben laſſen". In der letzten Stelle kann es aller-

dings zweifelhaft ſein, ob hier das zu einem Wahrzeichen gegebene halbe Hufeiſen oder alter Stiefel nicht rein ſymboliſch in die Stelle des in Pfandhaft zu haltenden Stückes Vieh (Hufeiſen-Pferd, Stiefel-Leder-Rind) hingegeben wird, um die für beide Theile läſtige und keinem vortheilhafte Maßregel der Pfandeinſtellung zu vermeiden; aber allerdings wird dann auch dieſem Symbol die ſonſt naturgemäß dem gepfändeten Viehſtück innewohnende Beweiskräftigkeit beigelegt werden müſſen. Aehnlich heißt es auch in dem Weisthum der Bibrauer Mark (Maingegend, von 1385), daß kein Flurſchütz einen „Auſtoßer lümmden noch rügen ſol, er inhabe denn ſein warezeichen".

Endlich findet ſich aber noch ein eigenthümliches Symbol einer obrigkeitlichen Pfändung von Vieh: dies iſt das Stecken einer Gerte in die Krippe „zu einem Wahrzeichen" (W. zu Hügelheim am Rhein Bd. VI. S. 507). Die Stelle iſt nicht ganz klar, und es ſcheint ſich dies Symbol auf Competenzſtreitigkeiten zwiſchen dem Kloſter zu Bläſin und dem Dinghof zu Hügelen zu beziehen.

Wie hier die Gerte, ſo erſcheint an einem anderen Orte die Ruthe des Hirten als ein beſtimmtes Wahrzeichen in einem allerdings ausſchließlich durch beſondere örtliche Verhältniſſe bedingten Falle: in der Oeffnung von Töss, Kanton Zürich, von 1336. Wenn dem Gemeindehirten ein Stück Vieh abhanden kommt, ſo muß er dies dem Eigenthümer „by ſonnenſchin zu hus und hof verkünden", und trifft er ihn nicht zu Hauſe, ſeine Ruthe zum „Wortzeichen" an die Hausthüre ſtellen. Der Eigenthümer wird ſich dann alsbald aufmachen, oder Boten ſenden, denen der Hirt dann drei Tage nach dem Stück Vieh ſuchen helfen muß. Verſäumt der Hirte hierin etwas, und kann er von dem etwa verunglückten Stück Vieh „weder Zopf noch Zagel", d. h. irgend einen Körpertheil zum Wahrzeichen, daß es wirklich verunglückt iſt und er danach geſucht hat, vor-

zeigen, ſo muß er es „nach bekäntniß biderber lüt", d. h. nach ſachgemäßer Abſchätzung bezahlen.

Wie in dieſen Symbolen uralte Rechtsordnung bei einem Hirtenvolke, ſo iſt ein Wahrzeichen der alten Ackerbau-Kultur vorhanden, in welchem ſich die Scheu und Ehrfurcht vor den geſetzten Grenzzeichen ausſpricht, in dem alten Zinsregiſter der Abtei Wadgaſſen von 1385 (Bd. II. S. 31 und 32). Wenn Jemand von Ungefähr einen Markſtein mit dem Pfluge umackert, ſo ſoll er die Schar aus dem Pfluge löſen, mit derſelben das Loch, in welchem der Markſtein geſtanden, wieder in Ordnung bringen und demnächſt mit dieſem Eiſen den Markſtein wieder an derſelben Stelle einſchlagen.

Eine fernere wichtige Seite in dem Rechtsverhältniſſe der Grundherrſchaft zu ihren „Lehnsleuten" ſind natürlich die Zehnt- und Frohndienſte, und auch bei dieſen fehlt es nicht an Symbolen zu Gunſten des „armen Mannes", wie der Unterthan ſehr häufig ohne jede Nebenbedeutung mit rein techniſchem Ausdrucke genannt wird. Nach den Urtheilen zu Sandwell[1] 1566—1585 hat der zehendmann das Recht, nachdem er gemäht und die Ernte zum Einfahren bereit gemacht hat, ſolches dem Zehendherrn anzuſagen und die Ausſonderung des Zehnten zu verlangen. Erſcheint dieſer dann nicht ſelbſt oder durch Boten, ſo ſteigt der „zehendmann" auf das Rad des Erntewagens, ruft dreimal mit lauter Stimme „Zehendherr" und ſondert dann unter Dazunahme zweier Zeugen je die zehnte Garbe ſelbſt aus. Wenn man erwägt, von wie ſchwerwiegenden Nachtheilen in der Erntezeit, wo der ſchwergeplagte Landmann

[1] Grimm bemerkt dazu (Bd. III. S. 137), daß das Gaugericht zu Sandwell (auch Sandquell) 6 Stunden von Münſter bei Horſtmar, wo der Gaugraf ſeinen Sitz hatte, eines der älteſten und vornehmſten Weſtfalens und der übrigen Oberhof, alſo gewiſſermaßen das Berufungs-Gericht für das ganze alte Weſtfalen war.

mit jeder Minute zu geizen hat und jede Viertelstunde das allein günstige Wetter zum Einfahren umändern kann, eine in das Belieben oder die Laune des Zehntberechtigten gestellte Verzögerung sein kann, so versteht man die hohe praktische Bedeutung dieses landwirthschaftlich durchaus nöthigen Zwangssymbols[1] Und auch hier müssen wir wieder, wie oft, den hervorragend praktischen Sinn und Verständniß für die Bedürfnisse des wirklichen Lebens bewundern, der diesem altdeutschen Bauernrechte innewohnt.

Aehnlich ist es bei den Frohnfuhren nach dem Weisthum des Hofs Gondenbret (bei Prüm). Wenn der „gehoffman" mit seinem Wagen an der Mosel ist, und der Herr ist noch nicht bereit, so muß Ersterer eine bestimmte Zeit warten; ist die Herrschaft dann auch noch nicht bereit, so mag er an die Mosel gehen und dreimal mit seiner „Schnicke" (Peitsche) in die Mosel schnicken und dann heimfahren; „und damit seinen anger gequidt und bezahlt haben." Ebenso z. B. im W. zu Sellrich bei Prüm.

Wo diese Lasten in so billiger Weise der ungebührlichen Erschwerung durch Nachlässigkeit oder Laune der Herrschaft entzogen waren, da war dieses „Lehens"verhältniß gewiß kein unerträgliches. Obwohl wir es oft als Hörigkeit bezeichnen, so unterscheidet es sich doch von dem, was man gewöhnlich darunter versteht, auch dadurch, daß der „arm man" kein glebae adscriptus, kein an die Scholle Gefesselter ist. Das Recht der Freizügigkeit für ihn wird an manchen Stellen ausdrücklich an-

[1] Im heutigen Königreich Griechenland besteht der Naturalzehnte als Staatsabgabe bekanntlich noch, und Kenner der dortigen landwirthschaftlichen Verhältnisse bezeichnen es als den schwersten Nachtheil dieses schlechtesten aller Steuersysteme, daß der Landmann das Getreide auf dem Felde liegen lassen muß, bis es dem Ispraktor (Steuereintreiber) gefällt oder möglich ist, den Zehnten auszusondern. S. Adolf Böttticher: „Auf griechischen Landstraßen." Berlin 1883.

erkannt, und es findet ſich hier wiederum ein Symbol, welches die Verpflichtung der Herrſchaft, ihn ziehen zu laſſen, ausdrückt. Nach dem W. zu Tetlingen (an der Saar) ſoll der Herr dem abziehenden „arm man" mit einen Knecht und einem Pferde forthelfen, und zum Wahrzeichen, daß dieſer ſeine „gülte wol bezalt hatte," mit einem Fuß in dem Stegreif ſtehen und mit dem andern das Rad des Karrens helfen fort drücken, damit jener außer Landes komme. Allerdings nahm der „arme Mann" nur ſeine bewegliche Habe mit und mußte ſeine Hütte und Land, die ja dem „Lehensherrn" gehörte und ihm nur ge- bezw. beliehen war, im Stich laſſen; aber er fand ja gewiß überall dieſe Bedingungen wieder und konnte ſo wenigſtens ungehindert dem Triebe der menſchlichen Natur nach Veränderungen folgen, indem er durch Wechſel der Herrſchaft die Laſt ſeines Daſeins gewiſſermaßen von einer Schulter auf die andere nahm.

Aber neben dieſem Grundſatz der Freizügigkeit ſteht das der Gewerbefreiheit keineswegs. Faſt alle Gewerbe ſind privilegirt; oft iſt ihnen gegen unbefugten Wettbewerb Selbſthülfe zugeſtanden, und in dem Weisthum von Königswinter z. B. von 1558 reſp. 1617 (in den Annalen des hiſtoriſchen Vereins für den Niederrhein, Bd. V. S. 204) wird dieſe Selbſthülfe wieder durch ein Symbol eingeleitet und ſanktionirt: drei Schläge mit einem Stecken auf das Schiff, mit welchem in dem Bezirk der Königswinterer „nachener" ein Fremder unbefugt übergefahren iſt, nach Fortnahme deſſelben durch den von den „nachenern" angerufenen Schultheißen des Kapitelhofes. Damit iſt den privilegirten Schiffern dann das Recht gegeben, das Schiff auseinander zu ſchlagen und die Seitenwände deſſelben für ſich zu behalten. Wie man ſieht, eine ſehr wirkſame und ſummariſche Verbindung von Klage, Urtheil und Vollſtreckung. Selbſt die Gerichtskoſtenfrage war gleich damit erledigt, welcher

Umſtand gewiß auch dazu beitrug, den beſchleunigten Gang des Rechts leicht erwirken zu können: der Schultheiß erhielt den Boden des Schiffes.

In ähnlicher Weiſe diente der Zapfen des Weinfaſſes zuweilen dem zum Schenken des Bannweins Berechtigten für die bei der Vertilgung des Bannweins — den der Wirth auch auf Borg zu geben verpflichtet wurde — gemachten Schulden zugleich als vollſtreckbarer Schuldtitel und als Zwangsvollſtreckungs-Autoriſation (z. B. Dinghof zu Sandhofen im Elſaß).

Gegenüber dieſem wahren, allerdings zeitlich begrenzten Wein- und Schenkmonopol ſind es vorzugsweiſe die Kirchmeßtage, an denen an vielen Orten ſelbſt der oben berührte Grundſatz des Gewerbezwanges in Bezug auf das Weinſchenken durchbrochen wird. Während aber heute noch in Weingegenden am Rhein die Privathäuſer, in welchen ſelbſtgezogener Wein verſchenkt wird, dies durch einen grünen Zweig über der Thüre andeuten, — wie dies auch z. B. in dem W. zu Weier (bei Bonn) ebenſo beſtimmt wird — finden wir auch umgekehrt z. B. in dem Weisthum von Flamersheim (Niederrhein) ein grünes Reis als Symbol des Nichtausſchenkens. Bei dieſer Kirmeß beſtimmt nämlich die hohe Obrigkeit den Preis des Weines, natürlich nach Probe. „Und der ſcheffen ſall den win aufthun vor einen ziemlichen pfenning, auf das der zapfer und der drinker beide zu dem ihren kommen.“ Wenn aber der Zapfer nun meinte, daß ihm zu nahe getreten werde, ſo „mag er den Wein zuſchlagen, ein grün Reis auf ſeinen Wagen ſtecken und bei Sonnenſchein aus unſerer Herren Gebiet (hoheit) fahren“.

Der grüne Zweig findet ſich noch in verſchiedenen Bedeutungen als ein häufiges Symbol. So wird in einigen Schwarzwälder Weisthümern (Bd. I. S. 395) ein ländliches Gut „mit zwen Tübingern“ durch einen grünen Zweig aufgegeben (ähnlich wie oben mit dem Halm oder der Ruthe, und

in dem W. zu Luxem von 1544 mit einem Stück „ausgebrochener Erde" in einem Gefäß). Naturgemäß ist aber der grüne Zweig eines der beliebtesten Symbole bei den den Wald betreffenden Rechten. Nach dem Hoferecht zu Tudorf (in Westfalen, von 1482) haben die Meier verschiedener Höfe zu gewissen Zeiten das Recht, zum Holzholen in den Wald zu fahren. Will aber ein Meier mehr als dreimal des Tages von diesem Rechte Gebrauch machen, so soll er einen Dornenzweig hinten in den Wagen stecken; thut er dies nicht, so mag man ihn pfänden. Offenbar hat hier das Jedermann sichtbare Wahrzeichen den Zweck, den Meier zu bescheidener Ausnutzung seiner diskretionären Befugnisse unter eine Art öffentlicher Aufsicht zu stellen. Denselben Zweck, ihn von übermäßiger Ausbeutung seines Rechts abzuhalten, verfolgt dann noch in derselben Stelle eine andere ihm zur Pflicht gemachte, nur in dieser Hinsicht wieder als symbolische zu verstehende Handlung, wenn er Holz in die Stadt fahren will. In diesem Falle, wenn er also Holz nicht zu seinem eigenen Bedarfe, sondern zum Erwerbe aus dem gemeinsamen Walde schlägt, muß er dasselbe erst auf seinen Hof fahren, dort abladen, und darf dann erst wieder es aufladen und fahren, wohin er will. Man könnte hier allerdings eine streng rechtlich-logische Satzung finden wollen: als sollte das Holz aus diesem Gemeindewalde erst durch Berühren des Bodens des Meierhofes Sondereigenthum desselben werden müssen, um dann erst zu den persönlichen Zwecken des Handels verwendet werden zu dürfen; aber solche Schlüsse liegen diesem Rechte an sich fern, und es sah wohl mehr auf den praktischen Zweck, durch eine gewisse Erschwerung von übermäßiger Ausnutzung eines Rechts abzuhalten. Also ein gewisses ethisch-erziehliches, dem altdeutschen Recht überhaupt nicht fremdes Moment liegt jedenfalls in dieser Handlung, mögen wir sie nun symbolisch, oder als eine logische Feinheit des Rechts auffassen.

In der Tudorfer Mark von 1480 werden die grünen Reiſer aber ausdrücklich als Symbol bezeichnet, mittelſt deſſen der Gaugraf zu Schyreke, Richter des Biſchofs von Paderborn, Einzelne in die „were" (Gewere-Beſitz) von Theilen des genannten großen Forſtes ſetzt. Ebenſo wird nach dem Holting zu Münder (das heutige Münden zwiſchen Hannover und Hameln) der „Holtgreve" (Holzgraf) beſtätigt durch den Abt zu Loccum oder den Bürgermeiſter von Münder dadurch, daß dieſe ihm einen grünen Eichenzweig in die Hand geben. Aehnlich ſagt der Vogt zu Protiche (an der Untermoſel), daß er Einem die Macht gebe, als ein „Heimbürger" zu ſein, dadurch, daß er ihm einen Zweig in die Hand reiche.

Freilich würde in Bezug auf die Häufigkeit der ſymboliſchen Anwendung bei Vergleich des grünen Zweiges mit dem dürren Stabe die bibliſche Redensart vollauf Anwendung finden. Der Stab iſt unbedingt das häufigſte, und vielleicht auch das wichtigſte Symbol. Dadurch iſt er aber, in dieſer Hinſicht vielleicht nur mit dem Handſchlage zu vergleichen, auch dasjenige Symbol, welches noch heute am allgemeinſten bekannt iſt. Wir brechen heute noch den Stab — freilich nicht mehr in feierlicher Gerichtsſitzung über den armen Sünder, worauf die Tiſche und Stühle des Gerichts umgeworfen werden und daſſelbe ſich alsbald in feierlichem Zuge zur Vollziehung des Urtheils zur Richtſtätte, dem „Hochgericht" begiebt, ſondern gewöhnlich nur bei Bier- und Kaffeegeſellſchaften figürlich über den lieben Nächſten — aber wir ſind uns doch des Urſprungs und der früheren Bedeutung bewußt. Das Symbol iſt, nachdem es ſeine Geltung verloren, in weiterer Abſchwächung zur bloſen Redefigur geworden. Wir wollen daher bezüglich dieſes Symbols nur kurz bemerken, daß dieſe blutgerichtliche Bedeutung des Stabes in den alten Quellen faſt ganz verſchwindend zurücktritt gegen die öffentlich-rechtliche, ſtaatsrechtliche Bedeutung

dieſes Sinnbildes. Wir wiſſen ja, daß das königliche Attribut des Scepters nichts anderes iſt, als der Stab, und daß dieſer in erſter Linie, bedeutend mehr und in umfaſſenderer Weiſe als das freilich auch hierzu dienende Schwert, das Symbol der geſammten Rechtspflege iſt und ſeinen Träger als den Inhaber oder Vertreter der Juſtizhoheit bezeichnet.

So wird in dem W. zu Helfenswil (Kanton St. Gallen) aus dem 15. Jahrhundert die Zuſtändigkeitsfrage zwiſchen niederer und hoher Strafrechtspflege mit den Worten geordnet, daß bei gewöhnlichen Freveln und Bußen der Abt von Sankt Gallen richten ſoll; wenn aber die Sache das hohe Gericht berührt, d. h. wenn es um „blutende Wunden" geht, dann ſoll der Stab mit Recht aus den Händen des Amtmanns des Herrn von St. Gallen in die des (kaiſerlichen) Vogts oder deſſen Amtmannes gehen, der dann darüber richten ſoll. Und in dem W. zu Amorbach von 1395 heißt es, daß unſeres gnädigen Herrn von Mainz (des Erzbiſchofs) Amtmann iſt ein Beſetzer und Einſetzer des Gerichts, und hat auch den Stab in in der Hand und iſt Gebieter und Verbieter des Gerichts. (§ 4.) Und daß der Stab hier nicht nur als Redefigur, ſondern wirklich vorhanden als Symbol gemeint iſt, das ſehen wir z. B. aus dem Jahrſpruch im Hattgau (Unterelſaß) von 1490, wo in § 18 ausdrücklich verfügt wird, wenn das Gericht an an dem betreffenden Tage ſtattfindet, ſollen die Büttel der Herren Stäbe öffentlich tragen, „damit man ſieht, daß Gericht ſein will". Die Stäbe haben alſo hier ganz die feierliche Bedeutung der fasces bei den römiſchen Litoren. Und in dem Ehhaftrecht zu Peitingau (in Bayern, am Lech) von 1435 heißt es bei der Erwähnung eines gewiſſen Kondominiums einer andern Herrſchaft, daß die von Peytigo allein den Gerichtsſtab führen ſoll. — Dagegen findet ſich in dem Weisthum zu Romersheim von 1450 (Bd. V. S. 580, §§ 1 und 3) gerade auch ein Kon-

dominat in der Gerichtsbarkeit zwiſchen dem Abt von Prüm und dem Grafen von Schöneken durch einen feierlichen Akt ſanktionirt, bei welchem ein Stab vorgetragen wird, welchen der Abt oben und Wilhem Graf von Vienenburg „als ein ſaid von Schöneken" unten anfaßt „und ſonſt Niemand mehr" zum Zeichen des Gerichts. Der Stab als Sinnbild der Gerichtsbarkeit wird ſo direkt zur Bezeichnung der räumlichen Ausdehnung der Herrſchaftsrechte gebraucht. So fragt im Schöffenweisthum des Stifts U. L. Frauen zu Achen in Keſſelheim von 1551 (Bd. VI. S. 613) den Schultheiß, wie weit der Stab gehe? und es folgt dann als Antwort die Beſchreibung der Grenzen der Herrſchaft. Der Stab gebührte immer dem höchſten der beim Gericht anweſenden Richter bezw. Vertreter des Gerichtsherrn. So heißt es z. B. im W. von Uffrieth (Elſaß) von 1528 in § 12: „Dieſer Liechtemberger vogt ſolle auch an beiden gerichten Seſenheim und Geiſenheim, ſo man gericht hat, bi u. gn. h. ſchultheiszen und ſcheffen ſitzen mit ſinen ſtab, den im u. gn. h. ſchultheis geben ſolle, und doch ſo ſoll er kein gebot oder verbot zu thün oder zu heiszen macht haben, ſünder allein zuhören, ob unſers gn. h. ſchultheisz ſin bedürft anzurüfen" ꝛc. Andererſeits beſtellt ſich auch der abweſende oder ſich entfernende Richter einen Stellvertreter durch Ueberreichen des Stabes. W. des Amorbacher Bezirksgerichts zu Kirchzell von 1395, § 7. Der Stab erſcheint ſo zuletzt vollſtändig als Verſinnbildlichung des Gerichts ſelbſt. Die Vergebung von Erbe, liegenden oder fahrenden, ſoll geſchehen „an den ſtetten, als unſer recht ſtät, ... vor m. h. propſtes ſtab" heißt es in dem W. zu Embrach, Kanton Zürich. So iſt es nicht zu verwundern, wenn ſchließlich mit einer gewiſſen äußerſten Konſequenz geſagt wird, daß, wenn der Inhaber der Juſtizhoheit einen Stab hinſetzte, der ſprechen könnte, man auch dieſem das Urtheil „weiſen" müſſe (wir müſſen dabei uns der alten deutſchen Einrichtung erinnern,

175)

daß nur die Beiſitzer, die Schöffen, das Urtheil „finden“ und es dem Vorſitzenden „weiſen“, der es nur verkündet, ſo daß alſo nur erſtere, nicht aber letzterer eigentlich Stimmrecht haben). Weisthum zu Roxheim und Brauweiler (Rheingau) § 1. Der Markgraf zu Baden und der Pfalzgraf bei Rhein ſollen gleichmäßig „die oberſt herren ſein, zu richten über hals und halsbein, über dieb und diebin, darnach der menſch verwirkt hat. Und wäre es ſach, daſs die beide gndge fürſten und herrn her ſetzen einen ſtab, der reden und ſprechen könt, dem ſoll man recht weiſen und ſprechen zu mittag und zu mitternacht, welche zeit die gndgn fürſten der noth haben und begehren.“ Wir ſehen aus dieſer Stelle auch zugleich, daß der Stab nicht etwa nur der niederen Gerichtsbarkeit Wahrzeichen war, da das Gericht „über Hals und Halsbein“ eben auch den höchſten Blutbann in ſich begreift. Aber auch in einer privatrechtlichen Bedeutung finden wir den Stab als ein Rechts-Symbol, und zwar an einer Stelle mit einem Hute darauf — eine Anwendung, welche uns in ganz überraſchender Weiſe ein Licht auf eine ſonſt ſchwer erklärliche Einzelheit der Tell-Sage zu werfen geeignet erſcheint. In dem Weisthum zu Olvisheim (im Unter-Elſaß) von 1493 iſt beſtimmt, wenn ein Dinghofsgut erledigt iſt, und Keiner der Freunde oder Huber es einlöſen will, ſo ſoll der Meier (der Vertreter des Dinghofherrn) einen Stab mit einem Hute darauf in den Dinghof vorſprechen laſſen, durch welches jene erledigte Beſitzung als wiederum dem Dinghofherrn verfallen erklärt wird. Offenbar dient hier der Stab mit dem Hute darauf gewiſſermaßen dazu, die Perſönlichkeit des Gerichts- und zugleich Lehnsherrn ſelbſt darzuſtellen. Dem entſprechend müſſen wir aber auch wohl in der „Stange“ mit dem Hut darauf, vor welcher der Landvogt der Tell-Sage die Eidgenoſſen ihre Ehrfurcht zu bezeigen zwingen will, nichts anderes als das Symbol der vom Hauſe

Oeſterreich dort in Anſpruch genommenen Gerichtshoheit erblicken. Nicht der Hut darauf, ſondern die „Stange" ſelbſt iſt aber die Hauptſache, und eben keine „Stange" ſondern der Stab, das Wahrzeichen der Gerichtshoheit, deſſen vielleicht ungewöhnliche Höhe und Größe nur den Gedanken ausdrücken ſollte, daß dem Herzog von Oeſterreich hier die höchſte Gerichtsbarkeit zuſtehe. So verliert dieſe Aufpflanzung durchaus den ihr ſpäter von der das Symbol nicht mehr verſtehenden Sage beigelegten Charakter eines Aktes reinen junkerlichen Uebermuthes, welcher einen ernſthaften Zweck nicht hätte beanſpruchen können. Im Gegentheil können wir der offen an den Tag gelegten Nichtbeachtung dieſes Symbols genau ein eben ſolches Vergehen gegen die Staatshoheit erblicken, wie wir es heute in der Beſchimpfung der Adler-Schilde vor den Geſchäftsräumen königlicher Behörden u. ä. finden würden. Der Hut auf dem Stabe hatte wahrſcheinlich eben nur ausſchmückende, alſo rein nebenſächliche Bedeutung; der Stab ſelbſt iſt das Herrſchaftszeichen. Seine „Handhabung" kennzeichnete alſo die Autorität der geſammten Zivil- und Strafrechtspflege. Nur einen Fall vielleicht müſſen wir von der letzteren ausnehmen, wo der Stab als Symbol dem Schwerte Platz macht: das iſt der gerichtliche Zweikampf.

Da dieſer in den „Zeit- und Streitfragen" eine beſondere Behandlung finden wird, ſo brechen wir die noch faſt ins Unzählige zu vermehrende Reihe von Symbolen hier ab, um nur noch eines freundlichen, durch einen grünen Laubkranz dargeſtellten zu erwähnen, welches bei der eigenthümlichſten Einrichtung des altdeutſchen Rechts, des Geſammteigenthums Mehrerer an einer Sache zur Anwendung kommt, um anzudeuten, daß der Eine zwar ein grundſätzliches Recht, aber keinen Nutzen davon haben ſoll. Der Truwald bei Lüneburg hatte drei Herren: der erſte wird als der heilige Paukratius, der „holtzherr" bezeichnet (es iſt darunter eine Geſammtheit von „holtzgenoſſen"

zu verſtehen); der Biſchof von Verden iſt der Pfandherr und der Herzog von Lüneburg der Herr des Grund und Bodens. Wenn der Herzog, ſo heißt es in § 3 des „Holtings", nun durch den Trnwald „thut, mögen ſeine fürſtl. gnaden ein ſtrick windt darin löſen und broeken einen Kranz up der einen ſiden des woldes; wenn ſ. f. G. up der andern ſiden wedder ut dem wolde thuet, ſchal he den Kranz wedder in den wolde werpen und danken den wold." Grimm bezieht ſich hierzu darauf, daß der Kranz in der älteſten Zeit das Vorrecht der Freien war, und ſpäter das der adeligen Geſchlechter wurde. (Von der Sitte der Großen, beſonders bei Begegnungen mit anderen Großen auf dem Haupte einen Kranz zu tragen, der einerſeits den Träger nicht unbedeckten Hauptes erſcheinen ließ, andererſeits auch die Etikettenfrage über die Priorität des Abnehmens der Kopfbedeckung zum Gruße erledigte, ſoll ſich ja z. B. auch der Rautenkranz im ſächſiſchen Wappen herſchreiben.) In der obigen Stelle hat nun der Kranz aber offenbar nur die Bedeutung, daß dem Eigenthümer, deſſen Recht nur ein grundſätzliches ohne wirklichen Werth war, auch nur ein ganz ideeller Vortheil aus der Sache zuſtehen ſollte: das Schmücken mit einem Kranze, den er noch dazu wieder zurückgeben mußte, mit einem „Habe Dank" an den Wald. Und ſo wollen auch wir mit einem Danke an den Leſer für die Begleitung bei dieſer Aehrenleſe aus der Rechts- und Kulturwelt unſerer Vorfahren Abſchied nehmen.

(178) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177) . . . . M. 1.—
Schaeffle, Ueber moderne Denkmalswuth. (103) . . . . . „ —.80
—, Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik. Erste Abtheilung: Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig? (179/180) . . . . . „ 1.60
—, dasselbe. Zweite Abtheilung: Die moderne Oper und Richard Wagner's Musikdrama. (190/191) . . . . . „ 2.—

Rechts- und Staatswissenschaft.

22 Hefte, wenn auf einmal bezogen à M. —.75. = M. 16.50.

Aschrott, Das Universitätsstudium und insbesondere die Ausbildung der Juristen in England (N. F. 13) . . . . . M. 1.—
v. Bar, Das Deutsche Reichsgericht. (60) . . . . . „ 1.40
Baron, Angriffe auf das Erbrecht. (85) . . . . . „ 1.—
Baumgarten, Der Kampf um das Reichscivilstandsgesetz in der deutschen protestantischen Kirche (75) . . . . . „ 1.20
Eck, Die neue deutsche Civilprozeß-Ordnung. (26) . . . . . „ 1.—
Francke, Die Nachfolge in Braunschweig als Frage des Rechtes. (217) . . . . . „ 1.40
Futh, Der Realismus und das Strafrecht. (N. F. 16) . . . . . „ 1.—
Fuld, Das rückfällige Verbrecherthum. (220) . . . . . „ —.80
Gareis, Der Sklavenhandel, das Völkerrecht und das deutsche Recht. (208) . . . . . „ 1.—
Geyer, Ueber die den unschuldig Angeklagten oder Verurtheilten gebührende Entschädigung. (169) . . . . . 1.—
Hergenhahn, Das Antragsrecht im deutschen Strafrecht. (105) . . . . . 1.—
Herzog, Das Referendum in der Schweiz. (217) . . . . . „ 1.—
v. Holtzendorff, J. C. Bluntschli und seine Verdienste um die Staatswissenschaften. Mit dem Bildniß Bluntschli's. (161) . . . . . „ 1.50
Kayser, Der Zeugnißzwang im Strafverfahren in geschichtlicher Entwickelung. (117) . . 1.—
Kammers, Bekämpfung der Trunksucht. (149) . . . . . „ —.80
Osenbrüggen, Eine Metamorphose im deutschen Strafrecht. (102) . . . . . „ —.80
v. Scheel, Eigenthum und Erbrecht. (96) . . . . . „ —.80
Schröder, Das eheliche Güterrecht Deutschlands in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. (59) . . . . . „ 1.—
Stammler, Das Römische Recht in Deutschland. (138) . . . . . „ 1.40
Weiß, Die Wirkungen der Gleichheitsidee und der Lehre vom Vertragsstaat auf das moderne Staatsleben. (N. F. 8) . . . . . „ 1.—
Zachariae, Das moderne Schöffengericht. (12) . . . . . „ 1.20

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

Rechts- und Staatswissenschaft.

31 Hefte, wenn auf einmal bezogen à M. —.50 = M. 15.50. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à M. —.50.

Bamberger, Zur deutschen Münzgesetzgebung. (161) . . . . . M. —.60
Baron, Das Heirathen in alten und neuen Gesetzen. (211) . . . . . „ —.75
Baumeister, Ueber Injurien. (343) . . . . . „ —.60
Bluntschli, Die Bedeutung und die Fortschritte des modernen Völkerrechts. 2. Aufl. (2) 1.—
— Die nationale Staatenbildung und der moderne deutsche Staat. 2. Aufl. (105) . . „ —.75
Cramer, Despotismus und Volkskraft. Eine Goethe'sche Confession. (207) . . . . . „ —.75
Frauenstädt, Die Todtschlagsühne des deutschen Mittelalters. (N. F. 10) . . . . . „ —.60
Friedberg, Die Geschichte der Civilehe. 2. Aufl. (116) . . . . . „ —.75
Gneist, Die Stadtverwaltung der City von London. (25) . . . . . „ 1.—
v. Groß, Eine Wanderung durch Irländische Gefängnisse. 2. Aufl. (60) . . . . . „ —.60
v. Holtzendorff, Die britischen Colonien. (119) . . . . . „ —.60
— Eroberungen und Eroberungsrecht. (144) . . . . . „ —.75
— Die Psychologie des Mordes. (232) . . . . . „ 1.—
— Die Auslieferung der Verbrecher und das Asylrecht. (366/367) . . . . . „ 1.40
— Die Idee des ewigen Völkerfriedens. (403/404) . . . . . „ 1.20
John, Ueber die Todesstrafe. 2. Aufl. (36) . . . . . „ 1.—
Kühns, Ueber den Ursprung und das Wesen des Feudalismus. (71) . . . . . „ —.75
Mittermaier, Das Volksgericht in Gestalt der Schwur- u. Schöffengerichte. 2. Aufl. (18) „ —.75
Oncken, Aristoteles und seine Lehre vom Staat. (103) . . . . . „ —.60
Osenbrüggen, Die Ehre im Spiegel der Zeit. (152) . . . . . „ —.60
Ostermeyer, Strafgesetz und Moral. (N. F. 12) . . . . . „ 1.20
Pazig, Ueber Staatswissenschaft in den altorientalischen Staaten. (N. F. 14) . . . . . „ 1.—
Schultze-Delitzsch, Sociale Rechten und Pflichten. (8) . . . . . „ —.75
Seuffert, Das Autorrecht an literarischen Erzeugnissen. (186) . . . . . „ —.80

(Fortsetzung siehe 4 Seite.)

Stammler, Ueber die Stellung der Frauen im alten deutschen Recht. (...)
Treichler, Politische Wandlungen der Stadt Zürich. (475)
Wilutzky, Der Sachsenspiegel. (356)
Wirth, Die sociale Frage. (156)
Zelle, Waisenkinder und Waisenpflege in Berlin. 2. Aufl. (2...)
— Reform der Vormundschaftsgesetzgebung. Staats- oder Selbsthülfe. (101)

Im Verlage von **J. F. Richter** in Hamburg erschienen:

Handbuch des Völkerrechts. Auf Grundlage Europäischer Staatspraxis unter Mitwirkung von Geh. Rath Prof. Dr. v. Bulmerincq, Dr. E. Caratheodory, Geh. Rath Prof. Dr. Dambach, Prof Dr. Gareis, Geh. Rath Prof. Dr. Geffcken, Leg.-Rath Dr. Geßner, Prof. Dr. Lammasch, Prof. Dr. Lueder, Prof. Dr. Meili, Dr. W. v. Melle, Generalconsul, Prof. Dr. Rivier, Prof. Dr. Stoerk herausgegeben von Dr. Fr. v. Holtzendorff.

Erster Band: Einleitung in das Völkerrecht.

1. Stück: Grundbegriffe, Wesen- und Verhältniß-Bestimmungen des Völkerrechts, Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff; 2. Stück: Die Quellen des Völkerrechts, Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff; 3. Stück: Die geschichtliche Entwickelung der internationalen Rechts- und Staatsbeziehungen bis zum Westphälischen Frieden, Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff, 4. Stück: Literarhistorische Uebersicht der Systeme und Theorien des Völkerrechts seit Grotius, Prof. Dr. Rivier.

34 Bogen Lex.-Oktav, brosch. Mk. 16, in Halbfr. geb. Mk. 18.

Zweiter Band: Die völkerrechtliche Verfassung und Grundordnung der auswärtigen Staatsbeziehungen.

5. Stück: Der Staat als völkerrechtliche Persönlichkeit, Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff; 6. Stück: Grundrechte und Grundpflichten der Staaten, Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff, 7. Stück: Staatsverfassungen und Staatsgewalten in internationaler Hinsicht, Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff; 8. Stück: Die völkerrechtliche Stellung des Papstes, Geh. Rath Prof. Dr. Geffcken; 9. Stück: Das Landgebiet der Staaten, Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff; 10. Stück: Das Stromgebietsrecht und die internationale Flußschifffahrt, Dr. E. Coratheodory; 11. Stück Das Seegebiet und die rechtlichen Grundlagen für den internationalen Verkehr zur See, Prof. Dr. Stoerk; 12. Stück: Das offene Meer, Prof. Dr. Stoerk 13. Stück: Die Interdiction von Sklavenhandel und Seeraub, Prof. Dr. Gareis; 14. Stück: Staatsunterthanen und Fremde, Prof Dr. Stoerk.

42 Bogen Lex.-Oktav, brosch. Mk. 22, in Halbfr. geb. Mk. 24.

Dritter Band: Die Staatsverträge und die internationalen Magistraturen. Das Repräsentationsrecht der Staaten.

15. Stück: Die Staatsverträge im Allgemeinen, Legations-Roth Dr. Geßner, 16. Stück: Garantieverträge, Geh. Rath Prof. Dr. Geffcken; 17. Stück Bündniß-Verträge, Geh. Rath Prof. Dr. Geffcken; 18. Stück: Handels- und Schifffahrtsverträge, Dr. W. v. Melle; 19. Stück: Eisenbahn-Verträge, Prof. Dr. Meili; 20. Stück: Post- und Telegraphen-Verträge, Geh. Roth Prof. Dr. Dambach; 21. Stück. Staatsverträge, betreffend Rechtshilfe und Auslieferung, Prof. Dr. Lammasch, 22. Stück Die Staatsverträge über Urheberrecht, Musterschutz, Markenschutz und Patentrecht, Geh. Roth Prof. Dr. Dambach; 23. Stück Gesandtschaftsrecht, Geh. Rath Prof. Dr. Geffcken; 24. Stück: Consularrecht, Geh. Roth Prof. Dr. v. Bulmerincq.

51 Bogen Lex.-Oktav, brosch. Mk. 30, in Halbfr. geb. Mk. 32.

Vierter Band: Die Staatsstreitigkeiten und ihre Entscheidung.

25. Stück: Entstehung und Ursachen der Staatsstreitigkeiten, Geh. Rath Prof. Dr. v. Bulmering; 26. Stück: Nichtkriegerische Beilegung der Streitsachen, Geh. Roth Prof. Dr. v. Bulmering; 27. Stück Krieg und Kriegsgericht im Allgemeinen, Prof. Dr. Lueder; 28. Stück: Der Landkrieg im Besondern, Prof. Dr. Lueder; 29. Stück: Rechte und Pflichten der Neutralen, Geh. Roth Prof. Dr. Geffcken; 30. Stück: Das Seekriegsrecht, Geh. Roth Prof. Dr. Geffcken.

ca. 32 Bogen Lex.-Oktav, brosch ca. Mk. 16, in Halbfr. geb. Mk. 18 (wird Ende dieses Jahres erscheinen).

Principes de la Politique. Introduction à l'étude du droit public contemporain. par Franz de Holtzendorff. Ouvrage traduit sur la IIe édition allemande avec l'autorisation et le concours de l'auteur par **Ernest Lehr**, Conseil de l'ambassade de France en Suisse. — Mk. 8

Ueber die Rechtsstellung des Ausgelieferten nach französischem Rechte. Von **Georg Chr. Zographos.** Gr. 8° Preis 2 Mk.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.

(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 5.

Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha),

der ägyptische Generalgouverneur des Sudan.

Vortrag

von

P. Treutlein,

Professor am Gymnasium zu Karlsruhe

Mit einer Karte.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung" erschienen

Geschichte.

25 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 12,50 Mark.

Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) . . . . M 1.20
Bergau, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) . . . . —.60
Bluntschli, Die Gründung d. amerikanischen Union von 1787. 2. Aufl. (54) . . . . —.60
Boesch, Heinrich I. und Otto I. (432) . . . . —.60
Czekelius, Ein Bild aus d. Gegenreformation i. Siebenbürgen. (465) . —.80
Denicke, Von der deutschen Hansa. (456) . . . . —.80
Dondorff, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) . . . . —.75
Essellen, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Becknm. Mit einer Karte. (200) . . . . 1.—
Häußner, Unsere Kaisersage. (440) . . . . 1.—
Hetzel, Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität i. Kriege. (461) —.60
Heydenreich, Livius und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. (401) . . . . 1.—
Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester. Ein Kriminalfall des XVI. Jahrhunderts. (389) . . . . —.80
Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) . . . . —.75
Lehmann, Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) . . . . —.75
v. Löher, Cypern in der Geschichte. (307) . . . . 1.—
Müller, Die Beherrscher der Gläubigen. (406) . . . . 1.—
Schreiber, Die Reformation in Pommern. (351) . . . . 1.—
Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) . . . . 1.—
Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) . . . . —.75
Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) . . . . 1.—
Stark, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/148) 1.80
Twesten, Die Zeit Ludwig XIV. (121) . . . . —.60
Winckler, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323) . —.75

Sprachwissenschaft.

15 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 7,50 Mark.

Abel, Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen. (158/159) 1.20
Bezold, Ueber Keilinschriften. (425) . . . . —.60
Brugsch, Ueber Bildung und Entwickelung der Schrift. Mit einer Tafel in Steindruck. 2. Abz. (64) . . . . —.75
Dannehl, Ueber niederdeutsche Sprache und Literatur. (219/220) . . . 1.20
Devantier, Ueber die Lautverschiebung und das Verhältniß des Hochdeutschen zum Niederdeutschen. Mit einem Holzschnitt. (376) . . 1.—
Ebers, Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. Mit vielen Holzschn. 2 Aufl. (131) . . . . —.80
Grünbaum, Mischsprachen und Sprachmischung. (473) . . . . 1.—
Kohl, Ueber Klangmalerei in der deutschen Sprache. (175) . . . . 1.—
Lefmann, Ueber deutsche Rechtschreibung. (129) . . . . —.60
Osthoff, Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung. 327 . . . . 1.—
— Schriftsprache und Volksmundart. 411 . . . . —.80
Roesch, Ueber das Wesen und die Geschichte der Sprache. (172) . . . . —.60
Schrader, Thier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung. (427) . . . . —.60

Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha),

der ägyptische Generalgouverneur des Sudan.

Vortrag

von

P. Treutlein,
Professor am Gymnasium zu Karlsruhe

Hierzu eine Karte.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Mehr als je ſind heute die Augen der ganzen civiliſirten Welt auf Afrika gerichtet, auf den ſo lange dunklen Erdtheil, der, zwar im großen Ganzen klargelegt, doch ſtets nach mehr Licht verlangt, auf jenes alte Wunderland insbeſondere, das ſich jetzt unverſehens in den Bereich der reellſten Intereſſen der europäiſchen Völker gerückt ſieht. Lange Jahre war es nur der um das Wohl der Neger beſorgte Menſchenfreund, der Miſſionar oder der Geograph von Fach, welcher die Wanderungen — um von den vielen Andern zu ſchweigen — eines Livingſtone, eines Barth, ja ſelbſt noch eines Stanley mit ſeinem geiſtigen Auge verfolgte. Als aber der Letztgenannte ſeine berühmte Kongofahrt durchgeführt (1877), als der hochherzige König der Belgier mit Aufbietung ſeines Einfluſſes und unter Aufwendung bedeutender perſönlicher Geldopfer an dem großen Strome neue und neue Stationen gründete, als Stanley's Nebenbuhler vom Ogowe her den franzöſiſchen Machtbereich ausdehnte, als England, das vor Kurzem finanziell den Suezkanal an ſich gebracht, Aegypten beſetzte, als gar Deutſchland, das immer nur mit ſich, mit ſeinen inneren Angelegenheiten beſchäftigt geweſen, plötzlich an den beiden Hauptküſten Afrikas Fuß faßte und ſein Kanzler den Berliner Kongreß berief, der den Kongoſtaat ſchuf, da lag es aller Welt offen, daß die Zeiten rein wiſſenſchaftlichen oder kulturellen Intereſſes an Afrika vorüber, daß für dieſen Erdtheil die Zeit der Machtbethätigung der großen Nationen Europas

gekommen, daß hier handelspolitiſche und allgemein politiſche Fragen unſeres Erdtheils zum Austrage kommen; das Intereſſe an Afrika hat ſich erweitert und zugleich auch vertieft.

Aber wenn auch Franzoſen und Belgier, Portugieſen und Engländer und Deutſche ihre Intereſſengebiete auf afrikaniſchem Boden gegenſeitig abgrenzen müſſen, um für die nächſte Zukunft wenigſtens Streitigkeiten vorzubeugen, wenn ſo nur noch die hochpolitiſchen Momente maßgebend zu ſein ſcheinen, ſo kommt doch daneben immer und immer wieder der und das Einzelne, das Perſönliche, das Intereſſe am rein Menſchlichen zu ſeinem Recht. Wir haben vor anderthalb Jahrzehnten Stanley, den Beauftragten des New-York-Herald, erregten Gemüthes begleitet ins Innere des dunklen Welttheils mit der bangen Frage, ob wohl der verloren geglaubte Livingſtone noch lebe, ob er ihn finden werde in unbekannter Gegend, und wir haben uns herzlich gefreut, als er ihn fand und von ihm Kunde nach Haus brachte; wir ſind vor Kurzem in Gedanken mit dem engliſchen General Wolſeley nilaufwärts gewandert, in Kartum Gordon zu entſetzen, ihn zu befreien aus der Umzingelung der fanatiſchen Schaaren des Mahdi — zu ſpät! rief's uns entgegen, der Held war gefallen im Intereſſe ſeiner heiligen Sache, mit ſchmerzlichem Ingrimm betrauern wir ſein herbes Geſchick. Abermals ſind die Blicke der ganzen civiliſirten Welt auf ein Paar von Männern gerichtet, die dem faſt unabwendbaren Schickſale ſcheinen trotzen zu wollen, beide erprobt in afrikaniſcher Forſchung: Sie wiſſen, verehrte Anweſende, daß ich von Stanley und Schnitzer rede. Dr. Schnitzer, der langjährige Generalgouverneur des Sudan — man darf ja nicht mehr ſagen: des ägyptiſchen Sudan — abgeſchnitten von allem Verkehr mit der Außenwelt, hält er jetzt ſchon ſeit Jahren im äquatorealen Seen-, genauer im oberſten Nil-Gebiet die Oberherrlichkeit des Staates aufrecht, der ihn daſelbſt mit der Wahrung der Hoheitsrechte beauftragt,

in tragiſchem Geſchicke die Provinz vertheidigend und an ſie gebunden, die vom Landesfürſten ſelbſt ſeit geraumer Zeit ſchon aufgegeben worden; und Stanley, der Berühmte, iſt in dieſen Tagen ausgezogen, um jenem Hülfe zu bringen, um ihn zu befreien aus der fürchterlichen Umklammerung. Wiederum ſchwebt auf Aller Lippen die bange Frage: Wird der Geſuchte noch leben? wird ihn Stanley retten? Und es verknüpft ſich damit ſofort die andere Frage: Was wird aus jenem unſeligen Nilquellengebiet?

Gar gerne möchte ich Ihnen, verehrte Anweſende, Antwort geben auf dieſe Fragen, aber leider, es iſt nicht möglich die Zukunft zu enthüllen; was ich vermag, iſt nur das eine, Ihnen Aufklärung zu geben darüber, wie dieſe Sache, die uns beſchäftigt, ſo geworden, wie ſie iſt, Ihnen, ſoweit man es heute vermag, Mittheilung zu machen vom Leben und Streben Schnitzer's, des großen Verwaltungsmannes und allſeitigen Forſchers. Wohl fühle ich das Wagniß, bei der Lückenhaftigkeit unſerer Nachrichten Ihnen ein Bild vom Wirken des Mannes zu geben, und ich weiß, daß meine Leiſtung nur eine unvollſtändige ſein kann, ſein muß; aber das lebhafte Intereſſe, das ja wohl Alle für dieſen Pionier der Civiliſation hegen und der erklärliche Wunſch, jetzt, bei dem gegenwärtigen Verlaufe des geſchichtlichen Trauerſpieles Einblick in den Gang der Ereigniſſe und in die Verkettung der Verhältniſſe zu geben und zu bekommen, möge mein Unterfangen entſchuldigen und mir Ihre gütige Nachſicht zutheil werden laſſen.

Ein geſchichtliches Trauerſpiel erſchütternder Art hat jüngſt Profeſſor Ratzel das Ganze der Vorgänge genannt, die ſich in den letzten Jahren in Oberägypten abſpielten, und mit Recht: wie eine Tragödie packt uns dieſes Auf- und Niederwogen menſchlicher Leidenſchaft, der Kampf, wie es ſcheint, beiderſeits berechtigter Intereſſen, die Hauptgeſtalten und Träger der Handlung nehmen unſere volle Theilnahme in Anſpruch. Um aber genügendes

Verſtändniß für das nur allzu ernſte Spiel zu erhalten, bedarf es kurzer Darlegung der Vorgeſchichte. Auch hier, wie bei ſo Manchem der Afrikaforſchung und der Entwickelung der afrikaniſchen Geſchichte, hat die Nilquellenfrage den Anſtoß gegeben; deren letztem Stadium und ihrer Erledigung müſſen wir zunächſt unſere Aufmerkſamkeit ſchenken.

Lange Jahrhunderte war das Intereſſe für die Nilquellenfrage rege geweſen; ein Fortſchritt in ihrer Entwickelung trat erſt in den fünfziger Jahren unſeres Jahrhunderts ein; Erledigung hat ſie doch erſt in unſeren Zeiten gefunden.

Im Jahre 1848 hatte der Deutſche Rebmann den ſchneebedeckten Vulkan Kilimandſcharo entdeckt, und er ſowie Krapf und Erhardt, drei zu Mombas an der Oſtküſte ſtationirte Miſſionare, veröffentlichten auf einer Karte die Ergebniſſe ihrer Reiſen und ihrer Erkundigungen betreffs weiterer Schneeberge und großer Binnenſeen. Die Geſammtheit der von ihnen gegebenen Nachrichten, insbeſondere der auf ihrer Karte dargeſtellte See, angeblich durch zwölf Breitengrade ſich erſtreckend, reizte ungemein und veranlaßte die Geographiſche Geſellſchaft zu London, zur Aufklärung über Vorhandenſein und Lage dieſes Sees eine Expedition nach Oſtafrika auszurüſten: Burton und Speke wurden mit der Ausführung betraut. Nachdem ſie von der Küſte bei Sanſibar aus weſtwärts eine Strecke gleich der von Wien nach Paris zurückgelegt, gelangten ſie als die erſten Europäer (am 13. Febr. 1858) an den Tanganjikaſee, welchen Speke alsbald durchquerte und dann mit Burton auch in ſeiner Südnorderſtreckung befuhr, ohne das Nordende erreichen zu können. Drittelswegs zur Oſtküſte zurückgekehrt, raſtete Burton, der regſamere Speke aber zog nordwärts und erreichte (30. Juli 1858) das Südufer des Viktoria Njanza, des größten Binnenſees Afrikas. Daß in dieſem See der Urſprung des Nils zu ſuchen ſei, war Speke's Ueberzeugung, die er freilich diesmal nicht beweiſen

konnte: er mußte umkehren. Aber der Widerſpruch, welchen ſeine Nilquellentheorie zu Hauſe fand, nicht am wenigſten durch ſeinen Reiſegefährten Burton, und das Beſtreben die Wahrheit aufzufinden trieb ihn und einen Freund auf eine zweite Reiſe ins ferne Land: Speke und Grant, wiederum von Sanſibar vordringend, kommen nach faſt anderthalbjähriger Wanderung (am 19. Febr. 1862 — Grant erſt Ende Mai) an das Norduſer des vier Jahre zuvor entdeckten Sees. Monatelang verweilen ſie bei dem von mir heute noch mehrfach zu nennenden Fürſten Mteſa des Ugandareiches, finden die Austrittsſtelle des Niles aus dem See und ziehen nordwärts und erreichen endlich (Febr. 1863) Gondokoro am Nil. Wie freut ſich Speke, hier ſeinen Freund Samuel Baker zu finden, der hierher gekommen war, um Speke zu ſuchen und ihm Hülfe zu bringen! Durch dieſen nun über das Erkundete unterrichtet, zieht Baker zu eigenen Forſchungen aus: ſo findet er und befährt den von Speke ausgekundſchafteten Albertſee.

Bei ſeinen mehrjährigen Wanderungen im oberen Nilgebiet lernte Baker die Greuel und Scheußlichkeiten der Sklavenjagden kennen, und hierdurch bewogen und um den armen gehetzten Negern Ruhe und Geſittung zu verſchaffen, legt er bei ſeiner Rückkunft dem Vicekönig von Aegypten den Plan vor, die oberen Nilgebiete zu erobern, ſie dem ägyptiſchen Reiche einzuverleiben, Sklavenjagd und Sklavenhandel zu unterdrücken und die Peiniger des Landes mit Gewalt zu bändigen, geſetzmäßigen Handel einzuführen und ſo allmählich geordnete ſtaatliche Zuſtände zu ſchaffen.

In Aegypten war ſeit Anfang 1863 Ismail Paſcha zur Regierung gelangt, wie ſein Vorgänger unſinniger Verſchwendung huldigend, aber deutlich genug beſtrebt, ſich von der Pforte völlig unabhängig zu machen. Mit ſeinen Plänen künftiger Größe und Selbſtherrlichkeit ſtimmte es gut, die Grenzen ſeines Reiches allerſeits hinauszuſchieben, auf dieſe Weiſe ein weites Reich der

Welt zu erſchließen, ſeinerſeits recht hohe Einnahmen aus demſelben zu ziehen und gleichzeitig ſich die europäiſchen Weſtmächte durch Unterdrückung des Sklavenhandels zu verbinden: ſo genehmigte er zunächſt den erwähnten Plan Bakers. Dieſer wird Paſcha, marſchirt (1870) mit einem kleinen Heere von Kartum ſüdwärts, erreicht im April 1871 Gondokoro, zieht Ende 1871 weiter ſüdlich, baut bei Fatiko ein feſtes Lager und bringt ſelbſt bis Maſindi in Unjoro vor, und er hatte ſelbſt mit König Mteſa von Uganda, von welchem verlautete, daß er den Islam angenommen, Verbindungen angeknüpft, als er im April 1874 wieder in Gondokoro eintraf. Ueberall ward in dem Gebiete, das Baker als das ſeinige betrachtete, ſoweit möglich der Menſchenraub unterdrückt, und es kümmerte ihn dabei wenig der Ruin von Tauſenden der neu gewonnenen und künftigen Unterthanen ſeines Landesherrn, die aus dem Sklavenhandel ihren Lebensunterhalt zogen und darauf ihren Wohlſtand gründeten. Wohl „hatte er für ungeheure Diſtrikte, die er für Aegypten in Beſitz genommen, nur eine imaginäre Grenze angegeben, wohl beſchränkten ſich ſeine ſchließlichen Leiſtungen auf die Errichtung dreier Militärſtationen oder Forts (Gondokoro, Fatiko, Fowera) [Felkin]“, wohl war ſein Vorgehen ſchroff und rieſig koſtſpielig dazu — die Koſten ſeiner Unternehmungen werden auf 26 Millionen Francs angegeben —, der Staatsſchatz hatte nicht die erhoffte reiche Einnahme wieder zugeführt erhalten, der Schatz, welcher durch die übermäßigen Ausgaben eines prachtliebenden Herrſchers, durch einen Schwarm beutegieriger Paſchas und die Forderungen der Gläubiger ſtets im höchſten Grade in Anſpruch genommen war; ſo iſt es verſtändlich, daß Baker in Ungnade entlaſſen ward. Immerhin hat er bei den rückſichtsloſen Gewalthabern der kleinen Bezirke Furcht und Schrecken verbreitet und ſo den Anfang einer Autorität hergeſtellt, die Vorſtufe geſetzlicher Ordnung.

Gordon, der ſog. Chineſen-Gordon (geb. 1833), wird ſein Nachfolger; ſtreng und milde zugleich verwaltet dieſer ſein neues Amt. Er behauptet das eroberte Gebiet und, da er ſofort erkennt, daß mehr Stationen gegründet und die Eingeborenen zur Ruhe gebracht werden müſſen, ehe an eine Verbeſſerung ihrer Zuſtände und an die Abſchaffung des Sklavenhandels zu denken iſt, ſo kettet er jenes Gebiet durch Schaffung feſter Plätze und Beſetzung derſelben mit ägyptiſchen Garniſonen an des Khedive Regierung. Es werden zunächſt drei neue Stationen gegründet: eine am Sobat, um den vom Oſten des weißen Nils zu Lande herabkommenden Sklavenkarawanen den Weg abzuſchneiden, eine in Schambeh, welche Holz liefern und den Sklavenweg von der Provinz Rohl verſperren ſollte, und ein kleines Fort in Bor. Drei Jahre darauf war die Provinz von einem Netze von Stationen, die nur drei Tagereiſen weit von einander entfernt lagen, vollſtändig überzogen. Zehn größere Garniſonen (Sobatmündung, Gaba Schambeh, Bor, Ladó, Wandi, Regaf, Labore, Dufile, Fatiko, Fowera) lagen zu Anfang 1875 in jenem Gebiete und es erſtreckte ſich das Aequatoreal-Gouvernement vom Gaſal und Sobat in 9° N. Br. den Bahr el Gebel entlang bis nach Unjoro in $1^3/_4$° N. Br., alſo in nordſüdlicher Erſtreckung durch 800 km., d. h. ſoweit etwa wie von Kopenhagen bis Baſel.

Der Ehrgeiz des Khedive konnte ſich geſchmeichelt fühlen, er ward aber nicht geſättigt, er verlangte noch mehr: nach Oſten und nach Weſten wird die Ausdehnung des Reiches geſucht und zeitweilig erreicht. In Kürze ſei nur erwähnt, daß der Khedive im Vertrauen auf die (nach Abzug der Engländer) in Abeſſinien herrſchende innere Zerriſſenheit die nördlichen Theile dieſes Landes beſetzt (1872), um freilich nach kurzer Friſt wieder durch den Theilfürſten Johannes, der ſich zum „König der Könige" hatte krönen laſſen, gründlich geſchlagen (Novbr. 1875 und März 1876) und aus dem eroberten Gebiete wieder vertrieben zu werden.

Glücklicher verlief vorerſt die ſchon lange erhoffte Ausdehnung nach Weſten: das langjährige unfreundliche Verhältniß mit Darfur geht, als dieſem die Einfuhr von Sklaven nach dem ägyptiſchen Kordofan verboten und damit eine ſeiner reichſten Einnahmequellen verſtopft wird, in offene Feindſchaft über; im ausbrechenden Kriege verliert der Sultan von Darfur Schlacht und Leben (Oktober 1874): ſein Land und das ſüdlich davon gelegene Darfertit werden ägyptiſch.

So iſt nun ein rieſiges Gebiet unter der Herrſchaft des Vicekönigs von Aegypten vereinigt: nahezu vom Aequator an bis zum Mittelländiſchen Meere, durch volle 30 Breitengrade, d. h. in einer Entfernung gleich der von Rom bis zum europäiſchen Nordkap erſtreckt ſich ſein Land, eine Fläche von wohl 50 000 deutſche Quadratmeilen einnehmend, alſo gleich dem 5½fachen des Deutſchen Reiches.

Freilich fehlte noch manches dazu, daß die jüngſt erworbenen, d. h. die ſüdlichſten Theile dieſes Gebietes voll und ganz ägyptiſch waren, nur der äußere Stempel ägyptiſcher Oberhoheit war ihnen aufgedrückt, durch die Garniſonen der feſten Standplätze wurden ſie in Schranken gehalten, durch das oft wiederholte, bald da, bald dort ſich zeigende raſche, ja plötzliche Erſcheinen der im Oberbefehlshaber Gordon verkörperten Staatshoheit wurden ſie an die neue Lage der Dinge gewöhnt.

Begreiflicherweiſe bedurfte Gordon für die Verwaltung ſeines von den Mittelpunkten des ägytiſchen Staates, von Kartum oder gar von Kairo ſo weit abliegenden Gebietes eine ganze Reihe von Hülfskräften, auf deren ſelbſtſtändiges, umſichtiges und energiſches Handeln er ſich mußte verlaſſen können. Aus faſt allen europäiſchen Nationen zog er ſich ſolche Männer herbei; einige werden wir heute noch kennen lernen, einer derſelben, der nachmals bedeutendſte und Gordons Nachfolger im Amte, der, welchem der Hauptſache noch mein heutiger Vortrag gewidmet iſt, iſt Dr. Eduard Schnitzer.

Dieſer iſt ein Deutſcher, aus preußiſch Schleſien, geb. am 28. März 1840 zu Oppeln, kommt zweijährig nach Neiße, beſucht hier das Gymnaſium (1850—58), ſtudirt, wird Arzt in türkiſchen, ſeit 1874 in ägyptiſchen Dienſten und iſt als ſolcher unter dem Namen Emin mit dem Effendi-, ſpäter Bey-, ſeit Kurzem Paſcha-Titel bekannt und in wenigen Jahren berühmt geworden. Von Gordon wird nun dieſer Dr. Schnitzer in die Verwaltung der ſüdlichen Nilprovinz Aegyptens gezogen: er richtet in der neu gegründeten Station und Provinzialhauptſtadt Lado ein Krankenhaus ein und erhält, wohl außer ſeiner Verpflichtung zu ärztlicher Hülfeleiſtung, die Vorſtandſchaft in der Verwaltung der Gordon'ſchen Vorrathsmagazine.

Daß er aber auch zu anderweitiger Thätigkeit verwendet wurde, beweiſt die Thatſache, daß er im Sommer 1876 im Auftrage Gordons ſüdwärts vordringt, Theile der Landſchaften Uſoga und Unjoro, auch Uganda bereiſt und bei dem despotiſchen Herrſcher des letzteren, Mteſa (den 14 Jahre zuvor Speke und 1 Jahr zuvor Stanley beſucht hatte), 32 Tage verweilt (23. Juli bis 25. Auguſt 1876), durch meteorologiſche Aufzeichnungen die früheren von Speke und Grant weſentlich ergänzend, außerdem u. A. zu der Auffaſſung gelangend, daß die Ugandabewohner von abeſſiniſcher oder Galla-Abſtammung ſeien. Er kehrt von Rubaga auf neuem Wege nach dem am Somerſetnil, bald nach deſſen Ausfluß aus dem Kiogoſee gelegenen Orte Mruli zurück, wo er wieder mit Gordon zuſammentrifft und mit dieſem den Fluß aufwärts bis Niamjango reiſt, dann zurück auf neuem Wege über Mruli und Maſindi nach Magungo.

Gordon geht von hier nordwärts, direkt nach Lado und Kartum, um ſeine Urlaubsreiſe nach England anzutreten (Ankunft in Kairo 2. Dezember 1876) und beauftragt unſeren Dr. Schnitzer, der jetzt Chefarzt der Aequatorealprovinz wird, mit

einer abermaligen Reiſe nach dem Süden, von dem Wunſche beſeelt, mit den Negerfürſten daſelbſt ein gutes Einvernehmen herzuſtellen, insbeſondere ſolle Schnitzer den ſeit Bakers Rückzug von Maſindi ſtets feindlich gegenüberſtehenden König Kabrega von Unjoro beſuchen und mit ihm eine befriedigende Löſung der obwaltenden Schwierigkeiten verſuchen.

So fährt denn Schnitzer, „der ewige Wanderer", wie er ſich ſelbſt damals ſchon nennt, von Lado den Nil hinauf (Juni 1877) über Bedden, wo er über eine benachbarte Zwergraſſe Erkundigungen einzieht, bis Kirri, wo er den ſoeben von der Umſchiffung und Detailaufnahme des Muta-Nzige-Sees zurückgekehrten Colonel Maſon begrüßt, dann zu Laude über Labore nach Dufile, überall ſammelnd und Wörterverzeichniſſe der betreffenden Negerſprachen anlegend. Von hier geht es (Juli 1877) wieder flußaufwärts in einem kleinen Schraubendampfer, der in dem breiten und ſchönen, leider von ſchwimmenden Pflanzenmaſſen vollen Strome häufig zum Anhalten gezwungen iſt, um die Schraube von den Raſenmaſſen zu reinigen, die ſich um ſie gewickelt. Bald iſt der Albertſee erreicht und an ſeinem Nordrande hinfahrend Magungo, wo manches Ethnographiſche vom Stamme der Lur erworben wird; ein dreitägiger Landmarſch durch hohes Gras, ſo daß Roß und Reiter darin verſchwinden würden, führt über Kirota nach Maſindi und Londa, „der letzten vorgeſchobenen Vedette in Feindesland", und nach Kiſſuga und Mruli (17. Auguſt 1877), der öſtlichſten Station des bis dahin beſetzten Gebietes. Ein Monat Aufenthalt hier, unter 1° 37′ 43″ n. Br., genügt, um die letzten Vorbereitungen „zum Marſch in's Innere" zu treffen, unbeläſtigt von den Eingeborenen. „Dank Gordon Paſchas eminentem organiſatoriſchen Talente — ſo ſchreibt er von dort —, dank ſeinen geradezu übermenſchlichen dreijährigen Mühen und Arbeiten in einem Klima, dem bis jetzt Wenige nur zu widerſtehen vermocht;

dank ſeiner durch kein Hinderniß gebrochenen Energie iſt das ganze enorme Gebiet vom 9. bis zum 1. Grade (Sobat bis Mruli) ſo gut organiſirt, ſo völlig ſicher geworden, daß ein einzelner Reiſender mit aller hier möglichen Bequemlichkeit es durchwandern und ſeinen Studien ſich hier widmen kann. Gewehre und Munitionen ſind außer zur Jagd gewiß nicht nöthig. Wer je mit Negern in unmittelbare Berührung getreten und von ihnen theilweis abhängig geweſen (Transport von Sachen, Lieferung von Lebensmitteln ꝛc.); wer die glühende Sonne und die fieberhauchenden Sümpfe des genannten Gebietes geſehen und erprobt; wer da weiß, was es bedeutet, jahrelang aller Geſellſchaft, allen Bequemlichkeiten, allem zum Leben Nöthigen fern, allein zu leben, nur der kann ermeſſen, was Gordon Paſcha hier geleiſtet. Er mußte ſich das Material zu ſeiner Arbeit ſelbſt ſchaffen — und aus Negern!“

Mitte September geht es weſtwärts auf gewagtem Wege ins ſeither feindliche Land. In acht Tagen (am 21. Sept. 1877) wird Mparo-Njamoga erreicht, Unjoros Hauptſtadt und Hauptquartier Kabregas, des nach Bakers Schilderung ſo feigen, tückiſchen und bettelhaften Trunkenboldes, den aber Schnitzer als einen durchaus verſtändigen und anſtändigen Mann findet, von dem er nie ein unpaſſendes Wort oder eine indecente Gebärde oder irgend welche Unart geſehen. Für unzugänglich war er gehalten worden — Schnitzer verkehrte jetzt über einen Monat (bis 25. Oktober) bei ihm und war freundlichſt aufgenommen. Eifrig benutzte er ſeine Zeit und ſeine Kenntniß der Landesſprache, um auch über Land und Leute, über Sitten und Gebräuche an Stelle der früheren dürftigen Nachrichten Reichlicheres und Genaueres zu geben: ein Blick in Petermann's Mittheilungen (Jahrgg. 1878, S. 179. 220. 388 ff.) beweiſt, wie viel er geliefert — ſo intereſſant es auch wäre, daraus auch nur auszugsweiſe mitzutheilen, ſo muß ich doch auf das

Vergnügen verzichten. Ein Marſch von wenigen Tagen brachte Schnitzer wieder nach Mruli zurück.

Alsbald ſandte er von hier Boten ab, um von Ugandas Herrſcher, Mteſa, Erlaubniß zum Eintritt in ſein Land, zugleich Führer und Träger von ihm zu erbitten; denn er will nach Uganda und Karagwe, um von dort, dem Wunſche Gordons entſprechend, womöglich den See Alkenyara, die Mfumbiro-Berge und Ruanda zu erreichen. Endlich, Ende November 1877, kann er aufbrechen; wegen der Ueberſchwemmungen auf nicht gewöhnlichem Wege, leider auf ſchlammigen Boden geht es ſüdwärts. Mit ſeltener Ausnahme fliehen in dem geſegneten Lande ſämmtliche Bewohner der zu durchwandernden Dörfer, ein Todesſchweigen liegt auf dem Lande — wohl begreiflich: läßt doch Mteſa ſelbſt Nachts das Land überfallen, um Leute und Vieh, Vorräthe und Hausgeräthe wegzuſchleppen, ja es ſcheint, als ob er ſeine Raubzüge auch noch mit einem Schleier von Myſtik umgebe. „Wahrlich ein Schauſpiel, um Mteſas civiliſatoriſche Befähigung und Stanleys hochtönende Tiraden darüber deutlich und klar zu veranſchaulichen!“

Am 18. Dezember 1877 gelangt Schnitzer bei Mteſa in deſſen Hauptſtadt Rubaga an. Welche Ueberraſchung, als er hier einen Weißen findet, den Miſſionar Wilſon, der auf die günſtigen Nachrichten Stanleys hin mit Anderen von einer engliſchen Miſſionsgeſellſchaft nach Uganda geſchickt worden war und nun ſeit 2. Juli ſich daſelbſt ſchon aufhielt. Eben dieſer Wilſon rühmt in ſeinem ſpäteren Reiſebericht wiederholt Schnitzers Freundlichkeit und Hülfsbereitſchaft, die er in Uganda, ſowie die Gaſtlichkeit, Güte und Vorſorglichkeit, welche er bei ſeiner Rückreiſe von dieſem erfahren habe.

Schnitzer verlängerte bis zum 22. März des folgenden Jahres ſeinen Aufenthalt bei Mteſa, nur einmal (13. Febr. 1878) denſelben durch einen Ausflug zum Viktoriaſee unterbrechend.

Im ganzen bildete ſich ein leidliches Verhältniß zu dem ſo äußerſt mißtrauiſchen und kindiſch launiſchen Herrſcher heraus; immerhin geſteht Schnitzer, daß er bei ſeiner Abreiſe ſich von Herzen gefreut, „der unerquicklichen Lage, welche König Mteſas Mißtrauen gegen ihn und die ägyptiſche Regierung ihm geſchaffen, heil zu entgehen“. Der Rückmarſch, wegen der Einfälle von Unjoroleuten in das Ugandagebiet unſicher gemacht, geht doch glücklich von ſtatten, und bald (8. April) iſt Schnitzer wieder in Mruli, von wo er wenige Tage ſpäter auf dem Waſſerwege nach Fowera reiſt — hier läßt er zu Anbauverſuchen weiße Erbſen aus Karagwe und andere Sämereien aus Uganda zurück — um dann zu Lande Magungo zu erreichen (28. April 1878), wo ein Dampfer ihn und ſeine Begleiter zur Fahrt nach Norden erwartete. Auch auf der jetzt beendeten neunmonatlichen Reiſe, von der er uns in Petermanns Mittheilungen reizende Schilderungen entwirft, iſt ſein Auge offen für alles, was bemerkenswerth: Geſtaltung und Art des Bodens, Pflanzenwuchs und Thierleben, Thun und Treiben des Menſchen, Jegliches findet ſeine Beachtung, und ſeine Feder iſt fähig, anſchaulich und in angepaßtem wechſelndem Worte ſeinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen.

Wir verließen Schnitzer, wie er eben (Sommer 1878) auf der Reiſe nach Norden, nach Kartum begriffen iſt; in Faſchoda ſchon erhält er aber Gegenbefehl (Juli 1878); er kehrt um, um ſeiner neuen Stellung als Gouverneur des Verwaltungsbezirks Lado gerecht zu werden.

Ich benütze dieſe Gelegenheit, um über das Aeußerliche der Verwaltung einige Worte einzuſchieben.

Bis zum Ende des Jahres 1876 waren die arabiſchen Länder des ägyptiſchen Reiches in der Verwaltung geſchieden von den im Laufe der früheren Jahre, theilweiſe unter Baker, annektirten Negergebieten: der Generalgouverneur des arabiſchen

Sudan reſidirte in Kartum, während Gordon Paſcha bei ſeiner raſtloſen Thätigkeit, die ſchwierigen adminiſtrativen Verhältniſſe in den äquatorealen Negerländern zu ordnen, letzteren als Generalgouverneur vorſtand. Als Grenzlinie der beiden Gebiete konnte im Weſten der Bahr-el-Gaſal, im Oſten der Sobatfluß angeſehen werden.

Mit Ende 1876 wurden dieſe beiden bis dahin getrennten Gebiete zu einer einzigen, in vier große Verwaltungsbezirke (Mudirlehen, nämlich: Ladó, Makaraká, Rohl, Bahr-el-Gaſal) ſich theilenden Provinz vereinigt, und Gordon ward als unumſchränkter Generalgouverneur dieſer Provinz vom Vicekönig eingeſetzt, eine in jeder Beziehung zweckmäßige Aenderung: nicht nur ward ſo die Verwaltung überhaupt vereinfacht, ſondern jetzt erſt war die Möglichkeit gegeben, thatkräftig gegen den Sklavenhandel vorzugehen, da ſo nur nicht blos die Ausfuhr von Sklaven aus den Negerſtaaten, ſondern auch ihre Einfuhr in die nördlich angrenzenden arabiſchen Länder zurückgedrängt werden konnte; unendlich viele Wege, die erſt im Norden in die Hauptkarawanenſtraßen einmünden, viele kleinere den Sklaventransporten als Schlupfwinkel dienende verpalliſadirte Anſiedelungen, ſog. Seriben, eine große Anzahl im Gebiete Anſäſſiger, um nicht zu ſagen Alle, die, den eigenen Vortheil im Auge, dem ſchändlichen Treiben der Händler hülfreiche Hand boten, ſelbſt eine Anzahl einheimiſcher Negerfürſten, die bis zur ſchließlichen Ueberführung der Waare in die nördlichen Länder den Händlern Helferdienſte verrichteten — ſie Alle konnten nur ſo genügend überwacht werden.

Aber freilich mußte ſo auch eine ungeheure Erbitterung unter den einſtmaligen unumſchränkten Herren des weiten Gebietes hervorgerufen werden. Von Dongola und Kartum ausgehend, waren dieſe Araber im Verlaufe des letzten halben Jahrhunderts immer weiter ſüdwärts vorgedrungen, um ſich Sklaven und Elfenbein zu erwerben, hatten die Eingeborenen, meiſt mit

Hülfe von deren Häuptlingen, allmählich in ein Verhältniß der Leibeigenſchaft gebracht, hatten eine große Zahl von Niederlaſſungen, d. i. mit Palliſaden und Dornverhauen umgebener Dörfer gegründet und von dieſen aus weiter und weiter gehende Raubzüge ſcheußlichſter Art unternommen, ſtets wieder zu ihren Stapelplätzen für Sklaven, Elfenbein, Munition, Tauſchwaaren und Lebensmittel zurückkehrend. Ihnen wurden nun durch Gordon die Lebensadern unterbunden — begreiflich, daß ſie ſich mit allen Kräften gegen das neue Regiment wehrten.

Ein furchtbarer Aufſtand bricht im Jahre 1877/78 in der Gaſalprovinz aus und ſpielt ſich nach Darfur hinüber. Gordon entſendet zu deſſen Unterdrückung den Italiener Romolo Geſſi (geb. 1831), der ihn denn auch in zweijährigem hartem Kampfe niederſchlägt, Feuer, Schwert und Strang reichlich benützend, während deſſen Gordon ſelbſt im Oſten und Norden dem Sklavenhandel einen anderen entſchiedenen Schlag verſetzt, indem er über 4000 Händler ſammt ihrem Anhang aus dem Lande jagt.

Während dieſer aufregenden Ereigniſſe, die damals ſchon die ägyptiſche Herrſchaft über jene Gebiete in Frage ſtellten, war lange Zeit von dem Gouverneur in Lado, von unſerem Dr. Schnitzer, jegliche Nachricht ausgeblieben: ein nicht eben häufiges oder wenigſtens in dem ſtarken Maße nicht häufiges Naturereigniß hatte ihn von dem Verkehre mit Aegypten abgeſchnitten. Außergewöhnlich ſtarke Regen hatten im Sommer 1878 den Viktoriaſee bedeutend ſteigen machen und ſo auch dem Nil übermäßige Waſſermaſſen zugeführt. Dieſer nun, der in ſeinem Oberlaufe ſchon unter gewöhnlichen Verhältniſſen wegen des geringen Gefälles für die Ableitung der Waſſer nicht ausreicht und weite Ueberſchwemmungsgebiete bildet, konnte damals noch weniger genügen: Waſſerpflanzen und Hochgras jeglicher Art, Schilf und Papyrus ſchwammen in ungeheuren Mengen ſtromab und ſtauten ſich an einzelnen beſonders günſtigen Stellen;

von Tag zu Tag ſich dichter zuſammenſchiebend, ſich verlängernd und verdickend und ſelbſt das Waſſer ſtauend, dabei üppig weiter wuchernd und mit Schlamm und Erde vermiſchtes, dicht gefügtes Netzwerk bildend, erzeugten ſich ſo die berüchtigten Settbildungen, die vollſtändigen Abſperrungen des Fluſſes durch Pflanzenbarren.

Schon als Schnitzer im Juli 1878, wie vorhin erwähnt, von Faſchoda ſtromauf nach Lado zurückkehrte, fand er die erſten Spuren der Barrenbildung; zwei im Auguſt ebendahin beſtimmte Dampfer kamen nur mit großen Schwierigkeiten eben noch durch, ein am 5. September ſtromab fahrender mußte ſchon nach Lado zurück, und von da ab war jeder weitere Verſuch einer Fahrt ſtromauf oder ſtromab, ſomit auch jede Verkehrsmöglichkeit für Güterbeförderung, vergebens. Ja, noch im Oktober 1880, als der vorhin erwähnte Geſſi Paſcha nach Niederwerfung des Aufſtandes der Sklavenhändler mit Soldaten und Gefangenen auf einem Dampfer und vier Booten von Meſchra el Rek nach Kartum zurückkehren wollte, blieb er in der Nähe des Sees No drei Monate lang eingeſchloſſen, und als ihn Marno befreite, waren von 500 Mann 400 an Fieber und Hunger geſtorben, die Ueberlebenden hatten ſich von Gras und vom Fleiſche der Geſtorbenen ernährt, Geſſi ſelbſt kam nur als lebendes Skelett nach Kartum und ſtarb daſelbſt (30. April 1881) trotz ſorgfältigſter Pflege.

Schnitzer, in ſeinen Verwaltungsbezirk noch glücklich zurückgekehrt, ſtellte nun vor allem, wie freilich erſt lange nachher bekannt wurde, Anzahl und Lage der im Bahr el Gebel aufgetretenen Flußverſtopfungen feſt (21.—24. Novbr. 1878) und fand deren drei in Ausdehnungen bis zu 1200 m. Nur ſchleunige Rückfahrt ſtromaufwärts rettete ihn ſelbſt davor abgeſchnitten zu werden, ſeine Poſt hatte er nicht mehr an den Sobatfluß abzuliefern vermocht, und da auch, wie ſich herausſtellte, der Bahr Seraf vollſtändig verſtopft war, ſo reiſte Schnitzer nach

Bor, von wo er Ueberlandpoſt nach Kartum ſandte. Ich bemerke, daß es erſt im folgenden und zweitfolgenden Jahre einer viermonatlichen Arbeit Marnos gelang (November 1879 bis 27. März 1880), den Flußweg frei zu bekommen, ſo daß er am 3. April 1880 erſtmals wieder mit einem Dampfer in Lado anlegen und wiederum mit zwei anderen, daſelbſt ſeit zwei Jahren ſchon abgeſchnitten geweſenen Dampfern nach Kartum zurückkehren konnte (25. April 1880).

Die Sorgen, bald auch Entbehrungen, welche ſich bei Schnitzer ob des böſen Naturereigniſſes einſtellen mußten, konnten ihn nicht abhalten, ſeine laufenden Geſchäfte zu erledigen. So finden wir ihn am Ende des Jahres 1878 auf einer neuen Beſichtigungsreiſe durch einen Theil ſeiner Provinz: er fährt (27. Dezember 1878) von Dufile über den infolge der Rückſtauung angeſchwollenen Nil auf das Oſtufer, beſucht über Faloro und Fabbo die Station Fatiko (30. Dezember) und kehrt auf etwas anderem Wege nach Dufile zurück (8. Januar 1879).

Auch das neue Jahr 1879 verbringt er in ſeinem der Civiliſation gewidmeten Dienſte, ſtets auf der Wanderung, zugleich für die Bereicherung ſeiner Sammlungen jeglicher Art eifrig beſorgt, immer friſch. So ſchreibt er aus Kiri am weißen Nil oberhalb Lado am 20. Oktober 1879: „Ich bin wie gewöhnlich unterwegs und freue mich wieder einmal nach Süden zu kommen; denn trotz mehr als vierjährigem Aufenthalte hier bin ich von meinen Afrika-Sympathieen noch nicht geheilt. Wollte Gott, ich könnte einmal eine größere Reiſe ausführen! Da ich mich nachgerade mit Inſtrumenten verſehen habe . . . Meine umfaſſenden ornithologiſchen Sammlungen ſetze ich eifrig fort . . . Ich reiſe morgen früh nach Mugi und von Labore auf neuem Wege über Obbo und Fadibek nach Süden.“ Er erwähnt dabei auch, daß der Beatrice-Golf Stanleys durchaus nicht zum Albertſee gehöre, welche neue Thatſache

er aus ſeinen bei Unjoros König eingezogenen Erkundigungen ſchließe.

Und daſſelbe Intereſſe für rein geographiſche Forſchung ſpricht ſich auch in der Reiſe aus, die er am Ende des Jahres 1879 an das zuvor noch niemals beſuchte Weſtufer des Albert-ſees in das Land der Lur unternimmt. Er läßt den einſt von Bakers Ingenieuren zuſammengeſtellten Dampfer auseinander-nehmen, zu Lande nach Dufile bringen, hier wieder zuſammen-fügen und fährt damit ſüdwärts, erſtmals in Wadelai haltend (16. November 1879), wo er mit Zuſtimmung des dortigen Neger-häuptlings eine neue Station gründet. Er fährt dann aufwärts bis Magungo, wo er neben anderweitiger Beſchäftigung ſammelt, obwohl der durch die erwähnte Abſperrung eingetretene Mangel an Schießbedarf, an Spiritus und, ganz beſonders beklagens-werth, auch der an Schreibpapier die Arbeit immerhin einiger-maßen beeinträchtigte. Daß überall jederzeit auch die meteoro-logiſchen Beobachtungen angeſtellt wurden, iſt ſelbſtverſtändlich.

Schnitzer kreuzt nun den See und beſucht am Weſtufer Mahagi und die in der Nähe vorhandenen 46 bis 53½° warmen ſchwefelwaſſerſtoffhaltigen Quellen — das nahe Seewaſſer zeigte 29° —, kehrt dann aber, da amtliche Geſchäfte ihn nach Norden rieſen, nach Dufile zurück und ſchlägt von hier zur Vervollſtändigung früherer Aufnahmen einen neuen Landweg ein über Fatiko nach Fowera; zu ſeiner Freude bemerkt er am erſteren Orte, daß mit der neu begründeten Station Wadelai bereits der Verkehr eröffnet worden war. Zu Weihnachten 1879 iſt er wieder in Dufile, bereichert um eine gründliche Berichtigung aller das Land der Lur betreffenden Namen, um geographiſche Notizen über Länder und Völker und deren Sitten und Lebensweiſe, ferner um ein etwa 400 Wörter enthaltendes Verzeichniß der Lurſprache, eines Schillukdialektes, ſowie um naturwiſſenſchaft-liche Sammlungsſtücke jeglicher Art.

Das Jahr 1879 ſollte nicht zu Ende gehen, ohne eine weſentliche Veränderung in Schnitzers Leben und Stellung. Gordon legte nämlich in dieſem Jahre ſein Amt nieder und kehrte zurück aus dem Lande, das ihm ſo viel zu verdanken hatte. „Er hatte dem Volke das Beiſpiel eines gerechten Herrſchers, der Gott fürchtet und die Menſchen nicht ſcheut, vor Augen geſtellt. Sein Leben und ſeine Thaten waren ein ſprechender Beweis dafür, daß das Regiment nicht von Natur aus grauſam, beſtechlich und tyranniſch ſein muß.“ (Felkin.) Als Gordon ſchied, erwartete, wie die anderen ihm unterſtellt geweſenen Männer, ſo auch Schnitzer ſeine Abberufung; um ſo erfreuter iſt er, als ſie nicht erfolgt: „Ganz im Gegentheil — ſo ſchreibt er im Auguſt 1880 —, ich bin nicht nur beſtätigt, ſondern meine Provinz iſt ſogar vergrößert und von Geſſi-Paſchas Provinz getrennt worden. Unſere Grenze bildet eine von Schambeh am Nil (etwa in 7° 10′ n. Br.) gerade nach Oſt und Weſt gezogene Linie; was ſüdlich davon, gehört mir zu. Ebenſo habe ich die Erlaubniß erhalten, neue Stationen zu gründen, wo es mir paſſend erſcheine, und ich gehe deshalb in kürzeſter Zeit nach Süden“.

Einſtweilen reiſt er weſtwärts von Lado aus nach Makraka, um von dort ſeine Stationen nach Wadelai hin vorzuſchieben, wo er vor 1½ Jahren, wie wir hörten, eine neue Station gegründet hatte. Da kommt ihm die Nachricht zu, daß endlich, endlich wieder ein Dampfer von Norden her in Lado angekommen ſei; er eilt ſchleunigſt nach Lado zurück. „Was ich in den zwei Jahren der Flußſperre gelitten“ — ſo ſchreibt er unterm 19. Auguſt 1880 —, „was ich zu kämpfen gehabt, um ohne jede Unterſtützung meine Leute und Soldaten durchzubringen, dabei Fortſchritte zu machen und die Neger zu gewinnen, was alles das gerade hier bedeuten will, kann man eben nur hier ermeſſen. Nun iſt der Fluß offen und alle drei

Monate ſoll ein Dampfer kommen. Gott ſei Dank! Während alle anderen, viel weniger Sicherheit bietenden Theile von Afrika von Reiſenden beſucht und erforſcht werden, iſt es ganz eigenthümlicherweiſe den Aequatorealprovinzen recht ſtiefmütterlich ergangen. Wie gerne würde ich Specialiſten — Zoologen, Botaniker oder wen immer — hier ſehen und fördern! Freilich iſt es ein wenig weit nach hier, aber am Ende gehören wir doch noch zur civiliſirten Welt! Da ich nun wieder Papier habe u. ſ. w."

Leicht kann man ſich vergegenwärtigen, wie der wieder eröffnete Verkehr mit den unteren Nilländern und der Kulturwelt Schnitzers Muth und ſein Vertrauen heben mußte; er fühlte ſich zu neuen Anſtrengungen im Ausbau ſeines Werkes ermuntert. So ſehen wir ihn ſeine Rundreiſen alsbald wieder aufnehmen. Im September und Oktober 1880 reiſt er von Lado aus auf dem linken Nilufer bis Bedden, dann auf dem Strome bis Kiri und zu Land nach Labore, von wo er auf das rechte Ufer überſetzt, um Kareſi, Odiri, Faradjok und Fadibek zu beſuchen und überall nach dem Rechten zu ſehen und für Einführung und Mehrung ſtrenger Ordnung zu ſorgen. Seine Leute aber legten Ende 1880 von Makraka gegen Wadelai hin neue Stationen an, und im Januar 1881 ſchickte Schnitzer von Lado aus eine Abtheilung zur Eröffnung der Gebiete im Weſten des Mwutanſees ab.

Im März deſſelben Jahres zog Schnitzer wiederum aus, um den Oſten ſeines Gebietes, ſeine Provinz Lutuka, zu beſuchen. Verwaltet wurde dieſe damals durch Lupton, der jedoch noch im Jahre 1881 als Geſſi's Nachfolger die Mudirieh des Bahr-el-Gaſal übertragen erhielt, in welcher Eigenſchaft wir nachher noch von ihm hören werden. Schnitzer trat ſeine Rundreiſe diesmal von dem nahe bei Lado gelegenen Gondokoro aus an (29. März 1881), welches von Gordon

völlig verlaſſen, jüngſt aber (1878) der dortigen Limonenbäume wegen wieder mit einer Garniſon von zehn Soldaten beſetzt, dann zu einer Zweigſtation von Lado erweitert worden war und nun wegen des einen guten Anbau ermöglichenden reichen Bodens ſowohl wie als Stützpunkt für die Straße nach Lattuka unentbehrlich wurde. Wie ſehr ſich durch die äußerſt glückliche Art der Verwaltung Schnitzer's die Verhältniſſe dieſer Gegend in ſo kurzer Zeit geändert hatten, geht daraus hervor, daß jetzt der dort angeſeſſene Barihäuptling, früher Bakers Widerſacher, einer der zuverläſſigſten Anhänger geworden war. Und auch die Wanderung durch den zunächſt oſtwärts gelegenen Liriadiſtrikt war jetzt ſchon nahezu ohne Bedeckung möglich, obwohl er ſich, freilich noch immer faſt unabhängig, ſeit einem Jahre der ägyptiſchen Oberhoheit angeſchloſſen hatte. Durch vielfach wohl angebautes Land geht es nach Tarrangole, hier zu Lande der älteſten Niederlaſſung, ſeit 25 Jahren ſchon durch die im Dienſte der Kartumer Kaufleute ſtehenden Danagla-Truppen eröffnet und ſeitdem ſtets ein Platz zum Elfenbeintauſche, da es bei dem kriegeriſchen Charakter der Bevölkerung zum Sklavenhandel kaum kommen konnte, und dann weiter auf einem von Europäern noch nie betretenen Wege nach einem der Außenpoſten des Verwaltungsbezirkes, nach Agaru, von da über Fadibek nach Fadjulli und zurück nach Fadibek, von wo der Rückmarſch nach Faradjok auf demſelben Wege genommen wird wie 1½ Jahre zuvor, dann aber nördlich ausbiegend geht es über Obbo nach Labore zurück (26. Mai 1881).

Auch von dieſer Reiſe Schnitzers gilt, was von früheren geſagt wurde: eifriges Sammeln von Natur- und Kunſtgegenſtänden, umfaſſende Beobachtung aller Verhältniſſe und anſchauliche Darſtellung derſelben in ſeinen Berichten ſind eine wahre Zierde dieſes Reiſenden, bei dem man ſich doch ſtets gegenwärtig halten muß, daß er als oberſter Verwaltungsbeamter

ſeine Wanderungen vollführt, ſeine Zeit und Aufmerkſamkeit alſo auch andauernd von ſolchen Fragen, die den Naturforſcher nicht unmittelbar intereſſiren, in Anſpruch genommen iſt. Und trotzdem jene Vorzüge! Was z. B., um nur einen Punkt hervorzuheben, die kartographiſche Aufnahme des Reiſeweges betrifft, ſo hebt Dr. Behm, wohl berufen zu einem Urtheil, gelegentlich der Veröffentlichung des Reiſeberichtes ausdrücklich hervor, „die außerordentliche Sorgfalt und Vollſtändigkeit der Itinerar-aufnahme Schnitzers. Jede Viertelſtunde mindeſtens notirt er die zurückgelegte Diſtanz und die Richtung auf Blättern, deren jedes eine Tagereiſe enthält. Zur Seite ſind zahlreiche Bemerkungen über das vom Weg aus Geſehene eingeſchrieben und gezeichnet. Auf der Rückſeite der Blätter befinden ſich die von Raſtorten aus genommenen Kompaßpeilungen in ſolcher Menge, daß z. B. von Gondokoro bis Fadibek, d. h. in fünf Wochen, gegen 300 ſolcher Peilungen notirt wurden."

Im Verlaufe des Sommers 1881 waren Schnitzers Provinz, als Vertrauensbeweis ſeiner Regierung, auch noch die im Weſten gelegenen Gebiete von Amadi und Rohl, Theile der Niamniamländer und ganz Monbuttu hinzugefügt worden. Darum finden wir es der Sachlage entſprechend, daß er im letzten Drittel des Jahres 1881 eine Rundreiſe in den Weſten ſeines ſo großen Gebietes, in die Mudirieh Rohl unternimmt. „Mit denſelben Gefühlen ungefähr, die ein Schüler empfindet, wenn der erſte Ferientag begonnen," verließ er (15. Septbr. 1881) das heiße Lado, zunächſt nordweſtwärts ziehend, vorſichtig wegen der vielen hier hauſenden Löwen und betrübten Gemüthes ob der in den letzten Jahren ſtattgehabten Verwüſtungen. „Wo vor Kurzem noch zahlreiche Weiler und Herden ſich zeigten, hämmern heute die Spechte an den im Sandboden verſtreuten Euphorbiengehegen, und wüſtes Gras und Solaneen decken die Trümmer der Hütten, mitleidiger als die Menſchen, die hier ihre Jagd

auf Rinder und Mitmenſchen hielten.“ Stets iſt ſein Geiſt thätig und ſeine Erzählung anregend: Schweinfurths Bemerkung, daß die Muſik der Neger der Muſik der Elemente abgelauſcht ſei, erweitert er dahin, daß auch ihr Tanz nur eine Mimik von in der Natur, d. i. in der Thierwelt gebotenen Vorgängen ſei. Immer wieder fühlt er ſich auf den Boden der Wirklichkeit zurückgezogen und findet Arbeit in reichlicher Menge, edelſte Kulturarbeit: ſo, um nur ein Beiſpiel anzuführen, läßt er ſich in dem nahe bei Amadi gelegenen Biti die Nachweiſe über die ortsanweſende Bevölkerung geben; etwas widerſtrebend werden ſie ihm eingehändigt und er findet, daß da leben „40 angeſtellte, von der Regierung bezahlte, eine Art irregulärer Miliz vorſtellende Danagla, weitere 96 ſolcher Nichtsthuer, viele ohne jede nachweisbare Beſchäftigung und ohne Erwerb, in den Liſten aufgeführt als ‚ohne Beſchäftigung, angewieſen auf Gott, den Höchſten‘, dazu über 300 ſog. Dragomane u. ſ. w., die im Kriegsfall oder zu Raubzügen ſämmtlich aufgeboten und bewaffnet werden, um zu morden und zu rauben, in Friedenszeiten aber die erbeuteten Sklaven für ſich arbeiten laſſen und wo deren Produkte nicht ausreichen, die ſeßhafte Bevölkerung terroriſiren und ausplündern, zuſammen alſo 455 Mann, zu welchen nun noch hinzukommen Frauen, Konkubinen, Kinder, Knaben zum Gewehrtragen, Sklaven u. dergl., die, in runder Summe zu wenigſtens 5 pro Mann gerechnet, eine Zahl von nahezu 3000 ergeben — und alles das lebt auf Koſten der etwa 10—15 000 Mann betragenden Negerbevölkerung des Landes!“ Da auch von jedem Raubzug Maſſen von Sklaven mitgebracht, bald aber aus Mangel an Verwendung ſich ſelbſt überlaſſen werden, ſo bildet ſich auf dieſe Weiſe ein zahlreiches Geſindel, welches das Land plündert und ausraubt. Schnitzer verfügt alſo, daß alsbald alle Leute ohne Beſchäftigung das Land verlaſſen, er beſtimmt für die Bleibenden die Abgaben, ſpricht

Recht, ſtellt einen Schullehrer an und bildet eine Garniſon von 50 Mann unter einem Offizier. So baut er die Grundlagen zur Ordnung; wir fühlen mit ihm, wenn er ausruft: „Was muß das arme Volk gelitten haben!“

Ueberall in den größeren Orten findet er „die Bevölkerung mit dem Abſchaum derer von Kartum, Berber, Dongola u. ſ. f. zuſammengeſetzt; wer immer dort kein Auskommen fand oder zu faul zum Arbeiten war, hat ſich hier Hütten gebaut und lebt, nachdem er ſie mit Frauen und Dienern angefüllt, auf Koſten der Neger wie Gott in Frankreich.“ Das ſchändliche Sklavengetriebe macht ſoviel Arbeit nöthig, daß ihm die Tage wirklich oft zu kurz ſcheinen: Hunderte von Sklaven werden überall an den berührten Orten frei gemacht und in ihre zuweilen ganz nahe Heimath zurückgeſchickt; auch von weit her, da ſolche Handhabung der Regierungsgewalt ruchbar wird, treffen Häuptlinge ein, um die Ihrigen zurückzufordern. Und dies Alles vollführt Schnitzer, von nur wenigen paar Soldaten begleitet, ohne Unterſtützung ſeiner ſog. Beamten, ja gegen paſſiven Widerſtand jeglicher Art. Um ſo mehr erfreut ihn die Anerkennung, die er auch findet; man kommt zu ihm, um in ihm „die neue Zeit zu begrüßen, die hoffentlich nun auch für dieſes ſo ſchwer heimgeſuchte Land angebrochen iſt“.

Unter ſolch' reicher Arbeit und wechſelvollem Empfinden zieht er über Kedibi, an echten Pfahlbauten in nicht ſumpfigem Boden vorbei, über Buſi und Ajak nach Rumbehk (12. Novbr.); kaum ſchien hier Jemand an Ausnützung ſeiner Exiſtenz anders als durch Raub, Plünderung und Sklavenhandel zu denken. Schnitzer wendet ſich nach all dem Ekel, der ihn vor den Zuſtänden allerorts ſo oft überkommt, mit um ſo größerer Liebe der Natur und der Thierwelt zu.

In Ajak hatte der Regierungsverwalter ſelbſt kurz vor Schnitzers Ankunft über 400 Sklaven den umwohnenden

Stämmen abgejagt, im ganzen waren wohl gegen 2000 Sklaven ortsanwesend bei 151 Sklavenbesitzern! Dabei war außer dem „für das Gouvernement" eingetriebenen Korn ein größeres Quantum für eigenes Bedürfniß genommen worden, ja es waren inmitten der umliegenden Negerdörfer Niederlassungen gegründet worden, die unberechtigt — wohl zu beachten: mit Waffen und Munition der Regierung — die Bevölkerung zur Entrichtung von Abgaben aller Art zwangen. Die Entsetzung des Stationschefs, seine sofortige Entfernung, sowie die Ankunft von 54 von Schambeh her beorderten regulären Soldaten zur Besetzung der Station machte den Leuten begreiflich, daß endlich auch hier die Neger Menschenrechte genießen sollten.

In Rumbehk, „dem Ausgangspunkt der über Amadi nach Monbuttu zu sendenden Karawanen, dem Stapelplatz für das von dort gebrachte Elfenbein, weißes und schwarzes, dem Asyl und Freiplatz für alle Müßiggänger und Nichtsnutze der von Danagla bewohnten Sudancentren", fehlt es zwar nicht an vielen, mit weißen Fähnchen geschmückten Gebetsplätzen, aber an einem Tage hat Schnitzer alsbald gegen 600 Sklaven in Freiheit zu setzen, begreiflich genug also, daß man hier und weiterhin so wenig von seiner Ankunft erbaut war, daß gemeinsame Gebete gehalten wurden, um seine Abreise zu beschleunigen.

Noch ein letzter Vorstoß bis Lang (= Scherifi Schweinfurths, 18.—19. November 1881, von Lado ab etwa 400 km), jenseits des Roahflusses und schon im damaligen Bahr-el-Gasal Gebiet — dann geht es wieder rückwärts auf südlichem Wege über Madjok und, den Schweinfurth'schen Weg vom Jahre 1869 kreuzend, über Laui (1.—3. Dezember 1881) und von hier statt, wie beabsichtigt, südwärts nach Kabajendi, jetzt wegen der von Amadi eingelaufenen Briefe, ostwärts nach diesem Ort, unterwegs einmal von einem Brande des hohen dürren Grases ernstlich bedroht und dann Nachts durch anhaltendes Löwen-

gebrüll am Schlafen verhindert. In Amadi wurde behufs Reorganiſirung der Station nur ein kurzer Aufenthalt genommen; denn aus Meſchra-el-Rek eingelaufene Briefe meldeten das bevorſtehende Eintreffen eines Dampfers in Lado, wohin dann eiligſt zurückgekehrt wurde (Mitte Dezember 1881).

Als Schnitzer wieder zu ſeinem Hauptquartier Lado zurückkam, war ſchon der Mahdi-Aufruhr, von dem nachher noch näher die Rede ſein ſoll, ausgebrochen und hatte begonnen um ſich zu greifen. Wohl der Beſprechungen und Vorkehrungen wegen, welche dieſe trüben Ereigniſſe nöthig machten, reiſte Schnitzer zu Beginn 1882 nach Kartum. Hier ſtellte es ſich für ihn bald heraus, daß man „daſelbſt die Sache von Anfang an zu leicht nahm und über dem Schattenſpiel einer religiöſen Erregung die politiſche Seite der Vorgänge ganz außer Acht ließ". Freilich, „wie man ſäete, ſo erntete man".

Auf ſeinen Wunſch ward ihm der Sobat, der von Gordon zu Faſchoda gezogen worden war, wieder zugetheilt und ſo ſein Gebiet abgerundet; aber im ganzen war ſein Aufenthalt in Kartum zwar „ein langer, aber ziemlich unerquicklicher" geweſen, ſo daß er „wirklich froh war wieder fortzukommen" und nun mit gemiſchten Empfindungen im Juli 1882 wieder auf ſeinen Poſten nach Lado zurückkehrte, ernſten Weſens den Dingen entgegenſehend, die ſich entwickeln würden.

In ſeiner eigenen Provinz herrſchte annoch Ruhe, gleichwohl war es nicht gerathen, die lange beabſichtigte Reiſe in die Mangbattu-Länder auszuführen, wo er auch mit Dr. Junker zuſammenzutreffen gedachte. So konnte er nur, die in Kartum vom Sudanminiſter befohlene und ſeinen eigenen Wünſchen entſprechende Befahrung des Sobat und Erreichung von deſſen Quellen vorerſt zurückſtellend, er konnte, ſage ich, im letzten Viertel des Jahres 1882 eine nochmalige Bereiſung des Weſtens ſeiner Provinz, in die Gegend ſüdweſtlich von Lado, durchführen.

Von Bedden aus (9. Oktober 1882) wandert Schnitzer über die etwa seit einem Jahre angelegten Stationen bis Djanda oder Ganda (17. Oktober), durch ein zahlreiche Löwen bergendes, aber nach Art, Wuchs und Mannigfaltigkeit der Pflanzen prachtvolles Land, zum Theil „ein Garten, wie man ihn nicht schöner wünschen kann". So enorm reich an Viehstand dieses Gebiet auch früher war, so sehr ist dieser durch die Razzien von Makraka aus zurückgegangen, fast vernichtet worden; brachte man doch von mancher Expedition 6—8000 Rinder mit, die natürlich in kurzer Zeit verschleudert wurden. Immerhin blüht noch der Ackerbau: eine sehr scharf ausgesprochene doppelte Regenzeit, reiche Niederschläge, Grundwasser und stets durchfeuchteter Boden, niedere Temperatur, nie mangelnde Bewölkung — alle meteorologischen Verhältnisse wirken freilich zu seiner Begünstigung zusammen. Von Ganda zieht Schnitzer nordwestwärts durch das Land verschiedener Baristämme, über Vataka, Rimo, Kabajendi, Kudurma, stets durch den Feld-, besonders aber Straßenbau an das Ugandaland erinnert; er findet in den Gärten seiner Beamten die von Lado eingeführten Citronen, Limonen, Feigen besonders gedeihend und sieht, daß der mit Baumwollenbau gemachte Versuch gelungen ist, so daß nun auch Reis und Indigo zum Anbau gelangen sollen. Noch bis zum Dorfe Ombamba dringt Schnitzer vor (12. November 1882 — von Bedden ab etwa 400 km); da er aber hört, daß der Niamniamhäuptling Mbio, welchen er weiter westlich besuchen wollte, gefangen und daß die in einer Zwingfeste ansässigen Danagla, dieses Raubgesindel, bei Schnitzers Annäherung mit Sack und Pack abgezogen sei, war ein weiteres Vorgehen oder Verweilen nutzlos: der Rückweg wurde etwas nördlicher über das (kurz zuvor zur Ueberwachung der Straße von Monbuttu nach Norden angelegte) Gósa, dann über Mandá nach Makraka genommen. Bezeichnend für die damalige Lage des Landes und

ſo für Schnitzers Erfolge iſt z. B. die Thatſache, daß, als ſeine Anweſenheit bekannt wurde, zwei Dongolaner mit ihren Sklaven entweichen wollten, aber von den ortsanſäſſigen Negern erwiſcht und in die Scheba, das Sklavenjoch, geſteckt wurden, um ſie Schnitzer vorzuführen — eine Thatſache, die vordem nicht ohne Aufruhr möglich geweſen wäre. Ernſte Vorgänge riefen ihn eilig von Makraka nach Wandi (26. November 1882), von wo auf dem bekannten Wege von zwei Jahren vorher der Heimweg nach Lado genommen wurde. Noch waren hier die Verhältniſſe ungeändert, aber dunkle Wolken ſtiegen ſchon am Horizonte auf und häufiger und häufiger werdendes Wetterleuchten verrieth die ſchweren Gewitter, welche ſich heranwälzten. Bevor wir von deren Ausbruch und den nun folgenden ſchweren Schickſalen unſeres, ich darf wohl ſagen, Freundes Schnitzer weiter erzählen, ſei ein kurzer Rückblick auf das Erreichte geſtattet.

Als Schnitzer nach vierjährigem Dienſte als Generalarzt im Sudan die Verwaltung der Aequatorealprovinz aus der Hand Gordons übernahm (1878), war nur die unmittelbare Umgebung des Nils von Lado aufwärts, des Albertſees und das Schuliland in Ruhe, überall ſonſt herrſchte Unfriede, ja Aufruhr, und die nubiſchen Sklavenhändler nützten einen Zuſtand des Fauſtrechtes aus, der ihnen die ſtaatenloſen Neger faſt ohne Kampf überlieferte. Wir ſahen nun, wie Schnitzer durch ſtete Wanderung, alljährlich einen oder mehrere Theile ſeiner großen Provinz beſuchend, durch ſorgſame Arbeit, an ſich ſelbſt ſtets das Höchſte fordernd, durch paſſende Anwendung von Ernſt und Milde, beſonders durch ſeinen ſich mehr und mehr fühlbar machenden Schutz gegen die ſcheußliche Ausbeutung der Eingeborenen, vor allem das Eine erzielte, den Negern Vertrauen und damit freiwilligen Gehorſam abzugewinnen. Unterſtützt durch ein vorzügliches Organiſationstalent hat er es erreicht,

vollkommene Ordnung und Ruhe in ſeinem weiten Bezirke herzuſtellen und zu erhalten; Häuptlinge, die früher die heftigſten Gegner der ägyptiſchen Regierung geweſen und Baker mit den Waffen in der Hand entgegengetreten, waren jetzt zuverläſſige Anhänger oder wenigſtens Freunde geworden. Die die Stationen umwohnenden Neger haben ſich als Menſchen fühlen gelernt; während z. B. die am Strome anſäſſigen „früher ihre Heimath verließen, um auf den vielen Strominſeln lieber das elende Leben von Fiſchern zu führen, als ihre Kinder aufzugeben, ſind ſie jetzt allgemach wieder heimgekehrt und haben große Strecken früher brachliegenden Landes bebaut. Und das Gouvernement gewinnt auch materiell dabei, indem die Abgaben an Getreide, die einzigen, die wir erhalten, ſich beinahe verdoppelt haben". Dies der Erfolg von Schnitzers Arbeit.

Hand in Hand iſt er mit ungeſchwächtem Eifer aber auch beſtrebt, nicht blos durch Unterdrückung all' der mit dem Sklavenfang und -Handel verbundenen Schändlichkeiten, ſondern auch anders unmittelbar die Wohlfahrt der ihm untergebenen Länder zu heben. „Er hat das Unmögliche möglich gemacht; er hat Kulturen in die dortigen Ländereien eingeführt, die bisher unbekannt waren. Durch ſein eigenes Beiſpiel wußte er den Eingeborenen Luſt an der Arbeit beizubringen, indem er ſie auf den daraus entſpringenden Nutzen hinwies. So kam es, daß nur in ſeinen Provinzen Reis gebaut wird und gedeiht, daß Reis und Korn die Eingeborenen reichlich mit Nahrung verſorgen, daß fruchttragende Bäume aus Indien, Bambus aus Birma und China eine weite Verbreitung gefunden haben. Eine Menge nützlicher Hausthiere, wie Gänſe, Enten, Truthühner, Lapins ſind akklimatiſirt worden" (Schweinfurth). So führt Schnitzer neue produktive Pflanzen, Sämereien und Baumarten ein, er fördert das Handwerk und ſelbſt die Induſtrie, er ſtellt Lehrer an, er baut Wege, richtet einen wöchentlichen Poſt-

dienſt ein, ruft ein, wenn auch kleines, ſo doch, wie die nachfolgenden Ereigniſſe zeigen, im ganzen verläßliches Heer von Eingeborenen ins Leben und bahnt einen erträglichen Verkehr mit den Nachbarn an.

Er ſchreibt ſelbſt (18. Juli 1882): „In meiner Provinz herrſcht die größte Ruhe, die Ausbeutung geht mit größter Präziſion von ſtatten, und meine Magazine, voll von Elfenbein, Kautſchuk, Straußfedern, Tamarinde, Oel u. ſ. w., werden dem Gouvernement eine hübſche Einnahme liefern. Meine Beziehungen zu den großen Chefs geſtalten ſich beſſer und beſſer. Ich kann demnach wohl zufrieden ſein.“ In der That, er kann wohl zufrieden ſein: nicht nur iſt ſeit 1880 die Ruhe voll hergeſtellt, es ſind auch alle Stationen, die meiſt verbrannt waren oder verfallen lagen, neu aufgebaut und bewaffnet, und ſtatt des bis zu ſeinem Amtsantritt üblichen Ausfalles von 5- bis 800000 Mark vermag er jetzt einen Reinertrag von 160000 Mark abzuliefern.

Dieſen ſeinen politiſchen und militäriſchen Erfolgen, ſowie denen in der Verwaltung geſellen ſich ebenbürtig bei ſeine wiſſenſchaftlichen Verdienſte: die kartographiſche Darſtellung des Landes, die phyſikaliſchen, beſonders meteorologiſchen Verhältniſſe, die geognoſtiſchen wie die pflanzen- und thiergeographiſchen Kenntniſſe, der Einblick in den Bau und die Verwandtſchaft der ſo mannigfaltigen Sprachen und Dialekte ſeiner Provinz, die Meſſungen der Körper ihrer Bewohner, das Studium der Völkerkunde, alles findet in beſter Weiſe ſeine Förderung durch den raſtloſen Mann. Große Pflanzen- und Thierſammlungen bringt er in Lado zuſammen, hier führt er die Aufſicht über das einzige Krankenhaus ſeiner Provinz, wobei er nur einen Aſſiſtenten hat, der wenig genug von mediziniſcher Praxis verſteht (Felkin). Daneben bringt er es fertig, nach anſtrengenden Märſchen oder nach tagelanger Arbeit im Bureau, bei Inſpektionen, Audienzen und dgl. noch Nachts beim Scheine zur Noth auch

ſelbſtgefertigter Lichter wiſſenſchaftliche Berichte zu ſchreiben; deutſche geographiſche und ethnographiſche Zeitſchriften haben ſeit 1878 eine Reihe ſehr werthvoller Unterſuchungen von ihm veröffentlicht.

Prof. Ratzel, der Schnitzer vor kurzem einen warmen Artikel gewidmet hat, vergißt auch nicht hervorzuheben, daß ſeine Reiſeſchilderungen im Sinne ſeines Vorgängers Schweinfurth, des Klaſſikers der afrikaniſchen Natur- und Völkerſchilderung, treu, lebendig, geiſtreich geſchrieben ſind, ſo daß er z. B. ſeine Schilderung vom Markt und Verkehr in Uganda geradezu eine Perle unſerer nachgerade reich gewordenen Afrikaliteratur nennt.

Aber auch das ſonſtige Weſen Schnitzers iſt darnach angethan, unſer Intereſſe, unſere Hochachtung und Liebe zu gewinnen. „Er vereinigt ja alle möglichen Vorzüge in ſeiner Perſon; er iſt oberſter Richter, ſchöpferiſcher Reformator, unbeſchränkter Gouverneur und gaſtfreundlicher Beſchützer" (Schweinfurth). Es iſt kein Europäer, ſei es Forſcher oder Miſſionar, den Nilweg gezogen, ohne daß er Schutz und Förderung ſeitens des Mannes gefunden, welchen der engliſche Uganda-Reiſende Felkin nicht blos einen vollkommenen Gentleman nennt, ſondern „einen der liebenswürdigſten und ſelbſtloſeſten Männer, welche mir je vorgekommen ſind", und Schweinfurth „einen durch viele Jahre ſelbſtentſagender Thätigkeit bewährten Charakter". Aus den Zeugniſſen ſolcher Männer und Aller, die als Freunde und Schutzbefohlene ihm nahe getreten waren, erkennen wir voll und ganz den Edelmuth dieſes Mannes und ſeine Selbſtverleugnung, ſeine Uneigennützigkeit, die trotz mehrjähriger Verwaltung einer ſo großen und theilweiſe reichen Provinz nicht ihn ſelbſt hat reich werden ſehen. „Wie viel er gethan, wird wohl nie bekannt werden" (Felkin).

Sechs Jahre und darüber hatte jetzt Schnitzer ſeine Kräfte voll und ganz dem Lande ſeiner Wahl gewidmet, Treffliches hatte er erzielt und er durfte mit Recht erwarten, daß ſeine

Arbeit als die eines Kulturapoſtels edelſter Art weiter und weiter Früchte tragen und jenen großen innerafrikaniſchen Landſtrich auf eine verhältnißmäßige Höhe der Civiliſation bringen werde. Da zog ein Gewitter heran, welches einen großen Theil der Erfolge ſeiner angeſtrengten Thätigkeit vernichten ſollte, vielleicht bereits alle Erfolge vernichtet hat.

Vorhin (S. 17) habe ich ſchon den furchtbaren Aufſtand im Sudan erwähnt, der ſo blutig unterdrückt wurde. Er hatte die Erbitterung deutlich werden laſſen, welche unter den früheren unumſchränkten Herren jenes Gebietes, den Arabern und Dongolanern, herrſchte; nur deshalb hatten ſie wohl ihr Ziel, die Vertreibung der Aegypter, nicht erreicht, weil ſie die Negerſtämme nicht auf ihre Seite zu ziehen vermochten. Da tritt wenig ſpäter eine neue Bewegung auf, von Anfang, wie es ſchien, nur religiös, aber bald auf das politiſche Gebiet übergreifend und größere Länderſtrecken erfaſſend.

Im Juli 1881 war Mohamed Achmed, der auf der Inſel Aba im weißen Nil (13° 20′ n. Br.) hauſte und unter den umwohnenden Stämmen ſchon längere Zeit im Rufe großer Heiligkeit ſtand, als Mahadi oder Mahdi, d. i. „der von Gott auf den rechten Weg Geleitete", ſomit als Prophet aufgetreten, hatte Anhang gefunden, und als er gar wiederholt gegen ihn ausgeſandte Truppen geſchlagen, Gewehre und Munition erbeutet und weitere mit der ägyptiſchen Herrſchaft unzufriedene Stämme auf ſeine Seite gezogen hatte, wuchs ſeine Bedeutung zu einer äußerſt gefahrdrohenden. Man ſchickte Truppen gegen ihn — da bricht in deren Rücken, in Senaar, der Aufſtand aus, und bald iſt auch Kordofan und (Januar 1883) auch deſſen, von Kartum in der Luftlinie nur 50 deutſche Meilen entfernte Hauptſtadt Obeid verloren und die Verbindung zwiſchen Kordofan, Darfur und dem weißen Nil unterbrochen; die Engländer, die inzwiſchen infolge des bekannten Arabi-Aufſtandes Aegypten be-

ſetzt haben (Auguſt/September 1882), ſchicken mit 30 Geſchützen 7000 Mann unter General Hicks gegen den Mahdi — ſie alle werden vernichtet (4./5. November 1883, ſüdlich von Obeid). Natürlich ſchob ſich die Macht der Aufſtändiſchen alsbald in der Richtung auf Kartum zu, den Mittelpunkt der verhaßten ägyptiſchen Herrſchaft. Da läßt ſich Gordon bereit finden, ſeine Energie, ſeine Erfahrung und ſeine Beliebtheit in der oberen Nilgegend der engliſch-ägyptiſchen Regierung zur Verfügung zu ſtellen (Februar 1884), um Kartum und den Sudan zu halten; nach faſt einjährigem Widerſtande fällt auch er (26. Januar 1885): die ägyptiſche Herrſchaft von Dongola bis zum Sobat gehört der Vergangenheit an.

Ja auch über den Bahr-el-Gaſal waren die Schaaren des Mahdi ſchon ſiegreich vorgedrungen. Lange, wohl zwei Jahre, hatte der Gouverneur der Gaſalprovinz, Lupton Bey, ſich und ſein Land gegen jene vertheidigt; immer weiter zurückgedrängt, muß er ſich endlich ergeben (März 1884) und wird als Gefangener fortgeſchleppt.

So iſt denn Schnitzer der Einzige noch, der Widerſtand zu leiſten vermag und die Unabhängigkeit ſeiner Provinz aufrecht erhält, und auf ihn wirft ſich unaufhaltſam die Macht der Aufſtändiſchen. Begreiflich — denn gerade die Aequatorealprovinz mußte eine beſondere Anziehungskraft ausüben, da ſie unter Schnitzers Herrſchaft die beſtverwaltete im ganzen ägyptiſchen Sudan geworden war. Um nur Eines hervorzuheben: ſeit dem 14. April 1883 war kein Dampfer mehr von Lado abgegangen, der Vorrath an Elfenbein, dem Monopolartikel der Regierung, mußte demnach ein ſehr bedeutender und werthvoller ſein und reizte alſo die Begierde der Mahdiſten.

Im März 1884 war dieſen von Lupton das Gebiet eingeräumt worden, Gabu Schambeh am Nil wurde bald darauf zerſtört und die ganze Beſatzung niedergemacht, die Niederlage des ägyptiſchen Heeres unter Hicks in Kordofan wurde

Schnitzer vom Mahdi durch seinen Vertreter, Emir Keramallah, in aller Form mitgetheilt, und es ward die Ankunft der Insurgentenschaar im Hauptorte Lado in Aussicht gestellt, falls Schnitzer die Provinz nicht friedlich übergeben wolle. Dieser giebt sich den Anschein der Unterwerfung und schreibt „einen äußerst demüthigen Brief", verlegt aber vorerst seinen Sitz südwärts nach Dufile (Juni) und zieht die für ihn noch verfügbaren Truppen zusammen, muß dabei freilich mehrere der entfernteren Stationen in Monbuttu- und Latuka-Land aufgeben. Als die Mahdisten indessen ausblieben und einzelne Stationen zu dauerndem Widerstande befestigt worden waren, wuchs auch wieder die Hoffnung auf baldige Hilfe von Kartum. Indessen waren Hunderte der in der Provinz befindlichen Dongolaner und Araber inzwischen von der Regierung abgefallen und zogen theils zu Ihresgleichen nach Norden ab, theils setzten sich dieselben an einigen Stationen am Rohl fest. Im Laufe des September 1884 konnte man wieder nach Lado zurückkehren, von den Rebellen war nichts mehr zu hören, ihre Hauptmasse war — aus unbekannten Ursachen — nach Kordofan abgezogen.

Im Oktober 1884 begannen endlich die ersten blutigen Feindseligkeiten seitens der Aufrührer am Rohl; sie zogen allmählich Unterstützungen vom Bahr-el-Gasal heran, und nun begann die monatelange Belagerung der durch Schnitzer wohlbefestigten Station Amadi, fünf Tagereisen nordwestlich von Lado.

Das neue Jahr 1885 begann mit der Nachricht, daß jener Emir Keramallah selbst unterwegs sei, und wiederholt fordert dieser die Uebergabe der Provinz. Schnitzer sinnt für den äußersten Fall auf eine Zurückziehung aller seiner Streitkräfte nach den südlichsten Stationen; andererseits wurden auch Stimmen laut, welche für die Ausführbarkeit eines Rückzuges über Bor zum Sobat und von da nach Kartum eintreten wollen. Man hielt eben immer noch an der eitlen Hoffnung fest, daß

Kartum und die ägyptiſche Herrſchaft im Sudan ſich aufrecht erhalte. Inzwiſchen fällt Amadi; die Beſatzung, lauter Neger, deren Heldenmuth Schnitzer in den höchſten Worten preiſt, zieht ſich in der Mehrzahl nach Makraka zurück, ſpäter bringen aber die Regierungsſoldaten den verfolgenden Rebellen bei Rimo eine empfindliche Niederlage bei und Letztere räumen darauf, aus bisher nicht aufgeklärten Gründen, eiligſt das bereits halb gewonnene Gebiet, und ziehen ſich, ohne einen weiteren Vorſtoß nach Lado zu wagen, nach dem Bahr-el-Gaſal zurück.

Um dieſe Zeit erhält Schnitzer die Nachricht, daß Kartum am 26. Januar 1885 gefallen und Gordon todt ſei. „Was daran wahr iſt," ſchreibt er in einem ſeiner nun ſeltener und ſeltener eintreffenden Briefe, „weiß ich nicht; denn ſeit Mai 1883 fehlen mir alle Nachrichten, an Brandbriefen haben es die Herren Danagla nicht fehlen laſſen." Schnitzer giebt nun Makraka auf, hält jedoch mit den ihm gebliebenen zwei Dampfern den Nil frei, wendet ſich aber ſüdwärts, theils um für ſeine in Fellen gehenden Leute Zeug, theils von den Miſſionären in Uganda Nachrichten zu erhalten, zumal über die ägyptiſchen Angelegenheiten; er hält nur noch die Stationen am Nil von Lado ſüdwärts bis Wadelai und Fatiko durch Soldaten beſetzt. Seinen Sitz verlegt jetzt Schnitzer nach Wadelai und erwägt den Plan, wenn er keine Nachrichten und keine Unterſtützungen aus Aegypten erhalten ſollte, die ägyptiſchen Beamten und Offiziere über Uganda nach Hauſe zu ſenden, die ſudaneſiſchen Offiziere und Soldaten aber bei ſich zu behalten. Allen ſeinen Leuten giebt er bis dahin das größte Lob. Faſt nackt, ohne Sold, unter zahlreichen Verluſten zu dienen und zu gehorchen, das iſt, wie er ſelbſt ſagt, gewiß mehr als man erwarten konnte. Seine größte Sorge iſt die Erſchöpfung des Schießbedarfs, welcher nach ſeinem Ermeſſen bei guter Verwaltung noch bis Ende 1886 ausreichen konnte.

Schnitzer hat übrigens die Zeit der Abschließung auch mit Arbeiten des Friedens gut ausgefüllt. In seinem letzten nach Europa gekommenen Brief (an Felkin vom 7. Juli 1886) schreibt er: „Ich bin froh, Ihnen berichten zu können, daß in dem Bereiche unserer Provinz vollständige Ruhe herrscht; zwar verursachen die Baris einige Schwierigkeiten, jedoch sind dieselben schnell zur Ruhe gebracht worden. Seit Mai sind die Stationen eifrig mit Kultivationsarbeiten beschäftigt. Die Baumwollen-Plantagen gedeihen gut und sind für uns von großem Nutzen, weil sie uns in den Stand setzen, dem Mangel an Bekleidung einigermaßen abzuhelfen. Ich habe jetzt auch das Schuhmacher-Gewerbe bei uns eingeführt. Wir fabriziren jetzt auch unsere eigene Seife und haben Fleisch und Mehl genug zum Lebensunterhalt. Freilich solche Luxusgegenstände wie Zucker haben wir seit einer langen Zeit nicht gesehen; doch vergaß ich zu bemerken, daß wir einen ausgezeichneten Tabak bauen. Persönlich empfinde ich sehr den Mangel an Büchern und ferner an feinem Schrot, arsenigsaurem Natron u. s. w., um meine zoologischen Sammlungen zu präpariren. Dennoch fahre ich mit dem Sammeln so gut als es geht fort, und besitze ich interessante Gegenstände aus den Monbuttu- und Niamniam-Ländern."

Aber um jeden Preis mußten nun Nachrichten eingezogen und mußte, wenn möglich, der Außenwelt Kenntniß von der Lage der Dinge am obersten Nillauf gegeben werden. Keinen Geeigneteren konnte Schnitzer hierzu finden als Dr. Junker, welcher ebenso wie der Italiener Casati Ende Dezember 1885 bei Schnitzer in Wadelai anwesend war.

Es ist hier der Platz, wenn auch leider nur in Kürze, der Schicksale und Leistungen Junkers zu gedenken, dessen Name künftig stets mit dem Schnitzers zusammen genannt werden wird, „dessen Ausdauer und wissenschaftlicher Heroismus die gesammte geographische Welt in Erstaunen setzt" (Schweinfurth).

Dr. Wilh. Junker (geb. 1846 zu Moskau) iſt ebenfalls Arzt und bereiſte 1875 Tunis, dann (Winter 1875/76) die libyſche Wüſte und läßt ſich beim Pariſer geographiſchen Kongreß zu größeren afrikaniſchen Unternehmungen beſtimmen, die er auf eigene Koſten ausführt mit dem Hauptzwecke, zoologiſche Sammlungen anzulegen und dabei allgemein geographiſche Forſchungen zu machen.

Im März 1876 geht er von Suakin ſüdlich, dann weſtlich nach Kaſſala, verlebt Juni und Juli in Kartum, geht im Auguſt mit Geſſi den blauen Nil bis Senaar und im September den Sobat hinauf, 300 km weit; nach Kartum zurückgekehrt, beſucht er Lado und Makraka (Dezember 1876) und macht bis 1878 noch weitere Reiſen im oberen Nilgebiet. Im Dezember 1879 verläßt er aufs neue Kairo, um weit ſpäter als geplant, nämlich erſt nach über ſieben Jahren, wieder dahin zurückzukehren (10. Januar 1887), wie es ſcheint mit unerſchütterter Geſundheit. In den langen Jahren hat er weite Strecken durchwandert, ein großes Gebiet unſerer Kenntniß erſchloſſen. Erſt in die weſtlichen Niamniamgebiete vordringend (April bis Juni 1880), reiſt er dann ſüdwärts, überſchreitet den vielbeſprochenen Uelle, durchzieht das Mangbattuland und kehrt durch die öſtlichen Niamniamſtaaten zu Ndoruma (Lakrima) zurück (Dezember 1880), wendet ſich jetzt (Januar 1881) ſüdweſtlich, überſchreitet wieder den Uelle, wird monatelang durch die Barambo aufgehalten und beraubt, weiß aber ſeinen Rückzug zu den Madi zu bewerkſtelligen, geht (September 1881) abermals in das Mangbattu-Gebiet vor und bereiſt, zum Theil mit ägyptiſchen Truppen, das Südufer des Uelle bis Bakangai, geht (Januar 1882) ſüdlich des Bomokandi, des bedeutendſten Uellezufluſſes, und über dieſen zurück wieder nach Oſten bis Tangaſi und bereiſt (März 1882) das Bergland der Momvu, dringt im Mai abermals ſüdlich vor bis zum Nepoko, den er für den Aruwimi Stanleys hält, und kehrt (September 1882) zu ſeiner Station bei den

weſtlichen Niamniam zurück. Abermals geht er ſüdweſtlich, gelangt noch zweimal zum Uelle und kehrt wieder zurück (April 1883). Gerne wäre er jetzt nordwärts, der Heimath zugeeilt — die Sudanwirren hielten ihn jetzt feſt; doch gelang es ihm ſpäter zu Schnitzer an den Nil zu gelangen, wie man freilich erſt geraume Zeit nachher erfuhr.

Denn lange, den Seinigen und Allen, die an ſeinen Schickſalen Antheil nahmen, nur allzulange war, wie von Schnitzer, ſo auch von ihm jegliche Kunde über ſein Befinden, ſeinen Aufenthaltsort, ſein Leben ausgeblieben, und als gar die Nachricht vom Falle Kartums, alſo vom Obſiegen des Mahdi-Aufſtandes kam, ſtieg die Beſorgniß um die in den Aequatorealländern abgeſchnittenen Europäer aufs höchſte.

Von verſchiedenen Seiten wurde ihnen Hülfe zugedacht. So betraut die geographiſche Geſellſchaft zu Wien im Vereine mit der öſterreichiſchen afrikaniſchen Geſellſchaft den von ſeiner Durchquerung Weſtafrikas her bekannten Dr. Lenz mit einer von Weſten her vordringenden Expedition, welche im weſentlichen die Unterſuchung der Waſſerſcheide zwiſchen Kongo und Nil und die Löſung der Uellefrage durchführen, daneben aber auch verſuchen ſoll, den Europäern in den Aequatorealprovinzen den Ausweg zu eröffnen. Dr. Lenz iſt Ende Juni 1885 von Hamburg abgereiſt, am 13. Auguſt an der Kongomündung angelangt, den Kongo hinauf gefahren, hat am 29. März 1886 die Stanleyfälle behufs Landmarſches verlaſſen und am 16. Mai Njaugwe erreicht und iſt vor kurzem nach Wien zurückgekehrt, ohne für unſere Freunde etwas haben thun zu können.

Unmittelbare und raſchere Hülfe ſollte durch Dr. Fiſcher gebracht werden. Dieſer (geb. 1848) hatte in 1877 und 1878 das Witu- und Tana-Gebiet bereiſt und ſich vier Jahre lang in Sanſibar der ärztlichen Praxis gewidmet und von Ende 1882 bis Auguſt 1883 auf Koſten der Hamburger geographiſchen

Geſellſchaft ſeine Reiſe ins Maſſailand gemacht. Ihn gewinnt nun der in Petersburg als Bankier anſäſſige Bruder Junkers zu einer Expedition von Sanſibar nach Lado, wo nach den letzten, allerdings nur auf Ausſagen von Arabern beruhenden Nachrichten noch im Auguſt 1884 Schnitzer die ägyptiſche Herrſchaft aufrecht erhielt und auch Junker und Caſati ſich befinden ſollten. Dr. Fiſcher kommt am 19. Mai 1885 von Europa aus in Sanſibar an, gedenkt weſtlich vom Viktoriaſee zu reiſen und iſt demgemäß mit Tauſchwaaren verſehen, als er am 3. Auguſt von der Küſte aufbricht und nach 3½ Monaten Kagehi, das Süduſer des Sees, erreicht (16. November). Hier erfährt er von den durchaus veränderten Verhältniſſen im Norden und Nordweſten des Sees.

König Mteſa von Uganda, den wir heute ſchon mehrmals zu nennen hatten, der dem Chriſtenthum Einlaß in ſein Land gewährte und den, wie wir hörten, Schnitzer ſelbſt früher zweimal beſucht, der war geſtorben (10. Oktober 1884). Nach Ugandaweiſe folgte ihm auf dem Throne ein halbes Kind, Muanga, der mit grenzenloſem Terrorismus ſeine Regierung begann. Die guten Erfolge der chriſtlichen Miſſion, die Aufhetzungen durch die den Ausländern feindlichen, in Lüge, Frevel, Grauſamkeit und allen Laſtern unberechenbaren Großen ſeines Landes, zugleich die Einflüſterungen der um ihr Handelsmonopol mehr und mehr beſorgten Araber machten den unmündigen furchtſamen, dabei täglich im Haſchiſchrauſche befindlichen König ſo mißtrauiſch, daß er in jedem neuen Ankömmling einen erklärten Feind ſieht, der ſein Land in Beſitz nehmen will. Die engliſchen Miſſionare bedroht er mehrfach mit dem Tode, und es iſt geradezu auffallend, daß er ſie noch nicht ermordet; er vollführt eine ſchauerliche Chriſtenhetze unter ſeinen Negern; er läßt den für Oſtafrika neu ernannten Biſchof Hannington, der im Juni 1885 bei Mombas die Küſte verlaſſen und durch das Maſſailand nach Uganda ſtrebte und ſchon nach Uſſoga gekommen war, er läßt dieſen

mit ſeiner ganzen Karawane niedermetzeln (31. Oktober 1885); er verwehrt alſo auch dem ſeit Mitte November am Süduſer des Sees auf Antwort wartenden Dr. Fiſcher den Eintritt in ſein Land.

Da dieſer aber mit all den ſchlimmen Nachrichten auch die erfreuliche hört, daß Junker und Schnitzer noch am Leben und in der Nähe von Unjoro ſeien, ſo läßt er ſich nicht mehr aufhalten, muß aber, da ihm auch die von Uganda abhängigen Gebiete weſtlich vom See unzugänglich ſind, auf deſſen Oſtſeite vordringen (11. Januar 1886) und gelangt im März bis Ukala, in die Nähe Ugandas; in Luftlinie nur noch etwa 370 km von Junker entfernt, muß er aber umkehren, da ſeine mitgebrachten und für den anderen Weg berechneten Tauſchartikel jetzt werthlos ſind. Unterwegs faſt noch verhungernd, kommt er nach elfmonatlicher Abweſenheit wieder an der Küſte an (14. Juni und erliegt bald darauf in der Heimath plötzlicher Krankheit (11. November 1886).

So war alſo Schnitzer und Junker noch keine Hülfe gebracht; verſuchten dieſe vielleicht ſich ſelbſt zu helfen? In der That, während die betrübende Reiſe Dr. Fiſchers an der Oſtküſte des Viktoria Njanza ſich abſpielt, vollführt Junker eine gefährliche Reiſe, die ihnen beiden Rettung bringen ſoll.

Wir verließen ja Schnitzer, wie er weiter ſüdwärts ſich zurückziehend in Wadelai ſeinen Sitz aufgeſchlagen, und wir hörten, daß Caſati und Junker ſich zu ihm begeben hatten, daß ſie Alle aber lange Zeit jeglicher Nachrichten entbehrten.

So beauftragt denn Schnitzer den Dr. Junker, zu den Negerfürſten bei Fowera am Somerſet zu reiſen und von dieſen aus Poſt nach Uganda gelangen zu laſſen und Nachrichten aufzuſuchen. Trotz Kampfes mit Schwierigkeiten und Tücken aller Art vermag aber Junker keine Verbindungen mit Uganda anzuknüpfen. Nur mit Kabrega, dem Herrſcher im weſtlichen Unjoro, kann er durch Boten in freundſchaftlichen Verkehr treten

— aber auch dieſer läßt alle ihm zugeſtellten Briefe unbefördert. So kehrt denn Junker im Dezember 1885 wieder nach Wadelai zurück und wartet hier den Boten Kabregas ab, um endgültig und unter jeder Bedingung Nachrichten aus Uganda von den Miſſionaren über den Stand der Dinge im Sudan einziehen zu können und baldmöglichſt ſelbſt nach Uganda zu reiſen.

Am 2. Januar 1886 verläßt Junker Wadelai und reiſt über den Albertſee zur Reſidenz Kabregas, eines in vielen Stücken milden und guten, aber an Größenwahnſinn laborirenden Despoten. Am ſiebenten Tage erſt bekommt er ihn zu ſehen, und in allem will es kein Vorankommen geben; Lüge und Heuchelei, zumal der Matangoli, der Granden des Landes, und Heimlichthuerei hemmen alles, Angſt und Mißtrauen laſſen jeden Schritt bewachen. Gleichwohl bringt Junker in Erfahrung, daß der Sudan ganz in die Hände der Aufſtändiſchen gegeben ſei. „Hundertjährige Arbeit wird alſo aufgegeben?“ ſo ruft er zornerfüllt aus, „Europa läßt den dunklen Islam über das Chriſtenthum triumphiren!? Schande über Schande für Europa!“ Er hört endlich aus Briefen des ſeit acht Jahren in Uganda wohnenden Miſſionars Mackay, daß eben dort für Schnitzer der Befehl aus Aegypten bereit liege, wonach ihm amtliche Entlaſtung von ſeinen Pflichten ertheilt und ihm die Weiſung zutheil werde, daß er ſich mit ſeinen Leuten nach Sanſibar zu begeben habe, daß deſſen Sultan vom König Muanga freie Reiſe für die Leute der ägyptiſchen Aequatorealprovinz und Beihülfe für ſie erbeten habe und daß Dr. Fiſcher zur Rettung unterwegs und ſchon in Uſukuma angekommen ſei, aber keine Erlaubniß zur Weiterreiſe erhalten habe; er erfährt auch, daß Biſchof Hannington ermordet und daß Uganda im Begriff ſtehe, mit Unjoro wie früher ſo auch jetzt wieder Krieg zu führen, daß diesmal aber Kabrega aus ſeinem Lande vertrieben werden ſolle. Denn dieſer habe es unterlaſſen, das

übliche Geſchenk an Salz beim Regierungsantritt des neuen Königs von Uganda zu ſenden, und zudem hatte Letzterer, von Natur, wie wir wiſſen, mißtrauiſch und ängſtlich genug, von den Beziehungen Kabregas zu den Weißen in ſeiner Nähe gehört, und da er gar in dem vorhin erwähnten, an Schnitzer gerichteten und erbrochenem Schreiben der ägyptiſchen Regierung Soldaten und Offiziere entzifferte, die durch oder in ſein Land kommen ſollten, ſo überfiel ihn ein ſolcher Schrecken, daß er noch mehr von Angſt und Argwohn erfüllt ward.

Der gegen Kabrega, vielleicht gar gegen Schnitzer gerichtete Krieg nahm in der That im März 1886 ſeinen Anfang. Da wollte Kabrega den Dr. Junker, der natürlich von allem, was er erlebt und erfahren, an Schnitzer hatte Mittheilung gelangen laſſen, wieder zurück nach dem Albertſee befördern, aber die Zeiten des Zurückgehens waren, wie er ſelbſt ſagt, für ihn ein- für allemal vorüber. Während die feindlichen Truppen von Oſten in Unjoro einbrachen und ſiegten — Kabegra fiel im Kampfe —, ging Junker in ſüdweſtlichem Bogen, den Fluß Kafu in ſeinem ſüdlichen Drittel überſchreitend, an die Grenze von Uganda. Mit großer Schwierigkeit gelingt es ihm, Boten an Muanga gelangen zu laſſen; nach Uebung unſäglicher Geduld erhält er die Erlaubniß den Grenzfluß zu überſchreiten, und trotz läſtiger Beingeſchwüre vermag er ſich bis zu Muangas Reſidenz hinzuſchleppen (11. Juni). Dieſer machte die größten Schwierigkeiten, als Junker für Schnitzer um 2000 Thaler, wahrſcheinlich in Elfenbein, Zeuge einkaufte; ob dieſe nach Unjoro abgelaſſen wurden, blieb trotz Verſprechens höchſt zweifelhaft. Im Auguſt gelang es Junker, den Klauen Muangas zu entkommen, und am 16. giebt er aus der eben ereichten engliſchen Miſſionsſtation Mſalala am Südufer des Viktoria-Njanza erſtmals wieder von ſich und Schnitzer Nachricht, die freilich erſt Anfang November in Kairo eintraf.

Junker zieht dann heimwärts; von Tabora aus geleitet ihn gegen Entschädigung von 1500 Thalern der über 3000 Gewehre verfügende Araberanführer Tippu Tip bis zur Küste, die er denn endlich nach über siebenjähriger Abwesenheit am 4. Dezember 1886 bei Sansibar erreicht.

Junker bringt freilich nicht seine reichen Sammlungen, wohl aber in acht großen enggeschriebenen Oktavbänden von je 300 Seiten alle seine Reisenotizen glücklich mit, ebenso ein ungemein reiches Material an Karten, die nach Schweinfurths Zeugniß in Bezug auf Genauigkeit den strengsten Anforderungen der heutigen Kartographie entsprechen. Der westlichste Punkt, den er erreicht hat, liegt (nach Schweinfurth) unter 22° 47′ 40″ ö. L. Gr. und 3° 13′ 10″ n. Br. und ist von Greenfells von Westen her erreichtem äußerstem Halteplatz am Ubangi nur ungefähr 330 km nach Osten entfernt.

Fast noch auf der Ueberfahrt von Sansibar nach Aden Schiffbruch erleidend, kommt Junker am 10. Januar 1887 in Suez an, von Bruder und Schwager und von Schweinfurth begrüßt, wird am 13. in Kairo festlich bewillkommt und reist nun auf nächstem Wege über Berlin* nach Petersburg, wo seine hochbetagte Mutter lebt.

So ist Junker glücklich gerettet; aber Schnitzer? — so lese ich die bange Frage von Ihren Lippen ab, aus Ihrem Herzen heraus.

Gleich im ersten Briefe, den Junker von Msalala aus an Schweinfurth in Kairo schrieb (vom 16. August 1886), ist sein ganzes Denken der Unterstützung, der Rettung seines Freundes

* In einer Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin hielt Dr. Junker einen Vortrag über seine Reisen; nach der dabei benutzten Uebersichtskarte, von welcher Herr Geh. Rath Dr. Virchow mir gütigst einen Abdruck verschaffte, sind in dem beifolgenden Kärtchen die Flußläufe wenigstens eingezeichnet worden.

Schnitzer gewidmet, mit fieberhafter Ungeduld treibt er Schweinfurth an, durch die Presse, durch alle Mittel, die er anzuwenden vermöge, die öffentliche Meinung Europas für Schnitzer zu erregen. Schweinfurth kommt dem aus ganzem Herzen nach. Er wendet sich zunächst an die ägyptische Regierung, an deren ersten Minister Nubar-Pascha; der aber will von seinen selbst an Schnitzer gemachten Versprechungen nichts mehr wissen und verweist auf private Anstrengungen. Nachträglich scheint aber der ägyptischen Regierung, vielleicht unter dem Druck der englischen, doch die Erkenntniß gekommen zu sein von ihrer moralischen Verpflichtung, für die Rettung der von ihr selbst entsandten Beamten und Soldaten einzutreten: so entschloß sie sich, Schnitzer selbst in Anerkennung seiner Verdienste endlich, nachdem sie sich volle drei Jahre nicht mehr um ihn bekümmert, zum Pascha zu ernennen und eine etwaige Expedition zu seiner Rettung mit einem Beitrag von 10 000 £ zu unterstützen.

Daß aber zu dieser Rettung größte Eile noththut, geht aus der durch das Gesagte schon gekennzeichneten mißlichen Lage Schnitzers hervor, über welche die letzten Wochen überdies in den schon erwähnten Briefen genauere Aufklärung brachten.

Wir haben Schnitzer zugleich mit Junker verlassen (2. Januar 86), als er sich von Lado zurückgezogen und in Wadelai festgesetzt hatte. Andauernd mit der Pflege und Verwaltung seiner allmählich zusammenschrumpfenden Provinz beschäftigt, muß er sich behufs Besserung seiner Lage Plan um Plan ausdenken. Soll er überhaupt die Aequatorealprovinz verlassen, die er mit dem Kern seiner Truppen, wohl 2000 Mann, noch besetzt hält? Soll er sie, die vom Khedive aufgegeben, in irgend einer Form, gar als Souverän weiter beherrschen? Vermöchte er gar mit eigenen Mitteln Kartum wieder zu erobern, vorausgesetzt, daß er von der Ostküste her Waffen und Munition zu-

geführt erhalte? — denn ſelbſt dieſen Plan traut Schweinfurth dem ſchöpferiſchen Organiſationstalent Schnitzers zu. Oder ſoll er den Rückzug nach Süden und Oſten antreten?

Dr. Junker hatte er bei deſſen Abreiſe beauftragt, den Königen von Unjoro und Uganda große Elfenbein-Vorräthe als Zahlungsmittel für freien Durchzug anzubieten, und auch im Juni 1886 noch ſcheint er, ſeinem in ſehr gedrücktem Ton geſchriebenen Brief zufolge, die Abſicht des Abzuges nach Süden gehabt zu haben. Denn die Blattern herrſchten und die Nahrungsmagazine waren leer und das Ausbleiben jeglichen Regens ſchien Hungersnoth zu bringen; dazu griff der Ungehorſam ſeiner Leute mehr und mehr um ſich, die in Dufile ſtationirten erwarteten damals nur noch von Lado das Zeichen zum Aufbruch nach Norden.

Im Juli aber, als am 2. die Nachrichten Junkers aus Uganda eingetroffen waren, welche Ausſicht auf Dr. Fiſchers Kommen und Hülfe von Südoſten eröffneten, da hob ſich wieder ſein Muth: auf jene Nachrichten hin „und weil ich meine Leute nicht unnützen Gefahren ausſetzen will, habe ich mich entſchloſſen, von einem Rückzuge für jetzt abzuſehen und zu warten, was die Zeiten mir bringen werden".

Die Zeit brachte aber Böſes: Dr. Fiſcher, zu deſſen Unterſtützung Schnitzer ſchon nach Fatiko und Fadibek Befehl gegeben und Kabrega Elfenbein verſprochen hatte, damit er die Lango (Wakidi) dazu bewege, jenem den Durchzug zu geſtatten, Fiſcher mußte, wie wir hörten, ſo nahe am Ziel umkehren. Ob und wann dies Schnitzer erfahren, iſt heute noch unbekannt; wohl aber hat er von der den Europäern feindlichen Haltung des Königs von Uganda Kunde erhalten, wie ſein Brief an Felkin bezeugt. Sehr befremdlicherweiſe ſcheint er aber zu der Zeit, als er jenen Brief ſchrieb (7. Juli 1886), noch keine Kunde von den bereits im April beendeten

Kämpfen zwiſchen Muanga und Kabrega und dem für letzteren ſehr ungünſtigen Ausgang deſſelben gehabt zu haben, denn er ſpricht immer noch von den freundſchaftlichen Beziehungen, die er zu letzterem unterhalte, und daß er Caſati bewogen habe ſeinen Aufenthalt bei Kabrega zu nehmen, um ſeine Intereſſen beſſer bei dieſem Könige vertreten zu ſehen. Es iſt dieſe Unkenntniß der Lage um ſo auffallender, als Schnitzer ſelbſt ſchreibt, daß er kurz vor Abfaſſung jenes Briefes den Albertſee beſucht und mit reichen geographiſchen, zoologiſchen und ethnographiſchen Errungenſchaften von deſſen Oſtufer nach Wadelai zurückkehrte, daß er alſo dem Schauplatze jener für ihn ſo verhängnißvollen Kämpfe ſo nahe war.

So hat ſich denn die Lage Schnitzers, von welcher Seite man ſie auch auffaſſe, erheblich verſchlechtert und eilige Hülfe thut dringend Noth. Mit Freuden hören wir daher, daß Rettung naht.

Als Schweinfurth zu Anfang November 1886 die Briefe aus dem Süden erhielt, dachte er einen Augenblick daran und gab auch dem Gedanken Ausdruck, daß die Deutſch-Oſtafrikaniſche Geſellſchaft den Tana hinauf, über das obere Gallaland hin Schnitzer die Hand reichen, möglicherweiſe die noch in ſeinem Beſitz befindlichen Länder an ſich nehmen ſolle, um ſo des ausdauernden Mannes zehnjährige Arbeit nicht untergehen zu laſſen.

Lebhafter wirkten aber Schweinfurths Nachrichten und Aufmunterungen in England. Auf Felkins Veranlaſſung plant die ſchottiſche geographiſche Geſellſchaft, vorausſichtlich unterſtützt durch die Mailänder Geſellſchaft für Verkehrs- und Handelsforſchung, auf deren Veranlaſſung hin der mehrfach erwähnte, ebenfalls abgeſchnittene Kapitän Caſati ſeine Reiſe unternahm, eine Expedition, welche wahrſcheinlich Joſ. Thomſon durch das Maſſailand führen wird, um ſo Uganda weit

im Norden zu umgehen und das Leben des Miſſionars Mackay und der Europäer daſelbſt nicht zu gefährden.

Auch die Neapeler Afrikaniſche Geſellſchaft plant die Entſendung einer eigenen Expedition, wohl unter Maſſari.

Während ſo verſchiedenenorts noch neue Unternehmungen zum Entſatze Schnitzers geplant werden, iſt die wohl wichtigſte aller ſchon unterwegs. Durch weſentlich engliſche Beiträge, ſo einen Beitrag von 1000 £ von der Londoner Geographiſchen Geſellſchaft, beträchtliche Beiträge von zwei Mitgliedern der ſchottiſchen geographiſchen Geſellſchaft, Mackinnan und Hutton, ſowie durch die ſchon erwähnten Leiſtungen der ägyptiſchen Regierung wurden Mittel im Geſammtbetrage von 20000 £ (4 Mill. Mark) bereitgeſtellt. Es zeigte ſich wohl auch deshalb um ſo größere Bereitwilligkeit zu Beiſteuern, da der Mann, auf den die Blicke Aller ſich lenkten, da Stanley ſich bereit erklärte die Expedition zu leiten. Er befand ſich in Amerika und wollte eben eine Rundreiſe durch die Vereinigten Staaten, wohl auch in Auſtralien zur Abhaltung von Vorträgen ausführen; alſo, wie man wohl ſagen darf, nicht ohne vorerſt finanzielle Opfer zu bringen, eilte Stanley nach London (24. Dezember 1886), vollendet hier ſeine Vorbereitungen, iſt am 27. Januar 1887 in Alexandria und trifft in Kairo mit Junker zuſammen, um mit dieſem alles zu beſprechen, was zur möglichſt beſten Ausführung dienlich ſein kann.

Jetzt erfährt auch die Welt, daß Stanley nicht die bekannte Karawanenſtraße der Araber von Sanſibar aus über Uniamweſi am Weſtufer des Viktoria Njanza entlang und daß er auch nicht auf dem mehr gradlinigen Wege durch Maſſailand Schnitzers Provinz zu erreichen gedenke, ſondern auf dem ſcheinbar weiteſten aller Umwege, auf dem um das Kap der guten Hoffnung herum und den Kongo aufwärts. So überraſchend dieſe Nachricht war und ſo ſehr ſie auch im erſten Augenblick zu der

Beſorgniß Anlaß gab, als ob Stanley Schnitzers Befreiung nur erſt in zweiter Linie betreiben wolle, um den in letzter Zeit am oberen Flußlauf bedrohten Intereſſen des Kongoſtaates ſeine Hauptarbeit zu widmen, ſo überzeugten ſich doch zunächſt in Kairo ſofort Alle, durch Stanleys Gründe beſtimmt, von der Richtigkeit ſeiner Wahl.

So nämlich vermeidet er, was auf der Ugandaroute ſeitens des ohnehin ſo mißtrauiſchen und nun gar durch die Kunde von den Sanſibarer Zurüſtungen doppelt beſorgten Königs Muanga und was wohl auch beim Marſche durch Maſſai unabwendbar wäre, er vermeidet jede Art kriegeriſchen Zuſammenſtoßes, er ſetzt ſo nicht das Leben der von Muanga zurückgehaltenen Miſſionare aufs Spiel, er braucht auch nicht, was auf dem Maſſaiweg wohl eintreten könnte, Hungersnoth zu fürchten, ebenſo wenig, was auf jedem Landweg von Oſten her vorkäme, das Ausreißen ſo mancher ſeiner ſanſibaritiſchen Soldaten und Träger.

So alſo in jedem Falle ſicherer, wahrſcheinlich aber ſogar auch ſchneller hofft Stanley ſein Ziel, Wadelai am Ausfluſſe des Nils aus dem Viktoria Njanza, zu erreichen. Denn für die gewöhnliche Karawanenſtraße vom Oſten her rechnet er 170 Marſchtage zu 20 km, wozu dann freilich auf dieſem langen Landwege an mehreren Stellen ein aus mancherlei Gründen gebotener längerer Aufenthalt käme, für den Kongoweg rechnet er 175 Tage, die 19 Tage Seefahrt von Sanſibar bis zur Kongomündung eingerechnet. Aber nur 50 dieſer 175 ſind Marſchtage, 15 am unteren und 35 am oberen Kongo. Auf dem Strome ſelbſt ſind aber alle Vorkehrungen zu raſcher Beförderung getroffen: dem Befehle des Belgierkönigs zufolge, des Souveräns vom Kongoſtaat, ſind bei Stanleys Ankunft alle verfügbaren Dampfer bereit, wahrſcheinlich deren vier in Leopoldville am Stanleypool, am Beginne der Schiff-

barkeit des oberen Kono, um 500 bis 600 Mann ſtromaufwärts zu befördern und ſo ſtaffelweiſe den Vormarſch nach Oſten zu ermöglichen.

Am 22. Februar trifft Stanley in Sanſibar ein. Nicht nur, daß die über 600 Mann des Entſatzzuges völlig bereit ſind — mehr als durch dies überraſcht er die Welt durch die Nachricht, daß er Tippu Tip, den mächtigſten Sklavenfürſten von Mittelafrika, den „ungekrönten König" von den Stanleyfällen bis zum Tanganjikaſee, den Gebieter über Tauſende abgehärteter Krieger, daß er dieſen für ſeine Zwecke gewonnen. Er packt ihn bei der Gewinnſucht: 120 Mark verſpricht er ihm für jeden der 600 Laſtträger, die er ihm ſtelle, um das bei Schnitzer aufgehäufte Elfenbein, deſſen Werth Dr. Junker auf 5/4 Mill. Mark ſchätzt, nach dem Kongo zu ſchaffen. Er faßt ihn aber auch beim Ehrgeiz: Tippu Tip erhält die Würde eines Statthalters bei den Stanleyfällen, um dem Kongoſtaate ſeine Macht und ſein Anſehen dienſtbar zu machen.

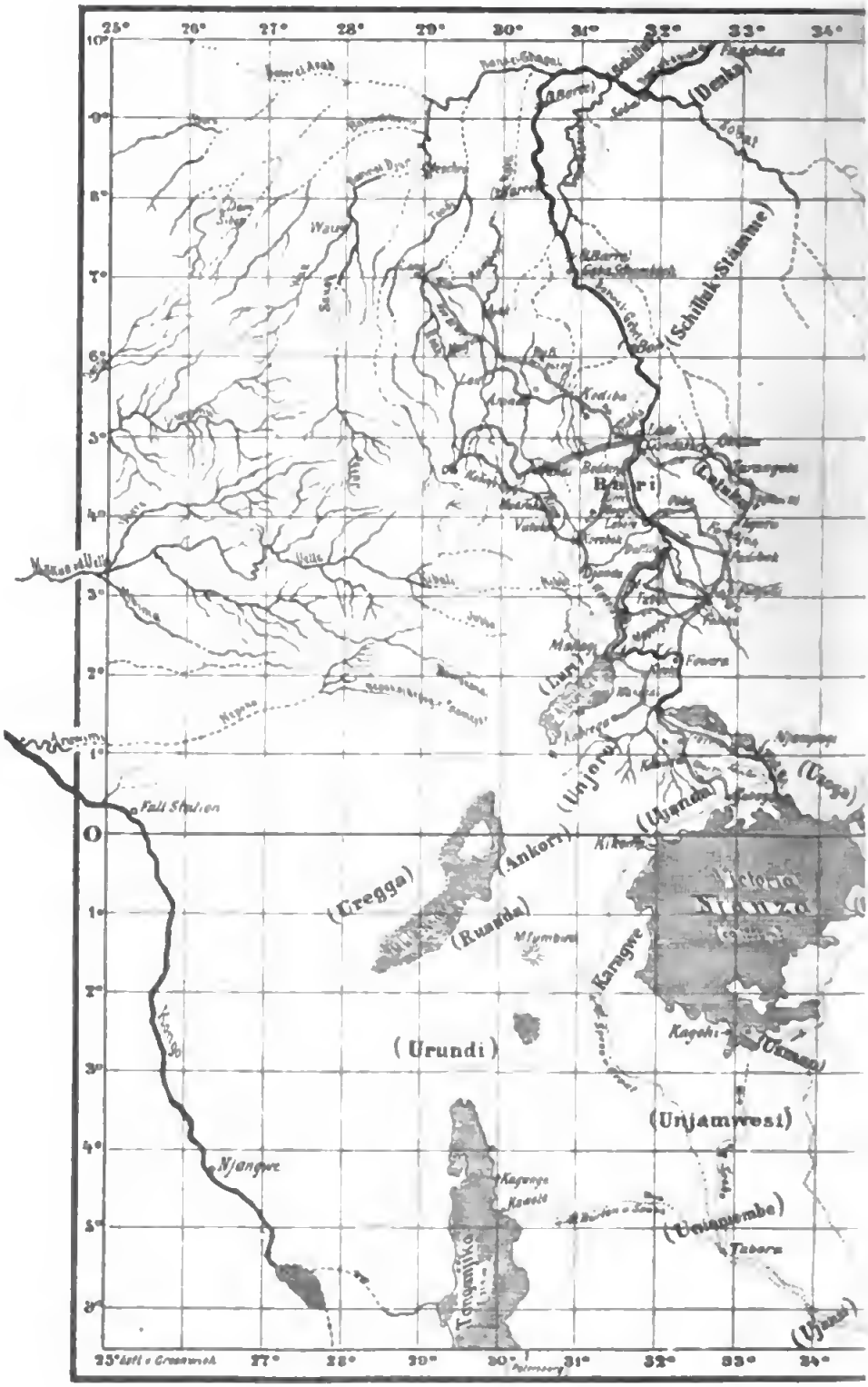
Noch werden Sendboten abgeſandt von Stanley an Schnitzer und von Tippu Tip an ſeine Leute im Innern, und nach nur dreitägigem Aufenthalte in Sanſibar erfolgt am 25. Februar die Abfahrt von da: Tippu Tip iſt einer der 743 Köpfe des Entſatzzuges. Am 9. März wird Kapſtadt, bald die Kongomündung erreicht, am 30. April geht es von Stanley-Pool in vier Dampfern den Kongo aufwärts, und ſo iſt man in dieſem Augenblicke ſchon im Herzen Afrikas angelangt.

Entweder vom Kongo ſelbſt, von da, wo er aus der nördlichen in die weſtliche Richtung umbiegt, oder von einem oberen Punkte ſeines Nebenfluſſes Aruwimi aus, welchen Stanley ſelbſt 180 km weit aufwärts erforſcht hat (1883), wird er ſeinen Marſch zu Lande antreten, um die 700 oder 600 km bis zum Weſtufer des Albertſees zurückzulegen. Freilich geht es hier durch noch völlig unbekanntes Land, aber vor-

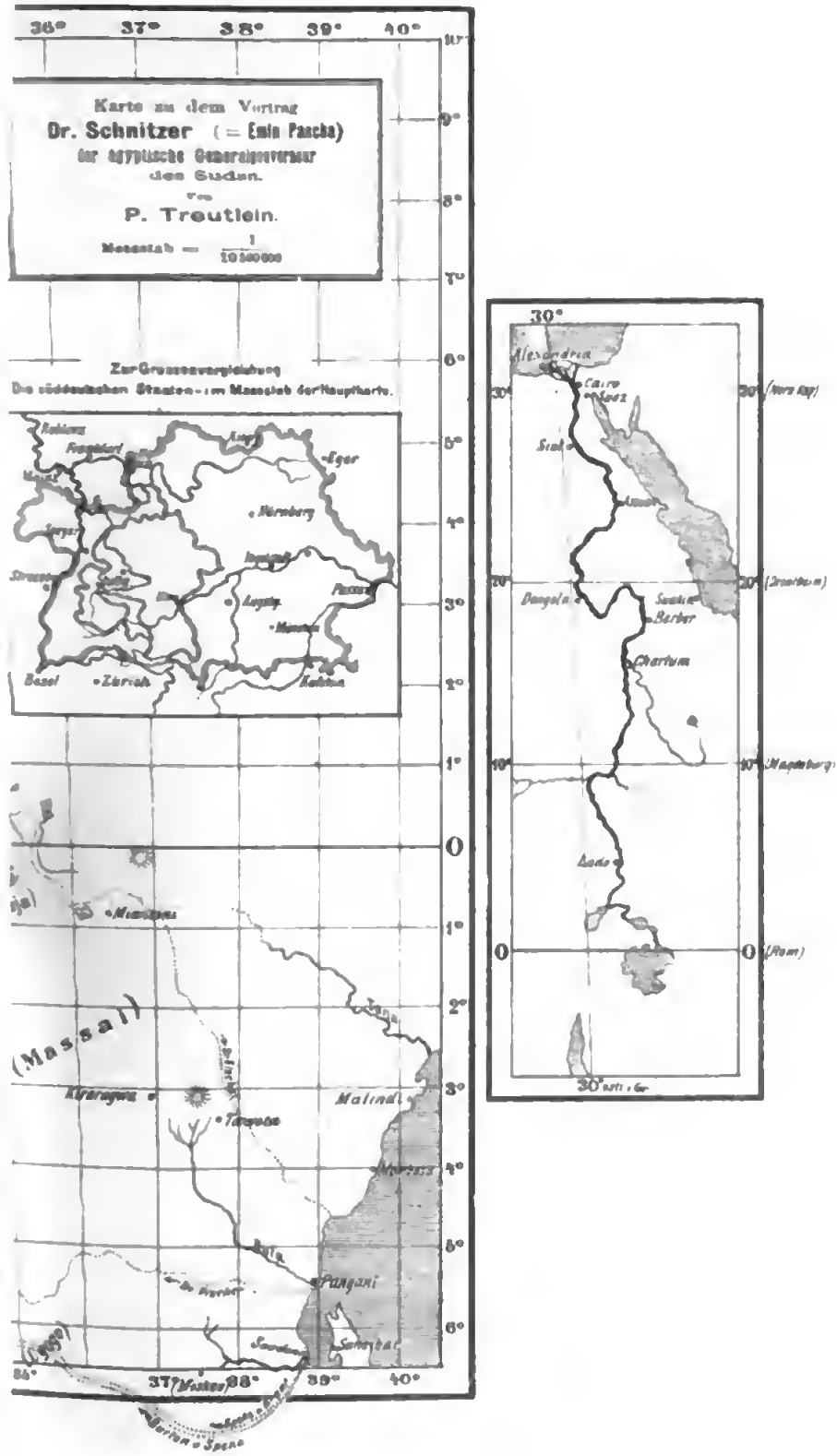
aussichtlich wird es an Lebensmitteln nicht fehlen, und Stanley wie Junker sind einer Meinung, daß auf jener Strecke mächtige Stämme oder gar Staaten, welche übergroßen Widerstand zu leisten vermöchten, nicht angetroffen werden können.

So begleiten wir in Gedanken den ebenso klugen als muthigen und energischen Amerikaner und seine hoffentlich treue Schaar ins Innere des noch so viele Räthsel bietenden Erdtheils; voll banger Sorge versetzen wir uns zu unserem theuren Landsmanne, dem ruhmreichen ausdauernden Forscher, dem bewährten treuen Beamten. Möge es ihm, dem so hart geprüften Opfer schlechter Staatskunst und widriger Verhältnisse, möge es ihm bald vergönnt sein, den Tag und die Stunde der Befreiung zu schauen, möge aber auch — und wir sprechen mit diesem Wunsche gewiß im Sinne unseres „sturmgeprüften Wandersmannes" — möge aus seiner rastlosen zehnjährigen Thätigkeit dem Lande, dessen edelster Bürger er gewesen, dauernder Erfolg zutheil werden, möge es der ernsten Arbeit der alten Kulturvölker gelingen, in jenen schwarzen Gebieten menschenwürdige Zustände und besseres Leben erblühen zu lassen! Für ewige Zeiten wird dann unseres Dr. Schnitzers Name nicht blos in den Büchern geographischer Wissenschaft, nein, in den Einrichtungen jener Landstriche und in den Herzen spätgeborener Nachkommen eingeschrieben stehen.

(230) Druck von J. F. Richter in Hamburg.



(Schilluk-Stämme)
(Denka)
Bari
(Lulu)
(Luri)
(Unjoro)
(Uganda)
(Uzoga)
(Ankori)
(Uregga)
(Ruanda)
Victoria
Nianza
Karagwe
(Urundi)
(Unjamwesi)
(Uniamembe)
Tabora
(Ujanzi)
Fall Station
Njangwe
Kongo
Tonganjika


Karte zu dem Vortrag
Dr. Schnitzer (= Emin Pascha)
über ägyptische Generalgouverneur
den Sudan.
von
P. Treutlein.
Maßstab = 1/10560000
Zur Grenzenvergleichung
Die süddeutschen Staaten im Maßstab der Hauptkarte.
Nürnberg
Leipzig
Basel
Zürich
Massai
Malindi
Mombas
Pangani
Sansibar
Alexandria
Cairo
Suez
Sinai
Berber
Khartum
Lado
30° östl. v. Gr.

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung" erschienen:

Handelswissenschaft und Industrie, Technik.

17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 8.50 Mark.

Aron, Ueber Lieferungsgeschäfte u. kaufmännischen Schwindel. (222) M. —.75
Baumeister, Die technischen Hochschulen. (N. F. 5) . . . . . —.75
Berger, Moderne und antike Heizungs- und Ventilationsmethoden. Mit 9 Holzschnitten. (112) . . . . . M. 1.—
Buchanan, Petroleum, seine Naturgeschichte und Gewinnung. (157) . —.75
Cohn, Die Börse und die Spekulation. 2. Aufl. (57) . . . . . —.60
Endemann, Die Entwickelung der Handelsgesellschaften. 2. Aufl. 33) 1.—
Kühns, Die Bedeutung des Wechsels für d. Geschäftsverkehr 2. Aufl. 10) —.75
Marggraff, Badewesen und Badetechnik der Vergangenheit. (380) . . —.60
Meyer, Die Industrie der Theerfarbstoffe. (368) . . . . . —.60
Noeggerath, Gust., Ad., Die Achat-Industrie im Oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld. (264) . . . . . —.60
v. Scherzer, Die Anfänge menschl. Industrie. (419) . . . . . —.60
Schmidt, Die Photographie, ihre Geschichte u. Entwickelung. N. F. 7) —.80
Schumacher, Das Rettungswesen zur See. (43) . . . . . 1.—
Wedding, H., Das Eisenhüttenwesen. Erste und zweite Abtheil. Mit 5 Holzschn. (93. 108). Erste Abtheilung: Die Erzeugung des Roheisens. Mit 2 Holzschnitten. (93). Zweite Abtheilung: Die Darstellung des Stahls und Schmiedeeisens. Mit 3 Holzschn. (108) à Heft . . . . . —.75
Winkelmann, Kautschuk und Gutta-Percha. (235) . . . . . —.75
—, Die Terpentin- und Fichtenharz-Industrie. (355) . . . . . —.75

Geographie.

22 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11 Mark.

Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) . . . . . —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane oer Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. N. F. 4) —.60
Buchholz, Land und Leute in Westafrika. 257) . . . . . 1.—
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben der Menschen unter den Tropen. (204) . . . . . —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) . . . . . 1.—
v. Hochstetter, Der Ural. (181) . . . . . 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) . . . . . —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) . . . . . —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) . . . . . 1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392) . . . . . —.60
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) . . . . . 1.—
Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434) 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) . . . . . —.60
Wattenbach, Algier. 2 Abz. (35) . . . . . 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468) . . . . . —.60

Verlag von J. F. Richter in Hamburg.

Im Harnisch,

Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark

von

Aurelius Polzer

(Erich Fels).

Eleg. gebunden Mk. 3.—, eleg. broschirt Mk. 2.—.

Wenn je einer der deutsch-nationalen Sänger, so meint es Polzer ernst, und nicht nur seine Lieder und Schriften, auch seine Thaten und Schicksale bekräftigen dies vollauf. Es hat der tapfere deutsch österreichische Sänger im „Harnisch" für seine nationalpolitische Ueberzeugung wie bekannt ja bereits namhafte Opfer gebracht. — Die Gedichte sind infolge ihrer Tendenz nach den §§ 486 und 493 der Strafprozeßordnung in **Oesterreich verboten worden** und dürfte dieses Urtheil zugleich eine dringende Mahnung sein, die kräftigen treu deutschen Lieder zum Troste des Sängers zu lesen.

Urtheile der Presse: Wer Polzer's Gedichtsammlung „Im Harnisch" in die Hand genommen, dem wird sie selbst nach flüchtigem Durchblättern schon zur großen Befriedigung gereichen. Alles was das deutsche Volk der Ostmark in der jetzigen Zeit schwerer nationaler Bedrängniß erregt und bewegt, das ist hier in kernigen markigen Worten formvollendet und versgewandt zum Ausdruck gebracht. Bei der Mehrzahl seiner Gedichte hat dem Verfasser der Unmuth und die Entrüstung über die heimtückischen Gegner des Deutschthums, ebenso wie der Zorn über die Gleichgültigkeit so vieler Deutschen in Oesterreich die Feder geführt. Herrliche Kampfeslieder, Mahnrufe an die Aengstlichen und Flauen, die unthätig dem schweren Ringen ihres Volkes zusehen können, tönen uns aus dem Buche entgegen. Aus vielen Gedichten klingt aber auch die felsenfeste Ueberzeugung heraus, daß dem deutschen Volke nach hartem Ringen der endliche Sieg nicht fehlen werde.

Aspasia. Ein Künstler- und Liebes-Roman aus Alt-Hellas von **Robert Hamerling.** Mit Illustrationen von Herm. Dietrichs. Dritte durchgesehene Auflage. 3 Bände, in Prachtband gebunden Mk. 18.—, hocheleganter broschirt Mk. 15.—.

Blätter im Winde. Neuere Gedichte von **Rob. Hamerling.** Preis elegant broschirt Mk. 5.—, in Prachtband mit Goldschnitt Mk. 6.50.

Der Elephant in Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren Afrikanischen Kolonien. Nach einem in der Zoologischen Gesellschaft und im Naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg gehaltenen Vortrage von Dr. **Heinrich Bolau,** Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg. Mit 4 Holzschnitten. Preis Mk. 1.—.

Ueber das Deutschthum in Süd-Brasilien. Eine Studie von Dr. **Wilhelm Breitenbach.** Preis Mk. 1.—.

Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte. Von Dr. **H. Simonsfeld,** Dozent an der Universität in München. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. **Fr. v. Holtzendorff** in München. Zweite Auflage. Gr. 8° elegant broschirt Mk. 1.—.

Die „Historische Zeitschrift" schreibt: In lebendiger und anschaulicher Weise wird das heutzutage besonders anziehende Thema entwickelt, und das Lob, das Franz von Holtzendorff in dem beigegebenen Begleitwort dem Verfasser spendet, ist ein wohlverdientes. Alle erheblicheren Kolonisationen durch Deutsche sind aufgezählt und wenn man oft genug wahrnimmt, wie unser Volk fremden Nationen Arbeitskräfte liefert, so wird der Wunsch um so mächtiger, daß die nationalen Hoffnungen sich erfüllen und es endlich anfhören möge, uns zu heißen: sic vos, non vobis!

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 6.

Der Elephant in Krieg und Frieden

und seine Verwendung in unsern Afrikanischen Kolonien.

Von
Dr. Heinrich Bolau,
Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung“ erschienen

Geschichte.

25 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 12,50 Mark.

Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) ..... M. 1.20
Bergau, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) .... „ —.60
Binntschli, Die Gründung d. amerikanischen Union von 1787. 2. Aufl. (54) ..... „ —.60
Boesch, Heinrich I. und Otto I. (432) ..... „ —.60
Czekelius, Ein Bild aus d. Gegenreformation i. Siebenbürgen. (465) „ —.80
Denicke, Von der deutschen Hansa. (456) ..... „ —.80
Dondorff, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) ..... „ —.75
Essellen, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) ..... „ 1.—
Häußner, Unsere Kaisersage. (440) ..... „ 1.—
Hetzel, Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität i. Kriege. (461) „ —.60
Heydenreich, Livius und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. (401) ..... „ 1.—
Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester. Ein Kriminalfall des XVI. Jahrhunderts. (389) ..... „ —.80
Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) ..... „ —.75
Lehmann, Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) ..... „ —.75
v. Löher, Cypern in der Geschichte. (307) ..... „ 1.—
Müller, Die Beherrscher der Gläubigen. (406) ..... „ 1.—
Schreiber, Die Reformation in Pommern. (351) ..... „ 1.—
Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) ..... „ 1.—
Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) ..... „ —.75
Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) .... „ 1.—
Stark, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/148) ..... „ 1.80
Twesten, Die Zeit Ludwig XIV. (121) ..... „ —.60
Winckler, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323) . „ —.75

Sprachwissenschaft.

15 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 7,50 Mark.

Abel, Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen. (158/159) ..... „ 1.20
Bezold, Ueber Keilinschriften. (425) ..... „ —.60
Brugsch, Ueber Bildung und Entwickelung der Schrift. Mit einer Tafel in Steindruck. 2. Abz. (64) ..... „ —.75
Dannehl, Ueber niederdeutsche Sprache und Literatur. (219/220) ... „ 1.20
Devantier, Ueber die Lautverschiebung und das Verhältniß des Hochdeutschen zum Niederdeutschen. Mit einem Holzschnitt. (376) .. „ 1.—
Ebers, Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. Mit vielen Holzschn. 2. Aufl. (131) ..... „ —.80
Grünbaum, Mischsprachen und Sprachmischung. (473) ..... „ 1.—
Kohl, Ueber Klangmalerei in der deutschen Sprache. (175) ..... „ 1.—
Lefmann, Ueber deutsche Rechtschreibung. (129) ..... „ —.60
Osthoff, Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung. 327 ..... „ 1.—
Schriftsprache und Volksmundart. 411 ..... „ —.80
Roesch, Ueber das Wesen und die Geschichte der Sprache. (172) .... „ —.60
Schrader, Thier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung. (127) ..... „ —.60

Der
Elephant in Krieg und Frieden
und seine Verwendung
in unsern
Afrikanischen Kolonien.

Nach einem in der Zoologischen Gesellschaft und im Naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg gehaltenen Vortrage

(Cornelius Karl) von
Dr. Heinrich Bolau,
Direktor des Zoologischen Gartens in Hamburg.

Mit 4 Holzschnitten.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Indier ſtellen Ganeſa, den Gott aller Wiſſenſchaften und Künſte, mit einem Elephantenkopf auf menſchlichem Leibe dar. Sie glauben, die hohe Stellung des Gottes nicht beſſer ausdrücken zu können, als dadurch, daß ſie ihn mit dem Haupte des geiſtig ſo hervorragenden Elephanten bekrönen. Damit weiſen ſie aber auch zugleich dem Elephanten ſeinen hohen Rang an. Er ſteht bei ihnen in größerem Anſehen, als bei irgend einem andern Volke; ſeine Zähmung reicht mit den Anfängen indiſcher Kultur weit über Menſchengedenken hinaus, ſelbſt die Sage erzählt nicht von ihr; er iſt der Genoſſe des Menſchen im Frieden, der Begleiter der Könige und Helden im Kriege; er erhöht die Stärke der Heere; Lieder und Geſänge feiern ihn; das Sprichwort nennt ihn; acht Elephanten theilen ſogar die Ehre und — die Mühe, die Kardinalpunkte des Erdkreiſes zu ſtützen.

Heute dient der Elephant in Indien den Menſchen nur noch zu Arbeiten des Friedens, er zieht den Pflug, er trägt Laſten, hilft beim Wegebau und dient als Reitthier; bei feſtlichen Aufzügen reicher indiſcher Fürſten fehlt er auch heute nicht — ſeinen Werth als Genoſſe des Kriegers hat er aber ſelbſt in Indien verloren, ſeit ihm im Feuergewehr ein gefährlicher Gegner erſtanden iſt.

Fang, Zähmung und Haltung des Elephanten haben heute denn auch bei weitem nicht mehr die Bedeutung, wie einſt.

Erzählt doch Marco Polo, der berühmte venetianiſche Reiſende des 13. Jahrhunderts, er habe bei dem Tatarenkaiſer 5000 Elephanten gefunden, und nach Tavernier hielt der Großmogul im 17. Jahrhundert 500 Elephanten zum Laſttragen und 80 zu Kriegszwecken. Und wenn wir ſchon über dieſe Zahlen erſtaunen, — die Schriftſteller des Alterthums warten mit noch ganz anderen auf: Kteſias, der ſich um 400 v. Chr. als Arzt am perſiſchen Hofe aufhielt, iſt der Erſte, der von der Wichtigkeit des Elephanten in der Kriegskunſt der Indier ſpricht. In ſeinen zum Theil lügenhaften Berichten über Indien erzählt er — er ſagt vorſichtig, er habe gehört —, der „König von Indien“ laſſe 100000 Elephanten vor ſeinem Heer voraufziehen, 3000 der ſtärkſten bilden den Nachtrab, und bei Belagerungen von Städten werden die Elephanten als Mauerbrecher verwandt.

Es iſt intereſſant, daß dieſe und andere Erzählungen über Indien und ſeine Schätze und Wunder für Alexander den Großen die Haupturſache zum Zuge nach dem fernen Fabellande geworden ſind. Wie Kteſias der Erſte war, der der Kriegselephanten indiſcher Fürſten Erwähnung thut, ſo hat Alexander dem erſtaunten Abendlande die erſten Rieſenthiere ſelbſt gebracht, und zwar noch vor dem Zug nach Indien. Die erſte geſchichtliche Erwähnung der Verwendung von Elephanten im Kriege findet ſich nämlich in der Schlacht von Arbela und Gaugamela, 331 v. Chr. Darius Codomannus hatte ſeine Elephanten, die er den verbündeten Indiern verdankte — es waren ihrer fünfzehn —, unmittelbar vor ſeinem Kriegswagen neben Perſiens edelſten Kriegern aufgeſtellt. Das zwanzigfach ſchwächere Heer Alexanders ſchlug den furchtbaren Feind aufs Haupt, und nach beendetem Kampfe gehörten des Darius Elephanten zur vornehmſten Beute des Macedoniſchen Königs, der vermuthlich einen Theil von ihnen in die Heimath ſchickte als

Zeichen des erkämpften Sieges sowohl, als vielleicht auch, um seinem Freunde und Lehrer Aristoteles Gelegenheit zur Beschreibung der ungewöhnlichen Thiere zu geben. Nach der genauen Darstellung, die der große Naturforscher vom Elephanten giebt, ist nämlich anzunehmen, daß er ihn lebend beobachtet habe.

Vier Jahre nach der Schlacht von Gaugamela folgte dann jener merkwürdige Zug nach Indien, der eine größere Zahl Kriegselephanten in Alexanders Gewalt brachte. In der Schlacht am Hydaspes jenseit des Indus hatte der indische König Porus dem großen Eroberer außer 3000 Reitern, 50000 Mann Fußvolk und 10000 Streitwagen auch 130 Elephanten entgegengestellt. Nach schwerem Ringen erfocht Alexander den Sieg und erbeutete 80 der gefährlichen Gegner. Deren Zahl vermehrte sich in den folgenden Kämpfen rasch, so daß der König, als er den Rückzug aus Indien antrat, bereits 200 dieser gewaltigen Streiter besaß, und am untern Indus wurde diese neue Kriegsmacht noch zu dreien Malen, wenn auch nicht bedeutend, vergrößert.

Die sorgfältige Ueberführung dieser kostbaren Kriegsbeute in die Hauptstadt seines Weltreiches ließ Alexander sich besonders angelegen sein. Sie werden wahrscheinlich den Glanz seines Einzuges in Babylon nicht wenig erhöht haben; ihre Verwendung aber zur weiteren Ausführung seiner Pläne sollte dem großen Eroberer nicht beschieden sein: das Bild der eroberten Elephanten zierte den prachtvollen Leichenwagen, der die Reste des königlichen Macedoniers von Babylon nach Alexandria überführte.

Von da ab haben Elephanten durch drei Jahrhunderte in der Kriegsgeschichte der alten Kulturvölker eine große Rolle gespielt und nicht selten das Geschick der Schlachten entschieden.

In den Bürgerkriegen, die Alexanders Nachfolger unter einander führten, gingen sie als wichtigster Besitz oft aus einer

Hand in die andere über, und nach Curtius haben sie gar zum Ausbruch dieser Kriege die erste äußere Veranlassung mit gegeben: als Perdikkas, an den die Elephanten zunächst gekommen waren, 300 Krieger aus der von Meleager befehligten widerspänstigen Phalanx im Angesichte des ganzen Heeres durch Elephanten zertreten ließ, brach der Macedonische Bürgerkrieg aus.

Wir wollen die Wechselfälle desselben nicht verfolgen; uns interessirt hier aber, daß, wie es scheint, nur noch die syrischen Könige aus dem Geschlechte der Seleuciden Gelegenheit fanden, hin und wieder durch Zuzug aus Indien ihre Bestände an Elephanten zu verstärken und zu ergänzen und besonders, daß schließlich durch Pyrrhus von Epirus zwanzig der alexandrinischen Elephanten bis nach Italien kamen; er hatte sie im Kampfe gegen Demetrius, den letzten Herrscher Macedoniens, im Jahre 283 gewonnen. Sie blieben die einzigen indischen Elephanten, die im Alterthum Italiens Boden betreten haben.

Es war in den Jahren 280 und 279 v. Chr., als Pyrrhus mit Hülfe dieser mächtigen Bundesgenossen in den Schlachten von Heraklea und Askulum über die Römer den Sieg davon trug. Diesen waren die kolossalen Gegner so neu und fremd, daß ihnen sogar der Name für sie fehlte; sie nannten sie daher kurzweg lukanische Ochsen, weil sie ihnen in der Provinz Lukanien zuerst begegnet waren.

Aber schon vier Jahre später besiegten die Römer bei Beneventum den Pyrrhus und seine Elephanten, und vier der letzteren fielen mit unermeßlicher Beute in ihre Hände. Auch hier entschieden die Elephanten den Kampf, wenn auch in für Pyrrhus unerwünschter Weise: sie wurden von den zur Bedeckung des römischen Lagers aufgestellten Schützen in Verwirrung gebracht und warfen sich auf die eigenen Leute. — Pyrrhus verließ bald darauf Italien und fiel später im Kampf

gegen das peloponneſiſche Argos. Charakteriſtiſch für die Art und Weiſe, wie die Elephanten in den Kampf, und oft zum Verderben der eigenen Leute, eingriffen, iſt die Erzählung Plutarchs vom Ende des Pyrrhus. Der König war heimlich in der Nacht in die Stadt Argos eingedrungen und hatte den Marktplatz beſetzt. Im Thore hatte er, weil es nicht hoch genug war, ſeinen Elephanten die Thürme müſſen abnehmen laſſen, wobei es ohne Lärm und Zeitverluſt nicht abging, ſo daß die Beſatzung der Stadt eilig die feſteſten Plätze beſetzte. Darauf kam es in den Straßen zu einem mörderiſchen Kampfe; Pyrrhus mußte weichen und ſeine Leute geriethen am Thore furchtbar ins Gedränge und in Verwirrung. Gerade im Thore lag der größte von Pyrrhus' Elephanten, ſchrie entſetzlich und verſperrte den Rückweg. Währenddem ſuchte ein anderer Elephant, (er hieß Nikon) ſeinen Führer, der ſchwer verwundet herunter gefallen war; das Thier rannte wie unſinnig umher und warf Freund und Feind über den Haufen. Endlich fand es den Führer, hob ihn mit dem Rüſſel und den Zähnen empor, ſtürzte ſich mitten unter die Leute des Pyrrhus, ſo daß dieſe ſich in der engen Straße zu einer dichten, ganz unbehülflichen Maſſe zuſammendrängten, wo jeder von ſeinem Nachbarn geſtoßen, niedergeworfen, verwundet wurde, während auch die Feinde von allen Seiten ſchoſſen und warfen. Endlich wollte Pyrrhus der Verwirrung ein Ende machen und ſtürmte hoch zu Roß mitten unter die Feinde; aber ein armes altes Weib, das auf einem Dache ſtand, warf ihm einen Ziegelſtein auf's Genick, worauf er ohnmächtig niederſank. Die Feinde packten ihn und hieben ihm den Kopf ab. (272 v. Chr.) — Trotz mancher durch die Elephanten verurſachten Unfälle waren ſie für den Feldherrn jener Zeiten erwünſchte Bundesgenoſſen, deren Beſitz ihn in vielen Fällen zum Herrn des Schlachtfeldes machte. Ihr Bezug aus dem fernen Indien aber war mit

zum Theil kaum zu überwindenden Schwierigkeiten verknüpft; der Wunsch, sich die werthvollen Thiere in größerer Nähe zu verschaffen, daher sehr naheliegend und gerechtfertigt.

Elephanten lebten nämlich damals noch in Gegenden, aus denen sie jetzt längst verschwunden sind: in einem großen Theil Nordafrikas nördlich der Sahara und im heutigen Nubien. — Hier war es denn auch, wo der erste und vom Erfolg gekrönte Versuch gemacht wurde, den afrikanischen Elephanten zu fangen und zu Kriegsdiensten zu erziehen. Ein halbes Jahrhundert nach Alexanders des Großen Tode sandte Ptolemäus Philadelphus, der von 283—246 Aegypten regierte, eine Expedition zu diesem Zwecke das rothe Meer hinab. Man gründete an der Westseite desselben die Stadt Ptolemais Theron [1] und betrieb von da aus den Fang und die Zähmung afrikanischer Elephanten.

Bevor wir auf den Werth, den der gezähmte afrikanische Elephant im Alterthum hatte, und die Möglichkeit seiner Verwerthung in der Gegenwart jetzt näher eingehen, mag es gestattet sein, ein paar Worte über die Unterschiede zwischen ihm und dem indischen Elephanten hier einzuschalten. Was zunächst die Größe unserer Thiere anlangt, so ist dieselbe oft übertrieben worden. Männliche indische Elephanten erreichen wohl in keinem Falle eine Höhe von vollen 10 Fuß engl. (3,05 m); die höchsten, welche Sanderson [2] während eines dreizehnjährigen Aufenthaltes in Indien maß, wo er reichliche Gelegenheit hatte, unsere Thiere zu beobachten, hatten eine Schulterhöhe von 9 Fuß 10 Zoll und 9 Fuß 8 Zoll engl. (bezw. 3 m und 2,95 m); weibliche Thiere sind kleiner, die größten nur 8 Fuß engl. (2,44 m) hoch. Nach Sir Samuel Baker [3] soll der afrikanische Elephant nur 1 Fuß (30 cm) höher werden, als der indische; man wird also wohl nicht sehr irre gehen, wenn man die Größe beider Thiere als ungefähr gleich annimmt. Auf die nicht unwesentlichen Unterschiede im Bau der Backenzähne

beider Thiere gehen wir nicht weiter ein; die Stoßzähne der afrikaniſchen Elephanten und namentlich die der männlichen Thiere dieſer Art ſind ſtets viel ſtärker und länger, als die der indiſchen. Den Elephanten von Ceylon fehlen dieſe Zähne faſt ausnahmlos ganz und von den Feſtlandselephanten haben nur die hinterindiſchen ſehr anſehnliche Zähne, die aber dennoch

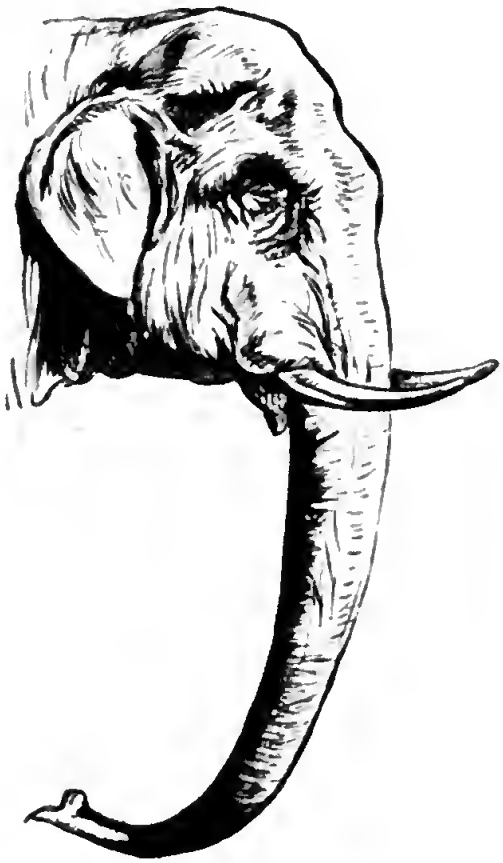


Fig. 1.
Kopf eines indiſchen Elephanten.

denen der afrikaniſchen Verwandten an Größe nicht gleichkommen. Aeußerlich fällt uns der afrikaniſche Elephant dann beſonders noch durch die viel größeren Ohren und den minder entwickelten Rüſſel auf; ſein Hinterrücken iſt ſehr hoch, ſeine Stirn gewölbt, ſeine Beine ſind höher, als die des indiſchen Thieres,

bei dem die Stirn konkav iſt und der höchſte Theil des Rückens in die Gegend der Schulter oder wenig weiter nach hinten fällt.

Dieſe wenigen äußerlichen Merkmale genügen, auf alten Münzen und Bildwerken die beiden Thiere, und in der Regel mit großer Sicherheit zu unterſcheiden. Man findet z. B. auf Münzen aus den Zeiten der Seleuciden immer nur den in-

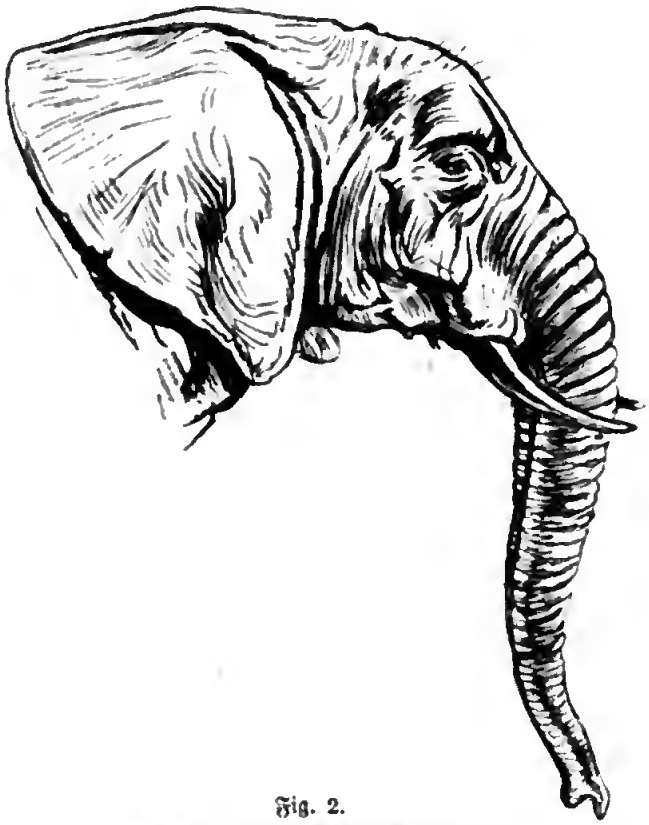


Fig. 2.
Kopf eines afrikaniſchen Elephanten.

diſchen Elephanten (man vergl. die Figuren 1 und 3) und zwar ſchon bald nach Alexanders Tode; auf römiſchen und numidiſchen Münzen, auf denen Elephanten recht oft dargeſtellt ſind, iſt dagegen ſtets die afrikaniſche Art abgebildet (Fig. 2 und 4). Ebenſo finden ſich auf den Moſaiken aus der Villa des Hadrian und auf anderen alten Bildwerken Roms Elephanten, die man an den großen Ohren gewöhnlich ſofort

als afrikaniſche erkennt. Damit iſt denn aber auch der ſichere Beweis geliefert, daß jene Elephanten, die die Alten aus dem nördlichen Afrika bezogen, derſelben Art angehörten, die noch heute einen großen Theil Afrikas bewohnt, alſo nicht der indiſchen Art, wie man wohl hat annehmen wollen.

Auf altägyptiſchen Bildwerken fehlt der Elephant eigenthümlicher Weiſe gänzlich. Die alten Aegypter kannten unſer Thier offenbar nicht; ſie würden es ſonſt gewiß ebenſowohl der Darſtellung werth gehalten haben, wie ſie Antilopen verſchiedener Art, Flußpferde, Giraffen und andere Thiere abbildeten. Es lebte ſeit undenklichen Zeiten nicht mehr im

Fig. 3.
Syriſche Silbermünze aus der Zeit der Seleuciden mit einem indiſchen Elephanten. 222—187 v. Chr. (Antiochus III.). Vergrößert. Durchmeſſer 16 mm.

Fig. 4.
Römiſche Silbermünze mit beritenem afrikaniſchen Elephanten. 244—249 n. Chr. (Philippus der Aeltere.)

unteren baumloſen Nilthal — wenn es dort einſt überhaupt gelebt hatte —, dort ſo wenig, wie im öſtlichen Theile des Nordrandes von Afrika bis in die Gegend von Karthago. Häufig war dagegen der Elephant damals noch im nordweſtlichen Afrika. Nach Plinius war die waldreiche Gegend von Sala, am Atlantiſchen Ozean weit hinaus über die Säulen des Herkules im heutigen Marokko gelegen, wegen der vielen dort lebenden Elephanten unſicher; Plinius weiß auch, daß ſie im ganzen nordweſtlichen Afrika bis zum Hochland von Tripolitanien vorkommen. Und in der Umgegend von Karthago müſſen unſere Thiere recht häufig geweſen ſein.

Die Karthager haben denn auch schon sehr früh, sei es durch die Kunde von den Siegen des Pyrrhus in Italien veranlaßt, sei es bewogen durch die Unternehmungen des Ptolemäus, etwa gleichzeitig mit Diesem, Elephanten gefangen, gezähmt und zu Kriegsdiensten abgerichtet. Ihnen, die den ernsten Kampf so gern fremden Kräften, Söldnern und Sklavenheeren überließen, mußte der neue Bundesgenosse besonders willkommen sein. Karthago hat Elephanten daher denn auch in allen seinen Kriegen verwendet, es unterhielt ganze Schaaren von ihnen, und allein in der Hauptstadt selber gab es Stallungen für 300 dieser Thiere.

Im Kampfe wirkten die Elephanten durch ihre gewaltige Größe und ihren ungewohnten Anblick namentlich überall da, wo sie zum ersten Mal auftraten; wie ihre Gegenwart den eigenen Kriegern Muth einflößte, so verbreiteten sie Angst und Schrecken in den Reihen der Feinde; für die bevorzugten besten Krieger, die in ihrer Nähe ihre Posten hatten, bildeten sie ein bewegliches und sicheres Bollwerk; in geschlossener Reihe vordringend, durchbrachen sie die feindlichen Schlachtreihen und stampften die Gegner zu Boden. Was den Thieren entging, fiel den Bogenschützen, die in kastellartigen Aufbauten, sogenannten Thürmen, postirt waren, zum Opfer; der Schützen waren drei oder vier; auf dem Halse aber, den Rücken gegen den Thurm gelehnt, saß der Führer, den man in der Erinnerung an Alexanders indische Elephantenführer „Indier" nannte. Die Stirn des Elephanten war durch einen Panzer geschützt, und an kriegerischem Schmuck, Federbüschen, schönen Decken u. a. fehlte es nicht.

Im Kampfe mit den Elephanten bildete sich bald eine eigene Taktik heraus. Man lernte, leichte Truppen zu Fuß oder zu Pferde — vorausgesetzt, daß die Pferde schon an den Anblick gewöhnt waren — gegen sie gebrauchen, welche in allen

Richtungen ſie umſchwärmten, mit Pfeilen und Wurfſpießen auf die Führer zielten und die verwundbaren Stellen der Thiere ſelber zu treffen ſuchten. Man beſtrich auch wohl lebende Schweine mit flüſſigem Pech, zündete ſie an und trieb die vor Schmerz wüthend gewordenen Thiere gegen die Elephanten; die Römer ſandten Wagen gegen ſie, von denen aus Feuerbrände geworfen wurden.

In allen Fällen war der Elephant eine zweiſchneidige Waffe. Erſchreckt durch Ungewöhnliches und Unerwartetes, wandten ſich die Thiere nicht ſelten zur Flucht und brachten Tod und Verderben in die Reihen des eigenen Heeres. Hasdrubal ließ in ſolchen Fällen wild gewordene Elephanten vom eigenen Führer durch einen einzigen Schlag in den Kopf hinein mittelſt eines ſcharfen Meißels tödten.

Indiſche und afrikaniſche Elephanten ſind ſelten im Kampfe einander gegenüber geſtellt worden; zum Theil hatte das wohl darin ſeinen Grund, daß der indiſche Elephant in der Regel nicht in jene Gegenden gebracht wurde, wo der afrikaniſche ſeine Verwendung fand, mehr aber gewiß darin, daß im ganzen Alterthume die Meinung verbreitet war, jener ſei dieſem überlegen, dieſer weiche jenem. Vielleicht iſt ſie durch das Verhalten der afrikaniſchen Elephanten, die Ptolemäus Philopator in der Schlacht bei Raphia, 217 v. Chr., den indiſchen des großen Antiochus gegenüberſtellte, entſtanden; ſie hielten dem Gegner nicht Stand und Pt. Philopator errang den Sieg nur durch die Gewandtheit ſeiner Feldherren. Sei es nun, daß in jener Schlacht die afrikaniſchen Elephanten nicht gut dreſſirt waren oder ſchlecht geführt wurden, — die Meinung, ſie könnten Stimme und Geruch der indiſchen Vettern nicht ertragen, die ſich ſeit jener Zeit durch das ganze Alterthum erhielt, iſt jedenfalls eine irrige: wir halten in unſerm Zoologiſchen Garten in Hamburg beide Arten in demſelben Gehege und haben vom

erſten Augenblick an, wo die Thiere zuſammengebracht wurden, nie die geringſte Abneigung derſelben gegen einander bemerkt, finden vielmehr, daß ſie ſtets die größte Anhänglichkeit an einander zeigen. Und daß der afrikaniſche Elephant überhaupt in ſeinen Leiſtungen dem indiſchen völlig ebenbürtig iſt, wird der weitere Verlauf unſerer Darſtellung bald zeigen.

Wenden wir uns jetzt wieder zurück zu der Verwendung der afrikaniſchen Elephanten bei den Karthagern, ſo kann es natürlich nicht unſere Abſicht ſein, die Kämpfe Karthagos mit Rom hier ausführlich zu ſchildern; nur wenige derſelben, wo unſere Thiere beſonders ausſchlaggebend waren, wollen wir hervorheben.

Fünfundzwanzig Jahre nach dem erſten Siege des Pyrrhus in Italien, bereits im Jahre 255, verdankten die Karthager dem Eingreifen ihrer 100 Elephanten in den Kampf den Sieg bei Tunes, der die Römer zum Rückzug aus Afrika zwang; Regulus ſelber fiel den Karthagern in die Hände. Nicht ſo glücklich waren ſie nach vier Jahren auf Sizilien; dort war bei Panormas, dem heutigen Palermo, das Elephantenheer ſchlecht geführt worden; die Thiere geriethen durch den Angriff der römiſchen Bogenſchützen in Verwirrung und ſtürzten zum Theil in den Stadtgraben, zum Theil zurück auf die eigenen Leute: der Conſul Lucius Caecilius Metellus konnte nicht weniger als 120 der gefürchteten Rüſſelthiere im Triumphe nach Rom führen. Die erſten vier lebenden Elephanten hatte das Volk von Rom übrigens bereits nach dem bei Beneventum über Pyrrhus erfochtenen Siege geſehen.

Wie im zweiten puniſchen Kriege Hannibal mit einem Heer von 60000 Kriegern und 37 Elephanten im Jahre 218 in Gallien eindrang, ſein Zug über die Alpen, wie er in Kampf und Gefahren einen großen Theil ſeines Heeres und die meiſten Elephanten verlor, — das iſt im Munde jedes Schülers.

Bald nach der ersten größeren Schlacht, an der Trebia in Norditalien, besaß der große Heerführer nur noch einen einzigen Elephanten.

— — Nach manchen Wechselfällen des Krieges konnte Hannibal 16 Jahre nach dem Zug über die Alpen in die letzte entscheidende Schlacht bei Zama, 202 v. Chr., endlich wieder 80 Elephanten, mehr als er je vorher besessen, ins Gefecht führen. Als aber, wie Livius erzählt, die römischen Trompeten und Signalhörner ihnen entgegen schmetterten, wandten sie sich gegen das eigene Heer, und auch die wenigen, welche grimmig unter den Römern zu hausen begannen, wurden bald zurückgetrieben. Die Schlacht ging verloren. Scipio, der Afrikaner, konnte den Frieden diktiren.

Und als die Karthager vor Beginn des letzten Verzweiflungskampfes mit den übrigen Waffen auch ihre Elephanten an die unerbittlichen Feinde ausliefern mußten, da riefen sie in Erinnerung an die vielen Dienste der treuen Thiere wehmutsvoll die einzelnen mit Namen. Selbst Cato, der Censor, der in seinen Jahrbüchern die Namen vieler Befehlshaber verschwieg, konnte nicht umhin, den Namen des Elephanten aufzuzeichnen, der im karthagischen Heere am tapfersten gekämpft hatte. Er hieß Surus und der eine Stoßzahn war ihm abgebrochen.

Von den Karthagern haben die Numidier und Mauritanier den Gebrauch der Kriegselephanten gelernt. Wir wollen nur noch des vermuthlich letzten Kampfes erwähnen, wo sie Verwendung fanden: kurz vor der Schlacht bei Thapsus, 46 v. Chr., hatte König Juba von Numidien noch Elephanten fangen lassen und dem Pompejus zugeführt. Man brachte sie zusammen mit des Pompejus Thieren in den Kampf. Zum eigenen Verderben: die ungenügend dressirten neuen Elephanten wurden durch die Stein- und Speerwürfe der Feinde rasch zum Weichen gebracht und verwirrten die eigenen Reihen; Cäsar siegte.

Die Römer haben ſich des fremden Kriegsgenoſſen nur in wenigen Fällen bedient; von Bedeutung ſind ſie für ſie nie geworden. Die Urſachen dieſer eigenthümlichen Erſcheinung liegen darin, daß es ihnen vor Niederwerfung Karthagos und ſpäter der Numidier an einer regelmäßigen Bezugsquelle für dieſe Thiere gebrach und daß dann, als ihnen dieſe erſchloſſen wurde, Rom bereits Weltreich geworden war. Für die neuen Streiter gab es in der Nähe kaum noch eine Verwendung, und ihr Transport an die Grenzen des Reiches verbot ſich ſchon durch die Schwierigkeit deſſelben von ſelbſt. Vielleicht und nicht mit Unrecht verſchmähten die Römer auch eine Waffe, die, wie ſie wiederholt erfahren, dem eigenen Heere gefährlich werden konnte.

Von den letzten Tagen der Republik ab fanden die meiſten gefangenen Elephanten nur noch Verwendung im Circus, und zwar in Rom ſowohl, wie in den größeren Städten Italiens und der Provinzen. Nachdem, wie Mommſen in ſeiner Römiſchen Geſchichte erzählt, im Jahre 186 v. Chr. nachweislich wilde Thiere, Löwen und Panter, zuerſt mit großen Koſten nach Rom gebracht worden waren, um tödtend und ſterbend den hauptſtädtiſchen Gaffern zur Augenweide zu dienen, nachdem bereits 264 v. Chr. in den ſcheußlichen Fechterſpielen auf dem Markte Roms Menſchenblut zum Ergötzen der Menge gefloſſen war, wundert es uns nicht, wenn man nach dem Beiſpiel indiſcher Fürſten auch Elephanten kämpfend, und zwar gegen Menſchen kämpfend, dem Volke vorführte. Während des zweiten Konſulats des Pompejus ſtanden bei einem Kampfſpiel zur Feier der Einweihung des Venustempels 17 oder 18, nach Andern 20 Elephanten gefangenen Gätulern gegenüber, die mit Wurfſpießen bewaffnet waren; und ebenſo viele Thiere ließ Cäſar gegen 500 Fußgänger kämpfen. Die Spiele des Pompejus und des Cäſar ſind überhaupt nie übertroffen, nicht einmal wieder erreicht worden. Bei den erſteren ſah man 20 Elephanten,

500 oder 600 Löwen und 410 andere afrikaniſche Thiere, bei den letzteren 400 Löwen und 40 Elephanten.

Zu den Kämpfen mit Elephanten kamen dann bald auch von dreſſirten Thieren ausgeführte Kunſtproduktionen. Man verſtand, den afrikaniſchen Elephanten — von dieſem iſt hier natürlich immer nur die Rede — nicht nur vollkommen zu zähmen, man richtete ihn auch zu Kunſtſtücken ab, die denen, welche wir heute vom indiſchen Elephanten im Circus ausgeführt ſehen, ebenbürtig an die Seite geſtellt werden können. Elephanten ließen ſich auf einen Wink ihrer ſchwarzen Lehrmeiſter auf die Kniee nieder, führten Tänze auf, zu denen einer von ihnen die Cymbeln ſchlug; ſie lagerten ſich auf prächtigen Polſtern und Teppichen zur Tafel und ſpeiſten aus ſilbernen und goldenen Bechern und Schüſſeln mit aller Beobachtung des Anſtandes und der feinen Sitte; zu Vieren trugen ſie einen Fünften, wie eine Wöchnerin, in einer Sänfte, fügten griechiſche und lateiniſche Buchſtaben zu Wörtern zuſammen und gingen auf ſchräggeſpannten Seilen vor- und rückwärts. Nero ließ ſogar das Seil vom höchſten Bogen des Amphitheaters ausſpannen, auf dem ein Elephant ging, deſſen Führer ein römiſcher Ritter alten Geſchlechts war.

Plinius verſichert, daß, als mehrere Elephanten zuſammen abgerichtet wurden, einer, der einen „langſamen Geiſt“ zum Lernen hatte und deshalb oft mit Schlägen bedroht wurde, bei Nacht belauſcht worden ſei, wie er ſich ſelbſt das Gelernte einübte. Die Römer fanden in der Sanftmuth und Gelehrigkeit der Elephanten etwas Menſchliches und hatten daher eine Art Zärtlichkeit für ſie. Bei den Schauſpielen des Pompejus, wo eine größere Anzahl von Elephanten umgebracht wurde, erregten ſie das Mitleid des Volkes in ſo hohem Grade, daß der beabſichtigte Eindruck ſich faſt in ſein Gegentheil verkehrte.

Als Pompejus über Afrika triumphirte, wurden zum erſten Mal Elephanten vor den Wagen geſpannt. Von da ab

hat Rom Elephanten-Vier- und Zweigespanne oft gesehen; mit ihnen zu fahren, war das Vorrecht der Cäsaren. Heliogabalus fuhr mit vier Wagen je mit vier Elephanten bespannt auf dem Vatikan; er ließ diesen Platz zu dem Zweck erst ebnen; Gordian dem Dritten wurde ein Elephanten-Viergespann zum Triumphe zuerkannt; und als Cäsar über Gallien triumphirte, stieg er bei Fackelschein auf das Kapitol, indem vierzig Elephanten zu seiner Rechten und Linken vertheilt die Leuchter trugen.

Daß ein Gebrauch oder vielmehr Verbrauch von Elephanten, wie er in Rom zu jenen Zeiten stattfand, schließlich eine Verminderung des Bestandes an diesen Thieren in den Wäldern Nordwestafrikas herbeiführen mußte, liegt auf der Hand. Ob aber dadurch allein, wie A. W. v. Schlegel u. A. meinen, das Verschwinden unseres Riesenthieres in jenen Gegenden zu erklären ist, erscheint fraglich. Um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung gab es noch Elephanten in Nordafrika, später erst sind sie völlig verschwunden. Es ist also recht wohl denkbar, daß Theobald Fischer Recht hat, wenn er glaubt, daß die Veränderungen, die seit jener Zeit im Klima eingetreten sind, die Verminderung der Wälder und damit im Zusammenhang die Austrocknung der Flüsse und Seen mehr den Untergang der edlen Thiere, die auf Wald und Wasser angewiesen sind, beschleunigt haben, als selbst der Fang für den römischen Circus. Wie dem aber auch sei: heute finden wir den afrikanischen Elephanten nur noch südlich der großen Wüste, nördlich derselben ist er für immer verschwunden; — ein interessantes Beispiel, wie unter Mitwirkung des Menschen, wenn nicht durch ihn allein, die geographische Verbreitung eines Thieres wesentlich geändert wurde.

Von den ersten Jahrzehnten unserer Zeitrechnung ab kennt man nur noch den indischen Elephanten als gezähmtes Thier, den afrikanischen zu zähmen, ist nie wieder versucht worden.

Seit den Tagen der alten Römer, die ſo häufig Gelegenheit hatten, lebende Elephanten zu ſehen, ſind Jahrhunderte vergangen, während denen nie eines dieſer merkwürdigen Thiere nach Europa gebracht wurde. Dann kamen in den letzten Jahrhunderten einzelne, von der ſtaunenden Menge nicht wenig bewundert, und erſt neuerdings wieder ſind ſie ſo häufig eingeführt worden, daß heute jeder bedeutendere Zoologiſche Garten und ſelbſt manche größere Menagerie mit Vertretern beider Elephantenarten verſehen iſt. Im Kriege verwendet man den Elephanten ſelbſt in Indien höchſtens nur noch zum Transport von Kanonen und ſchwerer Bagage, außerdem zum Wegebau, zu den friedlichen Arbeiten des Landmannes und als Laſt- und Reitthier; der afrikaniſche Elephant hat ähnliche Dienſte nie geleiſtet, nicht bei den alten Aegyptern, nicht bei den Karthagern und Numidiern und, von einzelnen Ausnahmen abgeſehen, auch nicht bei den Römern des Alterthums. Und den ſchwarzen Bewohnern Afrikas iſt der Elephant immer nur Jagdthier geweſen; gefangen und gezähmt haben ſie ihn nie, wenn auch hin und wieder einmal einzelne Elephanten gefangen an den Höfen ſchwarzer Majeſtäten gehalten worden ſind.

Daß ſich aber neuerdings die Europäer des Elephanten als paſſenden Bundesgenoſſen bei ihrer civiliſatoriſchen Arbeit der Erſchließung Innerafrikas noch nicht bedient haben, liegt wohl hauptſächlich nur daran, daß hier, wie eben überall, der Anfang das Schwierigſte bei der Sache iſt, vielleicht auch daran, daß man immer noch in dem Vorurtheil befangen iſt, der afrikaniſche Elephant — und von dem kann hier naturgemäß nur die Rede ſein — laſſe ſich nicht zähmen; während, wie die Erfahrung des Alterthums lehrt, ſeine Zähmung um nichts ſchwieriger iſt, als die des indiſchen Rüſſelthieres. Es käme nur darauf an, die Sache mit großen Mitteln und der genügenden vor den vorhandenen Schwierigkeiten nicht zurückſchreckenden Energie in die Hand zu nehmen.

Aus den Berichten aller Reisenden in Mittelafrika kennen wir deren Klagen über die ganz unzulänglichen Transportmittel daselbst; das Dromedar, das in ganz Nordafrika den Kaufmann, wie seine Waaren durch die unwirthsamsten Landstriche trägt, findet am Südrande der Sahara seine südlichste Verbreitung; die feuchten Wälder Centralafrikas, die das Eldorado des Elephanten sind, bringen ihm den Tod. Pferde und Esel und Maulthiere, die unentbehrlichen Arbeitsgenossen des Europäers, hat man in den meisten Gegenden vergebens einzuführen versucht; sie siechen in der Fieberluft der afrikanischen Wälder gerade so dahin, wie der eingewanderte Europäer.[4] Und wenn das Rind zum Transport großer Lasten überhaupt schon wenig geeignet ist, so kommt für Centralafrika noch dazu, daß in weiten Gebieten dieses Erdtheils seine Haltung durch die Tsetsefliege ohnehin zur Unmöglichkeit wird, während es in anderen seiner Schwäche wegen zu wesentlichen Dienstleistungen nicht verwendet werden kann.[5] — So sinkt denn der Mensch zum Lastthier herab!

Und mit welchen Schwierigkeiten in manchen Gegenden Afrikas die Beschaffung selbst dieses Transportmittels, der Trägerkolonnen, verknüpft ist, davon wissen alle Afrikareisenden zu erzählen. Größer noch sind Mühen und Kosten, die deren Erhaltung unterwegs macht. In weniger dichtbevölkerten, ärmeren Gegenden oder in Ländern mit einer feindseligen Bevölkerung müssen hinreichend Nahrungsmittel mitgeführt werden; der größte Theil der Leute ist dann allein schon erforderlich, den Proviant für Alle mitzuschleppen.[6] Dazu kommt die Langsamkeit der Fortbewegung und oft auch noch die Unzuverlässigkeit der Leute.

Allen diesen Schwierigkeiten würde abgeholfen werden, wollte man sich ernstlich daran machen, den Elephanten und zwar den einheimischen, den afrikanischen, zu fangen, zu zähmen

und abzurichten. Daß das möglich ist, haben die Alten gezeigt, denn jene Elephanten, die vor 2000 Jahren den Karthagern Kriegsdienste leisteten, gehörten der afrikanischen Art an, jene Elephanten, die von den Römern abgerichtet wurden, den Triumphwagen zu ziehen, die im Circus Kunststücke machten und sogar auf dem Seil gingen, jene, die hin und wieder schon damals zum Transport schwerer Lasten verwendet wurden, waren afrikanische Elephanten! — Und daß das auch heute noch gehen würde, sehen wir an den in Zoologischen Gärten und Menagerien gehaltenen Thieren gleicher Art; sie sind meistens völlig zahm und einige von ihnen sogar mehr oder minder dressirt; — immer aber sind sie mindestens ebenso gutartig, lenksam und gelehrig wie die Elephanten Indiens.[7]

Am Erfolge wird es also gewiß auch heute Dem nicht fehlen, der den Fang des afrikanischen Elephanten in passenderer Weise und in größerem Maßstabe organisiren würde, als das bisher und zwar nur auf Veranlassung größerer europäischer Thierhändler geschehen ist. Die indischen Methoden des Fanges mit den durch die Umstände gebotenen Abänderungen dürften sich als durch Jahrhunderte erprobt auch für Afrika empfehlen und unter diesen am meisten der Fang im Korral (Kraal) oder Kheddah, d. h. in einer für diesen Zweck hergestellten Umzäunung, in die man die wilden Elephanten zusammentreibt. In manchen Gegenden Innerafrikas, so nach Schweinfurth[8] im Lande der Niam-Niam, verstehen die Schwarzen schon heute ganze Elephantenheerden mit Hülfe des Feuers einzuschließen. Sobald sich die Gelegenheit bietet, Elephantenheerden hineinzutreiben, werden die Steppen streckenweise in Brand gesteckt. Das stärkste der dortigen Steppengräser ist eine Art Hirsegras, das eine Höhe von mehr als 4 m erreicht und dessen Halm zu einem Rohr von Fingerstärke verholzt. In Grashorsten von derartiger Beschaffenheit bringt das Feuer dem Elephanten unvermeidlichen

Tod. In großartigem Maßſtabe wird alsdann die Treibjagd betrieben. Tauſende von Jägern und Treibern verſammeln ſich auf die von Weiler zu Weiler durch den ganzen Diſtrikt ertönenden, auf großen Holzpauken gegebenen Jagdſignale. Jeder waffenfähige Mann iſt da Jäger. Kein Entweichen rettet das Wild; überall vermittelſt Feuerbränden zurückgetrieben, ſcharen ſich ſchließlich die Alten um die Jungen, bedecken dieſe mit Gras, pumpen Waſſer mit ihren Rüſſeln auf dieſelben, ſo lange es gehen will, um ſie zu retten, bis ſie, betäubt von Rauch und ohnmächtig von Hitze und Brandwunden, dem Schickſal erliegen, das ihnen der unerbittlich-grauſame Menſch bereitet. Mit Lanzenſtichen giebt man den armen Thieren den Reſt, viele, wie das die eingehandelten Stoßzähne beweiſen, müſſen buchſtäblich den Tod durch Feuer erleiden. Es iſt ein Vertilgungskrieg, in welchem Alte und Junge, Männchen und Weibchen vernichtet werden. Und welchen Nutzen ſchafft eine ſolche Metzelei? Die Antwort auf dieſe Frage geben unſre Stockgriffe, Billardkugeln, Klaviertaſten, unſre Kämme und Fächer und hunderterlei derartiger Kram!

Samuel Baker erzählt,[9] daß die Neger am Albert N'yanza den Elephanten in regelmäßiger Treibjagd auch ohne Hülfe des Feuers einſchließen und, natürlich ebenfalls nur zum Zwecke der Elfenbeingewinnung, erlegen. Hier bedarf es alſo nur noch paſſender Anleitung bei der Herſtellung der zum Fange nöthigen Einzäunungen, die am beſten von kundigen Indiern oder Singhaleſen oder gar von Europäern gegeben werden könnte, die in Indien mit dem Fange unſrer großen Dickhäuter ſich vertraut gemacht hätten und die Land und Leute, namentlich aber das Leben und Treiben der Elephanten ſelbſt genügend kennten. Hat doch Sanderſon, einer der erfahrenſten Elephantenjäger der Neuzeit, ſeine erſten erfolgreichen Verſuche im Elephantenfange in Indien ohne jede praktiſchen Er-

fahrungen auf dieſem Gebiete gemacht.[10] Die Oberleitung des Fanges würde ohnehin in Afrika, wie das auch in Indien Gebrauch, am beſten Europäern übertragen werden. Die Herſtellung des Pfahlwerks (stockade) ſelbſt hat nicht ſo große Schwierigkeiten, wie man erwarten ſollte, wo es ſich um den Fang ſo großer und ſtarker Thiere handelt. Selten pflegen ſelbſt große Elephanten auch nur einen Verſuch zur Durchbrechung der Umzäunung zu machen.[11]

Ueber die Koſten einer derartigen Unternehmung in Afrika laſſen ſich natürlich keine auch nur einigermaßen ſichere Anſchläge geben. Sanderſon berechnet diejenigen eines aus 370 Mann gebildeten Jagdzuges, wie ſolche von den Government hunting establishments in Bengalen ausgeſandt werden, auf 3800 Rupien = 7600 Mark per Monat; dazu kommen die Koſten für zahme Elephanten, deren man immer einen auf zwei wildgefangene rechnet.[12] — Den bedeutenden Koſten entſpricht ein verhältnißmäßiger Gewinn — der Geſammtaufwand, den die Regierung in Myſore im Jahre 1873 für den Fang von Elephanten machte, war £ 1556 = ℳ 31120; man fing 54 Elephanten, von denen neun bald ſtarben; die übrigen 45 hatten, zu mäßigen Preiſen berechnet, einen Werth von £ 3754 = ℳ 75080, der volle Werth derſelben aber würde ſich auf £ 5654 = ℳ 113080 geſtellt haben, was einen Reingewinn von beziehungsweiſe £ 2198 = ℳ 43960 und £ 4098 = ℳ 81960 ergiebt.[13]

Der Natur der Sache nach wechſeln mit dem größeren oder geringeren Geſchick des Leiters einer ſolchen Unternehmung und mit dem Glück der Jagd dieſe Zahlen ſehr, und für Afrika können ſie keinenfalls maßgebend ſein. Daß aber bei erfolgreicher Jagd auch in Afrika der für dieſelbe gemachte Koſtenaufwand reichliche Zinſen tragen werde, ſcheint uns unzweifelhaft; um ſo mehr, da auch das Elfenbein der gefangenen Thiere ſchließlich nach deren Tode immer noch ſeinen Werth behält.

Die Zähmung der gefangenen indiſchen Elephanten geſchieht in außerordentlich kurzer Zeit; in günſtigen Fällen kann man ſie ſchon am ſechsten Tage nach dem Fange beſteigen,[14] und die volle Zähmung gelingt meiſtens in vier bis fünf Monaten. Wir ſahen in dem Etabliſſement des Herrn C. Hagenbeck hier in Hamburg im letzten Jahre ſieben, freilich bereits halbzahme indiſche Elephanten durch einen Neger innerhalb zehn Wochen zu den ſchwierigſten Circuskunſtſtücken abrichten.

Was nun die Verwendung des Elephanten bei der Erſchließung des dunklen Erdtheils anlangt, ſo dürfen wir erwarten, daß von den großen Rüſſelthieren Afrikas daſſelbe gilt, was erfahrungsmäßig von denen Indiens feſtgeſtellt iſt: ihre Dienſte bei Erſchließung eines unkultivirten Landes ſind unſchätzbar. Einer der beſten Kenner afrikaniſcher Verhältniſſe, Schweinfurth, ſagt darüber:[15] „So begann ich die Wanderungen, welche ſich im Laufe von 2¼ Jahren auf eine Ausdehnung von über 2000 Meilen erſtreckten, ausſchließlich zu Fuß. In jenen Ländern gab es weder Kameele, noch Eſel, weder Maulthiere, noch Pferde, kein Ochſengeſpann und keine Sänftenträger. Das einzige Thier, das mit Erfolg nutzbar gemacht und mit deſſen Hülfe allein Central-Afrika der Kultur erſchloſſen werden könnte, der Elephant, wird ausgerottet mit Feuer und Schwert.“ Und: „Es wäre ein großes Glück für Afrika, falls ein Theil der Philantropen Europas, welche nutzlos eine Menge homöopathiſcher Mittel für die Beglückung der Neger verſchwenden, ſich des kläglichen Looſes erbarmten, welches dem Elephanten zutheil geworden iſt. „Dieſe Thiere können dem Menſchen nutzbar gemacht werden,“ ſagt Burton (Nile-basin), „und ſcheinen mehr Urtheilskraft zu beſitzen, als viele Eingeborne Afrikas und andere Zweifüßler, welche ſeine ungaſtlichen Geſtade betreten.“ —

Als Wegbahner im tropiſchen Urwalde ſind gerade unſere

afrikaniſchen Elephanten unübertrefflich. Die wilden Thiere pflegen, um die Zweige und Blätter der Bäume zu erreichen, die ihnen zur Nahrung dienen, Stämme von bedeutender Dicke, — wie Baker[16] erzählt, ſolche von einem Umfange bis zu vier Fuß ſechs Zoll engl. (= 1,37 m., entſprechend einem Durchmeſſer von 43,6 cm), — zu entwurzeln und auf dieſe Weiſe namentlich in Mimoſenwäldern weite Strecken niederzulegen. Bei dieſer Verwüſtungsarbeit ſind ihnen die ſtarken Stoßzähne, die ſie als Hebebäume verwenden, von großem Werthe.

Und wenn Sanderſon[17] den indiſchen Elephanten rühmt wegen ſeiner unſchätzbaren Eigenſchaften unter den Schwierigkeiten eines ermüdenden Marſches im Urwalde und unter der Einwirkung einer tropiſchen Sonne — wir ſollten glauben, daß der Afrikaner, bei dem beide Geſchlechter ſich des Beſitzes von Stoßzähnen erfreuen, ihn noch übertreffen müßte. Und wenn der indiſche Elephant unter ſchwierigen Terrainverhältniſſen auf ſteilen, ſteinigen Gebirgswegen, wo weder Pferd noch Ochſe fortkommen würden,[18] ſich bewährt, von dem afrikaniſchen Vetter iſt das nicht minder zu erwarten, auch er ſteigt hoch in die Gebirge hinauf; von der Decken fand zahlreiche Spuren von ihm hoch oben am Kilimandſcharo.

Die normale Belaſtung für einen Elephanten iſt bei andauernden Märſchen 1000 Pfund; in hügeligen Gegenden oder unter ſonſt beſonders ſchwierigen Verhältniſſen giebt man ihm nur 700 Pfund zu tragen, während auf kürzeren Strecken 1600 bis 1900 Pfund nicht zu viel ſind; nach der Regierungsvorſchrift ſoll ein Elephant bis zu 1640 Pfund belaſtet werden, außerdem aber noch die Wärter und Ketten tragen, was alles zuſammen ein Gewicht von etwa 2000 Pfund ergiebt.[19]

Unter gewöhnlichen Verhältniſſen legt ein Elephant in der Stunde vier engliſche Meilen (= reichlich 6400 m, alſo mehr als $^4/_5$ deutſche Meilen) zurück; langbeinige Thiere machen fünf

und auf kurzen Strecken bis zu zehn engliſche Meilen die Stunde, und gute kräftige Läufer durchſchreiten in mäßiger Geſchwindigkeit bis zu 39 engl. Meilen (mehr als acht deutſche Meilen!) ohne Ruhepauſe.

Vergleicht man damit die Tragfähigkeit der menſchlichen Träger in Afrika und ihre Langſamkeit, ſo leuchten die Vortheile, die gezähmte Elephanten auch in dieſer Hinſicht bieten würden, ſofort ein. Wenn man mit Schweinfurth[20] fünfzig Pfund als die normale Belaſtung eines Trägers auf weiteren Märſchen annimmt, die Tragfähigkeit eines Elephanten dagegen nur mit 1000 Pfund, dabei aber berückſichtigt, daß nach Stanley[21] eine Trägerkolonne täglich nur 16,55 Kilometer, oder mit Zuziehung der nothwendigen Raſttage gar nur 11¼ Kilometer, ein Elephant dagegen mindeſtens 62 Kilometer in einem Tage zurücklegt, ſo iſt die Leiſtung eines unſerer Thiere 75 oder gar 110 mal ſo groß, als die eines Trägers, mit anderen Worten: ein Elephant kann 75 bezw. 110 Träger erſetzen. Und ſollte es vielleicht aus verſchiedenen Gründen gerathen ſein, die letzten Zahlen minder hoch anzunehmen, ſo iſt andererſeits auch wieder mit in Rechnung zu ziehen, daß mit dem Wegfall der Trägerkolonnen zugleich auch die Schwierigkeiten des Proviantransportes für ſo viele Menſchen wegfallen; und da gerade der afrikaniſche Elephant ſich mit Vorliebe von den Zweigen und Blättern der Bäume ernährt, ſo iſt in den meiſten Gegenden die Mitführung von Proviant für ihn ſelbſt überflüſſig.

Wir haben vorhin ſchon dargelegt, daß dem Elephanten Afrikas bei Ausrodung von Wäldern, namentlich da, wo es ſich um Anlage von Straßen und Eiſenbahnen handelt, ſeine Stoßzähne unſchätzbare Dienſte leiſten würden; die Stoßzähne haben überdies auch noch da einen beſonderen Werth, wo es gilt, größere Laſten fortzuſchaffen, ohne daß ſie dem Thiere auf den Rücken gepackt werden, wo alſo

Baumſtämme, Balken, Steine und ähnliche Dinge zu ſchleppen ſind. Der indiſche Elephant pflegt in ſolchen Fällen das ihm gereichte Tau um einen Stoßzahn zu ſchlingen und dadurch die Backenzähne, die das Tau feſthalten, zu unterſtützen; man ſchätzt daher für ſolche Arbeiten die mit Stoßzähnen verſehenen Männchen — tuskers — viel höher, als die zahnloſen Weibchen; [22] — in Afrika würden in dieſer Hinſicht beide Geſchlechter gleichwerthig ſein.

Wenn wir jetzt endlich noch kurz auf die praktiſche Ausführung des Elephantenfanges und der Elephantenzähmung in Afrika eingehen ſollen, ſo wird man am erſten zum Ziele gelangen, wenn man zunächſt eine Anzahl indiſcher oder ſinghaleſiſcher Elephantenjäger in Afrika einführt und zwar weniger, um ſie dauernd an dieſen Erdtheil zu feſſeln, ſondern nur, damit ſie die Schwarzen ihre Fangmethoden lehren; erwünſcht, wenn auch vielleicht nicht ganz unumgänglich nothwendig, wäre ferner die Einführung zahmer indiſcher Elephanten, um zunächſt beim Fange ihrer afrikaniſchen Brüder mitzuwirken.

Iſt dann der Fang einmal organiſirt, ſo würde er ohne Zweifel unter Leitung eines kundigen Europäers, vielleicht unter Zuziehung einzelner Indier, durch Neger allein ausgeführt werden können.

Wenn auch nur ein kleiner Theil jener Schwarzen, die heute in Afrika beſchäftigt ſind, die etwa 65,000 Elephanten hinzumorden, die ihr Leben alljährlich laſſen müſſen, um die civiliſirte Welt mit mehr als 800,000 Kilo[23] Elfenbein zu verſorgen, dazu gebracht würde, Elephanten zu fangen und abzurichten, — es könnte bei dem enormen Reichthum an dieſen Thieren, deſſen Afrika ſich immer noch erfreut, in wenig Jahren Schaaren zahmer Elephanten geben! Und damit würden Reiſe-, Transport- und Handelsverhältniſſe Innerafrikas ſich völlig und gewiß in einer für Schwarze wie für Weiße gleich vor-

theilhaften Weise ändern. Wie ganz anders wird sich das Karawanenleben gestalten, wenn der Elephant der Mittelpunkt desselben geworden! Wie ganz anders wird es um die Arbeit und den Erfolg des wissenschaftlichen Forschers bestellt sein, wenn ihm auf seinen Reisen ins Innere des dunklen Erdtheils Elephanten zur Verfügung stehen! — Der Bau von Eisenbahnen, der Transport des für sie erforderlichen Materials dürfte in einem Lande, in dem es an jedem andern Transportmittel, als den menschlichen Trägern, fehlt, durch einen Verbündeten, wie unser Rüsselthier, wesentlich erleichtert, — wir wollen nicht sagen: überhaupt erst ermöglicht werden! — Daß die Erschließung Afrikas für den europäischen Handel und damit für die europäische Kultur ungleich größere Fortschritte machen wird, wenn man erst den gezähmten afrikanischen Elephanten zum Bundesgenossen hat, ist unzweifelhaft.

Die segenbringende Lösung der großen Aufgabe, die hier vorliegt, ist nur mit großen Mitteln möglich. Der wissenschaftliche Reisende ist dazu der Natur der Sache nach nicht im Stande. Wenn nicht die betheiligten Regierungen, allen voran die deutsche, die Sache in die Hand nehmen wollen, dann sollten sich unternehmende Kaufleute finden, die mit dem nöthigen Kapital, der gehörigen Willenskraft und Ausdauer das Ziel zu erreichen suchen, auf das die hervorragendsten Kenner afrikanischer Verhältnisse oft hingewiesen haben: **die Zähmung des afrikanischen Elephanten und seine Nutzbarmachung für Handel und Verkehr im schwarzen Erdtheil!**

Anmerkungen.

[1] Ptolemais Theron lag wahrſcheinlich in der Gegend des heutigen Aqiq oder auf der Inſel Eiro, ſüdlich von Bahdur, ungefähr unter 18° 10' n. B. am Rothen Meer. — Heuglin, Reiſe in Nordoſt-Afrika. Braunſchweig 1877, S. 45.

[2] Sanderſon, G. P.. Thirteen Years among the Wild Beasts of India. London 1878, S. 55.

[3] Baker, Samuel, The Albert N'yanza. London 1866, I. S. 274.

[4] Baſtian, A., Ein Beſuch in San Salvador, der Hauptſtadt des Königreichs Congo, Bremen 1859, S. 22, ſagt: „An Wegen fehlt es faſt durchgehends und an Transportmitteln ganz. Keines der in andern Ländern benutzten Laſtthiere kommt in Angola fort. Maulthiere ſterben und die in den Geſtüten der Hochebene produzirten Pferde ſind klein und ſchwach."

Hartmann, Rob., Die Nigritier, Berlin 1876, S. 137: „Im Allgemeinen ſind übrigens die klimatiſchen Verhältniſſe der periodiſchen Regengüſſen ausgeſetzten Gebiete Nigritiens der Pferdezucht keineswegs günſtig. Die Thiere verkümmern hier leicht und erliegen vielerlei Krankheiten." Darauf ſpricht Hartmann von Eſeln, Mauleſeln und Maulthieren und fügt dann hinzu, daß dieſe Thiere in den heißen und feuchten Tiefländern nicht gut gedeihen.

Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, Leipzig 1878, S. 408: „Eſel, Maulthiere, Pferde und Kamele, das ſteht erfahrungsmäßig feſt, erliegen über kurz oder lang dem Klima."

[5] Baſtian, A., a. a. O., S. 23: „Auf den Höhen gemäſtete Ochſen werden an der Küſte nur mit Mühe einige Zeit am Leben erhalten."

Schweinfurth, a. a. O., S. 50. — Vergl. ferner, was Schweinfurth S. 408 über die Verwendung von Ochſenwagen ſagt.

[8] Schweinfurth, a. a. O., S. 407: „Wiederholt habe ich im Verlaufe meiner Reiſeberichte darauf aufmerkſam gemacht, daß in dieſem Lande die Unzulänglichkeit der dargebotenen Transportmittel außerordentlich den Unterhalt einer größeren, auf Einen Punkt concentrirten Menſchenmenge erſchwert. 50 Pfund iſt das Normalgewicht für die eingebornen Träger auf weiteren Märſchen; es gehört demnach nicht viel Scharfſinn dazu, um bezeichnen zu können, in wie viel Tagen die Laſt an Kornvorrath durch des Trägers eigene Bedürfniſſe ſich erſchöpfen muß. Der Menſch iſt alſo das ungeeignetſte Transportmittel für Lebensmittel dieſer Art, ſobald mehrtägige Märſche in Betracht kommen.

[7] Ebenſo ſpricht ſich auch Sir Samuel Baker in The Nile Tributaries, London 1867, S. 534 aus: „The African elephant is equally docile as the Indian, when domesticated, but we have no account of a negro tribe that has ever tamed one of these sagacious animals: their only maxim is „kill and eat“.“

[6] Schweinfurth a. a. O., S. 171.

[9] Baker, Samuel, The Albert N'yanza, London 1866, I. S. 284: „The next method of hunting is perfectly legitimate. Should many elephants be in the neighbourhood, the natives post about a hundred men in as many large trees; these men are armed with heavy lances. — — The elephants are driven by a great number of men towards the trees in which the spearmen are posted, and those that pass sufficiently near are speared between the shoulders.

[10] Sanderſon a. a. O., S. 101: „I knew nothing of elephant-catching at the time, nor had I any men at command who did; but I knew where there were plenty of elephants, and I was well acquainted with their habits.“ Seine erſten Erfahrungen im Elephantenfange erzählt Sanderſon dann auf den folgenden Seiten ſeines intereſſanten Werkes, deſſen Studium allen Denen hiermit angelegentlich empfohlen ſein möge, die ſich für unſern Gegenſtand intereſſiren.

[11] Sanderſon a. a. O., S. 165: „The kheddah had been made mall to save time and we were now afraid that so many tuskers (große männliche Elephanten mit Stoßzähnen) might force the stockade, so all hands were set to work to construct a second barrier in support of the first. This consisted, like the inner one, of uprights twelve feet high, about six inches in diameter, and supported by sloping props, the whole laced together with strips of cane. However, we might have

saved ourselves this trouble, as the tuskers made no attempts upon the stockade." — Sanderſon war Offizier in Charge of the Government Elephant-catching Establishment in Myſore.

[12] Sanderſon a. a. O., S. 70 f.

[13] Sanderſon a. a. O., S. 119: „The captured herd consisted of sixteen male elephants of different sizes, of which three were large tuskers — the highest was 8 feet 5 inches at the shoulder — and three mucknas, or tuskless males; twenty-nine females, full or half grown; and nine calves. Of the largest elephants nine were alotted, after careful selection, for the Mahárájah's stud, ten to the Madras Commissariat Department, nine died, chiefly young ones, and twenty-five of the least valuable were sold by public auction at Chámráj-Nuggar three months after capture, when most of them were tame enough to be ridden away. These latter brought an average price of £ 83, 8 s. each, or an aggregate of £ 2085; and the total realised for the fifty-four (deducting deaths) was £ 3754, which, after deducting £ 1556, the total expenditure from the commencement of operations in 1873, left a surplus to Government of £ 2198. The elephants drafted into the Mahárájah's and Commissariat establishments were the most valuable animals, but were only credited to the Kheddah Department (by the orders of the Chief Commissioner) at the same price as the second and third rate animals sold for at auction — viz., £ 83, 8 s. each At least £ 100 per head more might have been added, when the surplus receipts would have been £ 4098.

[14] Sanderſon a. a. O., S. 115 und S. 121.

[15] Schweinfurth a. a. O., S. 35.

[16] Baker, Samuel, The Albert N'yanza, I. S. 275 und The Nile-Tributaries, S. 534.

[17] Sanderſon a. a. O., S. 145: „It would be impossible to exaggerate the difficulties of the past three days' marches, or to overestimate the great usefulness of our elephants. Poor, good beasts! their patience and docility under the annoying conditions of having to climb steep hills, and force their way through thickets under a hot sun, were admirable.

[18] Weſtendarp, W., Der Elfenbein-Reichthum Afrikas in: Verh. des V. Deutſchen Geogr.-Tages zu Hamburg, Berlin 1885, S. 91.

[19] Sanderſon a. a. O., S. 87—89.

[20] Schweinfurth a. a. O., S. 407.

[21] Stanley, Durch den dunkeln Welttheil, Leipzig 1878, I. S. 156.

[22] Sanderſon a. a. O., S. 85: „Tuskers are far more valuable for work than females, not only from their greater strength, but from the good use the make of their tusks in turning and carrying logs etc. A tusker, if given the end of a rope to pull, puts it over one tusk, and holding the end between his teeth, can move a weight with this purchase which a female with only the hold with her teeth would be unable to manage.“

[23] Weſtendarp a. a. O., S. 91.

(262) Druck von J. F. Richter, Hamburg.

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung" erschienen.

Handelswissenschaft und Industrie, Technik.

17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 8,50 Mark.

Aron, Ueber Lieferungsgeschäfte u. kaufmännischen Schwindel. (222) M. —.75
Baumeister, Die technischen Hochschulen. (N. F. 5) . . . . . —.75
Berger, Moderne und antike Heizungs- und Ventilationsmethoden. Mit 9 Holzschnitten. (112) . . . . . 1.—
Buchenau, Petroleum, seine Naturgeschichte und Gewinnung. (157) . —.75
Cohn, Die Börse und die Spekulation. 2. Aufl. (57) . . . . . —.60
Endemann, Die Entwickelung der Handelsgesellschaften. 2. Aufl. (33) 1.—
Kühns, Die Bedeutung des Wechsels für d. Geschäftsverkehr 2. Aufl. (10) —.75
Marggraff, Badewesen und Badetechnik der Vergangenheit. (380) . . —.60
Meyer, Die Industrie der Theerfarbstoffe. (368) . . . . . —.60
Roeggerath, Gust., Ad., Die Achat-Industrie im Oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld. (264) . . . . . —.60
v. Scherzer, Die Anfänge menschl. Industrie. (419) . . . . . —.60
Schmidt, Die Photographie, ihre Geschichte u. Entwickelung. (N. F. 7) —.80
Schumacher, Das Rettungswesen zur See. (43) . . . . . 1.—
Wedding, H., Das Eisenhüttenwesen. Erste und zweite Abtheil. Mit 5 Holzschn. (93. 108). Erste Abtheilung: Die Erzeugung des Roheisens. Mit 2 Holzschnitten. (93). Zweite Abtheilung: Die Darstellung des Stahls und Schmiedeeisens. Mit 3 Holzschn. (108) à Heft . . . . . —.75
Winkelmann, Kautschuk und Gutta-Percha. (235) . . . . . —.75
—, Die Terpentin- und Fichtenharz-Industrie. (355) . . . . . —.75

Geographie.

22 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11 Mark.

Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) . . . . . —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) —.60
Buchholz, Land und Leute in Westafrika. (257) . . . . . 1.—
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben der Menschen unter den Tropen. (204) . . . . . —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) . . . . . 1.—
v. Hochstetter, Der Ural. (181) . . . . . 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) . . . . . —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) . . . . . —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) . . . . . 1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392) . . . . . —.60
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) . . . . . 1.—
Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434) 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) . . . . . —.60
Wattenbach, Algier. 2 Abz. (35) . . . . . 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468) . . . . . —.60

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen

Zoologie und Botanik.

45 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 22.50 Mark. Auch 24 Hefte [illegible] Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.

de Bary, Ueber Schimmel und Hefe. Mit 9 Holzschn. 2. verbesserte Auflage. (87/88) ..... M 1.—

Boll, Ueber elektrische Fische. (210) ..... — .75

Braun, Ueber den Samen. Mit 4 Holzschnitten. (298) ..... — .60

Claus, Der Bienenstaat. (179) ..... — .75

Cohn, Ueber Bacterien, die kleinsten lebenden Wesen. Mit Holzschn. (165) ..... — .80

— Licht und Leben. 2. Aufl. (80) ..... — .60

Engler, Ueber das Pflanzenleben unter der Erde. (346) ..... — .60

Fritsch, Die elektrischen Fische im Lichte der Descendenzlehre. Mit 7 Holzschnitten. (430/431) ..... — 1.60

Goebel, Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Pflanzenorgane. (453) ..... — .60

Göppert, Ueber die Riesen des Pflanzenreiches. (68) ..... — .60

Haeckel, Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechtes. 4. Aufl. (52/53) 1.60

— Ueber Arbeitstheilung im Natur- und Menschenleben. Mit 1 Titelkupfer und 18 Holzschnitten. 2. Abzug. (78) ..... 1.—

— Das Leben in den größten Meerestiefen. Mit 1 Titelbild in Kupferstich und 3 Holzschnitten. (110) ..... 1.—

Hartmann, Die menschenähnlichen Affen. Mit 12 Holzschnitten. (247) 1.60

Hertwig, Der Zoologe am Meere. (371) ..... —.60

Joseph, Die Tropfsteingrotten in Krain und die denselben eigenthümliche Thierwelt. (228) ..... — .60

Kny, Das Pflanzenleben des Meeres. Mit 4 Holzschnitten. (223/224) 1.60

Luerssen, Die Pflanzengruppe der Farne. Mit Holzschnitten. (197) —.75

Marshall, Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeit. (N. F. 16) 1.—

v. Martens, Purpur und Perlen. Mit Holzschnitten. (214) 1.20

Möbius, Das Thierleben am Boden der deutschen Ost- u. Nordsee. (122) — .60

Müller, Aug., Ueber die erste Entstehung organischer Wesen und deren Spaltung in Arten. 3., durch eine Beurtheilung der Lehre Darwin's vermehrte Aufl. (13—13 c) ..... 3.—

Münter, Ueber Korallenthiere. Mit 1 Tafel Lithographien. (163) 1.—

— Ueber Muscheln, Schnecken und verwandte Weichthiere. (260) 1.—

Nagel, Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten. (474) ..... 1.—

Pagenstecher, Ueber die Thiere der Tiefsee. (315/316) 1.20

Pfuhl, Thierpflanzen und Pflanzenthiere. (373) ..... —.60

Was geboren ist auf Erden — Muß zu Erd' u. Asche werden. (398) —.75

Potonié, Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen. (N. F. 11.) ..... —.60

— Das Skelet der Pflanzen. Mit 17 Holzschnitten. (382) ..... 1.—

Rees, Ueber die Natur der Flechten. Mit 10 Holzschnitten. (320) 1.—

Semper, Ueber die Aufgabe der modernen Thiergeographie. (322) — .60

Stricker, Geschichte der Menagerien und der zoologischen Gärten. (336) 1.—

Virchow, Menschen- und Affenschädel. Mit 6 Holzschnitten. (96) .80

Weißmann, Ueber das Wandern der Vögel. (291) ..... .75

Willkomm, Ueber Südfrüchte, deren Geschichte, Verbreitung und Kultur, besonders in Südeuropa. (266/267) 1.20

Druck von J. J. Richter, Hamburg.

AUG 27 1887

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.

(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 7.

Die höfische und romantische Poesie der Perser.

Von

Prof. Dr. Hermann Ethé.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen

Literar-Historisches.

(31 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 15,50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) ..... M.—.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182) . —.80
Diercks, Die schöne Literatur der Spanier. (372) ..... . —.75
—, Poetische Turniere. (447) ..... . —.60
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229) ..... . —.75
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) ..... . —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) ..... . —.60
Goetz, Die Njalssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459) ..... . —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) ..... . —.60
Heldig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) ..... . 1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282) ..... . —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) ..... . —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) ..... . —.60
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21) ..... . —.60
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24) ..... . —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135) ..... . —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22.) ... . 1.—
Reißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) ..... . —.80
Reményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit. (340/341) 1.20
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) ..... . —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien 2. Auflage (83) ..... . —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463) ..... . —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) . —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256) ..... . 1.—
Semler, Goethes Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters. (N. F. 18.) ..... . 1.—
Speyer, Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276) . —.75
Stricker, Goethe und Frankfurt a. M. Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261) ..... . 1.—
Trede, Das geistliche Schauspiel in Süditalien (471) ..... . 1.—
Trosien, Lessing's Nathan der Weise (263) ..... . —.60
Weniger, Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231) ..... . —.75

In den früheren Jahrgängen der „Zeitfragen" erschienen:

Literatur, Kunst und Musik.

(17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 12,75 M.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10) M. 1.60
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155) ..... . —.80
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215) ..... . 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? (G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.) (173) 1.20
Genée, Das deutsche Theater und die Reform-Frage. (99) ..... . 1.—
v. Huber-Liebenau, Ueber d. Kunstgewerbe d. alten u. neuen Zeit. (136/137) . 1.60
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10) ..... . 1.—
Minckwitz, Entwicklung eines neuen dram. Styls in Deutschland (203) . 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82) 1.20

Die höfiſche und romantiſche Poeſie der Perſer.

Von

Prof. Dr. Hermann Ethé.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Stolz und hehr wölbt ſich der Dom perſiſcher Dichtkunſt, durchbrauſt von Orgelklang und dem tauſendſtimmigen Chor ſangesfreudiger Kehlen — wer aber den Grundſtein zu dieſem Rieſenbau gelegt, darüber ſchwanken, wie loſe Blätter im Winde, die Berichte der einheimiſchen Ueberlieferer unſtät hin und her. Die meiſten gehen bis ins fünfte chriſtliche Jahrhundert zurück und bezeichnen den Sâſânidenkönig Bahrâmgûr oder Bahrâm IV. (420—440) als den Erfinder der Verskunſt und des Reims; aber auch hier gehen die Anſichten im Einzelnen wieder weit auseinander. Einige behaupten, der König ſelbſt habe in der Freude über einen glorreich erlegten Löwen die erſten perſiſchen Verſe gedichtet; nach Anderen war es ſeine Lieblingsſklavin Dilârâm, die in ihren Koſeſtunden mit dem Monarchen Îrâns alles, was der Geliebte ſagte, in Worten von gleichem Metrum und Rhythmus wiederholte. Nun iſt es eine wohlbekannte Thatſache, daß die ſpäteren Sâſânidenherrſcher den dichteriſchen Geiſt ihrer Nation auf alle Weiſe nährten und förderten, und ihrer wird auch in dieſen Blättern noch öfter gedacht werden müſſen; da aber die offizielle Sprache ihres Reiches Pehlewî und zuletzt Pârſî war, ſo fallen alle poetiſchen Anläufe dieſer Art in den Bereich jener beiden älteren Literaturen und ſind im Ganzen nur ſehr loſe mit der unendlich reicheren und für die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes bei weitem bedeutſameren Literatur verknüpft, die in eigentlichem Perſiſch oder — wenn

man lieber will — in Neuperſiſch geſchrieben iſt, jener Sprache, die ſich im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts, mit ſehr geringen Flexionsänderungen, aus dem Pârſi durch einen fortwährend ſteigenden Zufluß an arabiſchen Wörtern und Phraſen herausgebildet und in faſt genau derſelben Form ein volles Jahrtauſend bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Auch ward allen Beſtrebungen der Sâſâniden auf geiſtigem, wie auf politiſchem Gebiet durch die unter dem Chalifen 'Omar (634 bis 644) begonnene und unter ſeinem Nachfolger 'Othmân (644—656) vollendete Eroberung Perſiens durch die Araber ein jähes Ende bereitet, und es iſt dieſe geſchichtliche Thatſache, mit der wir vor allem zu rechnen haben, wollen wir das Geburtsjahr der nationalen Literatur des modernen Perſiens ſicher beſtimmen. Nur müſſen wir uns hüten, auch hier blindlings den Angaben ſolcher Berichterſtatter zu folgen, die den alten perſiſchen Grammatiker Abû Hafç aus Soghd bei Samarkand, oder gar einen unmündigen Knaben, den Sohn des Çaffâridenfürſten Ja'qûb bin Laith (868—878), der einſt im kindlichen Spiel den erſten perſiſchen Vers verfaßt haben ſoll, zum Taufpathen neuperſiſcher Dichtkunſt ſtempeln wollen. Ein Fingerzeig zur Erkenntniß der Wahrheit liegt freilich darin, der nämlich, daß, wie bei den meiſten Völkern, die in der Geſchichte der Civiliſation eine Rolle geſpielt, ſo auch beim perſiſchen der geiſtige Aufſchwung mit dem Erwachen und Erſtarken des Nationalgefühls, mit dem Abſchütteln fremden Joches und dem Aufdämmern einer neuen politiſchen Selbſtändigkeit Hand in Hand gegangen iſt.

Unter dem Anſturm der islamiſchen Heere war das ſchon längſt durch innere Wirren zerrüttete Sâſânidenreich in Trümmer geſunken; mit der Ermordung ſeines letzten Königs, Jazdadſchird III., im Jahre 651 (A. H. 30) ſchloß in kläglicher Weiſe die einſt ſo glänzende Geſchichte dieſes altberühmten Fürſten-

hauſes ab, und jede Hoffnung auf erfolgreichen Widerſtand war dahin. Kämpften auch die entfernteren Provinzen Îrâns noch Jahrzehnte lang um die letzten ſchwachen Reſte ihrer Unabhängigkeit, ſie konnten doch den Lauf des unerbittlichen Schickſals nicht hemmen, und die völlige Einverleibung Perſiens in das weite Chalifenreich war nur zu bald eine vollendete Thatſache. Nicht minder raſch vollzog ſich die religiöſe Umwälzung in dem neueroberten Lande; nicht Feuer und Schwert allein bahnten dem neuen Glauben Muhammads den Weg — der den Perſern ſelbſt innewohnende ſtreng fataliſtiſche Zug machte ſie leichter der Bekehrung zugänglich, als manches andere Volk, und mit dem Koran nahmen ſie, wenn auch widerſtrebend, das für ihre Laute ſo wenig paſſende arabiſche Alphabet, mit dem Islam zugleich an Stelle ihres eigenen, viel naturgemäßeren Sonnenjahres das arabiſche Mondjahr an. Aber ganz vermochte die Fremdherrſchaft doch nicht das Angedenken an die entſchwundene Größe und Herrlichkeit des alten iräniſchen Reiches aus den Gemüthern zu bannen, ebenſowenig wie ſich der Magismus, die altehrwürdige Lehre Zoroaſters, mit Stumpf und Stil ausrotten ließ. In den herrlichen Küſtenländern am Südrande des kaſpiſchen Meeres, in Mâzandarân und Gîlân, ſowie in den Bergen von Tabariſtân, hatten die Bekenner des alten Glaubens eine verhältnißmäßig ſichere Zufluchtsſtätte gefunden und nährten dort das heilige Feuer ihrer angeſtammten Religion wie nicht minder ihrer nationalen Begeiſterung; auch in den andern Provinzen Perſiens glomm unter der Aſche der zerſtörten Tempel der nur halb erloſchene Funke fort und fort und wartete einzig des belebenden Hauches, der ihn zu neuer, weithinſtrahlender Flamme zu entfachen berufen war. So lange die Omajjaden, die dem Hauſe ʿAlîs, des vierten Chalifen, den Todesſtoß verſetzt, in Damaskus mit ſtarker Hand das Scepter ſchwangen, blieb die Einheit des Reiches — wenigſtens

nach außen hin — gewahrt, und wenn auch fortwährend kleinere Aufstände in den persischen Provinzen von dem dumpfen Groll, der gährenden Unzufriedenheit der unterjochten Bevölkerung Zeugniß ablegten, ein Wiederaufleben nationaler Unabhängigkeit war und blieb vorläufig außer Frage. Ganz anders aber gestaltete sich die Lage der Dinge, nachdem im Jahre 750 (A. H. 132) die 'Abbâsiden sich siegreich zu Beherrschern der Gläubigen aufgeworfen und bald darauf, 762, den Sitz der Regierung nach dem neu gegründeten Baghdâd verlegt hatten. So herrlich sich auch die neue Reichshauptstadt unter dem Scepter der ersten Fürsten dieses Hauses entfaltete und auf geraume Zeit hinaus unbestritten als Mittelpunkt geistigen Lebens und gelehrter Forschung, als Stapelplatz des Welthandels galt, die Einheit des Chalifats war mit dem Fall der Omajjaden für immer gebrochen! Der einzige Sproß der letzteren, der glücklich dem Verderben entronnen und nach Spanien geflüchtet war, begründete das erste von den Chalifen des Ostens völlig unabhängige Reich in dem glänzenden Cordova; — bald folgten diesem Beispiel die Idrisiten in Fez, und die Aghlabiten in Qairawân und Tunis, und auch in den östlichen Provinzen Persiens begann sich Aehnliches vorzubereiten. Schon unter den arabischen Statthaltern war der Zusammenhang jener entfernteren Theile der alten persischen Monarchie mit dem Sitz der obersten Herrschergewalt in Damaskus und später in Baghdâd ein ziemlich loser gewesen; noch mehr gelockert aber wurde das Band, sobald das eingeborene persische Element die Zügel der Statthalterschaft an sich zu reißen und sich allmählich erblich zu machen strebte. Und mit dieser ersten schwachen Regung politischer Selbständigkeit erwachten auch die ersten Keime des lange unterdrückten nationalen Selbstgefühls — die angestammte Sprache, die nie ganz erloschene Liebe zu Sang und Dichtkunst machten ihre unver-

äußerlichen Rechte geltend, und bald verkündeten die rhythmiſchen Klänge des erſten Sängers den nahen Anbruch eines neuen perſiſchen Liederfrühlings.

Es iſt ein ſchlagender Beweis für den ſchon betonten innigen Zuſammenhang zwiſchen dem geiſtigen und politiſchen Aufſchwung einer Nation, daß nach ʿAufi, dem älteſten perſiſchen Literarhiſtoriker (der im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ſein biographiſches Werk Lubâb-ulalbâb ſchrieb), das erſte rein perſiſche Gedicht gerade im Todesjahr Hârûn-arraſchîds, mit dem die Machtfülle der ʿAbbâſiden ihren Zenith erreicht, um, erſt langſam, dann raſcher und raſcher ihrem Untergange zuzueilen, verfaßt wurde, und daß es noch dazu dem Prinzen Maʾmûn, Hârûns älteſtem Sohne, gewidmet war, der, von einer perſiſchen Mutter geboren und in Chorâſân auferzogen, ſich ſchon früh jenen freiſinnigeren Anſchauungen in Glaubensſachen zugeneigt hatte, wie ſie beſonders dort unter den gebildeteren Klaſſen der perſiſchen Bevölkerung im Aufblühen begriffen waren. Das tragiſche Schickſal, das der Omajjade Jazîd im Jahre 680 bei Karbalâ der Familie des Chalifen ʿAlî, vor allem ſeinem Sohne Huſain bereitet, der als Gemahl einer Tochter des letzten Sâſânidenkönigs in den Augen der Perſer gewiſſermaßen die angeſtammte Dynaſtie fortzupflanzen berufen war, hatte in vielen der beſten Geiſter des alten Îrâns Mitleid mit den ʿAliden und ſogar mit ʿAlî ſelbſt wachgerufen, ſowenig Sympathien ſich auch der Letztere dank ſeinem ſchwankenden Charakter während ſeines Lebens und ſeiner Regierungszeit zu gewinnen gewußt hatte. Da ſie das politiſche Joch der Araber vorläufig nicht abzuſchütteln vermochten, ſo ſuchten ſie wenigſtens ihrem patriotiſchen Gefühl dadurch Genugthuung zu verſchaffen, daß ſie die Legitimität der drei erſten Chalifen beſtritten und ʿAlî, den Schwiegerſohn des Propheten und Gemahl ſeiner Lieblingstochter Fâtimah, ſowie die aus ſeinem Blute ent-

ſproſſenen Imâme zu Nationalheiligen erkoren, in erſterem gleichſam den Ormuzd, in letzteren die Amſchaspands oder guten Geiſter der Zoroaſtriſchen Lehre zu neuem Leben heraufbeſchwörend. Und auch dem tiefinneren Drange nach einer ſelbſtändigeren Geſtaltung ihres religiöſen Lebens konnten dieſe erſte Schi'iten oder Diſſenters dabei Rechnung tragen, ohne geradezu dem nun einmal ſchon zu ſehr in Fleiſch und Blut des perſiſchen Volkes übergegangenen Muhammedanismus untreu zu werden; durch die Verwerfung der mit dem Koran für gleich heilig gehaltenen Sunna oder Tradition legten ſie die erſte Breſche in die ſtarre Orthodoxie des Islams und wurden dadurch um ſo empfänglicher für die Lehre der Mu'taziliten, die in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunders zuerſt die Fahne der menſchlichen Willensfreiheit und der unbehinderten wiſſenſchaftlichen Forſchung, im Bunde mit der inneren Reinigung des Herzens emporhoben und ſpäter in dem Geheimbund der „lauteren Brüder“ auf arabiſchem, in den Jüngern des ſich eng an das indiſche Vedântaſyſtem anlehnenden, mit neuplatoniſchen Ideen vielfach durchdrungenen Çûfismus oder myſtiſchen Pantheismus auf perſiſchem Gebiete ihre Nachahmer und Vervollkommner fanden.

Es war im März des Jahres 809 (A. H. 193), als Hârûn-arraſchîd in Chorâſân, wohin er in Begleitung ſeines Sohnes Ma'mûn mit ſtarker Heeresmacht zur Unterdrückung eines gefährlichen Aufſtandes aus Baghdâd aufgebrochen war, plötzlich vom Tode überraſcht wurde, und als kurz darauf Ma'mûn mit großem Pompe in Marw einzog, bewillkommnete ihn ein perſiſches Loblied, von einem des Arabiſchen wie des Perſiſchen gleich kundigen Gelehrten 'Abbâs verfaßt, deſſen patriotiſche Tendenz aus den folgenden Schlußverſen deutlich hervorgeht:

Vor mir hat in dieſer Weiſe Keiner je ſolch Lied geſungen,
Da noch fern von ſolcher Sangart ſich die Perſerzunge hält;
Darum ſang ich juſt dies Lied dir, daß doch endlich Glanz und Schimmer
Durch den Lobpreis deiner Hoheit auch auf dieſe Sprache fällt!

(270)

Dieſe Huldigung, einem ſo völlig von den neuen, bahnbrechenden Ideen durchdrungenen Prinzen wie Ma'mûn dargebracht, iſt bedeutſam für die ganze ſpätere Entwickelung der perſiſchen Literatur, wenngleich die modernen Perſer, ganz vergeſſend, wieviel Dank ſie dieſem Fürſten ſchuldig ſind, ſeinem Andenken fluchen, weil er ſeinen 'alidiſchen Schwiegerſohn durch Gift aus dem Wege geſchafft; und nicht minder bedeutſam iſt der Ort, der ſie gebar. Bei Marw war der letzte Sâſânide durch Mörderhand gefallen und die alte Monarchie zu Grabe getragen worden; von Marw war gerade 100 Jahre ſpäter (750) die Erhebung der 'Abbâſiden ausgegangen; in Marw endlich erklärte ſich Ma'mûn im Jahre 811 (A. H. 195) zum Chalifen und trat von da den Feldzug gegen ſeinen Bruder Amîn an. Zudem war Marw die Hauptſtadt von Chorâſân, jenem Hochlande auf der Weſtſeite des Oxus, das wie eine Bergfeſte das ſonnige Îrân nicht minder wie das düſtere Tûrân oder Turkiſtân beherrſcht und daher oft die Bruſt, auch das Schwert Perſiens genannt worden iſt. Mit Hülfe der Heere Chorâſâns hatten ſich die 'Abbâſiden das Chalifat erſtritten, und ſeit jener Zeit iſt kein Siegespreis mehr umworben worden in all' den wilden Dynaſtien- und Raſſenkämpfen, die Jahrhunderte hindurch bis in die Neuzeit Mittelaſien erſchüttert haben, als gerade der Beſitz dieſer Provinz; keine war daher auch geeigneter als Wiege für die neugeborenen Zwillingsſchweſtern — die nationale Dichtkunſt und die nationale Unabhängigkeit Perſiens! Wie die erſtere, ſo rief Ma'mûn auch die letztere, unbewußt und unabſichtlich, ins Leben. Durch die werkthätige Unterſtützung eines ſeiner geſchickteſten Heerführer, des Chorâſâners Tâhir bin Huſain, entwand er in wenigen Jahren ſeinem Bruder Amîn das angemaßte Chalifat, und Tâhir erhielt als Lohn für ſeine Dienſte die Statthalterſchaft ſeines Heimathlandes, die er ſo geſchickt auszunützen verſtand, daß er bald eine von ſeinem Oberherrn

in Baghdâd faſt unabhängige Herrſchaft über Chorâſân ausübte und ſogar ſoweit gehen durfte, als ihm Ma'mûn gelegentlich einen ſcharfen Verweis ertheilte, den Namen des Chalifen gänzlich aus dem Kanzelgebete wegzulaſſen und ſeinen eigenen an deſſen Stelle zu ſetzen. Damit war, etwa ums Jahr 820 (A. H. 205), die erſte dem Namen nach den 'Abbâſiden untergeordnete, in der That aber faſt gänzlich frei und ſelbſtändig ſchaltende perſiſche Dynaſtie der Tâhiriden begründet, und Tâhirs Söhne, Talhah (822—828) und 'Abdallâh (828 bis 844), befeſtigten dieſelbe nicht nur mehr und mehr, ſondern dehnten ſie auch über das angrenzende Transoxanien aus. Zwar erblaßte der Stern der Tâhiriden bald wieder unter 'Abdallâhs Nachfolgern, Tâhir II. (844—862) und Muhammad, und letzterer ward 872 (A. H. 259) von Ja'qûb bin Laith, dem Begründer der zweiten unabhängigen Dynaſtie Perſiens, der Çaffâriden, urſprünglich eines Gelbgießers (çaffâr) Sohn aus Siſtân oder Zabuliſtân, der ſich zunächſt zum Herrn ſeines Heimathlandes aufgeworfen und dann nach einander Chorâſân, Kirmân, Fârs, Chûziſtân, endlich ſogar Mâzandarân und Tabariſtân erobert hatte, vom Throne geſtürzt; aber das einmal begonnene Werk, nationalem Denken und Fühlen beredten Ausdruck zu leihen, ward dadurch nicht gehemmt; es machte, wenigſtens auf geiſtigem Gebiete, nur um ſo ſchnellere Fortſchritte. Wenn auch die Tâhiriden lebhafte Förderer der Kunſt und Wiſſenſchaft geweſen, ſo hatte ihre Gunſt doch zumeiſt nur den Beſtrebungen arabiſcher Gelehrter und Dichter geleuchtet; eine neue, noch mühſam nach poetiſcher Geſtaltung ringende Sprache konnte nicht ſo leicht ihrer alles beherrſchenden Nebenbuhlerin den Rang ablaufen, und der erſte Verſuch, den 'Abbâs in Marw gemacht, fand nur langſam Nachahmung und Nacheiferung. Hanzalah aus Bâdaghis (in der Nähe von Harât), deſſen Verſe nach 'Aufi ſo friſch

ſind wie gekühlter Wein und ſo angenehm fächelnd wie Nordwind, iſt der einzige perſiſche Dichtername, der uns aus den Tagen der Tâhiriden überliefert iſt; aber ſchon unter den Çaffâriden, die überhaupt mehr den alten iraniſchen Traditionen gerecht zu werden ſuchten, mehrte ſich die Zahl der Bannerträger perſiſcher Redekunſt, unter denen beſonders Firûz almaſchriqî und Abû Salîk aus Gurgân hervorleuchten, und als die neue Sonne der Sâmâniden glorreich am Himmel Chorâſâns emporſtieg, da ſcholl ein volltönender Lobgeſang aus vielen gleichgeſtimmten Dichterkehlen jubilirend zu ihr empor!

Auch dieſe dritte unter den mehr oder minder unabhängigen Dynaſtien Perſiens verdankt, gleich den Tâhiriden, ihre erſte Machtentfaltung dem Chalifen Ma'mûn. Er war es, der drei Söhne Sâmâns, eines Tatarenhäuptlings, der aber Anſpruch darauf machte, ein Abkömmling der Sâſâniden zu ſein, mit den Statthalterſchaften von Harât, Samarkand und anderen ausgedehnten Diſtrikten jenſeits des Oxus belohnte. Dort ſchwangen ſich die Sâmâniden bald zu einer ſo gebietenden Stellung empor, daß ſie nach dem Fall der Tâhiriden getroſt die Uebergabe Transoxaniens an die Çaffâriden zu verweigern, die Herrſchaft über dieſe Provinz in ihrem Hauſe erblich zu machen und in Bochârâ einen faſt königlichen Hofhalt zu errichten vermochten. Ja, ſie thaten mehr! Schon unter Naçr I. bin Ahmad, dem Urenkel Sâmâns (874—892) war Chwârizm der transoxaniſchen Herrſchaft einverleibt worden, und als ſein thatkräftiger Bruder Isma'îl (892—907) den Thron Bochârâs beſtiegen, war das Schickſal der Çaffâriden vollends beſiegelt. Isma'îl ging mit ſtarker Heeresmacht über den Oxus, ſchlug 'Amr bin Laith, den Bruder Ja'qûbs und ſandte ihn als Gefangenen nach Baghdâd an den Chalifen Mu'tadhid, dem gegenüber der Sâmânidenfürſt in kluger Berechnung ſtets die Rolle eines ergebenen Vaſallen geſpielt hatte.

Mit dieſem im Jahre 900 (A. H. 287) erfochtenen Siege war Chorâſân den Sâmâniden gewonnen, und bald dehnten ſie auch ihre Herrſchaft über Sîſtân, Gurgân und Tabariſtân, kurz über alle Länder zwiſchen dem Jaxartes und dem Südrande des kaſpiſchen Meers aus. Und in gleichem Maße wie die politiſche Unabhängigkeit wuchs die nationale Literatur, um die ſich kaum eine andere Dynaſtie ſo glänzende Verdienſte erworben hat, als gerade dieſe. „Große Dichter blühten auf, breiteten den Teppich aller trefflichen Künſte aus und gaben der Welt der Poeſie eine feſte Norm", ſind die bezeichnenden Worte 'Auſîs, und wenn uns auch von den früheſten Poeten der Sâmânidenzeit, wie Abû Schukûr aus Balch, Abû 'Abdallâh Muhammad Fârâlâdî, Abul'abbâs aus Bochârâ, deſſen Verſe als beſonders zart gerühmt werden, Abulmuzaffar Naçr aus Nîſchâpûr, Abû 'Abdallâh Muhammad aus Dſchunaid, Ma'nawî aus Bochârâ, dem Schöpfer jungfräulicher Gedanken und geiſtvoller Feinheiten, Abulhaſan Schahîd aus Balch, einem Dichter von überzeugungskräftiger Sprache und ſchönheitbezeugendem Redefluß, und andern mehr, eben nicht viel umfaſſendere Bruchſtücke erhalten ſind, als von den literariſchen Vertretern der Tâhiriden- und Çaffâridenzeit — meiſtens Sinngedichte und Lehren praktiſcher Weisheit, untermiſcht mit kurzen Trink- und Liebesſprüchen — ſo zeigen ſie doch genugſam die Keime jener ſcharf ausgeprägten Tendenz, die der ganzen perſiſchen Literatur einen ſo eigenartigen Stempel aufgedrückt hat, der nämlich, den aufgezwungenen Geiſt des Islam mit dem natürlichen ariſchen Gefühl zu verſchmelzen, den ſtarren Deismus der neuen Lehre mit der angeborenen freieren und mehr oder minder pantheiſtiſchen Weltanſchauung in höherem Einklang zu verbinden. Auch laſſen ſich in ihnen ſchon deutlich alle jene Hauptformen poetiſcher Redekunſt unterſcheiden, wie ſie theils ſchon früher bei den

Arabern gang und gäbe waren, theils als ureigenſte perſiſche Schöpfung ſich in allen ſpäteren muhammedaniſchen Literaturen das Bürgerrecht erworben haben — die Qaçîdah (Loblied, Elegie, ſatyriſches oder didaktiſches Gedicht); die von dieſer nur durch den Wegfall des Reims im erſten Halbverſe verſchiedene Qit'ah, (Bruchſtück); das Ghazel (die eigentliche Ode, Liebes- und Trinklied, auch religiöſe Hymne); das Rubâ'î (der unſerem Epigramm am meiſten entſprechende Vierzeiler, für den die Perſer ein neues Versmaß erfanden, da ſich unter den von den Arabern übernommenen keins als paſſend erwies); und das doppeltgereimte Mathnawî (heroiſches oder romantiſches Epos, und Lehrgedicht in größerem Styl). Aber noch wurden alle dieſe Kunſtformen von den Dichtern, ſo begabt ſie auch waren, ziemlich kraus und wirr durcheinandergewürfelt; noch trug keine einzige ihr beſonderes Gepräge, ihren individuellen Charakter, denn dazu bedurfte es der Schöpferkraft eines wahrhaft gottbegnadeten Genius. Und dieſer erſtand zur rechten Zeit in Meiſter Rûdagî, dem erſten Klaſſiker der neuperſiſchen Poeſie.

Hakîm Farîd-uddîn Muhammad, in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts geboren und nach ſeinem Heimathsorte Rûdag in Transoxanien Rûdagî genannt, zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch überraſchende Geiſteskräfte aus; noch in kindlichem Alter lernte er nicht nur den ganzen Koran auswendig, ſondern wußte ihn auch nach allen Regeln der Kunſt vorzutragen; ſeine ſchöne Stimme voll herzentzückendem Tonklang und ſein vollendetes Saitenſpiel gewannen ihm bald Freunde und Verehrer, und als er ſeinen feinſinnigen Gedanken auch in Rhythmus und Reim Ausdruck zu geben begann, drang ſein Ruf weit über die engen Grenzen ſeiner Geburtsſtätte hinaus und erreichte endlich das Ohr des kunſtliebenden Sâmânidenherrſchers Naçr II. (913—942, A. H. 301—331), des Sohnes und Nachfolgers von Ismâ'îls Bruder Ahmad.

Naçr zog ihn an seinen Hof, machte ihn zu seinem täglichen Genossen und überhäufte ihn mit soviel Gnadenbezeugungen und Geschenken, daß Rûdagî sich zuletzt 200 Pagen halten konnte und zur Fortschaffung seiner Habe nicht weniger als 400 Kameele nöthig hatte. Diese wahrhaft königliche Huld erwiderte der Dichter in nicht minder königlicher Weise — in zahllosen Strophen von vollendeter Schönheit und einer bei persischen Lobdichtern nur selten bemerkbaren Zartheit und Innigkeit des Gefühls sang er den begeisterten Preis seines fürstlichen Gönners und erfüllte Welt und Nachwelt mit Naçrs Ruhm. Trotz ihres echt orientalischen Bilderschmuckes und ihrer oft kühnen und überraschenden Wendungen halten sich seine Qaçiden doch fern von jenem sprüchwörtlich gewordenen Schwulst, der so manche spätere Erzeugnisse der persischen Panegyrik verunziert, und in ihrer verhältnißmäßigen Einfachheit und Ungekünsteltheit sind sie bis auf den heutigen Tag Muster dieser Dichtungsgattung geblieben. Ein gleicher Zug keuscher Empfindung kennzeichnet Rûdagîs Ghazelen, die gleich den schüchternen Versuchen seiner Vorläufer fast allein der Feier jener beiden unversiegbaren Quellen dichterischer Begeisterung, der Liebe und des Weines, gewidmet sind und bald aufjauchzen in schäumender Jugendlust, bald wieder ergreifend ausklingen in schwermüthigen Klagen um verlorenes Lebensglück. Und wie die großen Panegyriker Anwarî und Chaqânî, so haben auch die großen Lyriker, wie Hâfiz und Genossen, von ihm gelernt und ihn trotz all ihrer blendenden Vorzüge doch kaum übertroffen. Am sinnigsten in Inhalt und Form ist unter den reizenden Trinkliedern wohl das folgende:

Den Wein her, der so leuchtend strahlt, als sei es schier Rubinenregen,
Als spiegle sich in voller Gluth der Sonnenglanz auf blankem Degen,
Als wären's Tropfen, wie sie rein im Blätterschooß die Rosen hegen,
Als wollt' es sich wie Schlummer süß auf schlummerlose Augen legen.
Der Wolke gleich ist der Pokal, und drin der Wein dem Wolkensegen,
Ein Bild der Lust, wenn Wünsche sich erfüllt, die uns das Herz bewegen,

Ja, ohne Wein, wie glichen all die Herzen öden Wüſtenſtegen,
Es müßte, wär' er leblos auch, im Leib durch Wein ſich Leben regen.
Und wär' in Adlers Klau'n der Wein, in Wolkenräumen, weit entlegen,
Wenn nur die Lumpe dann nicht mehr ihn trinken könnten, meinetwegen!

Auch an Sprüchen kerniger Weisheit, an vortrefflichen ethiſchen Maximen fehlt es bei unſerem Dichter nicht, und beſonders ſind es ſeine Qit'as und Vierzeilen, in denen er für die Didaktiker der folgenden Zeiten nachahmungswerthe Muſter aufgeſtellt hat. Ebenbürtig den beſten Sinngedichten des gefeierten Sa'di ſind z. B. epigrammatiſche Strophen wie:

Gar prächt'ge Mahnung predigt uns der Zeiten Wechſellauf,
Er iſt ja, ſchauſt du recht ihn an, ganz voll von weiſen Lehren:
Sei nimmer, ſpricht er, drob ergrimmt, wenn's Andren wohlergeht,
Gar manche giebt's, die neidiſch ſchon nach deinem Glück begehren!

oder:

Nur dann, wenn deiner böſen Luſt du ſiegreich wehrſt, biſt du ein Mann!
Wenn nie du den, der blind und taub, mit Spott verſehrſt, biſt du ein Mann!
Mit Füßen treten den, der fiel — fürwahr, das iſt nicht Mannesart —
Nur dann, wenn als ſein Retter du dich flugs bewährſt, biſt du ein Mann!

Mit ſeltener Einſtimmigkeit haben ihm daher auch die meiſten angeſehenen Dichter ſeiner und der ſpäteren Zeit neidlos den Vorrang über ſich eingeräumt, und wir würden dieſe bei orientaliſchen Poeten faſt unerhörte Beſcheidenheit und zugleich die Größe von Rûdagîs Genius um vieles beſſer zu würdigen imſtande ſein, wenn uns von ſeinen Gedichten, die 100 Bände gefüllt und 1 300 000 Verſe umfaßt haben ſollen, etwas mehr als die 50—60 größeren und kleineren Lieder erhalten geblieben, die ſich zerſtreut in den Werken perſiſcher Literarhiſtoriker finden, „ein winziger Tropfen aus der Wolke ſeiner Beredtſamkeit". Am ſchmerzlichſten iſt der Verluſt von Rûdagîs großem Mathnawî, einer poetiſchen Bearbeitung der berühmten buddhiſtiſchen Fabeln des Bidpai oder Pilpai, beſſer unter

dem Namen Kalilah und Dimnah bekannt, die der Arzt Barzûje unter dem Sâsânidenkönig Nûschirwân (531—579) zuerst aus Indien gebracht und in's Pehlewi übersetzt hatte, aus welchem sie 200 Jahre später der in Persien geborene und in der Lehre Zoroasters aufgezogene 'Abdallâh ibn al-Muqaffa', ein Mann von bedeutender Gelehrsamkeit und großer Sprachgewandtheit (der etwa um's Jahr 760 starb) in's Arabische übertrug. Auf Grund dieser arabischen Bearbeitung, die den Ausgangspunkt für fast alle späteren orientalischen und occidentalischen Uebersetzungen gebildet hat, dichtete Rûdagi das erste persische Epos und erhielt als Belohnung dafür vom Fürsten 40 000 Dirhems (zwischen 20 000 und 30 000 Mark, je nach dem größeren oder kleineren Gehalt dieser an Werth sehr verschiedenen Silbermünze). Die Angaben über das Todesjahr des Dichters, der nach einigen Berichten auch der erste gewesen sein soll, der einen persischen Diwân, d. h. eine vollständige Sammlung seiner lyrischen Gedichte in methodischer Anordnung veranstaltet hat, schwanken zwischen 941 (A. H. 330) und 954 (A. H. 343); wäre erstere richtig, so müßte er noch ein Jahr vor seinem Gönner Naçr aus der Welt geschieden sein; dagegen spricht aber eine ergreifende Elegie, die uns von ihm erhalten, und deren schmerzlich bewegter Ton darauf schließen läßt, daß sie zu einer Zeit geschrieben, wo die schönen Tage des Glanzes und des Reichthums längst hinter ihm lagen und ihm wie dem ärmsten Bettler nichts als „Stab und Ranzen" übrig geblieben war. Die Erwähnung seiner tollen Jugendstreiche und seiner vielen verstohlenen Liebesabenteuer in derselben Elegie, sowie die in allen seinen Liedern sich findende überaus genaue und feine Farbenunterscheidung läßt sich freilich nur schwer in Einklang bringen mit der fast einstimmigen Ueberlieferung der Perser, die noch dazu durch das Lied eines nicht viel später als er selbst lebenden Sâmânidendichters bestätigt wird,

daß er blind geboren und sein ganzes Leben in Blindheit verbracht.

Um Rûdagî, als die Sonne am Himmel Bochârâs, kreiste nun in näherem wie fernerem Abstand eine Schar von Wandelsternen, die alle, je nach ihrer Größe, den Glanz des Sâmânidenhauses mehrten; und als das leuchtende Gestirn endlich am Horizont hinabgesunken war, da erhellten diese und die nach ihnen aufgingen mit ihrem bald helleren, bald matteren Schimmer die kurze Nacht, die schnell der Morgenröthe eines neuen, in noch verklärterem Lichte strahlenden Tages wich. Unter diesen Genossen, Jüngern und Nachfolgern des großen Dichters, stehen in erster Linie der berühmte Arzt Abû Tâhir Chusrawânî, aus dessen Liedern selbst der große Firdausî nicht verschmäht hat ein Verslein zu entlehnen und in eines seiner Ghazelen zu verweben; Hakim Chabbâz (der Bäcker), von Nischâpûr, der, um mit 'Aufî zu reden, nicht nur vorzügliches Brot zu backen, sondern auch die Perlen trefflicher Sangeskunst mit dem Thätigkeitsstichel zu durchbrechen verstand; Abulmathal aus Bochârâ; Abû Schu'aib Çâlih aus Harât, von dem uns ein zartes Lied auf eine schöne Christenmaid überliefert ist; Scheich Abû Zarrâ'ah aus Gurgân, den 'Aufî den Architekten der Behausungen der Intelligenz und den Werthabwäger des Denars der Kunstfertigkeit nennt, und der sich mit Rûdagî um den Preis der Dichtkunst zu ringen vermaß: Raunaqî aus Bochârâ, der zum Lobe des Emirs von Chorâsân unter anderen folgende treffende Verse sang:

Beseelt schier ist das Schwert des Schâhs — wer hat solch' Wunder schon gesehen? —
Doch nur beseelt, um Aller Seel' und Leib dem Untergang zu weihn;
Und zitternd auf der Fläche rings erglänzen statt der Damascirung
Die Seelen seiner Feinde all, wie Stäubchen in der Sonne Schein!

Ferner Abulfath aus Buſt (nicht weit von Qandahâr), der ſich ebenſo in arabiſcher wie perſiſcher Poeſie auszeichnete; der Emir Abulhaſan 'Alî Alagâtſchî, ein Mann der Feder und des Schwertes zugleich, der mit vorzüglichen dichteriſchen Eigenſchaften eine Geiſtestüchtigkeit verband, die ihn beſonders zur Löſung von ſchwierigen Problemen, hauptſächlich in der rhetoriſchen Styliſtik befähigte; Abû Mançûr 'Umârah aus Marw, ein berühmter Aſtronom, der auch in Sentenzen praktiſcher Weisheit ſeinen Zeitgenoſſen voranleuchtete, wie z. B. das kleine Qit'ah beweiſt:

Sei von Hochmuth nicht verblendet, giebt die Welt dir Macht und Ehre,
Manche ſchon, die hochgeklommen, warf ſie hin in Gram und Staub;
Dieſe Welt, ſie gleicht der Schlange — Schlangen greift der Weltumwerber,
Und gar oft fällt durch die Schlange, wer ſie jagt, dem Tod zum Raub!

und endlich Madſchd-uddîn Kiſâ'î, aus derſelben Stadt gebürtig, ein Mann der ſtrengen Askeſe, der, wie 'Aufî ſagt, die Erdſchicht der Begierde von der Herzensfläche mit dem Aermel der willenloſen Gottergebenheit fortgefegt und den aufwirbelnden Staub der Lüſternheit von dem Buſenplan mit dem Naß der beiden Gramesaugen gelöſcht hatte. Er iſt der poetiſche Hauptvertreter der ſchi'itiſchen Glaubensbewegung jener Zeit, und ſeine Lieder zur Feier 'Alîs und der zwölf Imâme ſind mit wahrhaft glühender Begeiſterung geſchrieben.

Wenn nun auch manche der letztgenannten Dichter ſchon in die Ghaznawidenzeit hinübergreifen und vielfach noch die erſten Regierungsjahre des großen Sultans Mahmûd mit ihren Lobgeſängen verherrlicht haben, ſo verdanken ſie ihre erſte Blüthe doch einzig und allein der hochherzigen und im beſten Sinne liberalen Förderung, die allen künſtleriſchen Beſtrebungen von Seiten der Sâmânidenfürſten zutheil wurde. Und dieſe Dynaſtie that noch mehr! ſie weckte und nährte den in ihrem Volke ſchlummernden Sinn für ernſte wiſſenſchaftliche Beſtrebungen, ſie kam dem wachſenden Verlangen der hervorragenderen Geiſter

nach einer tieferen Erkenntniß der glorreichen Vergangenheit Îrâns bereitwillig entgegen und kräftigte dadurch in nicht geringem Maße das Gefühl nationaler Unabhängigkeit. So blühten auf der einen Seite Geſchichts- und Alterthumsforſchung, auf der anderen Exegeſe und mediziniſche Studien auf.

Mançûr I. bin Nûḥ, der Enkel von Rûdagîs Gönner (961—976, A. H. 350—366) beauftragte im Jahre 963 (A. H. 352), nach ſorgfältiger Prüfung der großen arabiſchen Univerſalgeſchichte des Tabarî (geſtorben 923, A. H. 310), ſeinen Vezier Abû ʿAlî Muḥammad bin Muḥammad al-Balʿamî, dieſelbe ins Neuperſiſche zu übertragen, und dieſe unter dem Namen Taʾrîḫ-i-Tabarî berühmt gewordene Uebertragung iſt nicht nur das älteſte Proſawerk der Perſer, ſie iſt auch das Muſter eines einfachen und gefälligen Stils. Außer ihrem hohen philologiſchen Intereſſe hat ſie auch, trotz der zahlreichen Aenderungen und Kürzungen, die ſie ſich mit dem Original erlaubt, bis in die neueſte Zeit hinein ihren bedeutenden Werth als Quellenwerk behauptet; erſt jetzt, wo der arabiſche Tabarî vollſtändig aufgefunden iſt und die kritiſche Geſammtausgabe desſelben rüſtig fortſchreitet, hat ſie nach dieſer Seite hin ihre frühere Bedeutung verloren. Derſelbe Mançûr berief die angeſehenſten ʿUlamâs von Transoxanien, um ihnen die Frage nach der Geſetzlichkeit einer perſiſchen Ueberſetzung von Tabarîs zweitem umfaſſenden Hauptwerk, dem Tafſîr oder Korankommentar, vorzulegen; und als dieſe bejahend geantwortet, gebot er ihnen, unter ſich die Tüchtigſten auszuwählen und dieſe mit der ehrenvollen Aufgabe zu betrauen, die dann auch nach ähnlichen Grundſätzen durchgeführt wurde, wie ſie Balʿamî bei ſeiner Arbeit geleitet. Noch mit einem dritten hochwichtigen Literaturerzeugniß iſt Mançûrs Name unauflöslich verknüpft — ihm wurde das älteſte perſiſche Originalwerk über Medizin, eine Arzeneimittellehre von Abû Mançûr Muwaffaq bin ʿAlî

aus Harât, unter dem Titel: „Das Buch der Grundlagen über die wahre Beſchaffenheit der Heilmittel“ gewidmet. Dieſe Pharmacopie iſt beſonders nach zwei Richtungen hin intereſſant; erſtens legt ihr reicher Inhalt beredtes Zeugniß dafür ab, welchen Aufſchwung unter den Sâmâniden indiſche, ſyriſche und griechiſche Studien genommen — letzteren war ſchon durch die hauptſächlich vom Chalifen Ma'mûn angeregte und im dritten Jahrhundert der Hidſchra eifrig betriebenen Ueberſetzungen griechiſcher Philoſophen Bahn gebrochen worden —, und zweitens bildet ſie, ſo zu ſagen, das vermittelnde Band zwiſchen griechiſcher und indiſcher Medizin und beweiſt zweifellos, daß ſchon zur Zeit des Verfaſſers, der perſönlich in Indien geweſen, wie aus einer Bemerkung ſeines Buches hervorgeht, an Stelle der älteren, von Suçruta, Caraka und Anderen vertretenen Schule indiſcher Medizin, bei der bisher griechiſche Einflüſſe nicht nachgewieſen ſind, eine jüngere, ganz im Bann der durch die Araber vermittelten Theorie der Galeniſchen Schule liegende, getreten war. Fortgebildet wurde die letztere durch den großen Arzt und Philoſophen Abû 'Alî ibn Sînâ, beſſer unter dem Namen Avicenna bekannt (geſtorben 1037, A. H. 428), der, als er Mançûrs Sohn und Nachfolger Nûh II. (976—997, A. H. 366—387) behandelte und dabei die prachtvolle Bibliothek der Sâmâniden zu Bochârâ durchſtöberte, wahrſcheinlich auch dieſe Arzeneimittellehre fand und für ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke ausnützte. Avicenna gebührt übrigens, obwohl ſeine Hauptwerke der arabiſchen Literatur angehören, auch auf dem perſiſchen Parnaß ein beſcheidenes Plätzchen, nicht nur, weil er als geborener Perſer durch ſeinen Genius den Ruhm des Vaterlandes mehrte, ſondern auch, weil er eine Reihe perſiſcher Ghazelen, Rubâ'îs und Qit'as voll praktiſcher Lebensweisheit gedichtet und außerdem verſchiedene gelehrte Arbeiten entweder gleich in ſeiner Mutterſprache geſchrieben oder ſelbſt aus dem arabiſchen

Original ins Perſiſche übertragen hat, außer einer Anzahl pſychologiſcher und metaphyſiſcher Traktate vor allem eine umfaſſende Encyklopädie der Philoſophie, das Dânischnâma-i-'alâ'î.

Noch mehr als Mançûr war ſein ſchon oben genannter Nachfolger Nûḥ II. bemüht, den nationalen Gefühlen und der nationalen Dichtkunſt ſeines Volkes immer neuen Nahrungsſtoff zuzuführen. Ganz von Begeiſterung für die entſchwundene Größe des irâniſchen Reiches erfüllt, richtete er ſein Augenmerk vor allem auf die Fortführung eines ſchon lange, ſchon vor Jahrhunderten begonnenen großen und ruhmvollen Werkes, deſſen Vollendung freilich er ſo wenig wie irgend ein anderer Fürſt der Sâmânidendynaſtie erleben ſollte. Wir haben ſchon im Eingange dieſer Skizze der großen Verdienſte gedacht, welche ſich die ſpäteren Sâſâniden um die Literatur ihres Volkes erworben; derſelbe Nûſchirwân, unter deſſen Regierung das aus Indien herübergebrachte Fabelbuch Kalîlah und Dimnah ins Pehlewî überſetzt wurde, war der Erſte, der eine Sammlung der zerſtreuten Sagen und Ueberlieferungen aus der Heroenzeit des irâniſchen Alterthums, wie ſie ſich vorzugsweiſe unter den Dihqâns, dem erbgeſeſſenen und mit dem alten Königshauſe verwandten Landadel Perſiens, von Vater zu Sohn Jahrhunderte fortgepflanzt, veranſtaltete und ſie in dem ſogenannten Chodâinâma oder „Herrenbuch" vereinte. Vervollſtändigt und bis zur Regierung des Sâſâniden Chusrau II. Parwîz (628) fortgeführt ward dieſe Sammlung durch den Dihqân Dânischwar unter dem letzten Sproß dieſer Herrſcherfamilie, dem unglücklichen Jazdadſchird III., der in der Schlacht von Qâdiſija Krone und Reich an die Araber verlor. Dieſe waren es denn auch, die zunächſt das Andenken an das große perſiſche Originalwerk durch Bearbeitung in ihrer eigenen Sprache wach erhielten. Ibn al-Muqaffa', der Ueberſetzer von Kalilah und Dimnah, übertrug auch dieſes „Herrenbuch" unter dem Titel

Sijar-ulmulûk oder „Geſchichte der perſiſchen Könige“ ins Arabiſche, und wahrſcheinlich iſt mit Hülfe dieſer, wenn auch unter Zugrundelegung des Pehlewî- und Pârſî-Originales, die 971 (A. H. 360) auf Antrieb des Abû Mançûr bin 'Abd-urrazzâq bin Farruch, des Bruders von Muhammad bin 'Abd-urrazzâq, dem Herrſcher von Tûs (945—960, A. H. 334—349) veranſtaltete neuperſiſche Bearbeitung verfaßt worden. Tûs ſtand unter der Oberhoheit der Sâmâniden, wenngleich ſein ebenerwähnter Gebieter Muhammad es nicht ſelten mit den mächtigen Gegnern derſelben, den Bûjiden oder Dailamiten hielt, die aus ihrem urſprünglichen Heimathlande Mâzandarân an der Küſte des kaſpiſchen Meeres ſüdwärts gedrungen waren und bereits 'Irâq, Fârs und Kirmân ihrem Scepter unterworfen hatten, und Nuh II. ſuchte in gerechtem Stolze das unter den Auſpicien ſeines Vaſallen begonnene Werk dadurch weiter zu fördern, daß er ſeinem, ebenfalls aus Tûs gebürtigen Hofdichter Abû Mançûr Muhammad Daqiqî, einem begeiſterten Jünger der zoroaſtriſchen Lehre, der ſich durch eine Reihe zartempfundener Lieder bekannt gemacht hat, den Auftrag ertheilte, dieſe altperſiſche Geſchichte in ein poetiſches Gewand zu kleiden und ſie zur Grundlage eines nationalhiſtoriſchen Epos zu machen. Daqiqî ging freudig an die Arbeit, aber kaum hatte er die erſten 1000 Verſe von der Geſchichte des Guſchtâsp vollendet, als er dem Dolch eines eiferſüchtigen Türkenknaben zum Opfer fiel. Das jähe Hinſcheiden des Sängers, der beſtimmt geweſen, um das Haus der Sâmâniden einen neuen, unvergänglichen Ruhmeslorbeer zu winden, war ein übles Vorzeichen für den Beſtand der Dynaſtie ſelbſt, und nur zu bald brach das Unheil in vollſtem Maße über ſie herein. Des ſiegreichen Vordringens der Bûjiden in den weſtlichen Provinzen des Sâmânidenreiches iſt ſchon gedacht worden — aber auch von öſtlicher Seite drohte Gefahr. Schon unter 'Abdul-

malik I. (954—961, A. H. 343—350) hatte ſich ein ehemaliger türkiſcher Sklave, Alptegîn, zur Würde eines Statthalters von Bochârâ aufgeſchwungen; da er jedoch gegen 'Abdulmaliks Nachfolger, Mançûr I., den Vater von Nûh II., feindſelige Geſinnungen zur Schau trug, mußte er fliehen und in den Gebirgsgegenden von Ghazna oder Ghaznîn (im heutigen Afghaniſtan) Schutz ſuchen, wo er ſich bald eine unabhängige Herrſchaft gründete, die er bei ſeinem Tode 977 (A. H. 367) ſeinem Schwiegerſohn Sabuktegîn, gleichfalls einem ehemaligen türkiſchen Sklaven, der die mächtige Dynaſtie der Ghaznawiden begründete und die Eroberung Indiens begann, hinterließ. Nûh II. beſtätigte denſelben in ſeiner fürſtlichen Würde und belehnte ſogar deſſen Sohn Mahmûd, der vom Schickſal berufen war, des Vaters Eroberungen fortzuführen und ein Reich zu gründen, das ſich vom Kaukaſus bis nach Bengalen und von Bochârâ und Kâſchgar bis zum indiſchen Ozean erſtreckte, mit der Statthalterſchaft von Chorâſân, aus Dankbarkeit für die Hülfe, die Beide ihm im Kampfe gegen eine Schaar rebelliſcher Edler von Bochârâ unter Führung Fâ'iq's und die mit dieſen verbündeten Truppen der Bûjiden geleiſtet. Unglücklicherweiſe ſtarb Sabuktegîn in demſelben Jahre wie Nuh II. (997, A. H. 387) und Mahmûd, der zunächſt ſeinem Bruder Isma'îl den angemaßten Thron von Ghazna mit dem Schwert entreißen mußte, konnte ſich für einige Zeit wenig oder garnicht um die Ereigniſſe in Chorâſân und Transoxanien kümmern. Dieſe günſtige Gelegenheit benutzte Fâ'iq, der alte Rebellenführer, in Gemeinſchaft mit dem Tatarenhäuptling Ilekchân, um Nûh's II. Nachfolger, Mançûr II., zum gefügigen Werkzeuge in ſeiner Hand zu machen und ihn zu bereden, Mahmûd ſeiner Statthalterſchaft von Chorâſân zu entſetzen. Der Letztere ertrug für eine kurze Weile dieſen Schimpf geduldig, als aber Mançûr II. bald darauf durch Hofintriguen vom Throne geſtürzt und

geblendet war, nahm Mahmûd mit Waffengewalt Beſitz von Chorâſân, erklärte Mançûr's II. Bruder und Nachfolger, der ebenfalls eine Puppe in Fâ'iq's Händen war, für abgeſetzt, und nahm als unabhängiger Herrſcher, unterſtützt von einer dem Chalifen zu Baghdâd abgerungenen Inveſtitur, als der erſte unter den aſiatiſchen Monarchen 999 (A. H. 389) den Titel Sultan an. Auch Transoxanien, deſſen ſich Ilekchân bemächtigt, mußte ſich endlich 1016 (A. H. 407) der Herrſchaft des großen Ghaznawidenfürſten unterwerfen. Der letzte Sprößling der Sâmâniden, Prinz Muntaçir, den Ilekchân hatte gefangen ſetzen laſſen, entkam aus ſeinem Kerker, durchirrte einige Jahre Transoxanien und Chorâſân und führte auf eigene Fauſt einen Guerillakrieg bald gegen Ilekchân, bald gegen Sultan Mahmûd, bis er zuletzt 1005 (A. H. 395) durch Mörderhand fiel. Er iſt entſchieden die poeſiereichſte Figur unter den Prinzen ſeines Hauſes, denn obgleich ſein ganzes Leben in wechſelnden Kriegsfällen dahingegangen und er oft Tag und Nacht nicht aus dem Sattel gekommen, ſo wußte ſeine Hand doch die Feder ebenſo geſchickt wie das Schwert zu führen, und ſeine Gedichte ſind nach 'Auſi vortrefflich und eines Fürſten würdig. Als er eines Tages von ſeinen Vertrauten gefragt wurde, weshalb er keine fröhlichen Schmauſereien veranſtalte und der Muſik nicht fröhne, die doch eins der Wahrzeichen königlicher Würde ſei, da dichtete er die folgenden Strophen, die allein von allen Erzeugniſſen ſeiner Muſe auf die Nachwelt gekommen ſind:

Alles fragt mich: „Weshalb läßt du heiter nicht dein Antlitz ſtrahlen,
Nicht in Schmuck die Wohnſtatt prangen, bunt mit Teppichen bezogen?“
Wie denn ſoll ich Kämpferſchlachtruf mit dem Lied des Sängers einen,
Roſſestrab mit Hainbanketten, roſenblüthenduftumflogen?
Was denn nützt des Weines Schäumen, was des Schenken ſüßer Mund mir?
Auf die Panzerringe nieder muß hier Blut nur ſchäumend wogen!
Mir gilt Roß und Waffenrüſtung ſtatt des Hains und Feſtſchmausſaales,
Mir erſetzt der Pfeil die Lilie, und die Tulpe mir der Bogen! —

Sultan Mahmûd hatte das politiſche Erbe der Sâmâniden angetreten, aber er war damit nicht zufrieden, er wollte auch ihre literariſche Hinterlaſſenſchaft verwalten und mehren. Wiſſenſchaft und Kunſt ſollten unter ſeinem Scepter zu nie geahnter Blüthe ſich entfalten, Gelehrte und Dichter ſeinen Namen verherrlichen, und ſo gründete er nicht nur eine Univerſität mit trefflicher Bibliothek und umfangreichem Muſeum in Ghazna, er verſammelte auch an ſeinem Hof eine glänzende Tafelrunde von 400 ſangeskundigen Meiſtern, an deren Spitze als Dichterkönig Abulqâſim Haſan bin Ahmad ʿUnçurî aus Balch ſtand (geſtorben 1039 oder 1049, A. H. 431 oder 441), von dem uns eine ſtattliche Reihe auch in hiſtoriſcher Beziehung höchſt wichtiger Qaçiden erhalten ſind. Des Sultans höchſter Ehrgeiz aber war es, das von Daqîqî begonnene nationale Epos unter ſeiner Regierung fortgeführt und vollendet zu ſehen; und nachdem er die verſchiedenen arabiſchen und perſiſchen Uebertragungen des Chodâinâma, ſowie noch manche andere im Munde des Volkes fortlebende Legenden und Ueberlieferungen ſorgfältig hatte ſammeln laſſen, fehlte ihm nur noch der umfaſſende dichteriſche Genius, der die Thaten der Vorzeit in unſterblichen Geſängen zu feiern vom Himmel begnadigt war. Und dieſer gottbegnadete Sänger erſchien denn auch zu rechter Zeit in Firdauſi, dem Homer des Morgenlandes und einem der größten Dichter, die je auf Erden gewandelt.

Abulqâſim Mançûr, der ſpäter von Mahmûd den Ehrentitel Firdauſi (der Paradieſiſche) erhielt, war um 933 oder 934 (A. H. 321 oder 322) in Schâdâb in der Nähe deſſelben Tûs geboren, das auch Daqîqî's Wiege geweſen. Da ſein Vater einer der Dihqâns war, in deren Familie ſich die Traditionen der glorreichen Vergangenheit fortgeerbt, ſo war er ſchon früh von Begeiſterung für die entſchwundene Größe ſeines Vaterlandes erfüllt, und bald trieb ihn der innere

Schaffensdrang, einzelne Sagen jener Heroenzeit in dichterische Form zu gießen. Mit Daqîqî's Tod trat eine neue Wendung in seinem Leben ein — er fühlte den Muth und die Kraft in sich, die seinem Vorgänger gestellte Aufgabe voll und ganz zu lösen, und rüstig ging er an das gewaltige Werk, dessen Vollendung volle 35 Jahre seines Lebens in Anspruch nehmen sollte. 22 Jahre arbeitete er daran in stiller Abgeschiedenheit in Tûs, aber der Ruf seines Dichtergenius drang bald über die engen Grenzen seiner Heimath hinaus und kam endlich auch zu den Ohren Sultan Mahmûds. Hier laufen nun die verschiedenen Nachrichten weit auseinander, und da es noch immer an einer kritischen Biographie des Dichters fehlt, so hält es schwer, aus dem wuchernden Unkraut von Märchen und Fabeln die wenigen Blüthen geschichtlicher Wahrheit herauszulösen. Nach einigen lud der Sultan selbst, der bereits sieben seiner Hofdichter, darunter dem Dichterkönig 'Unçurî, einzelne Legenden zur poetischen Bearbeitung übergeben, Firdausî an seinen Hof; nach anderen kam der letztere auf eigenen Antrieb nach Ghazna, angelockt von Mahmûds rastlosem Eifer im Sammeln aller auf die Vorgeschichte Persiens bezüglicher Dokumente, und dichtete in der Wohnung eines der Tafelgenossen des Herrschers, Mâhak mit Namen, die Geschichte von Rustam und Isfandijâr, die dann durch diesen dem Sultan vorgelegt und von ihm auf's freudigste begrüßt wurde. Genug! Firdausî erreichte endlich, in der einen oder anderen Weise, das höchste Ziel seines Strebens, Mahmûds Gönnerschaft und die königliche Vollmacht zur Durchführung seines großen Unternehmens. In der unmittelbaren Nähe des mächtigen Herrschers, aber durch Hofintriguen aller Art fortwährend gequält und verbittert, oft sogar des nothwendigsten Unterhaltes beraubt, widmete er mit unermüdlichem Schaffenseifer weitere 13 Jahre jener Lebensaufgabe, die ihm Herz und Seele so ganz und gar seit frühester Jugend

erfüllt. Selbst der Tod seines einzigen Sohnes in der Blüthe seiner Jahre vermochte nicht, ihn derselben auch nur auf einen Augenblick abwendig zu machen, und endlich lag, um die Wende des vierten Jahrhunderts der Hidschra, 1010, das Meisterwerk der persischen Epik, das mit der Ilias, den Nibelungen und der Edda um die Siegespalme ringt, das Schâhnâma oder „Königsbuch" in einem Umfange von 50—60000 Doppelversen, vollendet vor den Augen seines nun bald achtzigjährigen Schöpfers da. Aber der Neid der Höflinge war auch jetzt wieder thätig, ihn um den wohlverdienten Lohn zu bringen, den der Sultan ihm verheißen — einen Lohn, auf den Firdausi all die Jahre hindurch sehnsüchtig geharrt, nicht um schnöder Geldgier willen, sondern um die Mittel zu gewinnen, einen lange gehegten Lieblingsplan zur Ausführung zu bringen, die Kanalisation seines kleinen Landgutes, die zugleich der Stadt Tûs zu Gute kommen sollte. Statt der versprochenen Summe in Gold sandte ihm der übelberathene Sultan dieselbe nur in Silber, und die Erbitterung des Dichters über seine so schnöde getäuschte Hoffnung machte sich in jener berühmten Satire gegen Mahmûd Luft, die fast bis auf den heutigen Tag als unerreichtes Muster schneidender Ironie und beißenden Spottes dasteht. Da seines Bleibens nun nicht länger in Ghazna war, so griff er zum Wanderstabe und fand zuletzt beim Chalifen Alqâdir billâh (991—1031, A. H. 381—422) in Baghdâd eine Zufluchtsstätte und zugleich — wie wir weiter unten sehen werden — ein neues, fruchtbringendes Arbeitsfeld. Als Mahmûd von Ghazna endlich zur Erkenntniß seines Unrechtes gekommen war und zur Sühne desselben die volle, ursprünglich ausbedungene Summe nebst Ehrengeschenken aller Art nach Tûs sandte, wohin der altersmüde Dichter kurz vor seinem Tode 1020 (A. H. 411) zurückgekehrt war, konnten die fürstlichen Boten nur noch der Leiche des Dahingeschiedenen die letzten Ehren erweisen.

„Ein glorreiches Denkmal des morgenländiſchen Genius, das im Punkt der Erfindung ſelbſt Homer den Vorrang ſtreitig macht," ſo hat Sir William Jones Firdauſis Schâhnâma gekennzeichnet, und wer je den Zauber dieſes unvergleichlichen Gedichtes voll auf ſich hat wirken laſſen, wird dem Urtheil des großen engliſchen Gelehrten beipflichten müſſen. An Großartigkeit der ganzen Anlage, wie an Mannigfaltigkeit des Stoffes ſteht es unſerem Nibelungenliede nicht nur ebenbürtig zur Seite, es übertrifft dasſelbe ſogar in manchen Punkten, und hinter den homeriſchen Geſängen bleibt es zwar an Durchſichtigkeit und Klarheit, an eigentlicher Plaſtik zurück, kann ſich aber an erſchütternder tragiſcher Gewalt vollauf mit ihnen meſſen. Gleich den indiſchen, griechiſchen, deutſchen und ſkandinaviſchen Nationalepen bringt es das reiche, volle Leben, Denken und Fühlen eines geſammten Volkes in ſeiner älteſten Heroenzeit zum ergreifendſten Ausdruck, — keine erdichteten Begebenheiten, ſondern hiſtoriſche Thatſachen, freilich nicht in der Weiſe, wie ſie wirklich vor ſich gegangen, ſondern wie ſie in der mündlichen Tradition ſich durch Jahrhunderte und Jahrtauſende hindurch umgeſtaltet und umgeformt haben. Und mit allen großen Volksepen — im Gegenſatz zur Kunſtepik — theilt auch das perſiſche die Eigenthümlichkeit, daß es ſich nicht um eine einzige Begebenheit, um einen einzigen Helden dreht, ſondern Perſonen an Perſonen, Ereigniſſe an Ereigniſſe ſich organiſch reihen läßt, die einen ſtets durch die zwingende Nothwendigkeit des allwaltenden, unvermeidlichen Schickſals aus den andern ſich entwickelnd und fortgeſtaltend. Zuſammengehalten wird dieſe durch Jahrhunderte ſich fortſpinnende Handlung nur durch den einen Grundgedanken von dem unerbittlichen Kampfe des ſonnigen Îrâns gegen das finſtere, nebelverhüllte Tûrân, von dem ewigen Ringen des Lichtes mit der Finſterniß, des Guten mit dem Böſen, des Ormuzd mit dem Ahriman, wie die alte Parſenreligion es lehrt

— fort und fort geht es durch Schuld und Sünde zur Rache, und durch die Rache hindurch wieder zur Schuld. Uralte Mythen, die in die früheſten Naturzuſtände zurückdatiren, liegen dieſen Sagen zu Grunde, und ſo eröffnen ſie uns einen wunderbar feſſelnden Blick in die fernſten Jugendtage der Menſchheit, in jene vorhiſtoriſchen Zeiten, da alle Zweige des großen indogermaniſchen Stammes noch friedlich mit einander wohnten, als eine einzige ungetheilte Familie, ſei es nach der älteren Anſicht in den Hochebenen Centralaſiens, ſei es nach den neueren Forſchungen in einem, bisher noch nicht ſicher beſtimmten Theile Europas. Mit Recht ſagt daher der meiſterhafte Ueberſetzer der ſchönſten Epiſoden des Schâhnâma, Graf Adolf Friedrich von Schack, von den Geſtalten des Firdauſiſchen Heldengedichtes: „es iſt, als ſähen wir die Bilder unſerer eigenen Sagenwelt tiefe, dunkle Schatten auf die ſonnige Fläche von Îrân werfen, als hörten wir zwiſchen dem feierlichen Rauſchen der morgenländiſchen Palme das Brauſen der nordiſchen Waſſerfälle, Klänge, die wie aus einer älteren, verlorenen Heimath kommend, ein Echo in unſerer Seele erwecken.“ So begegnen wir gleich im Anfang des Gedichtes, in der Geſchichte des Tyrannen Zohak, der ſich dem böſen Geiſt Iblîs in die Arme wirft, einer Art Fauſtſage der Urwelt, wie Schack ſie treffend nennt, die zugleich an die Fabel vom Minotaurus, dem Sinnbild des einſt auf Kreta herrſchenden Molochkultus, erinnert. Der perſiſche Theſeus iſt Farîdûn, der „ſonnengleiche, gewaltige, weißlockige und cypreſſenwuchsgeſtaltige“, über den die Undankbarkeit ſeiner eigenen Söhne ein ähnliches Schickſal heraufbeſchwört, wie die der entarteten Töchter König Lears über ihren greiſen Vater. Halb Romeo und Julie, halb Frithjof und Ingeborg iſt das Liebespaar Zâl und Rûdâbe; — mit der Sage von Phädra und Hippolyt deckt ſich, ſelbſt in Einzelheiten, die ergreifende Erzählung von Sûdâbe und Sijâwuſch; — in dem Hauptheros

des ganzen Gedichtes endlich, dem ſtarkleibigen Ruſtam, der Aeonen hindurch in ewiger Jugendkraft lebt und nach tauſend ruhmvollen Kämpfen doch noch einer meuchleriſchen Hand zum Opfer fällt, erſcheint der griechiſche Achill mit dem deutſchen Siegfried, dem nordiſchen Sigurd und dem Karna des indiſchen Mahâbhârata vereint. Ergänzt wird dieſe Lieblingsgeſtalt der perſiſchen Sage für den hier angezogenen Vergleich noch durch drei andere, ebenfalls bedeutſame Recken, nämlich Ruſtam's eigenen Sohn Suhrâb, den ſchon einmal genannten Sijâwuſch, und den zweitgrößten Helden des perſiſchen Epos, Isfandijâr, der eine Reihe ſeiner Züge mit dem „hörnenen Siegfried" gemein hat. Ein getreues Abbild des „Hildebrandliedes", das in ſeiner älteſten Faſſung auch bei uns einen tragiſchen Abſchluß gehabt zu haben ſcheint, ſowie der den nämlichen Stoff behandelnden Telegonie des Eugammon von Kyrene, ſtellt ſich uns in der erhabenſten Epiſode des Schâhnâma, in der Geſchichte von Ruſtam und Suhrâb dar, die mit dem unſeligen Zweikampf von Vater und Sohn und dem Fall des Letzteren endigt. Ruſtams eigener Tod ſchließt dann die größere erſte Hälfte des Epos ab; die kürzere zweite iſt mehr eine gereimte Chronik als ein wirkliches epiſches Gedicht und fügt ohne jeden vermittelnden Uebergang unmittelbar an das halb mythiſche Heroenzeitalter Îrâns die moderne perſiſche Geſchichte von Alexander dem Großen bis zum Untergang der Sâſâniden und der arabiſchen Eroberung an.

So ruht denn auf dem erſten großen Haupttheil des Schâhnâma der eigentliche Schwerpunkt von Firdauſis Dichtergröße, und es iſt nicht zu verwundern, daß ſein gewaltiger Genius alle andern Hof- und Lobdichter Mahmûds, ſo bedeutend auch einzelne derſelben, wie der ſchon mehrfach genannte 'Unçurî und ſein Schüler Minûtſchihrî aus Dâmaghân, Farruchî aus Siſtân, 'Asdſchadi aus Marw, Ghadâ'irî,

Bihrâmî aus Sarachs und Andere waren, und ſo werthvolle Erzeugniſſe ihrer Muſe ſie uns auch hinterlaſſen haben, völlig in den Schatten ſtellte. Selbſt Firdauſis alter Lehrer Aſadî aus Tûs, der ſeinen großen Schüler noch um mindeſtens 10 Jahre überlebte (er ſtarb unter der Regierung von Mahmûd's Sohn Mas'ûd (1030—1040, A. H. 421—432), hatte ſich in dieſes Schickſal fügen müſſen, wenngleich gerade er ſich wohl größere Anrechte an eine dankbare Erinnerung im Herzen ſeines Volkes erworben, als viele ſeiner Zeitgenoſſen. Denn er war es, der eine ganz neue Dichtungsgattung in die morgenländiſche Literatur einführte, die ſich zwar ſchon vereinzelt bei ein paar arabiſchen Dichtern vor ihm findet, aber erſt unter ſeiner Hand diejenige volksthümliche Form erhalten hat, die ihr eine weitere Verbreitung und allgemeinere Pflege ſicherte, die Munâzarah oder das Streitgedicht, ein Spiegelbild — möglicherweiſe ſogar das Vorbild — der provençaliſchen Tenzone, des franzöſiſchen jeu parti, des italieniſchen contrasto, und des engliſchen estrif. Fünf der Aſadiſchen Streitgedichte ſind uns erhalten: „Nacht und Tag", „Lanze und Bogen", Himmel und Erde", „Muſelman und Parſe", „Araber und Perſer", und die erſten drei wenigſtens zeichnen ſich durch hohen poetiſchen Werth, bewundernswürdige Schärfe der Dialektik und immer gleiche Schlagfertigkeit in der Debatte aus. Urſprünglich ein maskirtes Lobgedicht und daher in Qaçîdenform gedichtet, ward die Munâzarah im weitern Verlauf der perſiſchen Literatur mit Vorliebe als Epiſode in epiſchen Dichtungen verwandt und erſcheint hinfort in gereimten Doppelverſen, ja ſie erweitert ſich ſogar hie und da zu einem ganzen allegoriſchen Epos, wie beiſpielsweiſe in dem Ilâhînâma des Faridudd în 'Attâr (getödtet 1230, A. H. 627) und in Inſchâs reizendem Gulſchan-i-Latâfat (verfaßt kurz nach 1572, A. H. 980), in dem Verſtand, Reichthum und Glück miteinander wetteifern, um einen

armen Bauer so hoch wie möglich zu erheben, und es schließlich dem triumphirenden Verstande gelingt, ihn zum Kaiser von China zu machen. Selbst die gereimte Prosa wählte man nicht selten zum Gewande solcher Wortdispute, wie es einzelne der Maqâmen des Hamid-uddin Abûbakr aus Balch (gestorben 1164, A. H. 559) bezeugen, und in dieser Form ward die ursprüngliche Tenzone auch wohl, wie z. B. von Sa'id-uddin 'Ali Tarikah aus Isfahân (gestorben 1431, A. H. 835) zu einem vollständigen allegorischen Roman ausgesponnen. Doch zurück zum Schâhnâma! Von dem ersten Augenblick seines Erscheinens an übte es eine so gewaltige Anziehungskraft auf alle jüngeren Dichter aus, daß bald ein förmlicher Wettkampf entstand, wer unter ihnen die beste Nachahmung jenes unvergleichlichen Musters zu liefern imstande sei, und dieser Wettstreit hat sich, natürlich in veränderter Form und mit sehr verschiedenem Erfolg, fast bis auf den heutigen Tag bei den Persern und den persisch schreibenden Juden fortgesetzt. Zunächst suchte man nach neuen Epenstoffen, natürlich in solchen nationalen Sagen und Volksüberlieferungen, die von Firdausi entweder noch garnicht benutzt oder doch wenigstens nur theilweise ausgebeutet waren, und so bildete sich um das „Königsbuch" ein förmlicher Kreis von nationalhistorischen Ergänzungsepen, die fast ausschließlich dem Sagenkreise der Fürsten von Sistân, d. h. der Familie Rustams, entlehnt waren und lebhaft an die griechischen Cykliker, sowie an die kleineren Heldengedichte aus der Nibelungenzeit (Ortnit, Hug- und Wolfdietrich, der Rosengarten von Worms, König Laurin und andere mehr) erinnern, nur daß die Sprößlinge der persischen Muse ihre europäischen Geschwister an Umfang bei weitem übertreffen. Der erste aller Nachahmer Firdausis scheint Asadis eigener Sohn, 'Ali bin Ahmad, gewesen zu sein, der 1066 (A. H. 458) das mehr denn 9000 Doppelverse zählende Garschâspnâma vollendete, die Geschichte der wunderbaren

Kriegsfahrten und Abenteuer Garschâsps, eines Vorfahren des Rustam. Die heroischen Thaten von Rustams Großvater Sâm wurden im Sâmnâma, das an Länge fast dem Schâhnâma gleichkommt, gefeiert; die von Rustams beiden Söhnen im Dschahângîrnâma und Farâmurznâma; die von seiner amazonenhaften Tochter, einer persischen Brunhild, die in der Brautnacht ihren Gatten überwältigt und mit ihrem Gürtel fesselt, im Banû Guschâspnâma; die von seinem Enkel im Barzûnâma, das an Zahl der Verse das Schâhnâma noch übertrifft; die von seinem Urenkel im Schahrijârnâma, das wahrscheinlich den Dichter Muchtârî zum Verfasser hat und Mahmûd's Urenkel, Sultan Mas'ûd bin Ibrâhîm (1088—1114, A. H. 481—508) gewidmet ist; und die von dem Sohne Isfandijârs, des zweiten Helden des Schâhnâma, im Bahmannâma.

Als endlich die altirânischen Quellen fast gänzlich ausgeschöpft waren, fand die jüngere Generation, die nach dem Lorbeer Firdausîs rang, immer noch Mittel und Wege, um an's gewünschte Ziel zu gelangen; wo sich noch irgendwie Bruchstücke von Traditionen, gleichviel ob echter oder unechter Natur, auftreiben ließen, wurden sie gierig ergriffen und die vielen Lücken darin mit freier Phantasie ausgefüllt: wo sich absolut keine Ueberlieferungen mehr fanden, mußte die dichterische Erfindungskraft allein herhalten, und so trat denn an die Stelle des nationalen Epos die einfache epische Erzählung, und da nur zu bald der klangvolle Vers durch eine mehr oder minder poetisch angehauchte Prosa verdrängt wurde, an die Stelle der epischen Erzählung das Märchen, die Novelle, der Roman! Als Muster der ersteren Gattung sind die verschiedenen Iskandarnâmas oder Alexanderbücher anzusehen, von denen das älteste und originellste das des großen Nizâmî ist (verfaßt um 1202, A. H. 599), von dem wir später noch ausführlicher zu reden haben werden. Die Prosaepik begann mit Çadaqah bin Abî-alqâsim

Schirâzî's dreibändigem Roman Kitâb-i-Samak 'Ijâr oder den Abenteuern Churdidschâhs, des Sohnes von Marzûbânschâh, Fürsten von Halab, und ſeines Halbbruders Farruchrûz (1189, A. H. 585), und erreichte ihren Höhepunkt in dem fünfzehnbändigen Bûſtân-i-Chajâl oder Garten der Phantaſie, den Muhammad Taqî Chajâl zwiſchen 1742 und 1756 (A. H. 1155—1169) verfaßte. Noch kühnere Geiſter unter den ſpäteren Nachahmern Firdauſis wagten ſich auf bis dahin völlig unbetretene Pfade, und zwar in zwei diametral entgegengeſetzten Richtungen. Die eine Gruppe dieſer Dichter ſuchte das noch ziemlich jungfräuliche Feld der arabiſchen Tradition zu bebauen, und entweder das Ritterthum der ehemaligen Eroberer und Unterdrücker Perſiens zu beſingen oder auch aus den jüdiſchen Legenden des Korans ſich ihre Stoffe zu formen; in dieſe Gattung gehören als poetiſche Werke und ſämmtlich im Metrum des Schâhnâma gedichtet unter anderen Haſan Schabiſtarî 'Ajânî's Anbijânâma oder Geſchichte der vorislamiſchen Propheten (verfaßt vor dem 8. Jahrhundert der Hidſchra), Muhammad bin Huſâm-uddin's Châwarnâma oder die Heldenthaten 'Alis (1427, A. H 830), Bâdhil's Hamla-i-Haidarî oder das Leben Muhammads und der erſten vier Chalifen, vollendet von Nadſchaf 1723 (A. H. 1135), und Kâzim's Farahnâma-i-Fâtimah, das Freudenbuch der Fâtimah, der Tochter des Propheten; als Proſaepen die Geſchichte von Hâtim Tâi, dem berühmten Repräſentanten altarabiſcher Freigebigkeit und hochherziger Geſinnung, der Ritterroman von Amîr Hamzah, dem Onkel Muhammads, und die Mudſchizât-i-Mûſawî oder die Wunderthaten Moſis von dem 1501 (A. H. 907) verſtorbenen Mu'in-almiskin. Die andere Gruppe, die beſonders reich in den letzten vier Jahrhunderten der Hidſchra vertreten iſt, bemühte ſich, durch Verherrlichung großer zeitgenöſſiſcher Ereigniſſe oder ſolcher, die dem Bewußtſein des

Volkes wenigſtens noch nicht zu ferne lagen, ein neues Nationalepos modernen Stiles zu ſchaffen, das freilich, ſelbſt im günſtigſten Falle, nur ein blaſſer Abklatſch des alten, echten Vorbildes blieb und oft genug der Tummelplatz der geſchmackloſeſten Künſtelei ward. Timûr Tamerlan's gewaltige Perſönlichkeit begeiſterte Hâtifî (geſtorben 1521, A. H. 927) zu ſeinem Timûrnâma, dem weitaus beſten Epos dieſer Gattung; die ſtürmiſchen Zeiten der erſten Herrſcher aus der Çafawiden-Dynaſtie, der es noch einmal, wenn auch nur auf kurze Zeit, gelang die verſchiedenen Provinzen des alten perſiſchen Reiches unter einem Scepter zu vereinigen, lieferten Qâſim Qâſimî aus Gûnâbâd in Chorâſân, der auch die Thaten von Timûr's viertem Sohne Schâhruch (1405—1447) beſungen, den Stoff zu ſeinem Schâhnâma, einer poetiſchen Geſchichte Schâh Isma'îls (1503—1524) und ſeines Nachfolgers, Schâh Tahmâsp (1524—1576). Ein anderes Schâhnâma, von Kamâlî aus Sabzwâr, feierte die Thaten Schâh 'Abbâs des Großen (1588—1629), und ſelbſt das Leben des grauſamen Nâdirſchâh, des Schreckens der indiſchen Herrſcher, der den letzten Çafawiden entthronte und von 1736 bis 1747 über Perſien gebot, fand einen Lobredner in Nizâmuddîn 'Iſchrat aus Sijâlkût, der ihm zu Ehren ſein Schâhnâma-i-Nâdirî ſchrieb. Aber alle dieſe Gedichte wurden an Länge von den 33 000 Doppelverſen des Schâhinſchâhnâma und den 40 000 des Georgenâma übertroffen, von denen das erſtere, aus der Feder des Dichterkönigs am Hofe Fath 'Alî Schâh's (1797—1834), Fath 'Alî Chân, die Thaten dieſes letzten großen Perſerfürſten feiert, das letztere die Geſchichte Indiens von ſeiner Entdeckung durch die Portugieſen bis zur Eroberung Poonas durch die Engländer 1817 in langathmigen Tiraden beſingt. Dieſe Art Reimchronik blühte beſonders in Indien, ſeit dem Anfang der Regierung von Humâjûn, dem Vater des großen Akbar (1530—1556), ſowohl im Kaiſerpalaſte

zu Delhi, als auch an den Höfen der zahlloſen kleineren Fürſten, wofür das Zafarnâma-i-Schâhdſchahânî von Muhammad Dſchân Qudſi (geſtorben 1646, A. H. 1056) und das Pâdiſchâhnâma (auch Schâhinſchâhnâma genannt) von Abû Tâlib Kalîm (geſtorben 1651, A. H. 1061), beide dem Lobpreis des Kaiſers Schâhdſchahân (1628—1658) gewidmet, ferner Âtaſchî's 'Âdilnâma zu Ehren von Schâh Muhammad 'Âdil von Bidſchâpûr, der 1629 den Thron beſtieg, das Tawârich-i-Quli Qutbſchâh, eine metriſche Geſchichte der Qutbſchâh-Dynaſtie von Golkonda, und viele andere, bis zur Verherrlichung Sultan Tipû's von Myſore, der 1799 im Kampf gegen die Engländer fiel, in Ghulâm Haſan's Fathnâma-i-Tipû Sultan (1784, A. H. 1198), den ſprechendſten Beweis liefern.

So viele legitime und illegitime Sprößlinge nun auch Firdauſi's Schâhnâma in's Daſein gerufen, ſie ſind doch bei weitem nicht das einzige Vermächtniß, das der unſterbliche Sänger von Tûs ſeinem Volke hinterlaſſen. Sein Genius war reich und umfaſſend genug, noch andere Saiten in den dichteriſchen Gemüthern ſeiner Zeitgenoſſen anklingen zu laſſen, noch andere Knospen der Poeſie mit ſeinem ſchöpferiſchen Hauche zu beleben. Dieſe Knospen, die ſich ſchon in ſeinen eigenen Tagen und mehr noch in der Folgezeit zu duftigen, farbenſtrotzenden Blüthen entfalteten, ſind vor allem die romantiſche, die didaktiſche, und die myſtiſche Poeſie, deren Wurzeltriebe ſich ſämmtlich auf Firdauſi zurückführen laſſen. Was zunächſt das romantiſche Epos, den poetiſchen Liebesroman betrifft, ſo liegen die Keime desſelben in den zahlreichen Epiſoden des Schâhnâma, die wie z. B. die Geſchichte von Zâl und Rûdâbe und die ihr in ſinnigem Reiz ebenbürtig zur Seite ſtehende Erzählung von Biſchen und Maniſche, die Kämpfe und Leidenſchaften des menſchlichen Herzens uns in berückenden Bildern vor Augen führen, und in noch höherem Grade in Firdauſis zweitem Epos, das er während

ſeines Aufenthaltes zu Baghdâd auf Wunſch des Chalifen in hohem Alter verfaßte, in Jûſuf und Zalichâ. Dieſer auf die jüdiſch-arabiſche Legende von Joſeph und der Frau des Potiphar in der zwölften Sûre des Korans ſich gründende Stoff war ſchon von einem der ſpäteren Sâmânidendichter, Abulmuwajjad aus Balch, und bald darauf auch von einem Poeten der Bûjiden oder Dailamiten, Bachtijârî, der wahrſcheinlich am Hofe des Fürſten von 'Irâq, 'Izz-uddin Bachtijâr (967—978, A. H. 356—367) in Ahwâz oder Chûziſtân lebte, in epiſche Behandlung genommen worden, aber erſt Firdauſî drückte demſelben jenes vollwichtige künſtleriſche Gepräge auf, das allein allen Stürmen der Zeit zu trotzen und einer Schöpfung des Menſchengeiſtes die Unſterblichkeit zu leihen vermag. Jûſuf iſt ſeitdem für das ganze Morgenland das höchſte Ideal männlicher Schönheit und männlicher Vollkommenheit geblieben, und eine ſtattliche Reihe von Dichtern hat ſich bis in unſer Jahrhundert hinein an denſelben Gegenſtand gewagt, zunächſt Schihâb-uddin 'Am'aq aus Bochârâ (geſtorben 1149, A. H. 543 oder 544), deſſen Dichtung in zwei verſchiedenen Metren geleſen werden kann; ferner Ruku-uddin Mas'ûd aus Harât (vor dem Anfang des ſiebenten Jahrhunderts der Hidſchra); Abdurrahmân Dſchâmî, der letzte große Dichter Perſiens, von dem noch öfter in dieſen Blättern die Rede ſein wird (1483, A. H. 888); Muhammad Qâſimchân Mandſchî, ein Emîr des Kaiſers Humâjûn (geſtorben 1571, A. H. 979); Farruch Huſain Nâzim aus Harât, der ſein Epos zwiſchen 1648 und 1662 (1058—1072) auf Wunſch des Gouverneurs ſeiner Vaterſtadt, 'Abbâs Qulichân Schâmlû, ſchrieb, und andere mehr, bis zu den beiden modernſten Bearbeitern, Lutf 'Alibeg Âdhur, dem Verfaſſer der berühmten Sammlung von Dichterbiographien, Âtaſchkada oder Feuertempel genannt (1762, A. H. 1176), und Schaukat, dem Gouverneur von Schirâz unter Fath 'Alî Schâh (um 1818, A. H. 1233). Gleich-

zeitig mit Firdauſis Jûſuf, wenn nicht etwa noch um einige Jahre früher, war 'Unçuri's Wâmiq und 'Adhrâ „der in Liebe Glühende und die in Schönheit Blühende" entſtanden, eine romantiſche Liebesgeſchichte, der eine altiräniſche Sage zum Grunde liegt und die ſchon unter den Tâhiriden in eine gewiſſe dichteriſche Form gegoſſen war. Dieſes Epos, das leider unwiederbringlich verloren ſcheint, über deſſen Inhalt uns aber das gleichnamige Gedicht des türkiſchen Dichters Lâmi'î (geſtorben 1532 oder 1533) genauen Aufſchluß giebt, da es mit Benutzung des 'Unçuriſchen verfaßt wurde, fand Neubearbeiter in Façîhî Dſchordſchâni, der am Hof des Kaikâ'us von Tabariſtân (1049—1070, A. H. 441—462) lebte; in Kamâl-uddîn Huſain Damîrî, der unter dem Çafawî-Schâh Muhammad (1577 bis 1586) ſtarb; in Qismati aus Aſtarâbâd, der unter Kaiſer Akbar (1556—1605) in Deccan blühte; in Mirzâ Muhammad Çâdiq-ulmûſawî Nâmî (geſtorben 1790, A. H. 1204), dem Hiſtoriographen der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine kurze Zeit über Perſien herrſchenden Zanddynaſtie, und endlich in Muhammad Huſain aus Schirâz unter Fath 'Alî Schâh. Ebenfalls in ſeinen Grundzügen dem iräniſchen Alterthum angehörig iſt Fachr-uddîn As'ad Dſchordſchâni's Wîs und Râmîn (verfaßt auf Grund einer Pehlewî-Sage um 1048, A. H. 440 zu Iſfahân), ein Gedicht, das nicht nur ſeines hohen künſtleriſchen Werthes wegen, ſondern auch dadurch ein ganz beſonderes Intereſſe für uns hat, daß es genau denſelben Stoff behandelt, wie Meiſter Gottfried von Straßburg's Triſtan und Iſolde. Mit dem deutſchen Epos wetteifert es in Formvollendung, Schmelz der Darſtellung und Meiſterſchaft der Charakterzeichnung und Seelenmalerei — gleich jenem feiert es in klangvollen Rhythmen die unbezwingliche, den ganzen Menſchen überwältigende und alle Schranken der Sitte und des Rechtes durchbrechende Gewalt der Leidenſchaft, das lodernde Feuer der ſinnlichen Liebe

mit allen ihren Verirrungen und bedenklichen Situationen. Dieſes Meiſterwerk nun noch zu übertreffen, nicht ſo ſehr in pſychologiſcher Wahrheit und Tiefe, als in ſittlichem Gehalt, in Adel der Empfindung und in packender Gewalt der Sprache, und dadurch der romantiſchen Epik zu ihrem höchſten Triumphe zu verhelfen, war dem ſchon einmal genannten Nizâmi vorbehalten, dem zweitgrößten Klaſſiker Perſiens.

Nizâmî, oder mit ſeinem eigentlichen Namen Nizâm-uddîn Abû Muhammad Iljâs bin Jûſuf war 1141 (A. H. 535) im Berglande von Qumm geboren, verbrachte aber den größten Theil ſeiner Tage zu Gandſcha in Arrân, dem heutigen Eliſabethpol, weshalb er auch allgemein Nizâmî aus Gandſcha genannt wird. Der frühe Tod ſeines Vaters warf einen düſtern Schatten über ſein junges Leben und nährte ſeine Vorliebe für ein einſames, der Beſchaulichkeit und tiefſinnigen Betrachtungen über Welt und Menſchenthum gewidmetes Daſein, eine Geiſtesrichtung, die ſich vielfach in ſeinen Poeſien ausſpricht und die ihn, im Gegenſatz zu den meiſten perſiſchen Dichtern, gänzlich unempfindlich gegen den lockenden Prunk fürſtlicher Höfe und die trügeriſche Gunſt der Großen dieſer Erde machte, wenn er auch, um der einmal hergebrachten Gewohnheit Genüge zu leiſten, ſeine Hauptwerke nominell dieſem oder jenem Schâh gewidmet hat. Da Gandſcha faſt ganz von orthodoxen Sunniten bewohnt war, ſo kann es kaum Wunder nehmen, daß Nizâmî bei ſeiner melancholiſchen Gemüthsſtimmung ſich einem immer ſtrengeren aſcetiſchen Leben hingab und faſt noch unduldſamer als ſeine Mitbürger gegen alle Andersdenkenden ward. Nur dem ihm innewohnenden Genius der Kunſt hatte er es zu danken, daß er nicht ganz in den trüben Pfuhl des Zelotismus verſank. Sein poetiſcher Schaffensdrang begann ſich allmählich aufzulehnen gegen die engen Feſſeln unfruchtbarer Frömmelei, die kühnen Gebilde ſeines

Innern, die nach Gestaltung rangen, wollten sich nicht länger gewaltsam unterdrücken lassen, seine reiche Phantasie verlangte nach Luft und Licht, die Schönheiten der Gotteswelt und die Freuden des menschlichen Daseins machten ihre ewigen Rechte an ihn geltend, und als er ihnen einmal nachgegeben, zog auch ein geläuterter, von Duldung und Menschenliebe genährter Glaube in sein Herz ein. Um einen poetischen Abschluß seiner ersten, düsteren Lebensperiode zu gewinnen, schrieb er 1178 oder 1179 (A. H. 574 oder 575) als erstes Werk sein didaktisch-mystisches Machzan-ulasrâr oder „Magazin der Geheimnisse", in dessen eingestreuten Erzählungen sich aber schon deutlich Nizâmîs Beruf für die reine Epik kundthut, und dieses ureigentliche Gebiet seines dichterischen Schaffens betrat er schon 1180 (A. H. 576) mit dem romantischen Gedichte Chusrau und Schirîn, dem ersten seiner epischen Meisterwerke, das dem Atâbeg von Adharbaidschân und dessen Bruder Qizil Arslan, der 1186 (A. H. 582) den Thron bestieg, zugeeignet war. Es ist äußerst bezeichnend für den völligen Umschwung in den religiösen Anschauungen des Verfassers, daß der Stoff dieser, sowie der folgenden romantischen Dichtungen nicht aus islamischen Quellen, sondern im Gegentheil aus Sagenkreisen geschöpft ist, die der strenggläubige Muslim schlechtweg als „heidnisch" bezeichnet. Hier ist es die Geschichte der Liebesabenteuer des Sâsâniden-königs Chusrau Parwîz mit der schönen Prinzessin Schirîn von Armenien, und seiner Eifersucht gegen seinen eine zeitlang bevorzugten Rivalen, den Baumeister Farhâd, nach dessen glücklicher Beseitigung die Aussöhnung zwischen ihm und seiner Geliebten erfolgt. Nizâmî hatte einsehen gelernt, daß es nicht die Aufgabe eines wahren Dichters sein kann, Moral zu predigen oder Glaubenssätze zu lehren, sondern sich liebevoll in die Irrgänge des menschlichen Herzens zu vertiefen und der Welt einen klargeschliffenen Spiegel vorzuhalten, in dem sie sich selbst mit

allen ihren Tugenden und Laſtern, ihren Leiden und Freuden, ihren Siegen und Niederlagen erkennen kann. Und dieſem Grundſatze huldigte er auch in ſeinem nächſten Werke, dem Beduinenroman aus der heidniſch-arabiſchen Zeit, Lailâ und Madſchnûn, den er 1188 (A. H. 584) kurz nach Vollendung eines aus Caçiden und Ghazelen vorwiegend ethiſchen und paränetiſchen Charakters beſtehenden Diwâns zu Ehren des Herrſchers des benachbarten Schirwân verfaßte. Dieſes Wüſtendrama, das die ſo häufig behandelte tragiſche Liebe zwiſchen zwei Sproſſen feindlicher Familien zum Gegenſtande hat, ſcheint in ſeinen Hauptzügen durch die Kreuzfahrer ins Abendland übertragen zu ſein und den erſten Anſtoß zu Arioſto's „Raſendem Roland" gegeben zu haben, wenn ſich auch in letzterem, ſeiner ganzen ritterlichen Denk- und Sinnesart angemeſſen, die Raſerei ganz anders manifeſtirt, als in dem von übergroßer Liebesleidenſchaft zum Wahnſinn getriebenen Beduinenhelden des morgenländiſchen Epos.

Nachdem Nizâmi einen längeren Ausflug in das Gebiet der heroiſchen Epik gemacht und ſein ſchon oben genanntes Alexanderbuch geſchrieben, das auch den Titel Scharafnâma oder Iqbâlnâma-i-Iskandarî führt und aus zwei Theilen beſteht, einem hiſtoriſchen, der uns Alexander als Eroberer der Welt vorführt, und einem mehr ethiſchen, der ihn als Philoſophen und Propheten zeigt und ſeine zweite Weltreiſe beſchreibt (in doppelter Recenſion vorhanden, von denen die erſte zwiſchen 1191 und 1193, A. H. 587—589, die zweite nach 1197, A. H. 593 abgefaßt iſt), trat er noch einmal den „Ritt ins alte romantiſche Land" an und dichtete 1197, ſechs Jahre vor ſeinem Tode (1203, A. H. 599), auf Wunſch des Fürſten Nûr-uddîn Arslan von Moſul, des Sohnes und Nachfolgers von 'Izz-uddîn, dem die erſte Recenſion des Iskandarnâma gewidmet iſt, ſein drittes und letztes romantiſches Epos Haft Paikar oder die „ſieben Schönheiten", ſieben Liebesromanzen, die den

ſieben Lieblingsfrauen des Sâſânidenherrſchers Bahrâmgûr in den Mund gelegt ſind. Von dieſen iſt die vierte, von der ſlaviſchen Prinzeſſin vorgetragene, die eine ruſſiſche Fürſtentochter zur Heldin hat, die weitaus bedeutſamſte, da ſie als das älteſte orientaliſche Vorbild der Gozzi-Schillerſchen Turandot erſcheint. Die fünf Mathnawîs des Nizâmî, vom Machzan an bis zu dem letztgenannten, bilden zuſammen den ſogenannten „Fünfer" (auch Pandſch Gandſch „die fünf Schätze" genannt), eine Form, die hinfort für alle epiſchen Dichter, die perſiſchen ſowohl wie die ſpäteren türkiſchen, tſchagataiſchen und hindûſtâniſchen, maßgebend wurde. Daß aber auch jedes einzelne der romantiſchen Epen Nizâmîs eine reiche Zahl von Nachahmern gefunden, bedarf bei dem univerſellen Ruhm des Dichters, der faſt dem des Firdauſi im Orient gleichſteht, kaum einer beſonderen Hervorhebung. Die perſiſche Literatur zählt im Ganzen 20 verſchiedene Lailâ und Madſchnûns, 19 Chusrau und Schîrîns und ſechs Bearbeitungen der Liebesgeſchichten Bahrâmgûrs. Die hervorragendſten unter den erſten dieſer drei ſind die von Amîr Chusrau aus Delhi, dem größten perſiſchen Dichter Indiens (1299, A. H. 698), von Muhammad bin 'Abdallâh Kâtibî aus Niſchâpûr (geſtorben 1435, A. H. 838 oder 839), von Dſchâmî und Amîr Suhaili in dem gleichen Jahre 1484 (A. H. 889), von Maktabî, einem Schulmeiſter in Schîrâz 1490 (A. H. 895), von Hâtifî, von Hilâlî (getödtet 1532, A. H. 939), von Qâſim Qâſimî Gûnâbâdî (geſtorben 1560, A. H. 967) und anderen ſchon oben bei den heroiſchen Epen genannten Dichtern, bis auf Çâdiq Nâmî, Naçîbî aus Kirmânſchâh (1812, A. H. 1227) und Nâçir in Lucknow (nach 1814, A. H. 1229). Ebenſo begegnen wir Amîr Chusrau, Hâtifî, Qâſim Qâſimî und Çâdiq Nâmî unter den Nachahmern von Chusrau und Schirîn, zuſammen mit Wahſchî Bâfiqî (geſtorben 1583, A. H. 991, in Jazd), Muhammad

'Urfî aus Schirâz (geſtorben 1591, A. H. 999), Mîr 'Aqîl Kauthari aus Hamadân (1606, A. H. 1015) ꝛc. bis zu dem modernſten von allen, Mirzâ Kutchak Wiçâl aus Schirâz, deſſen Sohn noch 1854 in Bombay lebte. Unter den Imitationen des Haft Paikar endlich ſind vor allem Amîr Chusrau's Haſcht Bihiſcht oder die „acht Paradieſe" (1301, A. H. 701), Hâtifi's Haft Manzar oder die „ſieben Luſthäuſer", und 'Aiſchi's Haft Achtar oder die „ſieben Planeten" (1660, A. H. 1070) bemerkenswerth.

Gleichzeitig mit der romantiſchen Epik begann auch die romantiſche Lyrik in Perſien zu blühen, d. h. die Panegyrik und ihr Gegenſatz, die Satire, und dieſe erreichte ihren Höhepunkt unter der Herrſchaft der Seldſchucken, jener türkiſchen Dynaſtie, die in kurzer Zeit ein gefährlicher Nebenbuhler der Ghaznawiden ſowohl wie der arabiſchen Chalifen ward und deren früheſter Lobredner eben jener Fachr-uddin As'ad Dſchordſchâni war, dem wir das klaſſiſche Epos Wîs und Râmîn verdanken. Schon die Sâmânidendichter und beſonders der große Rûdagî hatten den Preis ihrer fürſtlichen Freunde und Beſchützer in begeiſterten Verſen geſungen, aber erſt die Hofdichter Mahmûds, die den gewaltigen Eroberer Indiens mit unermeſſenen Lobſprüchen überſchütteten, ihm auf Schritt und Tritt Weihrauch ſtreuten und ſelbſt die geringſte ſeiner Handlungen in zahlloſen Strophen verherrlichten, ſtempelten die Panegyrik zum förmlichen Lebensberuf aller Derer, die mit etwas dichteriſchem Ingenium begabt um Fürſtengunſt buhlten. Und auch hierzu hatte der Sänger von Tûs durch die zahlreichen, in ſein Schâhnâma eingeſtreuten farbenprächtigen Schilderungen königlicher Macht und Herrſcherwürde nicht wenig beigetragen — durch ſie war zuerſt dieſer — für unſeren Geſchmack entſchieden untergeordneten — Gattung der Lyrik jenes romantiſche Element eingepflanzt worden, das ihr bisher gemangelt, und ebenſo hatte

Firdauſi durch ſeine beißenden Verſe gegen den Sultan der ſatiriſchen Poeſie die Pfade geebnet. Unter Mahmûds Nachfolgern auf dem Throne von Ghazna nahm die Panegyrik einen immer größeren Aufſchwung, und beſonders zeichneten ſich unter ihren Vertretern Abulfaradſch Rûnî aus Lahore, und Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân aus, die beide unter Sultan Ibrâhîm, Mahmûds Enkel, 1059—1088 (A. H. 451 bis 481) und deſſen Nachfolger Mas'ûd II. 1088—1118 (A. H. 481—512) blühten. Wie die folgenden zwei Proben aus dem Diwân des letzteren Dichters, der Sultan Ibrâhîms Mißfallen und Argwohn erregt und dafür lange Jahre im Kerker der Bergfeſtung von Nâi ſchmachten mußte, bezeugen, wußten die begabteren unter dieſen Hofdichtern neben dem oft überſchwänglichen Lobpreis des Herrſchers auch einer mehr praktiſchen Lebensweisheit beredten Ausdruck zu verleihen.

Feier des Sultans.

Des Sultans Herrſchaft daure fort, ſo lang Beſtand den ird'ſchen Dingen,
Und dieſe ganze Erde ſoll ſein Machtwort ſtets zum Dienſt ſich dingen!
Es möge um den Nacken ſich der Himmelsſphären allzumal
Als Krauſe ſtets der Kleiderſaum von ſeinem würd'gen Flehen ſchlingen.
Und was auch ſeines Scharfſinns Blick erſtreben mag in dieſer Welt,
So ſchwer es ſei, es möge ſtets ihm ohne Müh' und leicht gelingen!
Auf ſeines Feindes Scheitel ſoll, wie auf des Ambos Fläche er,
Des ſchwer vom Schlag getroffenen, den Hammer ſeiner Strafmacht ſchwingen.
So heiß wie ein Septemberſturm ſoll auch an Gluth ſein Zürnen ſein,
Doch hinziehn wie Aprilgewölk ſein güt'ges Wort auf feuchten Schwingen.
Und wer für ihn den Wunſch nicht hegt, daß Gram ihm fern ſein Lebelang,
Dem mög' der Himmel langen Gram und kurze Friſt des Lebens bringen.
Des hocherhab'nen Gottes Schirm und mächt'ger Schutz und güt'ge Huld,
Sie ſollen ihm als Helm das Haupt, als Panzerkleid den Leib umringen.
O daß doch ſtets des Glückes Wind durchwehte ſeiner Herrſchaft Luft,
Und über ſeiner Herrſchaft Land doch ſtets der Gnade Wolken hingen!
In des Verſtandes ganzer Welt iſt ſein Verſtand der wahre Kern,
Mög' ſeine Seel' als Weſensſtoff auch in die Welt der Seelen dringen.
Und gleich wie der gewölbte Bau des Schloſſes, ſoll gebückt zu ſtehn
Vor ſeinem, des Gebieters Schloß, ſich aller Fürſten Rücken zwingen.

Gefeiert iſt ſein Ruhmespreis in tauſenden von Poeſien,
Und jede dieſer tauſend ſoll in tauſend Diwâns wiederklingen.
Doch den geſammten Hauptgehalt des Rühmenswerthen, was er that,
Den ſoll mit ſeiner Dichterkraft Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân ſingen

Lebensregeln.

Stets mußt du feſt im Sattel ſein,
Im Reden ſicher, zweifelsrein!
An Sinnesart ſei gleich dem Lenz,
Sei voll von Geiſt, im Ausdruck fein!
Wer Thron und Glauben ſchäd'gen will,
Von dem mußt Du die Welt befrein.
Erblüh' wie eine Roſe licht,
Trittſt du beim Schâh des Weltalls ein!
Willſt du das Reich beruhigt ſehn,
Darf nie dein Schwert der Ruh ſich weihn!
Schaff, daß die Herrſchaft gleicht dem Schwert,
So ſtaubfrei und von hellem Schein!
Bekriege den, der Böſes ſinnt,
In Jammer ſtürz' den Feind hinein;
Dann lebe glücklich, hochgeehrt,
Mit deinen Nächſten im Verein!

Zu wirklicher Vollendung aber ward, wie ſchon oben angedeutet, dieſe Dichtungsgattung erſt unter den Seldſchucken gebracht, und zwar durch die berühmte Gruppe von Lobdichtern, die ſich um Sultan Sandſchar (1117—1157, A. H. 511 bis 552) und theilweiſe auch um ſeinen großen Gegner Atſiz, den Schâh von Chwârizm (das heutige Chiwa), ſchaarte. Zu dieſer Gruppe gehörten Adîb Çâbir, der auf Befehl von Atſiz, deſſen Mordanſchlag auf Sandſchar er dem letzteren rechtzeitig mitgetheilt, 1145 oder 1151 (A. H. 540 oder 546) im Oxus ertränkt ward, und ſein Schüler Dſchauharî, der Goldſchmidt von Bochârâ; ferner Amîr Mu'izzî, der Dichterkönig an Sandſchar's Hof, der durch einen Pfeilſchuß 1147 (A. H. 542) getödtet wurde; Raſchîd Watwât („Die Schwalbe"), der 1172 (A. H. 568) ſtarb und außer ſeinen Qaçîden noch eine werthvolle Metrik, Hadâ'iq-uſſihr, ſowie eine

metrische persische Uebertragung der 100 Sprüche 'Alis hinterließ; 'Abd-alwâsi'Dschabali, der ebenso wie sein Zeitgenosse Hasan Ghazuawi anfangs das Lob des Ghaznawidenfürsten Bahrâmschâh, Mas'ûd bin Ibrâhims Sohn, gesungen, später aber in Sandschar's Lager überging, nachdem der letztere Ghazna erobert und Bahrâmschâh tributpflichtig gemacht hatte; und endlich Auhad-uddin Anwari, der größte Qaçidendichter Persiens. Anwari war zu Mahana oder Maihana bei Abiward im sogenannten Daschț-i-Châwarân geboren, weshalb er auch zuerst Châwari als Dichternamen adoptirte. In seiner Jugend gab er sich gelehrten Studien in der Medreseh zu Tûs hin und erwarb sich den Ruf eines der bedeutendsten Astronomen seiner Zeit, später aber vertauschte er die Wissenschaft mit der einträglicheren Stelle eines Hofpoeten und schwang sich bald zum Liebling Sandschars auf. Er starb wahrscheinlich im Jahre 1191 (A. H. 587) unter Sultan Toghrul bin Arslan, dem Großneffen Sandschars, der von 1176—1194 (A. H. 571—590) regierte. Seinen Dichterruhm verdankte Anwari einerseits der unerschöpflichen Fülle von poetischen Gleichnissen und Bildern schmeichelhaftester Art, die er über Sandschar und andere fürstliche Persönlichkeiten ausschüttete, und andererseits den scharfen Pfeilen des Sarkasmus und der Ironie, die er aber wohlweislich nicht gegen bestimmte Individuen schleuderte, sondern gegen ganze Klassen der zeitgenössischen Gesellschaft und vor allem gegen das grausame Walten eines unerbittlichen Geschicks. Diese von ihm neubelebte satirische Richtung hielt sich aber nicht lange auf gleicher Höhe; sie sank bald entweder zur bloßen Parodie und Travestie herab, wie in den Schriften mehrerer transoxanischer Autoren, Sûzani und Abû 'Ali Schatrandschi aus Samarkand (ersterer gestorben 1174, A. H. 569), Lâmi'i aus Bochârâ und anderen, oder verflüchtigte sich in niedrig komischen Gedichten, wie in

'Ubaid Zâkâni's (geſtorben 1370, A. H. 772) humoriſtiſchen Erzählungen „Katze und Maus“ und „Der Steinhauer“, ſowie in den Hazlijjât oder „Scherzen“ deſſelben Verfaſſers, die eine Art von Frag- und Antwortſpiel bilden, z. B.: „Was iſt die Welt? ein Platz, der keinem geſchaffenen Weſen Ruhe gönnt;“ „Wer iſt glücklich? wer nie mit dem Richter in Berührung kommt;“ Was iſt ein Apotheker? einer, der allen Leuten Krankheiten an den Hals wünſcht;“ „Was iſt ein Aſtrolog? ein Lügner!“; „Wer iſt unſelig? ein junger Mann, der ein altes Weib freit,“ und ähnliches mehr.

Anwarîs größter Mitbewerber um die Siegespalme in der Qaçîde war Châqânî mit ſeinem wirklichen Namen Afzaluddîn bin 'Alî, eines Zimmermanns Sohn aus Schirwân und Lobredner des Fürſten ſeines Heimathlandes, der urſprünglich den Dichternamen Haqâ'iqî führte und ein Schüler Abul'alâ's aus Gandſcha war. Er war um 1131 (A. H. 525) geboren und ſtarb 1199 (A. H. 595). Wegen des dunklen und ſchwierigen Stils ſeiner Gedichte hat man ihn häufig den Pindar des Morgenlandes genannt, und orientaliſche Kritiker bewundern gerade das am meiſten an ihm, was uns Abendländern als die ſchwächſte Seite ſeiner Leiſtungen erſcheint, die vielen, nur mittels eines Kommentars verſtändlichen Anſpielungen, die gekünſtelten Wortwitzeleien und viele andere Sonderbarkeiten, die ſeine ſonſt kraftvolle und melodiſche Sprache entſtellen. Den europäiſchen Geſchmack befriedigen eigentlich nur ſeine erzählende Dichtung Tuhfat-ul'irâqain „Das Geſchenk der beiden 'Irâqs,“ worin er in anziehender Weiſe ſeine Pilgerfahrt nach Mekka und Medina und ſeine Rückreiſe in die Heimath beſchreibt, und ſeine kürzeren Lieder, beſonders ſeine vielfach epigrammatiſch zugeſpitzten Qit'as, von denen hier ein paar Platz finden mögen:

Laß, Châqânî, nie durch Würden dich bethören, ob's dem Schickſal,
Einem Bahman und Dſchamſchîd dich gleichzuſtellen, auch gefällt!

Hunderttauſende wie dieſe wurden ſchon zur Welt geboren,
Und doch nach der alten Leier geht noch immer dieſe Welt.
Viel entſchwand — und ſtets noch zeigt ſich ſo wie ſonſt der Erde Fläche,
Vieles war — und doch den Rücken krümmt noch jetzt das Himmelszelt.
Nicht dem Pflanzenwuchs hier drunten iſt ein neu Geſetz gekommen,
Keine Spalten riß das Schickſal droben in das Sternenfeld.
Wir entſchwinden — und noch viele kommen nach uns, aber raſtlos
Kreiſt der Himmel, wie die Erde ſtets in gleichem Gleis ſich hält.
Doch ertönt einſt die Poſaune durch der Allmacht Herrſcherwillen,
Dann zerreißt das Band der Sphären und der Erde Leib zerfällt!

Ward dein guter Ruf nun einmal fraglich, ſo verſchmäh', Châqâni,
Deſſen Huldgeſchenk, der ſchlimmen Schaden nur dem Freund bereitet!
Nicht des Mitgefühles Balſam ſuche für das Leid des Herzens,
Keinen niedren Balſam ſuche, der die Wunde dir nur weitet.
Dem, den man vernichtet, naht man ſchmeichelnd wieder — doch dies Schmeicheln,
Leichenſang iſt's, der den Todten auf dem letzten Gang begleitet.
Weißt du's, Freund, doch, wie man eilig, wenn man ein Kameel getödtet,
Um das Blutgeld zu erlegen, Gold ihm um den Nacken breitet.
Nimm nun an, ein Schacht von Gold ſelbſt ſei ſein Nacken — was gewinnt es?
Kommt doch der Gewinn erſt *nach* ihm, wenn man es zu Grab geleitet!

Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter Châqâni's Zeitgenoſſen und Jüngern noch folgende: Mudſchîr-uddîn Bailaqâni (geſtorben 1198, A. H. 594), Zahîr Fârjâbî (geſtorben 1202, A. H. 598) und Athîr Achſikati (geſtorben 1211, A. H. 608), alle Drei Lobdichter der Atâbegs von Adharbaidſchân und ganz beſonders des Sultans Qizil Arslan (ſiehe oben); ferner Kamâl-uddîn von Iſfahân (von den Mongolen getödtet 1237, A. H. 635), der, wegen ſeiner fruchtbaren Phantaſie den Beinamen Challâq-ulma'âni „Schöpfer ſeiner Gedanken" erhielt; und als letzter Saif-uddîn Iſfarangi (geſtorben 1267, A. H. 666), ein Günſtling der Chwârizmſchâhs.

(310) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienen:

Robert Hamerling's Sämmtliche Dichtungen.

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **14. Aufl.** Feine Ausg. m. sorb. Orig.-Text-Einfass. Eleg. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. mit Goldschnitt..... Mk. 7.50

— — **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit weit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin in Berlin.** Gr. Folio, auf feinstem Velin- u. Kupferdruckpapier in doppelsorb. Kunstdruck und **prachtvollem**, nach altrömischen Motiven gezeichn. **Original-Einb.** mit Goldschnitt..... „ 50.—
Auch in 19 Lieferungen zu beziehen ..... à „ 3.—

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen mit einer Titelzeichn. v. E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter u. Studien. Mit dem Portrait des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. brosch. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 11.40

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustr. v. Herm. Dietrichs. **3. Auflage.** Eleg. brosch. Mk. 15.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 18.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. Eleg. broschirt Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt..... „ 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. brosch..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant broschirt Mk. 3.—, elegant gebunden mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Elegant broschirt „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt..... „ 6.—

König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. **8. Auflage.** Elegant broschirt „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **5. Auflage.** Eleg. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt..... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Elegant brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **4. Auflage.** Elegant broschirt Mk. 1.—, eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **4. Auflage.** Elegant broschirt Mk. 1.50. eleg. gebunden mit Goldschnitt..... „ 2.50

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **4. Auflage.** Eleg. brosch. Mk. 1.50, eleg. gebunden mit Goldschnitt..... „ 2.50

Robert Hamerling ist nicht nur ein wahrer Dichter — ein Dichter von Gottes Gnaden — sondern auch ein Charakter, und das giebt all' seinen Dichtungen das rechte Gepräge. Als Epiker ohne Nebenbuhler, hat Hamerling auch als Lyriker nur wenige Ebenbürtige unter den Lebenden. Für seinen „Ahasver", seinen „König von Sion" finden wir keinen besseren Vergleich, als die unsterblichen Gesänge Homers. Die Kraft des Ausdrucks, die hinreißende, begeisternde Phantasie, die Reinheit des Versmaßes und die Fülle der Gedanken umschlingen die Stirne des Dichters mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit; mit ihnen hat Hamerling sich eine Stelle neben unsern hehrsten Dichterfürsten für alle Zeiten erobert.

Im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienen:

Angewandte Aesthetik in kunstgeschichtlichen und ästhetischen Essays

von **Gustav Portig.** Gr. 8°, 50 Bogen. 2 Bände, eleg. brosch. Mk. 9.—.

Inhalt: Die schöne Gartenkunst. — Die Schönheit der Pflanzenwelt. — Gottfried Semper und die moderne Architektur. — Rafael und das Madonnenideal. — Rafael's Schule von Athen. — Rafael's Disputa und Dürer's Allerheiligenbild. — Das Weltgericht in der Malerei. — Das Gottesideal des Hubert van Eyck. — Michelangelo und Cornelius. — Der Zeus des Phidias. — Die Venus bei den Alten, bei Tizian und Thorwaldsen. — Laokoon und Niobe. — Die Pietà bei Michelangelo und bei Rietschel. — Die Schönheit des menschlichen Körpers. — Die hohen Messen von J. S. Bach und L. von Beethoven. — Die Christus-Oratorien von Händel und Beethoven. Kiel und Liszt. — Richard Wagner's Stellung in der Kunstgeschichte. — Das Requiem in seinen hervorragendsten Vertretern. — Absolute Höhen der Kunst. — Das Wesen der Antike. — Kleinigkeiten in der Kunst. — Ueber Bemalung von Gebäuden und Statuen. — Zur Aesthetik des Kunstgewerbes.

Der Verfasser will den heutigen Gegensatz zwischen Aesthetiker und Kunsthistoriker überbrücken helfen. Er will zeigen, daß die Aesthetik sich nicht auf philosophische Abstraktionen beschränken darf, sondern sich erbauen muß auf einer gründlichen Kenntniß der einzelnen Künste, daß aber auch andererseits die heutige Kunstgeschichte nicht noch weiter ihrem realistischen Zuge folgen und sich in lauter äußerliche Einzelheiten verlieren soll. Nur aus der innigsten Durchdringung von Kunstgeschichte und Aesthetik kann eine Betrachtung der Kunstwerke hervorgehen, durch welche diese erst wahrhaft fruchtbar werden, nicht blos für die Gelehrten, sondern für die große Kunstgemeinde überhaupt.

Zur Geschichte des Gottesideals in der bildenden Kunst

von **Gustav Portig.** Gr. 8°, elegant broschirt Mk. 3.—.

Inhalt: Das vorchristliche Gottesideal. — Das Gottesideal der christlichen Kunst. — Die Darstellung göttlicher Personen durch Typen und Symbole. — Die Darstellung von Gottvater. — Gottvater in der Plastik. — Gottvater in der Malerei. — Die Darstellung der Dreieinigkeit. — Die Trinität in der Plastik. — Die Trinität in der Malerei. — Die Krönung der Maria. — Die Himmelfahrt der Maria.

Hans Besenried. Ein Spielmannssang aus der Zeit nach dem großen Kriege von F. H. Benary.

Oktav-Ausgabe, eleg. brosch. Mk. 2.—, in eleg. Originaleinband Mk. 3.—.

— **Prachtausgabe mit über 120 Illustrationen von C. W. Allers, in prachtvollem Originaleinband Mk. 15.—.**

Das „Berliner Tageblatt" schreibt: Seit Scheffel, Julius Wolff und Baumbach die deutsche Vorzeit für die poetische Empfänglichkeit zurückeroberten, hat sich im deutschen Dichterwalde ein Jubiliren und Tirilliren nach den Weisen dieser Meister erhoben, bei welchem sich Viele als berufen und Wenige als auserwählt erweisen. Unter den Auserwählten begrüßen wir mit Freuden das Werk eines schneidigen Publizisten, der sich als ein begnadeter Poet enthüllt: „Hans Besenried" ist eine dichterische Gestaltung jener merkwürdigen Zeit, wie sie lebensvoller und realistischer kaum gedacht werden kann. Benary hat es verstanden, durch sein treues, sittengeschichtliches Gemälde die Töne zarter Liebesromantik erklingen zu lassen, und so ist ein dichterisches Werk entstanden, das den Poeten ehrt und ihm allerwärts Freunde und Verehrer erwerben dürfte.

Das junge Deutschland. Ein kleiner Beitrag zur Literaturgeschichte unserer Zeit von Feodor Wehl.

Mit einem Anhange seither noch unveröffentlichter Briefe von Th. Mundt, H. Laube und K. Gutzkow. 8° elegant broschirt Mk. 3.—.

Der vielerfahrene Autor giebt in diesem Werke reiches Material und eine Basis zur Beurtheilung derjenigen Dichter und ihres literarischen Wirkens, welche man gemeinhin unter dem Gesammtnamen „Das junge Deutschland" bezeichnet. Mit fast allen diesen Geistesheroen eng befreundet gewesen, ist F. Wehl vor allen Anderen zu einer solchen Darstellung berufen und hat er es auch verstanden, die Schilderung der Personen, Zeitumstände und der geschichtlichen Momente in ein lebensvolles und höchst interessantes Bild zusammenzufassen. Das schön ausgestattete Buch wird allen Literaturfreunden hochwillkommen sein.

Laien-Evangelium. Jamben von Friedrich von Sallet. 8°.

Neunte Auflage, elegant broschirt, Preis Mk. 4.—, fein gebunden Mk. 5.—.

Urtheil der Presse: Leider sind Fr. von Sallet's Schriften in dem hochangeschwellten Strome der Literatur theilweise untergegangen und nur Einzelne erbauen sich noch an dieser geistes- und gedankenkräftigen Poesie. Nie aber ist die Lehre des reinen Humanismus in schöneren Worten und eindringlicher gepredigt worden als in dem „Laien-Evangelium", diesem echt poetischen Werke, das durch seine Formvollendung wie durch seinen Ideenreichthum alle derartigen Schriften in unserer Literatur weit überragt. Das Buch ist heute noch jedem christlichen Hausstande angelegentlichst zu empfehlen.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

AUG 27 1887

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.

(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 8.

Die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien.

Von

Gustav Diercks.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen

Literar-Historisches.

(1 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf = 15 50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) ..... M. —.80
Corrodi, Rob. Burns u Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182) . —.80
Diercks, Die schöne Literatur der Spanier. (372) ..... . —.75
—, Poetische Turniere. (447) ..... . —.60
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229) ..... . —.75
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) ..... . —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) ..... . —.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459) ..... . —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) ..... . —.60
Heldig, Die Sage vom „Ewigen Juden“, ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) ..... . 1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282) ..... . —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) ..... . —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) ..... . —.60
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21) ..... . —.60
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24) ..... . —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135) ..... . —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22.) . 1.—
Reißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) ..... . —.80
Reményi, Journale und Journalisten der französischen Revolutionszeit (340/341) 1.20
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) ..... . —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien 2. Auflage (83) ..... . —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463) ..... . —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) . —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256) ..... . 1.—
Semler, Goethes Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters. (N. F. 18.) ..... . 1.—
Speyer, Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276) . —.75
Stricker, Goethe und Frankfurt a. M. Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261) ..... . 1.—
Trede, Das geistliche Schauspiel in Süditalien (471) ..... . 1.—
Trosien, Lessing's Nathan der Weise (263) ..... . —.60
Weniger, Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231) ..... . —.75

In den früheren Jahrgängen der „Zeitfragen“ erschienen:

Literatur, Kunst und Musik.

(17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 12,75 M.

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10) M. 1.60
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155) ..... . —.80
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215) ..... . 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? (G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.) (173) 1.20
Genée, Das deutsche Theater und die Reform-Frage. (99) ..... . 1.—
v. Huber-Liebenau, Ueber d. Kunstgewerbe d. alten u. neuen Zeit. (136/137) . 1.60
Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts (10) ..... . 1.—
Minckwitz, Entwicklung eines neuen dram. Styls in Deutschland (203) . 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82) 1.20

Die arabiſche Kultur im mittelalterlichen Spanien.

Von

Guſtav Diercks.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Abgetrennt vom Körper Europas durch das mächtige Gebirge der Pyrenäen, deſſen Unwirthlichkeit, deſſen wenige gangbare Päſſe den Verkehr der ſüdweſtlichen Halbinſel mit dem übrigen Kontinent im höchſten Grade erſchweren, ſchien Spanien von der Natur beinahe dazu beſtimmt, ſich völlig national, einheitlich und unabhängig von aller übrigen Welt ſelbſtändig zu entwickeln. Auf drei Seiten vom Meere eingeſchloſſen, ſchien es auch aus dieſem Grunde wenig zugänglich und den Eroberungsgelüſten fremder Völker wenig ausgeſetzt. Die überaus große Fruchtbarkeit und der an Metallen aller Art unerſchöpfliche Reichthum des Bodens waren jedoch Veranlaſſung, daß Spanien ſeit uralten Zeiten unaufhörlich von fremden Koloniſten und Eroberern heimgeſucht wurde und weniger als irgend ein anderes Land Europas imſtande war, ſich unabhängig zu erhalten, eine eigene nationale Kultur auszubilden. Der eigenthümliche Zauber, der heute noch über dieſem landſchaftlich im allgemeinen ſo wenig ſchönen Lande ruht und ſeine unfehlbare Macht auf alle nordiſchen Völker ausübt, die Romantik, die heute noch für das Ausland mit allem Spaniſchen verbunden iſt, der magiſche Reiz des ſonnigen Südens, in dem das Glück zu Hauſe zu ſein, die Natur dem Menſchen in freigebigſter Weiſe ihre Schätze auszutheilen und keine zu hohen Anforderungen an ſeine Arbeitskraft zu ſtellen ſcheint, mögen aber wohl auf die nordiſchen Barbaren alter Zeiten auch ſchon eine mächtige Anziehungskraft ausgeübt und ſie dorthin gelockt haben.

Die Nähe Afrikas ſetzte die Pyrenäenhalbinſel beſonders von dieſer Seite her den Einfällen fremder Völker aus, wie es denn auch drei Mal von hier aus erobert wurde.

Das Mittelmeer wurde frühzeitig ein bequemes Verkehrsmittel für alle dasſelbe umwohnenden Völker, und dieſe, die Kulturträger des Alterthums, legten in Spanien Kolonien an und ſuchten ſich das reiche Land zu unterwerfen. Phönizier, Karthager, Griechen, Römer machten ſich in mehr oder minder ausgedehntem Maße zu Herren der Halbinſel, beuteten ſie aus, drängten ihre Einwohner in das Innere, in die Gebirge zurück und zwangen ihnen ihre Kulturen auf. Es berechtigte ſie in gewiſſem Grade hierzu der Umſtand, daß Spanien keine ſelbſtſtändige Kultur entwickelte, wie dies in Phönizien, Vorderaſien, Griechenland, Italien und dem Nillande geſchah. Am weiteſten nach Weſten gelegen, war die Urbevölkerung Iberiens viel ſpäter als die helleniſchen und italiſchen Stämme den Einwirkungen der vom Oſten herkommenden Kulturelemente ausgeſetzt, und zu einer Zeit, als die Phönizier und Griechen bereits einen hohen Grad von Kultur erreicht hatten, für ihre wachſende Bevölkerung neue Wohnſtätten, für ihre Erzeugniſſe neue Märkte zu ſuchen gezwungen waren, noch im Zuſtande der Barbarei. Und gerade dieſer Umſtand ſollte von höchſter Bedeutung für die Geſchicke Spaniens werden, dieſes bis zu der Periode der Neuzeit, ja, bis auf den heutigen Tag zu kultureller Paſſivität verurtheilen. Seine Urbevölkerung hat ſich nie zur Selbſtthätigkeit und Selbſtändigkeit erheben, nie Epochemachendes leiſten können. Denn die Spanier der Zeiten Karls V. und Philipps II. waren doch nicht mehr Nachkommen der reinen Urbevölkerung, ſondern der Miſchlinge, die die Verbindung der verſchiedenen über Spanien hinweggegangenen Völker mit den Iberern erzeugt hatte.

Die politiſche wie die Kulturgeſchichte Spaniens iſt daher

eine überaus interessante und spiegelt in gewissem Sinne die Europas, weil in der That alle Kulturfaktoren und Elemente, die die Ausgestaltung der europäischen Verhältnisse bedingten, auf die Geschichte Spaniens gleichfalls einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Die eigentliche Blüthezeit erlebte das Land jedoch unter der Herrschaft der Araber, die unter jenem schönen Klima und den glücklichen materiellen Verhältnissen, die sich dort ausbildeten, ihre natürlichen Fähigkeiten auf das glänzendste entwickelten und jene Kultur schufen, die in so nachhaltiger Weise die der ganzen Welt beeinflußt hat.

Die Ursachen für das Erscheinen der Araber auf spanischem Boden sind in den inneren Verhältnissen des westgothischen Reiches daselbst zu suchen.

Nach einander hatten mehrere der größten germanischen Völkerstämme, die die Völkerwanderung in die römische Welt führte, auf der iberischen Halbinsel Reiche gegründet. Vandalen und Alanen, Sueven und Westgothen waren einander dort gefolgt. Nachdem die ersten nach Nordafrika gegangen, dort ihr großes Reich geschaffen hatten, erlangten die Westgothen über die Sueven bald das Uebergewicht und machten sich schließlich zu unumschränkten Herren ganz Spaniens. Sie bildeten jedoch nur den Adel und die verschwindende Minorität der Bevölkerung des Landes, vermochten durch ihr Verhalten gegenüber den überwiegend romanischen Volksmassen die letzteren nicht mit ihrer Herrschaft auszusöhnen, da sie sie als Sklaven und Leibeigene betrachteten und behandelten und durch strenge Rassengesetze die Verschmelzung der Romanen mit den Germanen zu verhindern bemüht waren. Die zahlreichen Juden waren den Gothen zwar durchaus unentbehrlich, aber auch sie wurden trotzdem mit Verachtung behandelt, von der Regierung und Verwaltung des Landes ausgeschlossen, gelegentlich auf das grausamste verfolgt und vertrieben und zu dem passiven Widerstande gezwungen, den auch

die Romanen den unumschränkten Herren gegenüber beobachteten. Diese großen Massen konnten keine Liebe zu ihren Beherrschern gewinnen, sondern harrten nur sehnsüchtig auf eine günstige Gelegenheit das verhaßte Joch der Germanen abschütteln zu können; die letztern durften von ihnen im Falle eines Krieges mit fremden Eroberern auf keine sichere Unterstützung rechnen.

Dazu kamen ferner die politischen und religiösen Zustände im Gothenreiche, um die Macht und Kraft desselben zu erschüttern und seine Fundamente zu untergraben.

Die Westgothen waren ursprünglich Arianer gewesen. Ihre nahen Beziehungen zu den Franken und andere politische Gründe bewogen ihre Fürsten jedoch schließlich um 600 n. Chr. zur Annahme des katholischen Glaubens. Der Klerus wußte diesen Umstand von vorn herein gehörig zu seinem Vortheil auszubeuten und erlangte einen allmächtigen Einfluß auf die innere Politik, wie auch bei den allgemeinen Reichstagen immer in erster Linie die kirchlichen Angelegenheiten behandelt wurden. Zwar artete die Verfassung nicht zu einer völlig theokratischen aus, aber immerhin war die Geistlichkeit allmächtig, griff selbstthätig in die Verwaltung des Landes ein und wußte ihre schrankenlose Habgier, Prachtliebe und Genußsucht in ausgedehntestem Maße zu befriedigen. Der Geist der Unduldsamkeit, der Strenggläubigkeit gelangte dadurch ebenfalls zu unbegrenzter Herrschaft.

Das Wahlkönigthum brachte unaufhörliche innere Konflikte mit sich, an denen die Bischöfe und die niedere Geistlichkeit den regsten Antheil nahmen. Das Parteiunwesen, das das heutige Spanien verhindert sich sicher zu organisiren, untergrub den westgothischen Staat so vollständig, daß es nur eines geringen Anlasses zu seinem Zusammensturz bedurfte. Der Verfall war zugleich ein politischer wie finanzieller, da die Verschwendungssucht und Habgier des Adels und des Klerus, die Ueberbürdung des Volkes durch Steuern, das Wachsthum der Güter todter

Hand die völlige finanzielle Zerrüttung herbeiführten. Der Bürgerkrieg vernichtete die Wehrkraft des Reiches gegen etwaige äußere Feinde und bot den letzteren unaufhörlich günstige Gelegenheit zum Angriff des wankenden Staates.

Solcher Art waren die Verhältnisse in Spanien, als die Araber ihre Herrschaft bis an die äußersten westlichen Grenzen Nordafrikas, bis an den Atlantischen Ozean, ausdehnten und nunmehr begehrlich nach der Pyrenäenhalbinsel hinüberblickten, um auch diese und vielleicht alle im Norden des Mittelmeers gelegenen Länder dem großen Reiche einzuverleiben, das sie im Laufe von etwa 70 Jahren geschaffen hatten. Mehrere Male waren seit 700 von den Statthaltern des Maghreb Versuche gemacht worden eine Landung in Spanien zu bewerkstelligen, ohne Erfolg jedoch. Erst 711 gelang es dort festen Fuß zu fassen. Direkte Veranlassung dazu hatten die inneren Wirren im westgothischen Reiche gegeben, im Besondern der Konflikt zwischen dem Statthalter von Ceuta, dem Grafen Julian und dem König Roderich, der 710 den König Witiza gestürzt und sich zum Regenten aufgeworfen hatte. Die neueste Forschung hat nun zwar die in vielen Poesien behandelte Geschichte von Julians Tochter in Zweifel gezogen und behauptet, daß Ceuta zu jener Zeit nicht westgothisch, sondern byzantinisch war; dies schließt jedoch nicht aus, daß Graf Julian gothischen Ursprungs, ferner Statthalter von Ceuta und durch Roderich schwer beleidigt war. Selbst wenn aber der hiedurch erzeugte direkte Anlaß zu dem Einfall der Araber in Spanien wegfiele, selbst wenn ein Graf Julian nie existirte und die Mohammedaner nicht durch den Statthalter von Ceuta aufgefordert wurden ihn an Roderich zu rächen, so lagen doch zahlreiche andere Gründe vor, die Musa Ben Noseir bewogen auch ohne jede Beziehung zu den vielen politischen Gegnern des letzten westgothischen Königs eine Expedition nach Spanien auszurüsten.

Die gothiſchen und arabiſchen Intereſſen berührten ſich ohne Zweifel vielfach im Maghreb und führten Reibungen herbei, die den Arabern jeden Augenblick willkommenen Anlaß zum Eingreifen in die iberiſchen Verhältniſſe gewährten. Die Söhne Witizas, der Erzbiſchof Oppas von Sevilla und ihre Partei konnten die Unterſtützung der Araber in ihrem Kampfe gegen Roderich gut brauchen, und ſie waren nicht ſkrupulös ihre Hülfe, ſei es mit oder ohne Vermittelung des Statthalters von Ceuta, zu erbitten.

Muſa hatte vorher ſchon Kundſchafter nach Spanien geſandt, um ſich über die politiſchen Zuſtände und die Beſchaffenheit des Landes zu unterrichten, und die Ausſage ſeiner Geſandten beſtimmte ihn jedenfalls, einen Einfall in dasſelbe zu wagen. Denn nachdem ſie über die innere Zerrüttung des Weſtgothenreiches geſprochen, fügten die Boten hinzu: „Spanien iſt wegen ſeines heiteren Himmels und ſeiner Fruchtbarkeit Syrien vergleichbar, dem glücklichen Arabien wegen der Milde ſeines Klimas, Indien wegen ſeiner Wohlgerüche und ſeiner Blumen, China wegen ſeiner koſtbaren und reichen Minen, Griechenland wegen ſeiner vortrefflichen Lage und ſeiner ausgedehnten Küſten.“ Auch der Chalife in Damaskus gab unter ſolchen Umſtänden gerne ſeine Einwilligung zur Eroberung eines ſo ſchönen, reichen Landes. Ob dieſe Berichterſtattung eine Folge oder eine Urſache der von Tarif Abu Zora im Jahre 710 unternommenen Expedition war, die mit reicher Beute beladen nach kurzem Aufenthalt in Spanien nach Tanger zurückkehrte, iſt nicht entſchieden. Im Frühjahr 711 wurde unter dem Statthalter von Tanger Tarik Ben Zeyad jedoch ein Corps von 12000 Mann nach Spanien übergeführt und landete dort am 28. April 711 gegenüber der heutigen Stadt Algeciras auf einer kleinen Inſel Aljeſirah al Hadra. Von dort aus wurde der mächtige auf der andern Seite jener Bucht

gelegene Felsen besetzt, nach dem arabischen Feldherrn Gebel al Tarik (Gibraltar) genannt und zum Stützpunkt für die weiteren Unternehmungen erwählt. Theodomir, der den Arabern Widerstand leistete, wurde geschlagen und die leichte Kavallerie Tariks schweifte bald durch das ganze südliche Spanien. Während Roderich sich nun rüstete, erhielt Tarik noch 5000 Mann Hülfstruppen von Afrika; dazu stießen zahlreiche Juden und spanische Söldner, so daß das Heer der Mohammedaner im Juli 711 auf 25 000 Mann angewachsen war. Roderich vermochte demselben in der Schlacht am Guadalete (oder Salado nach Dozy), die nach einigen drei, nach anderen sieben Tage vom 19. bis 26. Juli dauerte, zwar 90 000 Mann gegenüberzustellen, wurde jedoch vollständig geschlagen. Damit waren die Araber Herren der Halbinsel. Am Palmsonntag des Jahres 712 waren sie bereits im Besitz der Hauptstadt des Landes Toledo und kurz darauf dehnte sich ihre Herrschaft bis in die nördlichen Gebirgsgegenden aus.

Es gehört nicht hieher, die Geschichte dieser Eroberung genau zu behandeln, wohl aber ist es erforderlich die Ursachen zu erörtern, weshalb eine Handvoll Araber und Berbern im Laufe von kaum zwei Jahren ein scheinbar fest gegründetes Reich stürzen, ein mächtiges Volk unterjochen konnten. Die Beantwortung dieser Frage erklärt gleichzeitig viele wichtige Erscheinungen der arabischen Kultur Spaniens.

Es waren allerdings nicht ausschließlich Araber, die mit Tarik nach Spanien übersetzten, sondern das Gros seines Heeres wurde vielmehr aus Berbern gebildet und Araber bekleideten allein die Stellen der Befehlshaber, trotzdem bedingten doch die letztern von vorn herein vollständig den Charakter der Eroberermasse in ihrer Gesammtheit und die Kultur, die später auf spanischem Boden unter ihrer Herrschaft entstand. Die Araber gehörten aber der semitischen Rasse an, während die

Berbern hamitiſchen Urſprungs waren. Der Geiſt aller islamitiſchen Reiche und Völker wurde durch den ſemitiſchen der Araber bedingt und geſtempelt, ſeine Leiſtungen trugen ſemitiſchen Charakter.

In Spanien fanden die Genoſſen Tariks und ihre Nachfolger nun eine ſehr bedeutende ſemitiſche Bevölkerungsmaſſe vor, die ihrem Vordringen zwar nicht aus Gründen des Bewußtſeins der Blutsverwandſchaft, ſondern aus politiſchen Vorſchub leiſteten, die aber die Entwicklung der arabiſchen Herrſchaft und Kultur naturgemäß fördern mußten. Die phöniziſche Einwanderung nämlich war ſehr zahlreich geweſen und hatte die Küſtenbevölkerung des Südens und Südoſtens vollſtändig ſemitiſirt. Die Karthager hatten dort Jahrhunderte lang geherrſcht und, wenn ſie auch nicht mehr reine Semiten, ſondern mit berberiſchen Elementen ſtark durchſetzt waren, doch immerhin ſemitiſchen Grundcharakter bewahrt und durch ihre ſtarke Einwanderung die ſemitiſchen Volkselemente in Spanien beträchtlich vermehrt, durch ihre Kultur den Semitismus außerordentlich gekräftigt. Die Iſraeliten waren höchſt wahrſcheinlich ſchon in phöniziſcher, mindeſtens in karthagiſcher Zeit, erwieſenermaßen dann unter der Römerherrſchaft in großen Schaaren nach Spanien gegangen. Dieſe Elemente bildeten eine mehr oder minder ſemitiſirte Stammbevölkerung, die den Arabern die größten Sympathieen entgegenbrachte, eine wichtige Stütze für ihre Herrſchaft, tüchtige Fördrerin ihrer Kultur wurde.

Der gänzliche Mangel ſicherer ſtatiſtiſcher Mittheilungen über das numeriſche Verhältniß der ethniſchen Elemente Spaniens ſchließt Zahlenbelege aus, die Geſammtheit aller Nachrichten läßt aber annehmen, daß die Zahl der Nachkommen der Phönizier, Karthager und Juden zur Zeit der Eroberung der iberiſchen Halbinſel durch die Araber ſehr beträchtlich geweſen ſein muß. Der ethniſche Einfluß der Römer auf die Zuſammen-

ſetzung des Volkes war unbedingt ein ſehr geringfügiger im Vergleich zu dem der Semiten, denn die Römer zwangen Spanien nur ihre Verfaſſung und Kultur auf, allerdings mit ſolchem Nachdruck und Erfolg, daß Spanien beinahe römiſcher wurde als Italien.

Ebenſo war der ethniſche Einfluß der Germanen trotz der 300jährigen Dauer ihrer Herrſchaft bei ihrer ariſtokratiſchen Exkluſivität, bei ihren Raſſegeſetzen auch nur ein äußerſt geringer, beſonders im Süden und im iberiſchen, baskiſchen Norden und wurde erſt nach Begründung der nordſpaniſchen chriſtlichen Reiche daſelbſt bedeutend. Auch die materielle Kultur wurde von ihnen bis zum Einfall der Araber nur in ſehr geringem Grade beeinflußt, denn ſie hatten nicht viel an Stelle der mächtigen römiſchen Kultur zu ſetzen. Nur ihre Verfaſſung brachten ſie zur Geltung und übten durch ſie ſpäter einen großen geſtaltenden Einfluß auf die politiſchen Verhältniſſe des chriſtlichen Spanien aus. Im übrigen können wir in kulturgeſchichtlicher Hinſicht die Periode der Germanenherrſchaft ſomit eigentlich nur als eine Fortſetzung und einen Abſchluß derjenigen der Römer bezeichnen. Die Araber fanden bei ihrem Auftreten in Spanien überwiegend römiſch-byzantiniſche Kultur vor, die auf die iberiſch-karthagiſche gegründet worden war.

Was endlich die politiſche Frage anbetrifft, ſo hatte die verſchwindende Minorität der Weſtgothen in der von ihr beherrſchten Bevölkerung Spaniens nur ſehr geringen Anhalt, da ſie nichts gethan hatte ſich die Liebe der Nation zu erwerben. Im Augenblick der Noth wurden ſie denn auch von dem romaniſchen Theil des Volkes nur ungenügend, von dem ſemitiſchen gar nicht unterſtützt. Das Volk in ſeiner Geſammtheit war froh, ſeine läſtigen Bedrücker los zu ſein, es erblickte in den Arabern und Berbern ſeine Befreier. Dies erklärt hinlänglich, weshalb eine einzige Schlacht für die Herrſchaft der Weſtgothen entſcheidend wurde, das Reich derſelben vernichtete.

Wurde nun zwar Spanien im Fluge von den Arabern erobert, ſo zeigten ſich doch von vorn herein in dieſem neuen Emirat dieſelben Erſcheinungen wie in den öſtlichen Reichen, dieſelben Schwierigkeiten eine einheitliche Regierung, einen feſten ſtaatlichen Organismus zu ſchaffen, wie dort. Das Reich der Araber in Spanien, das Chalifat Córdova, ſpiegelte in ſich die Geſchichte der Araberherrſchaft im allgemeinen.

Der Prophet Mohammed hatte wohl die Stämme der Araber durch den Islam zu gemeinſamem Kampf gegen die Andersgläubigen vereinen können, aber es war ihm nicht möglich geweſen, die raſſenhaften Eigenthümlichkeiten ſeiner Landsleute, die tiefen Spaltungen und Gegenſätze zu beſeitigen, die die Araber ſeit uralten Zeiten entzweiten. Trotz aller nur erdenklichen Konzeſſionen an ihren Charakter, an ihre Natur, hatte er doch ſelbſtverſtändlich nicht die allgemeinen menſchlichen Leidenſchaften, die Grundzüge des Weſens der Vertheidiger ſeiner Glaubenslehre zu beſeitigen vermocht. So wurde der unauslöſchliche Haß zwiſchen den Südarabern und den Nordarabern, zwiſchen den verſchiedenen Stammgenoſſenſchaften, zwiſchen den Anhängern der verſchiedenen Prätendenten auf die Nachfolgerſchaft Mohammeds überall dahin übertragen, wo der Islam ſich Eingang verſchaffte, wo ihm neue Gebiete unterworfen wurden. Schon unter den erſten Statthaltern Spaniens traten dieſe Gegenſätze innerhalb der eigentlichen arabiſchen Volkselemente deutlich zu Tage und arteten in ſo ernſte Kämpfe aus, daß, wenn die in die nördlichen Gebirge geflüchteten Ueberreſte der Weſtgothen in den Bevölkerungsmaſſen Spaniens nur die geringſten Sympathieen gehabt hätten, ſie bereits in den erſten Jahren der Araberherrſchaft in Spanien dieſelbe hätten in Frage ſtellen und vernichten können. Neben den Arabern erſchien aber das eiferſüchtige Element der Syrer, der Erſten, die ſich außerhalb Arabiens dem Islam unterworfen und ihn nachdrücklich über die Welt hatten verbreiten helfen.

Der Weg der Araber nach Spanien hatte durch Nordafrika geführt und über 50 Jahre waren erforderlich geweſen, um die Bewohner dieſer Ländermaſſen, die Berbern, dem Islam völlig zu unterwerfen. Dort, in Ifrikiya, in Maghreb bildeten dann die Araber zwar den Herrenſtand, den Adel, ſie hatten alle einflußreichen Aemter unter ſich vertheilt, ihre Zahl war aber doch verſchwindend gegenüber der der Afrikaner. In ihren weiteren Kriegszügen nach dem Weſten, nach dem Innern Afrikas, nach dem Norden mußten ſie ſich nothwendigerweiſe auf die Berbern ſtützen, ſich ihrer Kraft bedienen, das Gros ihrer Heere aus ihnen bilden. Die Expeditionen Tarifs und Tariks, die Eroberung Spaniens waren in der Hauptſache durch die von Arabern geführten Maghrebiner, Berbern, Kabylen, Mauren aller Stämme und Miſchungen ausgeführt worden. So war es natürlich, daß auch ſie in dem neuen Reiche, das ſie dem Islam erobert hatten, nach der Herrſchaft ſtrebten, dieſe den Arabern und Syrern ſtreitig zu machen ſuchten. Erſt mit dem Begründer des von dem Orient unabhängigen Chalifats, mit Abderrahman I., der dem Morde des Chalifengeſchlechts der Ommajaden durch die Abbaſiden 750 glücklich entronnen war und nun die Ommajadendynaſtie in Spanien begründete, kamen beträchtliche Maſſen echter Araber dorthin, aber zunächſt wurde das junge Reich nun auch durch die Kämpfe der Anhänger der Ommajaden und der Abbaſiden in allen ſeinen Theilen erſchüttert.

Waren dieſe ethniſchen Gegenſätze für die Befeſtigung der Araberherrſchaft in Spanien ſchon ſehr erſchwerend, ſo trug der Intereſſenkampf Aller gegen Alle in dem Ringen um die oberſten Aemter noch das Seinige dazu bei, die Arabermacht von vornherein zu zerſplittern und den Chriſten im Norden der iberiſchen Halbinſel dadurch den Kampf gegen die Mohammedaner zu erleichtern. Wären nicht die gothiſchen Fürſten und Häuptlinge unter ſich auch durch Neid und Ehrgeiz, durch Herrſchſucht

und Selbſtbewußtſein entzweit geweſen, ſo hätte ihren vereinten Bemühungen und Unternehmungen das durch leidenſchaftliche Parteiung zerſplitterte Araberreich nicht ſieben Jahrzehnte, wie viel weniger ſieben Jahrhunderte Stand halten können.

Die Geſchichte der Araberherrſchaft zeigt denn auch dieſen Vorausſetzungen entſprechend unaufhörliche innere Kämpfe in dem Chalifat Córdova und in den einzelnen Staaten, die daraus hervorgingen, und infolge dieſer Bürgerkriege das ſtetige Vordringen, das allmähliche Wachsthum der chriſtlichen Reiche und das Zuſammenſchrumpfen derjenigen der Mohammedaner. Sie zerfällt in drei große Perioden. Die erſte umfaßt die Zeit von 711 bis 1031: die Herrſchaft der Statthalter bis 755, in welchem Jahre Abderrahman das unabhängige Chalifat Córdova unter der Dynaſtie ſeines, des Ommajadengeſchlechts, begründete, das bis 1031 regierte. Die zweite Periode umfaßt die nächſten zwei Jahrhunderte bis zur Einnahme Córdovas 1236 und Sevillas 1248 durch Ferdinand III., den Heiligen. Ihr gehört die Auflöſung des großen Reiches in Taifas in kleine Reiche und die Herrſchaft der Almoraviden und die der Almohaden an, die dieſe Bruchſtücke wieder vereinten, den Chriſten wieder große Gebiete abnahmen, aber den durch die zügelloſe Herrſchſucht der kleinen Fürſten herbeigeführten Verfall nicht verhindern konnten. Durch den Fall Córdovas und Sevillas war die Araberherrſchaft auf das kleine Reich Granada beſchränkt worden, deſſen Geſchichte die dritte Periode bildet bis zur Einnahme dieſes letzten Stützpunktes am 2. Januar 1492 durch Ferdinand V. und Iſabel I.

Die Geſchichte der Arabiſchen Kultur in Spanien zerfällt in dieſelben Perioden, da der Gang der Kultur mit der politiſchen Entwicklung Schritt hielt, durch die letztere in hohem Grade beeinflußt wurde. In der erſten Periode überwog die Pflege der praktiſchen Wiſſenſchaften und aller Zweige der ma-

teriellen Kultur. Die zweite wird durch Entfaltung der Philoſophie, geſchichtlicher, geographiſcher Studien gekennzeichnet. In der dritten gelangen die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte zur höchſten Blüthe.

Ehe wir jedoch auf die Darſtellung der arabiſchen Kultur im Beſonderen eingehen, erſcheint es geboten, die Frage zu erörtern, ob die Bezeichnung „arabiſch", die in neueſter Zeit vielfach beanſtandet worden iſt, ſtatthaft iſt oder nicht.

Es iſt allerdings richtig, daß die Araber, die in Spanien eine kleine Minorität bildeten, nicht ausſchließlich die Träger der Kultur waren, daß letztere vielmehr in den Miſchlingen der Mauren ihre Hauptſtützen hatte, daß die Mozaraber, die Chriſten unter muſelmänniſcher Herrſchaft und die Muladies, die zum Islam bekehrten Spanier, als Arbeiter und Handwerker verwandt wurden und thätig waren, trotzdem wird man, im allgemeinen ſprechend, die Kultur Spaniens als arabiſch zu bezeichnen haben und erſt in zweiter Linie als mauriſch. Die ungeheure Bewegung, die der Islam in der geſammten Welt erzeugte, ging von Arabien aus, wurde von Arabern getragen. Das Chaliſat und ſeine einzelnen Reiche wurde von Arabern gegründet und regiert, nach arabiſchen Grundſätzen geregelt. Das arabiſche Religionsbuch, der Koran, ſeine Sprache waren die Bindeglieder aller islamitiſchen Länder, wurden von allen Völkern acceptirt, die die Glaubenslehre Mohammeds annahmen. Der Geiſt, der die islamitiſche Welt beſeelte, war der arabiſche und er war die Grundlage, der Motor für die Kultur, die ſich innerhalb des Chaliſats und der aus ihm hervorgegangenen Reiche entwickelte. Mit demſelben Rechte, wie wir alſo von römiſcher Kultur in allen Theilen des Römiſchen Reiches ſprechen, ohne daß es Jemand einfallen wird, ſich vorzuſtellen, daß dieſe Kultur überall wirklich durch Römer getragen ſei, können wir alſo auch von arabiſcher Kultur im allgemeinen ſprechen.

Als die Araber Spanien dem Chalifenreiche einverleibten, hatten ſie im Orient bereits eine bedeutende Schulung erhalten und waren weit davon entfernt die rohen Barbaren zu ſein, als die ſie zuerſt aus den Wüſteneien Arabiens hervorbrachen. In den öſtlichen Reichen war ſchnell eine verhältnißmäßig hohe Kultur geſchaffen worden, deren Einfluß ſich bis nach dem äußerſten Maghreb wie nach Indien geltend machte. Wenn ſchon die Eroberung Spaniens nicht ohne Ausſchreitungen ſeitens der Soldaten erfolgen konnte, ſo waren die Emire doch nach Befeſtigung ihrer Macht darauf bedacht, ihre neuen Unterthanen möglichſt ſchonend zu behandeln und ſie mit ihrem Looſe auszuſöhnen. Dies letztere war nun zwar nicht in allen Theilen des Landes das gleiche, ſondern geſtaltete ſich in Gemäßheit der zwiſchen Siegern und Beſiegten geſchloſſenen Verträge, es war jedoch durchweg für die großen Maſſen ein unvergleichlich beſſeres und milderes, als dasjenige, das ſie unter der Weſtgothenherrſchaft gehabt hatten. Wie überall, ſo legten die Araber natürlich den Chriſten als ſolchen eine Kopfſteuer auf, dieſe wurde jedoch nur von den arbeitsfähigen Männern entrichtet und hörte mit der Bekehrung zum Islam auf. Die Einwohner des Landes behielten meiſt ihren Beſitz ungeſchmälert; ſie lebten nach ihren früheren Geſetzen, unter ihren eigenen Richtern; ſie erhielten Beamten, Vorſteher und Gouverneure ihrer eignen Nationalität, genoſſen völlige Glaubensfreiheit. Die Güter der weſtgothiſchen Fürſten und Adligen, die an dem Kriege gegen die Araber theilgenommen hatten, gefallen oder nach dem Norden geflohen waren, ein großer Theil der Güter todter Hand, des Kirchenbeſitzes, ferner die Gebiete, die mit dem Schwerte hatten erobert werden müſſen, wurden natürlich eingezogen und unter die Kriegsgenoſſen vertheilt oder als Staats- und Kronbeſitz verwaltet und in Pacht gegeben. Die ſpaniſchen Sklaven und Leibeigenen blieben auf den Gütern, die ſie früher bebaut hatten,

bei ihren alten Herren, oder gingen in den Beſitz der neuen über und hatten vier Fünftel des Ertrages ihrer Arbeit an ihre Arbeitgeber zu entrichten. Die Pächter und Bebauer der Staatsdomänen lieferten dagegen nur ein Drittel ihrer Ernten an den Staat ab. Als die Maſſen der arabiſchen und ſyriſchen Einwanderer immer bedeutender wurden, erhielten dieſelben zum Theil die Staatsdomänen zum Lehen. Der Bodenbeſitz wurde dadurch zum Vortheil des Volkes regulirt, die Güter der Weſtgothiſchen Großgrundbeſitzer und der Kirche parzellirt. Die Lage der Sklaven und der Leibeigenen wurde weſentlich gebeſſert. Die humanen Beſtimmungen des Koran, der die Befreiung der Sklaven zu einem gottgefälligen Werke ſtempelte, waren hiefür zunächſt maßgebend, und wo die Sklaverei bei den Arabern beſtand, war ſie ungleich milder als bei den Chriſten im allgemeinen und den Weſtgothen im beſondern. Die Sklaven wurden meiſt nach wenigen Dienſtjahren freigelaſſen und traten dann in Klientenverhältniß zu ihren Herren. Die Leibeigenen ferner wurden, den milden Prinzipien der Araber gemäß, beinahe zu unabhängigen Bauern und Pächtern, wo ſie ſich im Dienſte der Muſelmänner befanden, die ſich perſönlich nicht um den Betrieb des Ackerbaus kümmerten und den Bauern völlige Freiheit hierin ließen. Beſonders wichtig waren aber die Beſtimmungen der Araber hinſichtlich der Sklaven und Leibeigenen der Chriſten. Sie konnten durch Annahme des Islam ſofort ihre volle Freiheit erlangen. Es war hierzu nur erforderlich, daß ſie ſich auf muſelmänniſchen Beſitz begaben und dort erklärten: „Es giebt nur Einen Gott und Mohammed iſt der Geſandte Gottes.“ Dadurch wurden ſie, der Bezeichnung Mohammeds gemäß, „Freigelaſſene Allahs“. Die romaniſchen kleinen Grundbeſitzer hatten ferner das Recht ihre Güter zu verkaufen, eine Freiheit, die die Weſtgothen nicht geſtattet hatten.

Die Befreiung von dem Charadſch, der Kopfſteuer, bewog

ſehr viele Spanier zum Uebertritt zum Islam. Daraus nun ſchließen zu wollen, daß die Araber durch Auferlegung dieſer Religionsſteuer eine Preſſion auf die Andersgläubigen ausüben, dadurch Propaganda für den Islam und Proſelyten machen wollten, iſt einer von den vielen ungerechten Vorwürfen, die den Arabern von ihren Glaubensfeinden im Mittelalter gemacht wurden und heute noch immer neben zahlloſen andern großen Irrthümern über den Islam und ſeine Träger nachgeſprochen werden. Das Prinzip der Religionsſteuer mag für unmoraliſch gehalten werden, jedenfalls war es unter den gegebenen Verhältniſſen ſehr praktiſch. Und dieſer Geſichtspunkt war der maßgebende für die Einſetzung des Charadſch, der Kopfſteuer. Wenn Millionen und Abermillionen von Menſchen ihren Glauben ſo gering ſchätzten, daß ſie ihn um dieſer Steuer halber aufgaben, ſo empfanden bereits die erſten Chalifen, hauptſächlich Omar und Osman ſo empfindlich den Verluſt, den der Maſſenübertritt zum Islam infolge des Charadſch nach ſich zog, daß ſie ſich gezwungen ſahen, nach Erſatz für dieſe enormen Verluſte durch andere Steuern zu ſuchen. Dieſes Bedürfniß machte ſich ſpäter überall in ſolchem Grade geltend, daß ſchließlich volle Willkür in der Erhebung und Ermittelung neuer Steuern einriß. Es lag daher gar nicht im Intereſſe der Machthaber, daß die Andersgläubigen zum Islam übertraten, und man darf ihnen vollends in Spanien keineswegs die Abſicht der Proſelytenmacherei vorwerfen, dieſe iſt nur ganz ausnahmsweiſe von orthodoxen Zeloten betrieben worden.

Daß die Mohammedaner im Uebrigen das Chriſtenthum nicht gerade förderten, ſondern es zu beſchränken ſuchten und es nicht als gleichberechtigt mit dem Islam anerkannten, das kann man ihnen wohl nicht verdenken; am wenigſten aber ſollten die Chriſten den dem Proſelytismus abgeneigten und im allgemeinen ſo ſehr toleranten Mohammedanern daraus einen Vorwurf machen.

Daß die letzteren nach dem Vorbilde, das der Chalif Omar in Jerusalem gegeben, auch an zahllosen anderen Orten und besonders in Spanien, also überall, wohin sie als Eroberer kamen, den Christen freie Religionsübung gewährten, ihnen ihre Kirchen ließen und in Ermangelung von eigenen Kultusgebäuden die Kirchen mit den Christen theilten, steht wohl vereinzelt in der Kulturgeschichte da. Daß in den ersten Kriegsstürmen und auf Anreizung der Orthodoxen auch viele Kirchen zerstört wurden, hebt den hohen kulturgeschichtlichen Werth jener Theilungen der Kirchen zum Zwecke des christlichen und des mohammedanischen Gottesdienstes nicht auf. Wenn später die bezüglichen Verträge gebrochen, die erst genommenen Rücksichten außer Acht gelassen, die Kirchen zerstört, in Moscheen umgewandelt wurden, wie das alles zeitweise in Spanien geschah, so waren dies die traurigen Folgen des Ueberwucherns des Einflusses von berberischen Heiligen, Priestern, Fakiren und anderen Zeloten, und hauptsächlich auch die Folgen des Verhaltens der Christen, die öffentlich an den Thüren der Moscheen gegen den Islam predigten und eiferten, Aufruhr stifteten, die Gesetze und Abkommen verletzten, das Martyrium suchten und zuerst die Verachtung der Mohammedaner, dann aber die Anwendung von Repressalien gegen sich herausforderten.

Der kirchliche Kultus der Christen wurde in nichts beschränkt, nur wurden öffentliche Prozessionen und alle Aufreizungen gegen die Mohammedaner verboten; die Kirchen sollten den Letzteren zugänglich sein, damit Heimlichkeiten und Verschwörungen in ihnen vermieden würden. Neue Kirchen durften im allgemeinen nicht erbaut werden, doch gab Abderrahman I. zum Beispiel den Christen in Córdova die Erlaubniß andere Kirchen zu restauriren, nachdem er ihnen für 100000 Dinar (1 Million Franks = 11 Millionen nach heutigem Werth) die Kathedrale abgekauft hatte, die bis dahin dem christlichen und dem mohammedanischen

Kultus zugleich gedient hatte. So wird man in der Ertheilung von Erlaubniß zur Reſtaurirung alter und zum Bau neuer Kirchen nicht ſchwierig geweſen ſein, ſo lange die Chriſten die beſtehenden Geſetze nicht verletzten.

Die Ernennung der Biſchöfe, die Einberufung der Konzile hatte den weſtgothiſchen Fürſten zugeſtanden, und dieſes Recht ging nun auch auf die arabiſchen Emire, Chalifen und Fürſten über. Da die Biſchofsſitze meiſt käuflich waren, ſo hatten dieſe Beſtimmungen manche Differenzen zwiſchen den Chriſten und den Behörden zur Folge und ſchädigten die Intereſſen der erſteren, wenn etwa gerade bei Hofe oder an maßgebender Stelle die Orthodoxen überwogen.

Araber wie Berbern lebten in Spanien nicht wie ſie es in ihrer Heimath gewohnt waren, ſondern in den Städten und in feſten Häuſern; alle größeren Stammgemeinſchaften und Familien bewahrten aber ihre eigene Verfaſſung. Die einzelnen Berberfamilien wählten aus ihrer Mitte ihre politiſchen Leiter, welche ſie den oberen Behörden gegenüber vertraten, und wo ſie in größeren Genoſſenſchaften zuſammenwohnten, hatten ſie ihre eigenen Dſchemaas wie in Nordafrika und bewahrten ihre vollſtändige Freiheit und Autonomie. Die größeren Araberſtämme hatten ebenfalls ihre eigenen Scheiche und regelten ihre Angelegenheiten nach altgewohnter Weiſe unter ſich.

Die oberſte Autorität bildete in allen Ortſchaften der Richter. In den Dörfern ſprach ein Hakum, ein Unterrichter, Recht; die größeren Orte ſtanden unter einem Kadi, der einen oder mehrere Alguazils zur Vollziehung ſeiner Urtheile und zur Vollſtreckung ſeiner Befehle zur Seite hatte. In Córdova befand ſich die oberſte Gerichtsbehörde des Chalifats. An ihrer Spitze ſtand der Kadi der Kadis, der von vier Richtern in der Erfüllung ſeiner Amtspflichten unterſtützt wurde. Die politiſche Oberleitung lag in den Händen des Chalifen, der als Nachfolger des Pro-

pheten das geiſtliche und weltliche Fürſtenthum in ſich vereinte. Seine Herrſchaft war zwar im Prinzip unumſchränkt; ſeine Macht war in Spanien jedoch weſentlich begrenzt durch die Inſtitution des Mexuar, des oberſten Staatsraths, der aus den angeſehenſten Scheichen zuſammengeſetzt war und der in wichtigen Angelegenheiten von dem Emir bezw. Chalifen und ſeinem Großvezier, der hier den Titel Hagib führte, befragt werden mußte, und zu dem auch in beſonderen Fällen die Walis der Provinzen und der Großſtädte berufen wurden. Der Mexuar verhinderte auch, daß die Macht der Hagibs zu groß wurde und die Verwaltung zu einer Willkürherrſchaft ausartete. Dieſer demokratiſchen Einrichtung gegenüber ſuchten allerdings die Chalifen durch ihre große Leibwache ein Gegengewicht zu ſchaffen. Zu dieſer Truppe wählten die Fürſten zuerſt Berbern, dann Neger; am tüchtigſten fand man aber ſchließlich die „Stummen", die Siklabiten (Slaven), fremdländiſche, des Arabiſchen nicht mächtige Söldner ſlaviſchen oder germaniſchen Urſprungs. Alle dieſe Leibwachen ſuchten jedoch ihrerſeits hier wie im Orient und wie überall und zu allen Zeiten ihre einflußreiche Stellung zur Uſurpirung der Macht auszubeuten; ſie konnten aber in Spanien dank dem Mexuar nie zu dem Einfluß gelangen, wie die Türkiſche Leibwache der Chalifen von Bagdad, wie die alten Prätorianer der römiſchen Kaiſer, wie die Janitſcharen und Mameluken der ſpäteren Sultane.

Dem Hagib ſtanden zwei Sekretäre, Alkatibs, zur Seite, von denen der eine die offizielle Korreſpondenz zu führen, der andere die Regelung der Beziehungen der Regierung zu den Chriſten und Juden und die Erfüllung aller bezüglichen Verträge zu überwachen hatte.

Das Land war, der militäriſchen Grundlage ſeiner Organiſation entſprechend, in Militärgouvernements getheilt, deren Zahl in den verſchiedenen Zeiten der Araberherrſchaft ſchwankte,

zur Zeit der Blüthe des Chalifats ſieben war: Córdova, Toledo, Merida, Zaragoza, Valencia, Granada, Murcia. Jede dieſer Provinzen ſtand unter einem Wali und hatte ihre eigene Verwaltung, gerade ſo wie alle Ortſchaften im ganzen Reiche ſich kommunaler Selbſtändigkeit erfreuten. Der Wali vertrat in ſeiner Provinz den Chalifen, brachte deſſen Befehle daſelbſt zur Ausführung und hatte alle civilen, geiſtlichen und militäriſchen Angelegenheiten, ſo wie die Steuererhebung zu beſorgen. Die Wehrpflicht war im ganzen Reiche eine allgemeine; jeder waffenfähige Mann war zur Heeresfolge, beſonders wenn es ſich um den Dſchihad, den heiligen Krieg gegen die Chriſten handelte, gezwungen. Gegen Greiſe, Einſiedler, Frauen und Kinder war Schonung geboten; die Flucht vor einem weniger als doppelt ſo ſtarken Feinde war entehrend; es mußte mindeſtens zwei Mal der Angriff gegen den Feind verſucht werden; in den früheſten Zeiten wird jedoch dieſe letztere Beſtimmung zweifellos nicht allgemein gültig geweſen ſein. Ein Fünftel der Beute fiel dem Chalifen zu, der Reſt wurde nach Maßgabe des Ranges vertheilt und zwar derart, daß jeder Reiter doppelt ſo viel erhielt als ein Infanteriſt.

Von den geſammten Einkünften des Reiches erhielt der Chalif ein Drittel; das zweite wurde zur Beſoldung der Beamten verwandt; das dritte zur Dispoſition für beſondere Ausgaben in den Staatsſchatz gethan.

Die Kopfſteuer der Chriſten, eine der hauptſächlichſten Einnahmequellen, betrug für die Reichen 48 Dirhem; für die Mittelklaſſe 24 Dirhem und für die Handwerker 12 Dirhem, was, nach Dozy, gleich 28,80 Franks — 14,40 — 7,20 ſein würde; aber da im achten Jahrhundert der Geldwerth zu dem unſerer Zeit ſich verhält wie 11 zu 1, war der Tarif in Wirklichkeit: Fr. 316,80 — 158,40 — 79,20.

Die Mozaraber wählten aus ihrer Mitte ihre Grafen, die

in Gemeinschaft mit den Bischöfen die Gemeindeverwaltung regelten und die Gerichtspflege in ihren Händen hatten. In Gerichtssachen zwischen Christen und Mohammedanern sprach der Kadi Recht. Erfolgte an diesen Berufung seitens der Christen, so war er gehalten nach den westgothischen Gesetzen das Urtheil zu sprechen.

Sobald die Periode der Eroberung Spaniens abgeschlossen und die Verwaltung des Landes geordnet war, mußte den neuen Herrschern daran gelegen sein die Einnahmen auf das höchste zu steigern, die reichen Hülfsquellen gehörig auszubeuten und die Ertragsfähigkeit des Bodens möglichst zu erhöhen. Die Pflege der Bodenkultur war es somit, die zuerst das Interesse der Araber und Mauren in Anspruch nahm, und der Ackerbau war und blieb in der Folge die hauptsächlichste Einnahmequelle, die Grundlage des außerordentlichen Wohlstandes und der blühenden Kultur des Chalifats Córdova. Die Araber, Berbern und Mauren selbst beschäftigten sich im allgemeinen nicht persönlich mit dem Ackerbau, den sie wie alle Arten des Gewerbfleißes vorerst für unter ihrer Würde erachteten. Der Krieg und die Verwaltung des Landes waren es, die ihnen ausschließlich zufielen. Anders wurde es dann, als die Kunde von der überreichen Fruchtbarkeit Spaniens sich über alle islamitischen Lande verbreitete und große Einwanderermassen aus denselben herbeilockte. Diese nahmen dann an dem Ackerbau wie überhaupt an der Pflege aller Zweige der materiellen Kultur thätigen Antheil. Diese Umstände bedingten, daß der Ackerbau zuerst ganz ausschließlich von den Eingeborenen, von den früheren Leibeigenen betrieben wurde und selbstverständlich in der von früherher gewohnten Weise; die Ackergeräthe, ja ihre Namen blieben im ganzen die alten und wurden von den muselmännischen Bauern denn auch adoptirt. Die Araber befolgten das Prinzip, das Brauchbare und Gute, das sie bei andern

Völkern fanden, zu acceptiren und zu verwerthen; ihr praktiſcher Sinn, ihr Scharfblick ließ ſie überall ſchnell ſowohl die natürlichen Einnahmequellen wie die beſonderen Fähigkeiten der Eingeborenen und ihre allgemein verwendbaren Erfindungen und Kulturerzeugniſſe erkennen. Dieſe letztern machten ſie ſich zu eigen, verbeſſerten ſie, ſo weit es möglich war, und paßten ſie den verſchiedenen lokalen Verhältniſſen in geeigneter Weiſe an.

So geſchah es natürlich auch in Spanien. Seine früheren Bauern ſetzten ihre Thätigkeit fort und die Araber wandten die Erfahrungen und Errungenſchaften ihrer orientaliſchen und afrikaniſchen Brüder zur Uebung und Förderung des Ackerbaues an. Hierzu war in erſter Linie eine rationelle Ausnutzung der ſpärlichen Waſſermengen, die Einrichtung eines geeigneten Bewäſſerungsſyſtems geboten, und hier wurden die Kenntniſſe benutzt, die ſich die Ingenieure und Bauern in Meſopotamien erworben hatten. Die Kanaliſation wurde in größtem Maßſtabe angewandt, ſorgfältig geregelt, zahlloſe Brunnen angelegt und durch die damit geſchaffenen Waſſermengen die Fruchtbarkeit des Bodens geſteigert, große Gebiete, die bis dahin brach gelegen hatten, urbar gemacht und in Garten- und Ackerland umgewandelt. Nun wurden Verſuche angeſtellt die Zahl der ſpaniſchen Bodenprodukte zu vergrößern, Fruchtbäume, Nutzpflanzen, Zierpflanzen, Gemüſe, Getreidearten andrer Länder und Zonen auf dem ergiebigen und für ſie beſonders vorbereiteten Fruchtboden Spaniens zu akklimatiſiren. Dieſe Verſuche gelangen in überraſchendſter Weiſe, und der Ertrag der Bodenkultur wurde dadurch in verhältnißmäßig kurzer Zeit in ungeahnter Weiſe erhöht, großen Menſchenmaſſen überaus reiche Erwerbsquellen eröffnet, und die Bevölkerung des Chalifats wuchs darüber derart, daß ſie zur Zeit der Blüthe desſelben und zwar nur im arabiſchen Herrſchgebiete Spaniens auf 25—30 Millionen berechnet worden iſt, während ſich nach Vertreibung der Mauren und Juden die

Gesammtbevölkerung Spaniens unter Philipp II. etwa auf 6½ und heute auf etwa 17 Millionen Einwohner beziffert.

Die Steigerung der Bodenkultur wird nicht wenig zu dem Wachsthum der Staatseinkünfte beigetragen haben, die sich unter den ersten Emiren auf ungefähr 600 000 Dukaten, unter Abderrahman III. (912—961) auf beinahe 13 Millionen Dukaten beliefen, deren heutigen Werth wir nach dem oben angegebenen Verhältniß von 1 : 11 berechnen müssen.

Von Handelspflanzen wurden Pfeffer, Senf, Kapern u. a. sehr gepflegt, viele einheimische veredelt; der Gemüsebau wurde auf das glänzendste entwickelt. Von Farbpflanzen wurden Indigo, Henna, Saffran, Safflor, Krapp akklimatisirt. Zum Zwecke der Seidenzucht wurde der Maulbeerbaum angepflanzt; zu dem der Papierfabrikation die Papyrusstaude, der Flachs, der Baumwollenstrauch, deren Produkte auch dem Textilgewerbe dienten. Reis, Durrha und andere Getreidearten, Mais, Zuckerrohr vergrößerten die Zahl der Nutzpflanzen. Der bedeutende Ertrag, den seit uralten Zeiten der Handel mit Weihrauch, andern Duftharzen und allen Gattungen von Parfümerien ergeben hatte, bewog die neuen Herren Spaniens die bezüglichen Gewächse dort anzupflanzen und die Fabrikation von Parfümerieen in größtem Maßstabe zu betreiben. Von Fruchtbäumen wurden die Dattelpalme, viele Orangenarten, Aprikosen-, Pfirsich- und Granatbaum mit größtem Erfolge nach Spanien überführt. Oelbaum und Feigenbaum, die infolge mangelhafter Pflege verwildert waren, wurden veredelt und ihre Kultur zu einer ungemein ergiebigen Einnahmequelle. Besonderes Interesse widmeten die Araber und Mauren der Blumenzucht, dem Gärtnereigewerbe, das sich zum Theil zu wahrer Kunst ausbildete. Die verbürgten Resultate dieses Zweiges ihrer Kultur sind staunenerregend; unter den vielen Spezialitäten seien besonders die schönen durch Pfropfung von Rosenreisern auf Mandelbäumen erzielten Rosen Sevillas erwähnt.

Die Präſervirung von Früchten, wodurch ſich die Einwohner der Balearen und auch die Spaniens ſeit uralten Zeiten ausgezeichnet hatten, wurde ebenfalls in großem Maßſtabe betrieben.

Die Viehzucht erfreute ſich nicht geringerer Pflege ſeitens der Araber und Mauren Spaniens. Die andaluſiſchen Pferde waren bald beinahe ebenſo geſchätzt wie die arabiſchen und auch über ſie wurden genealogiſche Werke verfaßt, wie ſolche über die echten arabiſchen Raſſen in bedeutender Zahl geſchaffen wurden. Maulthier-, Kameel-, Ziegen-, Schaf-, Rindviehzucht wurden nicht minder lebhaft betrieben. Daneben waren es manche im Orient ganz beſonders beliebte Hausthiere als Katzen und Tauben, deren Zucht hauptſächlich aus Liebhaberei eifrig gefördert wurde.

Gerberei und Lederwaarenfabrikation nahmen einen außerordentlichen Aufſchwung; als Spezialität waren die farbigen Schafleder von Córdova, Corduan, in aller Welt berühmt und ein bedeutender Handelsartikel. Die koſtbaren Lederſtickereien waren eine Erwerbsquelle für viele Tauſende von Arbeitern.

Der unerſchöpfliche Reichthum Spaniens an Erzen aller Art hatte ſeit uralten Zeiten die Augen aller Kulturvölker auf das Land gelenkt; ſie forderten nun die thätigen Mauren zu der glänzenden Entwicklung der Eiſen- und Stahlinduſtrie, des Kunſtgewerbes geradezu heraus, und auf allen dieſen Feldern der materiellen Kultur wurde außerordentlich Bedeutendes geleiſtet. Die Stahlwaaren und Waffen der ſpaniſchen Fabriken, die ciſelirten und tauſchirten Erzeugniſſe des Kunſtgewerbes, die Schmuckſachen, im Beſondern die Gold- und Silberfiligranarbeiten der mauriſchen Goldſchmiede waren nicht allein in der islamitiſchen, ſondern auch in der chriſtlichen Welt mit Recht hoch geſchätzt. Die Fabrikate der mauriſchen Spinnereien, die Seidenſtoffe, die Brokat- und Damaſtſtoffe, Schleiergewebe, Baumwollen- und Leinenwaaren konnten ſich mit den beſten Erzeugniſſen des Orients meſſen. In der Blüthezeit des Chalifats Córdova

ſollen ſich in dieſer Stadt allein 130 000 Menſchen von Seidenweberei ernährt haben und in Sevilla 16 000 Seidenwebſtühle in Thätigkeit geweſen ſein.

Auch in der Färberei waren die Mauren ausgezeichnet. Die Farbſtoffe, die ſie verwandten, waren im allgemeinen ſo dauerhaft, daß ſie auf vielen unſerer Zeit erhaltenen Erzeugniſſen der Araber heute noch völlige Friſche zeigen und neueſten Urſprungs zu ſein ſcheinen.

Von höchſter kulturhiſtoriſcher Bedeutung war die ſtark entwickelte Papierfabrikation, deren Produkte die Araber wohl bei dem Eintritt in die chineſiſche Kulturſphäre zuerſt kennen gelernt hatten. Die größten Fabriken befanden ſich in Xativa. Tuſche- und Tintenfabrikation wurde durch den bedeutenden Verbrauch von Papier, durch das hochentwickelte Geiſtesleben, durch die ungeheure Anzahl von Literaturwerken, die während der ganzen Araberherrſchaft geſchaffen wurden, entſprechend gefördert.

Die Produkte der Keramik verdienen ganz beſonderer Erwähnung. Sie zeichneten ſich durchweg durch Eleganz der Form und Feinheit der Ausführung aus. Für die erſtere galten in der erſten Periode der Araberherrſchaft natürlich die der römiſch-byzantiſchen Zeit als Vorbilder. Die älteſten mauriſchen Töpferwaaren weiſen große Aehnlichkeit mit den etruskiſchen der Verfallszeit auf; von Farben wurden zuerſt gewöhnlich grün und weiß angewandt. Bald jedoch bemerken wir dieſelben Wandlungen wie in der Kunſt und im Kunſtgewerbe, die Formen werden mannigfaltiger, edler, die Farben reicher und hauptſächlich wurden alle Fabrikate mit prachtvollen farbigen Reliefverzierungen und Arabesken verſehen, der nationale Stil auch auf dieſem Gebiete ſchön entwickelt. In der Farbengebung der Majolikaarbeiten wurde beſonders ein außerordentlich hoher Grad von Vollkommenheit erreicht, der dieſe Erzeugniſſe heute zu ſehr koſtbaren Schätzen macht. So werden namentlich die

irisirenden glasirten Thonwaaren von Kennern und Kunstliebhabern heute mit außerordentlich hohen Preisen bezahlt. Ebenso große Geschicklichkeit erlangten die arabischen Handwerker in der Lampenfabrikation, in der ebenfalls die antiken Formen zum Vorbild genommen wurden; ferner in der Herstellung von glasirten gemusterten Kacheln, den Azulejos, die die kostbare Mosaikbekleidung der Fußböden und Wände ersetzen mußten.

Die Möbelfabrikation wurde mit großem Eifer betrieben und in der Kunsttischlerei besonders Bedeutendes geleistet. Die Sauberkeit und Feinheit der kostbaren musivischen Arbeiten in Holz, Perlmutter, Elfenbein, Edelmetallen, Glas und Stein sind bis heute unerreicht geblieben.

Der großartigen Entwickelung der Gewerbe entsprach der rege Handelsverkehr, der im Innern des Landes durch gute Wegbauten und eine gut organisirte Polizei, auf dem Meere durch die beträchtliche Flotte gesichert und gefördert wurde, deren Gründung und Entfaltung sich schon Abderrahman I. mit Eifer hatte angelegen sein lassen. In den Städten und kleineren Ortschaften wohnten gewöhnlich die Vertreter der einzelnen Industriezweige zusammen, wie es nach orientalischem Vorbilde dann ja auch in der christlichen Welt zum Theil der Fall war. Hauptsächlich großartig waren die Alcaicerias der Großstädte eingerichtet, die Bazare der Seidenhändler, die ganze Stadttheile einnahmen und Nachts durch kostbare eiserne Gitterthore vollständig abgeschlossen werden konnten. Die Waaren, die in ihnen aufgestapelt waren, beliefen sich ja allerdings auf viele Millionen von Dinaren. Eine Vorstellung von diesen Bazaren und Alcaicerias geben heute noch die arabischen Zoukhs der nordafrikanischen und orientalischen Großstädte, und den Ueberrest einer solchen finden wir noch in dem heutigen Granada.

Der materielle Wohlstand, der unter den geordneten Verhältnissen des Chalifats entstanden war, mußte die Pflege der

Künſte auf das Höchſte befördern, und dieſe entwickelten ſich denn auch in Spanien auf das Glänzendſte. Die pſychiſche Grunddispoſition der Araber wie überhaupt aller ſemitiſchen Völker ſchloß eine großartige Entwickelung der Malerei und Bildhauerei aus und war nur für die Baukunſt in höherem Grade geeignet, die nun allerdings auch Meiſterleiſtungen ſchuf, deren ſpärliche Ueberreſte heute noch die Welt mit Staunen erfüllen.

Die Araber konnten aus den Wüſteneien ihres Vaterlandes keinen fertigen Bauſtil mitbringen: ſie mußten daher die Formen annehmen, die ſie in den Ländern vorfanden, welche ſie ihrem Glauben unterwarfen. Auch der Kultus erforderte ſo wenige bauliche Beſonderheiten, daß die chriſtlichen Kirchen zuerſt den Kultuszwecken des Islam vollſtändig genügten.

Meiſt wurden daher überall, wohin die Araber kamen, die römiſch-byzantiniſchen Bauformen zum Vorbild genommen, ſobald die Maſſen der vorhandenen Bauten den Erforderniſſen der neuen Herren nicht mehr genügten und Neubauten nothwendig wurden. So bildete ſich erſt allmählich der eigenartige Bauſtil aus, der der arabiſche oder mauriſche genannt wird und der ſich uns heute noch in den Ueberreſten der Moſchee von Córdova, des Alkazar von Sevilla und der Alhambra von Granada in ſeiner vollen Schönheit zeigt und in Granada überhaupt ſeine höchſte Vollendung erreichte. Freilich ſind dies nur ganz ſpärliche, dürftige Ueberreſte der nach vielen Hunderten oder Tauſenden zählenden ähnlichen Luxusbauten, die zur Zeit der Blüthe des Chalifats und auch ſpäter noch über das ganze arabiſche Spanien zerſtreut waren und von deren wunderbarer Pracht zahlloſe Berichte erzählen.

Die eigentliche Beſonderheit des arabiſchen Bauſtils iſt das Ueberwiegen der Ornamentik über die konſtruktiven Elemente, und darin liegt vielleicht der Grund der großen Vorzüglichkeit dieſer vielen Bauwerke der Blüthezeit. Dieſes Charakteriſtikum, das

dem Weſen der Araber durchaus entſpricht, iſt es übrigens auch, das denjenigen dient, welche bemüht ſind, den Werth der arabiſch-mauriſchen Kultur zu verkleinern und die die Baukunſt derſelben überhaupt gar nicht als ſolche gelten laſſen wollen.

Der Grundplan iſt in allen arabiſchen Bauten immer derſelbe. Die klimatiſchen Verhältniſſe, die Häufigkeit der Erdbeben, die Gewohnheiten der Araber ſchloſſen vielſtöckige Bauten überhaupt im allgemeinen aus und erforderten einſtöckige, geſtatteten allenfalls zweiſtöckige Bauwerke. Der Individualismus und Subjektivismus der Araber bedingten die Abſchließung des häuslichen, des Familienlebens von der Außenwelt. Damit war die Grundform des Hauſes gegeben, das die Aehnlichkeit mit der des Zeltes zu bewahren ſuchte. Das Zentrum bildete der Hof im Innern mit ſeinem Brunnen und ſeinen Gartenanlagen. In ihm ſpielte ſich das Leben der Hausbewohner ab, und er wurde zum Schutze gegen die Sonne mit einem Zeltdach überſpannt. Um ihn herum liefen die von Säulen oder Pfeilern gebildeten Gallerien, und dahinter befanden ſich die Wohnräume. War eine Erweiterung des Hauſes erforderlich, ſo erfolgte dieſelbe nicht in die Höhe, ſondern in die Breite, indem an den einen Hof ein zweiter und ein dritter mit ſeinen Gallerien und Wohnräumen angeſchloſſen wurde, welche letztere ſich nach Bedürfniß zu mehr oder minder großen Sälen geſtalteten. Die Dispoſition der Moſchee war dieſelbe; nur wurde die nach der Gegend von Mekka gerichtete Seite der den Hof umgebenden Kolonnaden zu einem geräumigen Saal oder zur Säulenhalle vergrößert. Nicht anders iſt die Hauptmoſchee von Mekka, die von Damaskus, die von Kairawan und die von Córdova angelegt. Häuſer, Paläſte, und Moſcheen waren nach außen hin ohne Schmuck, ohne alle Verzierungen, nur die Eingangsthüren waren mit Arabesken verſehen. Die ganze Pracht und der Luxus des Orients entfalteten ſich im Innern der Gebäude, die je nach dem Reich-

thum des Beſitzers ausgeſchmückt waren. Die ſchönſte Verzierung gab die Arabeske her, die meiſt von geometriſchen Figuren ausging, oder die arabiſchen Schriftzeichen zu Ornamenten und zugleich zu frommen Inſchriften verwandte. Dieſe gewöhnlich aus Stuck geformten und blau, roth und gold gemalten Ornamente wurden in unerſchöpflicher, das Auge nie ermüdender Mannigfaltigkeit zur Verzierung aller Wandflächen und Plafonds verwendet. In letzteren, die meiſt aus koſtbaren Hölzern moſaikartig zuſammengeſetzt waren, und in Holz- und Metallthüren wurde beſonders ein außerordentlicher Luxus getrieben. Ein weiteres Charakteriſtikum der mauriſchen Baukunſt waren der Hufeiſenbogen und die unter dem Namen des Arteſonado- oder Stalaktitenſtils bekannten Stuckverzierungen, die die Kuppelgewölbe, die Eingänge, die Plafonds und Ecken nicht mit Holz gedeckter Gemächer und Säle verzierten und ebenfalls wie die Arabesken der Wände farbig waren.

Neben der Baukunſt war es die Muſik, die ſich bei den Arabern und Mauren Spaniens der größten Pflege erfreute. Hierin waren die Araber hauptſächlich die Schüler der Perſer, von denen ſie auch eine große Zahl von Inſtrumenten entlehnten, die ſich dann von Spanien aus über die chriſtliche Welt verbreiteten. Lauten, Mandolinen, Guitarren, Hoboen, Trompeten, Trommeln und Tamburins wurden von ihnen in Spanien eingeführt.

Der große Wohlſtand in den arabiſchen Reichen Spaniens ermöglichte auch die großartige Pflege der Wiſſenſchaften, die wir dort unter arabiſcher Herrſchaft bemerken. Hiefür war jedoch noch ein andrer Umſtand förderlich geweſen: der Freigeiſt, der im allgemeinen im arabiſchen Spanien herrſchte und der ſich mit dem der Perſer meſſen konnte, in deren Macht- und Kulturſphäre ſich aus eben dieſem Grunde auch die Wiſſenſchaften zuerſt glänzend entfalteten. Hier wie dort herrſchte im allge-

meinen eine zuweilen an Atheismus grenzende freie religiöse Richtung vor, und nur wenn die Orthodoxen einmal das Uebergewicht erlangten, erfolgte ein mehr oder minder starker Rückschlag, der zeitweise die Wissenschaftlichkeit beschränkte, sie wohl gar zu vernichten suchte, viele Werke von Freigeistern und Gelehrten zerstörte. Dergleichen Rückschläge fanden in Spanien schon unter den ommajadischen Chalifen wiederholentlich statt, wurden jedoch schnell wieder ausgeglichen. Nachdrücklicher und von längerer Dauer waren die Reaktionen, die das Hereinbrechen der Almoraviden und Almohaden in Spanien mit sich brachte. Doch auch selbst die Fürsten dieser Dynastien konnten sich für die Dauer nicht dem allmächtigen Einfluß der großartigen Geisteskultur der Araber und Mauren entziehen, und schlimmer war der Schaden, den ihre fanatischen Berberhorden durch Zerstörung zahlloser Luxusbauten früherer Zeit und vieler Zweige der materiellen Kultur anrichteten; sie trugen dadurch nicht wenig zum Niedergang derselben, zum Sturz der Araberherrschaft in Spanien bei.

Die medizinischen Studien waren es gewesen, die die Pflege der Wissenschaften im allgemeinen in allen arabischen Ländern, besonders aber in Persien und Spanien nach sich zogen und förderten, weil sie durch ihren Charakter, durch ihre Hülfswissenschaften den orthodoxen Glauben untergruben, den Geist des Zweifels und der Kritik, die Vernunft an seine Stelle setzten.

Die erste Folge der eifrigen medizinischen Studien war die Ausbildung der Arzneimittellehre, die die Araber überhaupt erst zu einer Wissenschaft erhoben. Mit ihr war das Studium der Naturwissenschaften, die Ausbildung der Chemie und Physik auf das innigste verbunden, und die Leistungen der arabischen und jüdischen Gelehrten auf diesen Gebieten der Forschung waren grundlegend für die heutigen Wissenschaften und zu jener Zeit um so bedeutsamer und überraschender, als die Christenheit

in tiefer Geiſtesnacht ſchlummerte und jeder Spur höheren und vollends wiſſenſchaftlichen Geiſteslebens ganz entbehrte. Die Anatomie war ja allerdings den damaligen Gelehrten noch verſchloſſen, weil ſie den religiöſen Anſchauungen jener Zeit widerſtrebte; es liegen jedoch eine ganze Reihe von wiſſenſchaftlichen Reſultaten vor, die die anatomiſchen Studien unbedingt vorausſetzen und man darf daher annehmen, daß die großen Aerzte, die Träger einer freien Weltanſchauung, ſich auch über die kleinlichen Verbote der Orthodoxie hinweggeſetzt und die Anatomie betrieben haben. In der Chirurgie wurde beſonders in Spanien Außerordentliches geleiſtet. In allen dieſen Studien wurden die Araber und Mauren mit größtem Eifer und Erfolge von den Juden unterſtützt, die der arabiſchen Wiſſenſchaftlichkeit durch ihre einflußreichen Stellungen als Aerzte der chriſtlichen Fürſten und ſelbſt der Päpſte auch in Chriſtenlanden allmählich Boden ſchufen.

Neben dieſen Studien wurde das Hauptintereſſe der Aſtronomie und allen ihren Hülfswiſſenſchaften zugewandt, in denen ebenfalls Reſultate von höchſter Bedeutung erzielt wurden. Dieſe Ergebniſſe dienten der neueren Forſchung auf dieſen Gebieten der Wiſſenſchaft als nothwendige Vorausſetzung, als Ausgangs- und Stützpunkte. Die von den Arabern geſchaffenen bezüglichen Lehrbücher wurden Jahrhunderte lang auf den chriſtlichen Univerſitäten unverändert angewandt. Daß die Araber zu einer völlig richtigen Weltanſchauung, zu der Erkenntniß der Kugelgeſtalt der Erde gelangten und damit das Zeitalter der Entdeckungen fremder Erdtheile vorbereiteten, ihm die erforderlichen Hülfsmittel gewährten, dafür zeugen nicht nur die ſorgfältigen aſtronomiſchen Berechnungen, ſondern auch die arabiſchen Erdgloben, die kartographiſchen Werke jener Zeit und viele andere unzweifelhafte Beweismittel.

Geſchichte, Geographie, Sprachforſchung, Statiſtik, kurz alle

Zweige der Wissenschaft wurden auf den Arabischen Hochschulen Spaniens, deren Organisation bis in ihre kleinsten Einzelheiten den späteren christlichen Universitäten zum Vorbilde diente, mit unermüdlichem Eifer gepflegt.

Die Jurisprudenz war mit der Theologie verbunden; der Koran dient beiden bis auf den heutigen Tag als unumstößliche Grundlage.

Den gemeinsamen Berührungspunkt aller dieser Wissenschaften bildete endlich die Philosophie, die auf sehr fehlerhaften Uebersetzungen der Werke des Aristoteles gegründet wurde und in der von den Arabern und Juden geschaffenen Gestalt in die mittelalterliche christliche Welt überging, um auch diese bis zur Renaissanceperiode zu beherrschen.

Von den Gattungen der Poesie konnte der Natur der Araber entsprechend nur die Lyrik bedeutende Pflege finden und ferner die im ganzen Orient so ungemein beliebte Märchendichtung, die beide ebenfalls einen sehr bedeutenden gestaltenden Einfluß auf die schöne Literatur der christlichen Völker ausübten, als diese allmählich unter den beständigen Einwirkungen der arabischen Wissenschaftlichkeit zum Leben erweckt wurden. 500 Jahre vergingen jedoch hierüber und um ebenso lange Zeit waren die Araber in ihrer Kultur den Christen voraus, denen sie dieselbe in der in flüchtigen Umrißlinien geschilderten Großartigkeit überlieferten. Zu einer Zeit, in der in christlichen Landen nur wenige Priester die Künste des Lesens und Schreibens beherrschten, bestanden in allen Großstädten des arabischen Spanien Hochschulen, nach denen seit dem 13. Jahrhundert allmählich in der Christenheit Universitäten gegründet wurden; bestanden zahllose Mittelschulen, in denen die Anfangsgründe der Wissenschaften gelehrt wurden; bestanden in den kleinsten Dörfern selbst Volks- und Armenschulen in solcher Zahl, daß man Grund hat anzunehmen, daß unter Hakem II. 961—976 mindestens in der

Provinz Córdova niemand des Leſens und Schreibens unkundig war. Während in der chriſtlichen Welt bis zum 13. Jahrhundert keine nennenswerthe Bücherſammlung exiſtirte, beſaß das arabiſche Spanien im 11. noch mindeſtens 70 große Bibliotheken, von denen manche mehrere Hunderttauſende von Bänden umfaßten.

Die Benutzung des Papiers und der indiſchen Zahlen ſeitens der Araber um ein halbes Jahrtauſend, des Kompaſſes, des Pulvers ein Jahrhundert früher als in der Chriſtenheit; die großartige Entwickelung des Badeweſens, die glänzende ſoziale Kultur helfen die Unterſchiede in dem Grade der Geſittung zwiſchen dem arabiſchen Spanien und der damaligen chriſtlichen Welt treffend markiren. Die Stellung der Frau innerhalb der arabiſchen Geſellſchaft war ferner eine dem hohen Kulturgrade entſprechende freie und würdige. Toleranz, Humanität und Ritterlichkeit waren die Grundzüge des ſozialen Verkehrs im arabiſchen Spanien.

Von der Höhe und dem Glanz der Kultur der Araber in Spanien kann man ſich heute in jedem Lande nur ſchwer eine klare Vorſtellung machen, denn Jahrhunderte lang haben ſich die Diener der Kirche mit Erfolg bemüht, die Spuren der Thätigkeit und des Einfluſſes der Glaubensfeinde zu verwiſchen. So zeugen für den oberflächlichen Beobachter im heutigen Spanien nur noch einzelne Baureſte von der großartigen Thätigkeit der Araber im Mittelalter. Es iſt aber klar, daß ihre 700jährige Herrſchaft über das Land nicht ſo ſpurlos vorübergehen konnte, wie es ſcheint, und bei ſorgfältiger Unterſuchung ſehen wir denn auch in der Sprechweiſe, in den Sitten und Gebräuchen der Andaluſier namentlich, in ihrer Muſik und in zahlloſen andern Einzelheiten ihrer Kultur die Einflüſſe der Araber mit unzweifelhafter Deutlichkeit hervortreten. Vollends iſt der ethniſche Einfluß der Araber ſo groß geweſen, daß in manchen Theilen

des Landes den Einwohnern nur die orientalische Tracht fehlt, um sie als Araber und Mauren erscheinen zu lassen.

Die Vertreibung der Araber vom Boden Spaniens wurde für sie selbst verhängnißvoll, zog den gänzlichen Verfall ihrer Kultur nach sich, warf sie in Unkultur und Barbarei zurück, aus der sie sich nicht haben erheben können.

Doch auch für Spanien schwand mit ihrer Vernichtung die blühende Kultur, die sie dort geschaffen hatten und der Wohlstand. Das Land hat sich von den Folgen des orthodoxen Zelotismus, der die Maßregeln diktirte, durch welche die Araber, Mauren und Juden von seinem Boden vertrieben wurden, nie wieder erholen können. Seine Boden, den die Araber in einen Garten und in ein unendlich ergiebiges Fruchtland umgeschaffen hatten, liegt großentheils brach; seine unerschöpflichen Reichthümer bleiben beinahe ungenützt, denn es fehlt eben jene arbeitsame Bevölkerung, die die Araber, Mauren und Juden gebildet hatten, es fehlt ihr praktischer Geist, der die vorhandenen Arbeitskräfte richtig verwandte und leitete.

(346) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Geographie.

(22 Hefte wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11 Mark.

Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) ... M. —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte (310/311) ... „ 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) ... „ —.60
Buchholtz, Land und Leute in Westafrika. (257) ... „ 1.—
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204) ... „ —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) ... „ 1.—
v. Hochstetter, Der Ural. (181) ... „ 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) ... „ 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) ... „ —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) ... „ 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) ... „ —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) ... „ 1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392) ... „ —.60
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) ... „ 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) ... „ 1.—
Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434) „ 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) ... „ —.60
Wattenbach, Algier. 2 Abz. (35) ... „ 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468) ... „ —.60

Geschichte.

(25 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 12,50 Mark.)

Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) ... M. 1.20
Bergau, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) ... „ —.60
Bluntschli, Die Gründung d. amerikan. Union von 1787. 2. Aufl. (54) „ —.60
Boesch, Heinrich I. und Otto I. (432) ... „ —.60
Czekelius, Ein Bild aus d. Gegenreformation i. Siebenbürgen. (465) „ —.80
Denicke, Von der deutschen Hansa. (456) ... „ —.80
Dondorff, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) ... „ —.75
Essellen, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) ... „ 1.—
Häußner, Unsere Kaisersage. (440) ... „ 1.—
Hetzel, Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität i. Kriege. (461) „ —.60
Heydenreich, Livius und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. (401) ... „ 1.—
Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester. Ein Kriminalfall des XVI. Jahrhunderts. (389) ... „ —.80
Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) ... „ —.75
Lehmann, Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) ... „ —.75
v. Löher, Cypern in der Geschichte. (307) ... „ 1.—
Müller, Die Beherrscher der Gläubigen. (406) ... „ 1.—
Schreiber, Die Reformation in Pommern (351) ... „ 1.—
Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) ... „ 1.—
Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) ... „ —.75
Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) ... „ 1.—
Stark, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/148) ... „ 1.80
Twesten, Die Zeit Ludwig XIV. (121) ... „ —.60
Winckler, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323) ... „ —.75

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen.

Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(65 Hefte, wenn auf einmal bezogen à M. —.50 = M. 32.50. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl wenn auf einmal à M. —.50.)

Alsberg, Die Anfänge der Eisenkultur (476/477) M. 1.50; — **Augerstein**, Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58) M. —.75; — **Bayer**, Die Entstehung der deutschen Burschenschaft (412) M. 1.—; — **Buchner**, Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom (250) M. —.75; — **Deckert**, Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern (364) M. —.75; — **Diestel**, Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2 Aufl. (137) M. —.75; — **Doehler**, Die Orakel (150) M. —.60; — **Eyssenhardt**, Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts (469) M. —.80; — **Flach**, Der Tanz bei den Griechen (360) M. —.75; — **Fraas**, Die alten Höhlenbewohner (168) M. —.60; — **Frey**, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter (274) M. 1.—; — **Friedel**, Aus der Vorzeit der Fischerei (441/442) M. 1.20; — **Gmelin**, Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam (190) M. —.60; — **Gravenhorst**, Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum (370) M. —.60; **Hagen**, Ueber elementare Ereignisse im Alterthum (454) M. 1.—; — **Haupt**, Staat und Kirche vor 800 Jahren (292) M. —.75; — **Heyer**, Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition (280) M. 1.—; — **Hoffmann**, Aus der Kulturgeschichte Europas (Pflanzen und Thiere) (348) M. 1.—; — **Hoffmann**, Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen (464) M. —75; — **Holtzmann**, Die Ansiedelung des Christenthums in Rom (198) M. —.75; — **von Huber-Liebenau**, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter (312) M. — 75; — **von Huber-Liebenau**, Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance (386) M. —.60; — **Jordan**, Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65) M. —.60; — **Keller**, Die cyprischen Alterthumsfunde (363) M. —.60; — **Kinkel**, Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrh. (365) M. —.75; — **Mannhardt**, Klytia (239) M. 1.—; — **Marggraff**, Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen (435/436) M. 1.60; — **Mehlis**, Der Rhein und der Strom der Kultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales (259) M. 1.40; — **Mehlis**, Der Rhein und der Strom der Kultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales (um 1300) (286/287) M. 1.60; — **Mehlis**, Der Rhein und der Strom der Kultur in der Neuzeit (328) M. 1.—; — **Meyer, J. B.**, Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl (14) M. 1.—; — **Meyer, Dr. L.**, Die römischen Katakomben (387/388) M. 1.20; — **Meyer, Dr. L.**, Tibur. Eine römische Studie (413/414) M. 1.40; — **Möller**, Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung (206) M. —.75; — **Nippold**, Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (82) M. —.60; — **Nissen**, Pompeji, 2. Aufl. (37) M. —.75; — **Nover**, Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie (354) M. —.60; — **Oppenheimer**, Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30) M. —.75; — **Osenbrüggen**, Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6) M. —.75; — **Osenbrüggen**, Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit (252) M. —.75; — **Petersen**, Das Zwölfgöttersystem der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung der historischen Entwickelung (99) M. —.60; — **Pfotenhauer**, Die Gifte als bezaubernde Macht in der Hand des Laien (209) M. 1.—; — **Poelchau**, Das Bücherwesen im Mittelalter (377) M. —.75; — **Reinsch**, Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter (399) M. —.75; — **v. Rittershain**, Die Reichspost der römischen Kaiser (339) M. —.60; — **Saalfeld**, Küche und Keller in Alt-Rom (417) M. 1.—; — **Schasler**, Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung 332/333) M. 1.80; — **Schrader**, Die älteste Zeittheilung des indogermanischen Volkes (296) M. 1.—; — **Stern**, Die Socialisten der Reformationszeit (421) M. —.75; — **Stricker**, Die Amazonen in Sage und Geschichte 2. Aufl. (61) M. —.75; — **Stricker**, Die Feuerzeuge (199) M. —.75; — **Virchow**, Ueber Hünengräber und Pfahlbauten (1) M. —.75; — **Virchow**, Die Urbevölkerung Europas (193) M. 1.—; — **Volz**, Das rothe Kreuz im weißen Felde (47) M. — 60; — **v. Waldbrühl**, Naturforschung und Hexenglaube. 2. Aufl. (46) M. —.75; — **Wasmansdorf**, Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern (457) M. 1.—; **Wernher**, Die Armen- und Krankenpflege der geistlichen Ritterorden in früherer Zeit (213) M. 1. —; — **Winckler**, Die deutschen Reichskleinodien (154) M. — 75.

Druck von J. J. Richter, Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 9.

Zur Erinnerung an Georg Waitz.

Von

August Kluckhohn.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

Biographien und Verwandtes.

(53 Hefte, auf einmal bezogen, à 50 ₰ = 26.50 ℳ. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl [wenn auf einmal bezogen] à 50 ₰.)

Alberti, Heinrich Pestalozzi. 2. Auflage. (Heft 79.)	ℳ —.60
Arnold, Sappho. (Heft 118.)	" —.60
Bauer, Peter Vischer und das alte Nürnberg. (N. F. 3)	" —.75
von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (Heft 26.)	" —.75
Bernhardt, Lord Palmerston. (Heft 107.)	" —.60
Bernstein, Alexander v. Humboldt u. d. Geist zweier Jahrhunderte. (H. 89.)	" —.75
Boesser, Heinrich der Löwe. (Heft 349.)	" —.80
— Kaiser Friedrich der Zweite. (Heft 383.)	" —.60
Bruchmann, Wilhelm von Humboldt. (N. F. 17)	" —.80
Dannehl, Victor Hugo. (N. F. 2)	" 1.—
Dondorff, Kaiser Otto III. (Heft 478.)	" —.80
Eyssenhardt, Hadrian und Florus. (Heft 397.)	" —.60
Förster, Ernst, Peter von Cornelius. (Heft 217.)	" —.75
Foerster, W., Johann Kepler. (Heft 146.)	" —.60
Froboese, Gottfried von Bouillon. (Heft 326.)	" —.75
Goergens, Mohammed. (Heft 290.)	" 1.—
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Auflage. (Heft 16.)	" 1.—
Haug, Confucius, der Weise Chinas. (Heft 338.)	" —.60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (Heft 124.)	" —.75
Henke, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2. Auflage. (Heft 81.)	" —.75
Herbst, Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (Heft 362.)	" —.80
Hesse, Minchen Herzlieb. (Heft 297.)	" 1.—
Hirzel, Jeanne d'Arc. (Heft 227.)	" 1.—
Hölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. (Heft 378.)	" 1.—
v. Holtzendorff, Richard Cobden. 3. Auflage. (Heft 17.)	" —.75
— John Howard u. d. Pestsperre geg. Ende d. 18. Jahrhunderts. (Heft 317.)	" —.80
Hopf, Bonifaz von Montferrat, der Eroberer von Konstantinopel und der Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (Heft 272.)	" —.75
v. Kluckhohn, Luise, Königin v. Preußen. M. Bildn. d. Königin. (Heft 242/243.)	" 1.80
— Dasselbe, Prachtausgabe m. d. Orig.-Photographie d. Königin. brosch.	" 4.50
— eleg. geb. in roth Leinen	" 6.50
— Blücher, (313/314.)	" 1.20
— Der General von Scharnhorst. (Heft 451.)	" —.80
Kugler, Wallenstein. (Heft 180.)	" —.75
Lindner, Kaiser Heinrich IV. (Heft 374.)	" —.80
Lissauer, Albrecht v. Haller u. seine Bedeutung f. d. deutsche Kultur. (Heft 189.)	" —.75
Maenß, Franz von Sickingen. (Heft 270.)	" —.75
Malmstén, Karl von Linné. (Heft 329.)	" —.80
Maurenbrecher, Don Carlos. 2. Auflage. (Heft 90.)	" 1.—
Meyer, A. B., Gedächtnißrede auf Cook. (Heft 385.)	" —.60
Meyer, J. B., Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. (Heft 145.)	" —.80
v. Meyer, William Harvey, der Reformator der Physiologie. (Heft 337.)	" —.60
Naumann, Ludwig van Beethoven. (Heft 117.)	" —.60
Neumann, Hugo Grotius 1583—1645. (Heft 449.)	" —.60
Pilgrim, Galilei. (Heft 458.)	" 1.—
Preuß, Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten. (N. F. 12)	" 1.—
Raab, Leonardo da Vinci als Naturforscher. (Heft 350.)	" —.80
Richter, Die Piccolomini. (Heft 201.)	" —.75
Schott, Columbus und seine Weltanschauung. (Heft 308.)	" —.60
Schumann, Marco Polo, ein Weltreisender d. XIII. Jahrhunderts. (H. 460.)	" —.60
Schwalb, Luther's Entwickelung vom Mönch zum Reformator. (H. 438.)	" — 60
Stark, Joh. Joachim Winckelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. 2. Auflage. (Heft 42.)	" 1.—
Stern, Milton und Cromwell. (Heft 236.)	" —.75

(Fortsetzung siehe 3. Seite.)

Zur
Erinnerung an Georg Waitz.

Von

August Kluckhohn.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Der Mann, deſſen Andenken die vorliegenden Blätter gewidmet ſind, war ein ſchlichter deutſcher Gelehrter, welcher ſein arbeitsvolles Leben ganz in den Dienſt der ſtrengen Wiſſenſchaft ſtellte und weder als Schriftſteller noch als akademiſcher Lehrer jemals nach dem Beifall der Menge trachtete. Die literariſchen Arbeiten, durch die ſich Georg Waitz den Namen eines großen Hiſtorikers erwarb, beſtanden vorwiegend in Forſchungen, die nur die Theilnahme der Fachgenoſſen erregten, und die berühmt gewordenen Vorleſungen und Uebungen, die er viele Jahre an der Univerſität Göttingen hielt, kamen in erſter Linie denjenigen zugute, welche ſich von ihm in geſchichtliche Studien einführen ließen.

Ließe ſich von G. Waitz nicht noch mehr rühmen, als daß er als Geſchichtsforſcher bahnbrechende Werke vollendet und als Lehrer eine Schule gegründet hat, die ſich weit über Deutſchland hinaus Geltung verſchaffen ſollte, ſo würde man Bedenken tragen können, von dem Heimgegangenen auch zu Solchen zu reden, welche den hiſtoriſchen Studien ferner ſtehen; aber der ausgezeichnete Gelehrte, deſſen Tod wir beklagen, verband mit dem Lorbeer der Wiſſenſchaft den Vorzug, ein Mann von ſeltener Lauterkeit, Geradheit und Treue zu ſein. So mag denn der Verſuch gerechtfertigt ſein, von ſeinem Leben und Wirken eine Skizze auch für weitere Kreiſe zu entwerfen, in der Hoffnung, daß auch diejenigen, welche der gelehrten Thätigkeit des Geſchichtsfor-

ſchers nur eine geringe Theilnahme abzugewinnen vermögen, ſich nicht ungern mit dem Bilde eines Mannes befreunden werden, der zu den Edelſten und Beſten unſerer Nation gehörte und durch die ſittliche Macht ſeiner Perſönlichkeit nicht minder als durch ſeine wiſſenſchaftliche Größe fruchtbringend gewirkt hat.

Georg Waitz wurde am 9. Oktober 1813 zu Flensburg geboren. Aber nur die Mutter war eine Schleswig-Holſteinerin, der Vater, welcher dem Kaufmannsſtande angehörte, ſtammte aus Norwegen und war der Sohn eines aus Schmalkalden dorthin berufenen deutſchen Bergwerkdirektors, welcher ſich in dritter Ehe mit einer Norwegerin verheirathet hatte. Aus dieſer Miſchung heſſiſch-thüringiſchen mit norwegiſchem und ſchleswig-holſteiniſchem Blut iſt jene kräftige und gewichtige norddeutſche Art hervorgegangen, welche Waitz charakteriſirt.

Es waren nicht geradezu glänzende Verhältniſſe, unter denen der Flensburger Kaufmannsſohn heranwuchs. Da der Vater vollauf durch geſchäftliche Sorgen in Anſpruch genommen war, ſo fiel das Amt der Erziehung der trefflichen Mutter zu. Den erſten Grund zu ſeiner Bildung legte der lernbegierige und fähige Knabe auf dem Gymnaſium zu Flensburg, und das früh geweckte Intereſſe fand nicht allein ausgezeichneten Unterricht durch gedeihliche Pflege, ſondern auch durch ein ausgedehntes Selbſtſtudium, das ſich mit bedeutungsvoller Vorliebe auf Niebuhr's römiſche Geſchichte, d. h. auf dasjenige Werk, welches der Geſchichtsforſchung in methodiſcher Beziehung neue Bahnen eröffnet hat, erſtreckte. „Dieſes Buch habe ich geleſen und immer wieder geleſen; Niebuhr, meinem Landsmanne, nachzueifern, wurde mein höchſtes Ziel.“ Mit dem Entſchluſſe, die Jurisprudenz zwar zum Lebensberufe zu machen, aber mit der Rechtswiſſenſchaft auch hiſtoriſche Studien zu verbinden, bezog er Oſtern 1832 die Univerſität Kiel und ein Jahr ſpäter Berlin.

An keiner anderen Hochſchule hätte Waitz ſo vorzügliche

Lehrer auf allen Gebieten des Wiſſens finden können wie in jenen Jahren in der Hauptſtadt Preußens. Beſtimmenden Einfluß übten auf ihn von Juriſten Savigny und Homeyer; er hörte außerdem Rudorff und Heffter. In der Politik wurde der greiſe Schleiermacher ſein Lehrer. Von Männern der philoſophiſchen Fakultät aber hörte er unter Anderen Böckh, Ritter Trendlenburg, Lachmann, Wilken. Wie Homeyer ihn in das Studium des deutſchen Rechts und ſeiner Quellen ein führte, Lachmann ihm die Methode philologiſcher Forſchung lehrte, ſo wurde er durch die hiſtoriſchen Uebungen, an denen der „freundliche“ alte Wilken ihn theilnehmen ließ, zuerſt mit einem größeren Kreiſe frühmittelalterlicher Schriftſteller bekannt. Aber alle dieſe Einflüſſe, ſo bedeutend ſie waren, traten doch weit zurück hinter der tiefgreifenden Wirkung, die Leopold v. Ranke auf ihn zu üben beſtimmt war.

Noch entſprach, als Waitz nach Berlin kam, die akademiſche Wirkſamkeit Ranke's mit nichten dem Glanze, der ſchon damals den Namen des jugendlichen Meiſters der Geſchichtsſchreibung umſtrahlte; er las nur vor einem kleinen Kreiſe von Zuhörern. Freilich mehrte ſich ihre Zahl zuſehends, und es waren junge Männer von bedeutender Zukunft, welche ſich mehr und mehr um ihn ſchaarten. Ranke vereinigte die hoffnungsreichſten unter ihnen zu einer „Hiſtoriſchen Geſellſchaft“, welcher außer Waitz A. Schmidt, Wilmans, Gieſebrecht, Köpke, Dönniges, S. Hirſch und der bei ſeinem Eintritt in jenen Kreis erſt 16jährige H. von Sybel angehörten. Es war, wie der Letztere in einem ſeinem Freunde gewidmeten geiſtvollen Nachrufe bezeugt hat, das überlegene Wiſſen und die durchdringende Kritik, womit Waitz den damaligen Genoſſen imponirte, während bei aller Zurückhaltung ſein ſtets freundliches Weſen den Umgang mit ihm angenehm machte. Wie fördernd aber auch für Waitz der Verkehr mit den gleichſtrebenden Freunden geweſen, hat er ſelbſt immer dankbar anerkannt.

Für das Jahr 1834—35 hatte die Berliner Universität eine Preisfrage über König Heinrich I. gestellt. An der Bearbeitung des Gegenstandes betheiligten sich Mehrere; den ersten Preis erhielt am 3. August 1835 G. Waitz, den zweiten R. Köpke. Ersterer hatte sich zur Ausführung seiner Arbeit ein halbes Jahr nach Kopenhagen, wohin seine Eltern inzwischen übergesiedelt waren, zurückgezogen; Ranke zögerte nicht, ihn nach seiner Rückkehr zu bestimmen sich ganz dem Studium der Geschichte zu widmen. Gleichzeitig ließ sich Ranke durch die glücklichen Erfolge, die seine Schüler bei jener Preisbewerbung erzielten, bewegen, einige von ihnen, und zwar außer Waitz und Köpke noch Dönniges, Giesebrecht, Wilmans und Hirsch zu veranlassen, gemeinsam Jahrbücher des deutsches Reiches unter dem sächsischen Hause auszuarbeiten. Waitz übernahm die Geschichte Heinrichs I. und arbeitete zu diesem Zwecke die Preisschrift in deutscher Sprache um; sie eröffnete im Jahre 1837 die Reihe der Jahrbücher. Man weiß, wie dieses von Ranke mit einer Vorrede eingeführte Unternehmen den Anfang einer neuen kritischen Behandlung der Geschichte des Mittelalters und zugleich den Ausgangspunkt einer Ranke'schen Schule im engeren Sinne des Wortes bezeichnet. Als ein paar Dezennien später nach der Gründung der Historischen Kommission in München Ranke eine Bearbeitung der ganzen deutschen Reichsgeschichte in Form von Jahrbüchern auf Grund der mittlerweile so glücklich vermehrten Quellen und Vorarbeiten in Vorschlag brachte, übernahm es Waitz noch einmal seinen König Heinrich einer durchgreifenden Umarbeitung zu unterziehen, und zu besonderer Freude gereichte es ihm, als er im Jahre 1885 eine dritte Auflage veranstalten und das ihm lieb gewordene Buch in noch einmal verbesserter Gestalt an demselben Tage hinausgeben konnte, an dem es 50 Jahre vorher mit dem Preise gekrönt worden war. Was die Schrift schon in ihrer ursprünglichen Form auszeichnete,

war vor allem die scharfe und doch besonnene Kritik, die hier an den Quellen geübt wurde, indem Waitz mit sicherer Hand die echte Ueberlieferung von den späteren Zuthaten der Sage und Dichtung zu sondern verstanden hatte. Nur das, was dem Forscher als durchaus zuverlässig erschien, wurde in die knappe, wohlgeordnete und klare Darstellung aufgenommen. Dabei bewährte schon damals Waitz ein scharfes Auge für Fragen der Verfassungsgeschichte und zugleich einen verständnißvollen Sinn für die edle Gestalt und die große weltgeschichtliche Aufgabe des ersten sächsischen Königs.

Während der erste Band der Jahrbücher des deutschen Reichs, abgesehen von dem Vorwort Ranke's, ganz das Werk unseres jugendlichen Autors ist, enthalten auch ein paar der folgenden Bände vortreffliche kritische Arbeiten aus seiner Feder: Exkurse zur Geschichte Otto I. und namentlich scharfsinnige Beobachtungen über das Chronikon Corbejense, das Waitz in Verbindung mit S. Hirsch als eine kecke Fälschung des ersten Herausgebers, Falke, nachgewiesen hat. Die Göttinger Sozietät der Wissenschaften zeichnete die beiden glücklichen Forscher dafür mit einem von Wedekind gestifteten Preise aus.

Ehe die in den Jahrbüchern niedergelegten Arbeiten erschienen und seinen Ruf als den eines kritischen Forschers für immer begründeten, hatte Waitz durch eine vortreffliche Dissertation über das Chronikon Urspergense, in dessen erstem Theile er das wichtige Werk des Ekkehard von Aura erkannte, am 18. August 1836 den philosophischen Doktorgrad an der Berliner Universität erworben und auf Empfehlung von Ranke ein neues großes Arbeitsfeld gewonnen, das seiner eigenthümlichen Begabung wie seinen Neigungen im vorzüglichem Grade entsprach; ich meine das große Unternehmen der Monumenta Germaniae historica.

G. H. Pertz in Hannover, dessen Händen einst der Frei-

herr von Stein das durch ihn ins Leben gerufene nationale Werk anvertraut, hatte von den Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters erst zwei Bände herausgegeben, als er G. Waitz zu seinem Mitarbeiter machte. Kein Gehülfe hätte für Pertz geeigneter sein können, als unser mit den Grundsätzen philologisch-historischer Kritik so wohl vertraute, durch Kenntnisse, Arbeitskraft und Selbstlosigkeit ausgezeichnete junge Gelehrte. In den 5½ Jahren, welche Waitz theils in Hannover, theils auf Reisen ganz im Dienste der Monumenta Germaniae zubrachte, hat er nicht allein die mustergiltige Edition bedeutender Quellenschriften, welche eine lange Reihe der folgenden zehn Bände zieren, theils vollendet, theils vorbereitet, sondern auch Abschriften, Kollationen, Quellenuntersuchungen für andere Theile des großen Unternehmens mit unverdrossenem Fleiße und noch seltener Akribie besorgt.

Wer könnte aber verkennen, daß alle diese Studien, verbunden mit langen Reisen in Frankreich und Deutschland und dem persönlichen Verkehr mit großen Gelehrten des In- und Auslandes, auf die Entwickelung des jungen Historikers den heilsamsten Einfluß ausüben mußten? Die Entdeckung überaus wichtiger Lebensnachrichten über den Apostel der Gothen, die ihn zu der Schrift: „Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila" (1840) veranlaßten, sowie die Auffindung hoch bedeutsamer altheidnischer Zauberformeln, die er J. Grimm zur Veröffentlichung überließ, machten seinen Namen auch über den Kreis der Geschichtsforscher hinaus vortheilhaft bekannt.

Erst 28 Jahre alt, wurde Waitz schon als ordentlicher Professor der Geschichte an die Universität seines engeren Vaterlandes berufen. Ehe er nach Kiel übersiedelte (Oktober 1842), vermählte er sich in Berlin, wo er die letzten Monate zugebracht, mit Clara Schelling, einer Tochter des berühmten Philosophen, und legte damit den Grund zu jenem häuslichen

Glück, das nur der Tod der vorzüglichen Gattin (1857) zerstören konnte.

Auch in anderer Beziehung durfte man den jungen Kieler Professor glücklich preisen. Die kollegialen Verhältnisse an der kleinen, aber blühenden heimatlichen Universität waren für Waitz so angenehm wie möglich; seine Lehrthätigkeit, die sich über deutsche und schleswig-holsteinische Geschichte, über Mittelalter, deutsche Alterthümer und rechtsgeschichtliche Dinge erstreckte, fiel auf einen fruchtbaren Boden, und damit Hand in Hand gingen literarische Arbeiten und wissenschaftliche Forschungen, die theils dem Gebiete der allgemeinen deutschen, theils dem der schleswig-holsteinischen und dänischen Geschichte angehörten. Ich schweige von der Vorbereitung der „Urkundensammlung für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte" (1848, 1849), von der Redaktion der fünf ersten Bände der „Nordalbingischen Studien" (1844 ff.) und den Beiträgen zu einem folgenden Bande, ferner von den aus Vorlesungen hervorgegangenen schönen Aufsätzen über die Entwickelung der deutschen Historiographie im Mittelalter (in der von A. Schmidt herausgegebenen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft Band II. IV.), sowie von der Fortsetzung der Arbeiten für die Monumenta und gedenke nur mit wenigen Worten des bahnbrechenden Werkes über „deutsche Verfassungsgeschichte", wovon die beiden ersten Bände in Kiel entstanden sind.

Es war im Jahre 1843, als der dreißigjährige Historiker kühnen Muthes den Entschluß faßte eine Geschichte der Entwickelung des fränkischen und deutschen Reichs und seines öffentlichen Rechts zu schreiben, ein Unternehmen, zu dem warme Vaterlandsliebe und wissenschaftliches Interesse zugleich ihm den Antrieb gaben. Schon nach einem Jahre war der erste Band, der die deutsche Verfassung in ältester Zeit behandelt, vollendet, und drei Jahre später folgte, nachdem inzwischen auch die Schrift über „das alte Recht der Salischen

Franken" (1846) erschienen war, die Darstellung der Merowingischen Zeit.

Wie die an Leopold Ranke gerichtete Widmung des ersten Bandes ausführt, zielte das Streben des Verfassers dahin die auf jenem Gebiete herrschende Verwirrung überwinden, an die Stelle oft willkürlicher Annahmen, falscher oder einseitiger Auffassungen die ungeschminkte Wahrheit setzen zu helfen. Daß er diese überall gefunden, wagte er selbst nicht zu hoffen; aber auch diejenigen Fachgenossen, die ihm lebhaften Widerspruch entgegensetzten oder, auf seinen Schultern fußend, die Forschung erfolgreich weiterzuführen vermochten, haben bereitwillig die Fülle der Quellenkenntniß, die Sorgfalt und den Scharfsinn der Kritik und die vollständige Beherrschung einer fast unabsehbaren Literatur bereitwillig anerkannt.

Und eine Reihe großer Resultate stellte Waitz nach der heute fast allgemein herrschenden Ueberzeugung schon im ersten Anlaufe für alle Zeit fest; so vor allem die Erkenntniß, daß die merowingischen Einrichtungen echt deutschen Ursprungs sind und nur auf einer Fortbildung der altgermanischen Einrichtungen beruhen. Dem gegenüber konnte der aus Anlaß des zweiten Bandes entstandene lebhafte Streit mit Paul Roth über den Ursprung des Lehnwesens — der erste Band hatte zu einem in freundschaftlicheren Formen geführten literarischen Kampfe mit H. v. Sybel über den Ursprung des deutschen Königthums geführt — nur dazu dienen eine der dunkelsten Phasen in der Entwickelung der fränkischen Verfassung allseitig zu beleuchten. Ob Waitz mit seiner Auffassung der Beneficialverhältnisse und der sogenannten Vasallität Recht hat oder nicht, ist für die grundlegende Bedeutung seines Buches nicht ausschlaggebend.

Thatsache aber ist, daß es seit 20 oder 30 Jahren weder in Deutschland noch in Frankreich und England einen namhaften Arbeiter auf dem Gebiete der Verfassungsgeschichte des früheren

Mittelalters giebt, der nicht in ſeinen Forſchungen an Waitz ſich lehnte, von ſeiner kritiſchen Sichtung des Materials, ſeiner bewundernswerthen Literaturkenntniß und ſeiner exakten Prüfung zahlloſer Detail-Fragen den größten Nutzen zöge.

Wer mit ſoviel Liebe und Verſtändniß die Entwickelung des deutſchen Staates in früheren Jahrhunderten verfolgte, konnte unmöglich gleichgültig gegen die großen politiſchen Fragen bleiben, welche die Gegenwart bewegten. Zunächſt war es die Sache ſeines, von den Uebergriffen Dänemarks bedrohten engeren Vaterlandes, der Waitz ſeine Feder und als Deputirter der Univerſität in der holſteiniſchen Ständeverſammlung auch ſeine parlamentariſche Thätigkeit mit Eifer zuwandte. Dadurch nur noch feſter an Kiel gebunden, wäre er geneigt geweſen, einen im Herbſt des Jahres 1847 aus Göttingen an ihn ergangenen Ruf abzulehnen, wenn nicht die däniſche Regierung ſich in dieſer Frage in entſchiedenen Gegenſatz gegen die Wünſche der Univerſität und ihrer Behörden geſetzt hätte. Ehe aber Waitz den Entſchluß nach Göttingen überzuſiedeln ausführen konnte, brachen die Stürme des Jahres 1848 aus und die ſchleswig-holſteiniſche Frage ſchien zugleich mit der deutſchen eine gedeihliche Löſung finden zu ſollen. Waitz trat in den Dienſt der proviſoriſchen Landesregierung und ging in deren Auftrag nach Berlin, um für das Vorrücken preußiſcher Truppen über die Eider und die Aufnahme Schleswigs in den deutſchen Bund zu wirken.

Noch mit dieſer diplomatiſchen Miſſion beſchäftigt, wurde er in Kiel zum Abgeordneten für das Frankfurter Parlament gewählt. Waitz hatte nichts zu der Wahl gethan, nahm aber gern das Mandat an, das ihn zu thätiger Theilnahme an einem großen und hoffnungsvollen patriotiſchen Werke berief. Er trat mit ſeinem Kollegen Droyſen und einem anderen gelehrten Landsmanne, G. Beſeler, dem im Kaſino tagenden rechten Centrum bei und ſah ſich hier mit ſo bedeutenden Männern wie

Dahlmann, Arndt, Duncker, Simson, Beckerath vereinigt. In den Verfassungsausschuß und später auch in den Ausschuß zur Durchführung der Reichsverfassung gewählt, hatte er an den wichtigsten Arbeiten des Parlaments hervorragenden Antheil. Auch als Redner trat er wiederholt mit durchschlagendem Erfolg auf, auch nachdem die unselige Frage des Malmöer Waffenstillstandes, den Waitz erst mit Dahlmann, seinem patriotischen Herzen folgend, bekämpfte, um zehn Tage später unter dem Zwange politischer Erwägungen und unter mittlerweile auch veränderten Verhältnissen für die Genehmigung einzutreten, sein parlamentarisches Ansehen in einzelnen Kreisen eher geschädigt als gehoben hatte. Mochte aber auch Waitz mit den Besten unseres Volkes die Irrthümer wie die Begeisterung jener Tage theilen: an der Erkenntniß, daß die Zukunft Deutschlands nur unter der Führung Preußens sicher gestellt werden könne, hielt er unerschütterlich fest. In dieser Ueberzeugung schied er im Mai 1849 mit den hervorragendsten Mitgliedern der Kaiser-Partei aus dem Parlament; in dieser Ueberzeugung nahm er im Sommer des Jahres an der Gothaer Versammlung theil, und an ihr hielt er auch dann noch fest, als die schwächlichen Unionsbestrebungen Preußens die Wiederherstellung des Bundestags nicht zu hindern vermochten.

Waitz selbst hat auf die Zeit seiner politischen Thätgkeit, obwohl diese, äußerlich betrachtet, eine fruchtlose war, immer besonderen Werth gelegt. Er war sich bewußt, daß er in ihr mehr gelernt, auch für seine Wissenschaft, „als in manchem Jahr gelehrter Arbeit". Der Welt hat er den Beweis dafür unter anderem auch in den Grundzügen der Politik (1862) gegeben; denn in dieser Schrift, die u. a. die bahnbrechende Abhandlung über das Wesen des Bundesstaats enthält, sind ebenso sehr die Früchte politischer Erfahrung, als ernster wissenschaftlicher Studien niedergelegt.

Im Herbſt 1849 konnte Georg Waitz endlich die Profeſſur zu Göttingen, wohin er im Sommer dieſes Jahres übergeſiedelt war, antreten. Er begann ſeine Lehrthätigkeit mit einer „Einleitung in die deutſche Geſchichte“. Schon dieſe Vorleſung war geeignet der anfangs kleinen Zahl ſeiner Zuhörer ſogleich zu beweiſen, wie vollſtändig er ſeinen Stoff beherrſchte, wie tief er ihn durchdacht, wie lichtvoll geordnet hatte, und wie klar er ihn in ſchlichter Rede auseinanderzuſetzen verſtand. An dieſe einleitenden Vorträge ſchloſſen ſich die ſchon in Kiel gehaltenen Vorleſungen über allgemeine deutſche Geſchichte, über deutſche Alterthümer in Verbindung mit der Germania des Tacitus und über allgemeine Geſchichte des Mittelalters. Dazu kamen als neu noch hinzu: die Geſchichte des deutſchen Volkes und der deutſchen Staaten ſeit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, eine Vorleſung über Politik oder allgemeine Staatslehre und die von ihm ſelbſt wie von ſeinen Zuhörern beſonders hochgehaltenen Vorträge über allgemeine Verfaſſungsgeſchichte vom Anfang des Mittelalters bis zur Gegenwart.

Wer Waitz' mächtige Geſtalt zum erſten Male auf dem Katheder ſah, den ernſten Blick mehr auf das vorliegende Heft als auf die Zuhörer gerichtet, und ihn mit ſonorer Stimme in langſamer und bedächtiger Rede ſeine Gedanken entwickeln und die Thatſachen präzis und ſicher in wohl durchdachtem Zuſammenhange auseinanderſetzen hörte, konnte meinen, daß der Vortragende meiſt im Wortlaut wiedergäbe, was er ſchriftlich, vielleicht bis auf einzelne Satztheile, ausgearbeitet hätte. Und doch ſprach Waitz im weſentlichen frei, wenn auch die mit großer Sorgfalt ausgearbeitete Skizze ſich bei einzelnen ſeiner Vorleſungen zu einem ausführlichen Heft erweiterte. Daher fehlte es dem Vortrage bei aller Einfachheit, man möchte ſagen, Wortkargheit, an Leben und Bewegung nicht. Waitz legte ſeine Seele, wenn der Ausdruck erlaubt iſt, in jedes ſeiner Worte, und aus dem Klange

ſeiner Stimme vernahm man deutlich genug die innere Erregung des ſchlichten, jedem Pathos abholden Mannes. Der Glaube an die Lauterkeit und Wahrhaftigkeit ſeines Weſens ſtand ſogleich dem Zuhörer ebenſo feſt, wie die Ueberzeugung von der Zuverläſſigkeit ſeiner gelehrten Forſchungen und von der Richtigkeit der Ergebniſſe ſeines wiſſenſchaftlichen Denkens. So ließ man ſich nicht gern ein Wort des hochverehrten Lehrers entgehen und pries es als einen der Vorzüge ſeines Vortrags, daß man ohne allzugroße Mühe das weſentliche niederſchreiben konnte.

Vorleſungen, die jenes Glanzes entbehren, der die Menge blendet, aber durch ihre Gediegenheit den Tüchtigen fördern, werden nie den großen Haufen, ſondern nur die beſſeren Studirenden anziehen und feſſeln. So hatte auch Waitz nicht eben große und gefüllte Auditorien, wohl aber in den meiſten ſeiner Vorleſungen eine ſtattliche, oft ein halbes Hundert überſchreitende Zahl begeiſterter und treuer Hörer. Wie mächtig er gerade die Strebſamſten und Fähigſten anzuregen verſtand, dafür könnte man u. a. als Beiſpiel einen unſerer Wiſſenſchaft zu früh entriſſenen Hiſtoriker (R. Uſinger) anführen, welcher, als er im Jahre 1857 zum erſten Male die Waitz'ſchen Vorleſungen beſuchte, von der Fülle des Neuen, das ſich vor ſeinem geiſtigen Auge aufthat, ſo lebhaft ergriffen wurde, daß er Nachts keinen Schlaf finden konnte.

So groß und fruchtbar die Arbeit war, die Waitz auf ſeine Vorleſungen verwandte, ſo beruhte doch in ihr nur ein Theil ſeiner akademiſchen Wirkſamkeit. Er ſelbſt hat im Laufe der Zeit die hiſtoriſchen Uebungen, die er in Göttingen von Anfang an regelmäßig hielt, mehr und mehr „als eine Hauptſache" angeſehen. Anfangs waren es nur Wenige und vorzugsweiſe Philologen und Juriſten, die ſich von ihm in die Methode kritiſcher Forſchung einführen ließen.

Als der Schreiber dieſer Zeilen Oſtern 1856 mit einem

nun ſchon lange verewigten ſüddeutſchen Freunde (Th. v. Kern) auf Anrathen L. Häuſſers Göttingen mit Heidelberg vertauſcht hatte, war unter den fünf bis ſechs jungen Männern, die außer uns ſich wöchentlich einmal in dem Studirzimmer des Lehrers verſammelten, Wilhelm Junghans der einzige, den man ſchlechtweg als einen angehenden Hiſtoriker bezeichnen konnte. Seine Unterſuchungen über die fränkiſchen Könige Childerich und Chlodovech bildeten im Anſchluß an Gregor von Tours den Gegenſtand der gemeinſchaftlichen Beſchäftigung. In dem Maße wie es von der Erſtlingsſchrift des leider auch zu früh abgerufenen Junghaus geſagt werden konnte, iſt wohl kaum eine andere gelehrte Arbeit unmittelbar aus den Uebungen hervorgegangen. Aber neben der Kritik und Interpretation von Quellen und eingehenden kritiſchen Unterſuchungen mancherlei Art, ſowie neben mehr gelegentlichen Beſprechungen allgemeiner, die hiſtoriſche Wiſſenſchaft und das Studium derſelben berührender Fragen legte Waitz immer beſonderes Gewicht auf ſelbſtſtändige Arbeiten der vorgeſchritteneren unter ſeinen Schülern und unterzog dieſelben nicht allein in den Uebungen einer eingehenden Prüfung, ſondern ging dem jugendlichen Autor unter nicht geringem Zeitaufwand auch ſonſt mit Rath und That zur Hand. Aber wie er die Wahl des Themas am liebſten dem Einzelnen überließ und es nicht ungern ſah, wenn einmal einer über das Gebiet der mittleren Geſchichte hinausgriff, ſo ließ er auch der Individualität volle Freiheit in der Behandlung des Gegenſtandes und verlangte nur, daß ein jeder mit voller Hingebung ſich der gewählten Aufgabe widme, vor der mühſamſten, auch auf unſcheinbare Dinge ausgedehnten Unterſuchung nicht zurückſchrecke, überall die Quellen auf ihren rechten Gehalt prüfe, in ſeinen Folgerungen ebenſo vorſichtig und unbefangen als gewiſſenhaft verfahre, in der Darſtellung endlich überall nach Klarheit und Deutlichkeit unter Vermeidung unnöthigen Werthaufwandes trachte.

Es waren Vorzüge mancherlei Art, die Waitz in den Stand setzten sich mit ganz besonderem Erfolge der Heranbildung junger Historiker zu widmen. Sein gründliches und ausgebreitetes Wissen, insbesondere seine vollständige Vertrautheit mit dem in stetem Wachsthum begriffenen Schatz der Quellen mittelalterlicher Geschichte, sowie mit den zahllosen kritischen Fragen, die daran sich knüpften, befähigten ihn die Talente seiner Schüler an immer neuen und passenden Aufgaben zu üben. Daß er neben der politischen Geschichte die Verfassungsgeschichte wie kein Anderer beherrschte, vergrößerte in nützlichster Weise das Arbeitsfeld, auf dem er seine Schüler beschäftigte. Auch soll hier nicht des großen Vortheils vergessen werden, den dabei der Reichthum der Göttinger Bibliothek und vielleicht mehr noch der Umstand darbot, daß dieses großartige Institut auch von den Studirenden mit einer Bequemlichkeit benützt werden konnte, wie wohl keine gleichgroße Anstalt dieser Art.

Waitz selbst hat einmal bei feierlichem Anlaß in beredten Worten und mit dem Ausdruck warmen Dankes für Göttingen diese Thatsache hervorgehoben und zugleich auf den mächtigen Einfluß hingewiesen, den hier die Tradition zu Gunsten der historischen Studien übe. „Göttingen ist ja die Universität, wo historische, rechtshistorische und verwandte Studien von Anfang an die lebhafteste Pflege fanden und — ich darf sagen — den Mittelpunkt des ganzen akademischen Studiums bildeten. Wo Männer wie Schlözer und Spittler, Jakob Grimm und Ottfried Müller, Dahlmann und Gervinus, Pütter und Eichhorn, Planck und Gieseler auf den verschiedensten Gebieten der Geschichte gewirkt, ja, da müssen historische Studien gedeihen. Und wenn meine jungen Freunde in die Hallen der Bibliothek treten, die Bilder dieser Männer anschauen, wenn sie hier die Schätze der Literatur aufgehäuft sehen wie an wenigen Orten, und einen so leichten und bequemen Zugang zu diesen

Schätzen haben wie vielleicht nirgends sonst, da müssen ihre Arbeiten wohl gedeihen."

Aber mehr vielleicht als dies alles kamen für die Blüthe der historischen Studien zu Göttingen in Waitz' Tagen die sittlichen Einwirkungen in Betracht, die von der Persönlichkeit des Meisters ausgingen. Die hohe Gesinnung, womit er selbst der Wissenschaft diente, konnte nur aneifernd auf seine Jünger wirken, und je näher ihm diese an dem kleinen, die persönliche Berührung von Lehrer und Schüler begünstigenden Orte treten durften und je fester sie sich ihm in Dankbarkeit, Verehrung und Liebe verbunden fühlten, um so ernster mußte ihr Streben sein sich eines solchen Meisters nicht unwürdig zu erweisen. Das Bild von dem Heiligthum der Wissenschaft und den Priestern im Dienste derselben ist oft mißbraucht worden: G. Waitz aber war ein echter Priester im Tempel der Wissenschaft, sie war ihm etwas Göttliches und ihr Dienst ein heiliger. Eben darum war er berufen auch Andere der Wissenschaft zuzuführen.

Als am 20. Februar 1868 Leopold von Ranke sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte, richtete Waitz an ihn eine Denkschrift, worin er, anknüpfend an die Worte seines ehemaligen Lehrers: „Ihre Schüler sind auch meine Schüler", dem Jubilar zugleich mit den eigenen Glückwünschen die der damaligen und früheren Genossen der Göttinger historischen Uebungen darbrachte. Die großen Erfolge, deren sich Waitz damals bereits rühmen durfte, als die Zahl aller Derer, die überhaupt einmal an den von ihm geleiteten Uebungen theilgenommen, schon nahezu hundertfünfzig betrug, schrieb er weniger seinem Verdienst als dem des großen Meisters zu, von dem er einst gelernt, was er jetzt den eigenen Schülern mitzutheilen suche. Und doch hat selbst Ranke nicht eine so große Zahl von jungen Männern unmittelbar in das Studium der Geschichte eingeführt, wie es von Waitz geschehen ist. Der Zudrang zu

ſeinen Uebungen, die immer den Charakter freier Vereinigungen behielten und nicht etwa in einem Seminar mit einem großen und bequemen Apparat gehalten wurden, ſteigerte ſich ſo, daß auch, nachdem zwei Abende in der Woche dafür angeſetzt waren, manche von Denen, welche Zutritt begehrten, abgewieſen werden mußten. Daß es aber auch unter den Zugelaſſenen an Solchen nicht fehlte, welche auf die Dauer ſtrengeren Anforderungen nicht genügten, braucht kaum geſagt zu werden. Waitz ſelbſt ließ es an Abmahnungen nicht fehlen und erinnerte oft genug daran, daß nicht ſchon die Schulung in Quellenkritik und methodiſcher Forſchung den Hiſtoriker bilde, ſondern daß dazu eine wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Begabung gehöre, die, ein Geſchenk der Natur, durch keine Unterweiſung angeeignet werden könne. Er unterließ es auch nicht, immer von neuem dem angehenden Hiſtoriker neben philologiſch-hiſtoriſchen Studien juriſtiſche und ſtaatswiſſenſchaftliche Vorleſungen, namentlich für die erſten Semeſter, anzuempfehlen und vor der zu frühen und ausſchließlichen Beſchäftigung mit einer ſpeziellen Forſchungsaufgabe zu warnen. Es kann ihm daher nicht ein Vorwurf daraus gemacht werden, wenn, wie man wohl geklagt hat, manche der aus ſeiner Schule hervorgegangenen Arbeiter auf dem Felde der Geſchichte nicht über minutiöſe Quellenunterſuchungen, die oft mehr als das Werk angelernter Technik, denn als wiſſenſchaftliche Leiſtungen erſcheinen mögen, hinausgekommen ſind. Tiefgreifende und bahnbrechende Forſchungen anzuſtellen oder gar hiſtoriographiſche Kunſtwerke von bleibendem Werthe zu ſchaffen, werden immer nur Wenige berufen ſein. Es iſt des Ruhmes für einen Meiſter der Wiſſenſchaft genug, wenn ihm die Welt das Zeugniß giebt, daß er brauchbare und tüchtige, pflichttreue und für ihren Beruf begeiſterte Jünger in ſo anſehnlicher Zahl herangebildet hat, wie dies G. Waitz gelungen iſt.

Nicht allein, daß an den deutſchen Univerſitäten ein großer

Theil der Lehrstühle für Geschichte mit ehemaligen Theilnehmern der Göttinger Uebungen besetzt ist: auch in andern Fakultäten, besonders in der juristischen, haben frühere Schüler von G. Waitz hervorragende Plätze inne. Zahlreich sind ferner die Verwalter und Beamten staatlicher und städtischer Archive, die Mitarbeiter an großen geschichtswissenschaftlichen Unternehmungen und die Lehrer der Geschichte an Gymnasien, welche sich der Göttinger Schule rühmen. Und endlich haben auch die jungen Historiker fremder Länder, nichtdeutscher wie deutscher Zunge, unsere westlichen Nachbarn am wenigsten ausgeschlossen, mit Vorliebe sich durch G. Waitz in die Methode kritischer Forschung einführen lassen, und wie dankbare Schüler sich der Verewigte gerade unter den Ausländern erworben, dafür haben nach seinem Tode namentlich ausgezeichnete französische Historiker laut und offen Zeugniß abgelegt; was insbesondere Gabriel Monod, welcher mit Marcel Thevenin dem Andenken ihres ehemaligen Lehrers eine gelehrte Studie gewidmet hat, in dem jener Publikation vorausgehenden Nekrolog voll Pietät und Geist zu Ehren des Heimgegangenen gesagt, gehört in jeder Beziehung zu dem Besten, was über G. Waitz geschrieben worden ist.

Während Waitz in seinen Vorlesungen und Uebungen eine so erfolgreiche Lehrthätigkeit entfaltet, hörte er nicht auf, die Wissenschaft nach vielen Richtungen durch gelehrte Arbeiten zu bereichern. Ehe er die durch die Bewegung des Jahres 1848 unterbrochene Bearbeitung der deutschen Verfassungsgeschichte wieder aufnahm, begann er eine Geschichte Schleswig-Holsteins auszuarbeiten, weil es ihm, nach seinen eigenen Worten, ein Bedürfniß war, während um die Geschichte seines Heimatlandes gekämpft wurde, sich wenigstens auch mit den Angelegenheiten desselben zu beschäftigen. Er hoffte zugleich in diesem Werke die von ihm schon in Kiel begonnenen Studien im Interesse eines größeren Publikums verwerthen zu können. Aber wenn auch das Buch,

von dem in den Jahren 1851 bis 1854 zwei Bände erschienen, gemeinverständlich gehalten war, so ist es doch in weitere Kreise nicht gedrungen, wie man ja auch nicht sagen kann, daß Waitz die Gabe populärer Darstellung eigen gewesen wäre. Wohl schrieb er ebenso klar und überzeugend, wie er sprach, aber die schlichte, nüchterne Rede, die indeß nicht immer frei von kleinen Härten und ungelenken Wendungen war, entbehrte zu sehr des künstlerischen Schmuckes, um durch ihre Form besonders anzuziehen. Daher hat, beiläufig bemerkt, auch eine seiner Schriften, welche aus Vorträgen hervorgegangen ist, die er in Göttingen vor einem gemischten Publikum gehalten, keine größere Verbreitung gefunden. Ich meine das als fünfter Band der „Deutschen Nationalbibliothek" im Jahre 1862 erschienene kleine Buch „Deutsche Kaiser von Karl dem Großen bis Maximilian", das nur dadurch einen bleibenden literarischen Werth erhalten, daß der Verfasser demselben eine sehr dankenswerthe Autobiographie vorausgeschickt hat.

Wie in der Forschung mehr als in der Darstellung die Stärke unseres Historikers lag, so übte er auch in Beziehung auf letztere die größere Strenge gegen sich selbst. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, eine Arbeit abzuschließen, ehe er alles ihm erreichbare Material vollständig sich zu eigen gemacht hatte, auch wenn die ihm leichter zugänglichen Quellen schon hingereicht hätten über einen Gegenstand neues Licht zu verbreiten. Bei seinen Arbeiten auf dem Gebiete des Mittelalters war er in der glücklichen Lage das ganze gedruckte Material zu beherrschen, und dank den Vorarbeiten für die Monumenta vielfach auch handschriftliche Quellen heranziehen zu können. Sowie er aber die neuere Zeit berührte, stieß er beim Eintritte in die Bibliotheken und Archive auf so umfangreiche, noch ungehobene Schätze, daß er seiner Methode der Forschung und dem Princip erschöpfender Gründlichkeit hätte untreu werden müssen, wenn er

ſeine Arbeiten auf weite und große Gebiete der neueren Geſchichte hätte ausdehnen wollen. Im zweiten Bande ſeiner ſchleswig-holſteiniſchen Geſchichte war es ihm noch gelungen, das reiche handſchriftliche Material, dem er auf die Spur gekommen, zu verwerthen. Den dritten Band zu ſchreiben unterließ er, weil er die Gelegenheit nicht fand ſeine Studien über alle archivaliſchen Quellen, von deren Exiſtenz er wußte, auszudehnen. Er übertraf in dieſer Hinſicht an Gründlichkeit keinen Geringeren, als ſeinen Lehrer Ranke, welcher in einem ähnlichen Falle ſich mit dem Bewußtſein beruhigt haben würde, daß er auch im Beſitze beſchränkten Materials ſchon im weſentlichen das Richtige zu erkennen vermöchte. Die Bemerkung liegt nahe, daß Ranke, wenn er für ſeine großen Werke über die Geſchichte des 16. bis 18. Jahrhunderts die Archive und Bibliotheken Europas nach den ſtrengen Grundſätzen ſeines Schülers hätte durchforſchen wollen, trotz der Länge ſeines arbeitsvollen Lebens wohl nie zum Abſchluß gekommen wäre. Andererſeits würde freilich auch das von Ranke mit glücklichem Griff den Archiven entnommene fragmentariſche Material, wenn er es nach der Weiſe von Waitz in allem Detail hätte verwerthen wollen, ſeine bändereichen Werke noch viel mehr angeſchwellt haben.

Es ſoll bei dieſer Gegenüberſtellung der Ranke'ſchen und Waitz'ſchen Forſchungsweiſe ſelbſtverſtändlich kein Tadel, weder gegen den Einen noch den Andern, ausgeſprochen ſein. Am wenigſten aber würde man Waitz gerecht werden, wenn man meinen wollte, daß er in Beziehung auf die Wichtigkeit und Verwerthbarkeit des Quellenmaterials nicht ſehr wohl zwiſchen früheren und ſpäteren Zeiten zu unterſcheiden gewußt hätte. Er war mit nichten etwa der Meinung, daß man von Handſchriften, Urkunden und Aktenbündeln des ausgehenden Mittelalters oder gar des ſechzehnten Jahrhunderts nie genug in die Druckerei befördern könnte, oder daß es einem wiſſenſchaftlichen Bedürfniß

entſpräche die Forſchung über jeden Kleinkram auszudehnen. Das Detail hat er nie des Details wegen geachtet, ſondern nur in ſeinen Beziehungen zum Allgemeinen; daß es auf das Weſentliche, das hiſtoriſch Bedeutende, daß es vor allem auf die Perſönlichkeiten und auf die Verhältniſſe ankomme, die in das öffentliche Leben und die geſchichtliche Entwickelung nachweisbar eingegriffen haben, wurde er nie müde zu betonen. Daher lobte er auch jene voluminöſen Monographien nicht, die ihre Berechtigung daraus ableiten wollen, daß ſie aus ungedruckten Urkunden und Akten eine erdrückende Maſſe unwichtiger Einzelheiten zn Tage fördern.

Aber hat nicht Waitz ſelbſt eine Monographie zur neueren Geſchichte geſchrieben, die durch die Vertiefung in Kleinigkeiten eine allzu große Ausdehnung gewonnen hat? Ich meine das in den Jahren 1855 und 1856 in drei ſtattlichen Bänden erſchienene Werk: „Lübeck unter Jürgen Wullenweber und die europäiſche Politik.“ Allerdings hat Waitz, nachdem er bei Gelegenheit der Vorſtudien für den zweiten Band ſeiner Geſchichte Schleswig-Holſteins auf die außerordentliche Fülle handſchriftlichen und archivaliſchen Quellenmaterials aufmerkſam geworden war, das für jene Epiſode lübiſcher und europäiſcher Geſchichte in den norddeutſchen Städten zerſtreut lag, unter Benutzung auch der belgiſchen Archive in dem vorliegenden Werke ſich beſtrebt, die folgenſchwere Kataſtrophe, die im Zeitalter der Reformation über den Vorort der Hanſa und dieſe ſelbſt hereinbrach, bis ins Einzelne aufzuhellen und zugleich die intereſſanteſten Aktenſtücke zum Abdruck zu bringen. In der Darſtellung hätte vielleicht manches gekürzt, in den „Anmerkungen und Urkunden“, die nahezu zwei Fünftel des ganzen Werkes ausfüllen, die Wiedergabe von Quellenſtellen auf das Wichtigere beſchränkt werden können; aber wer die Breite der Erzählung und den Umfang des Urkundenapparats tadeln will, ſoll auch nicht ver-

geſſen, daß es ſich hier um eine große, den ganzen europäiſchen Norden umſpannende Verwickelung nnd nicht etwa um kleine lokale Angelegenheiten handelt. Darüber auf Grund umfaſſender und eindringender Forſchungen zum erſten Male und zugleich in abſchließender Weiſe aktenmäßigen Aufſchluß zu geben, war eine ſehr bedeutende und lohnende Aufgabe, und Waitz hat keine Mühe und Anſtrengung geſcheut dieſe Aufgabe in einer, ſeines großen Namens würdigen Weiſe in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu löſen.

An das große Werk über Wullenweber ſchloſſen ſich andere gelehrte Unterſuchungen über lübiſche Geſchichte und Geſchichtsſchreibung, die in einzelnen Abhandlungen veröffentlicht wurden, an. Nehmen wir hinzu, daß Waitz auch hervorragenden, ja vielfach entſcheidenden Antheil an den großen Arbeiten hatte, welche die hiſtoriſche Kommiſſion in München und noch mehr der hanſiſche Geſchichtsverein im Intereſſe der Geſchichte des großen nordiſchen Städtebundes und ſeines ehemaligen Vororts unternommen haben, ſo war es wohl gerechtfertigt, daß der Senat der freien Hanſeſtadt Lübeck nach dem Tode des um die lübiſche Geſchichte ſo hoch verdienten Mannes den Beſchluß faßte, ſich mit einem namhaften Beitrag an der Sammlung zu betheiligen, die dazu gedient hat, die Marmorbüſte des Verewigten in dem hiſtoriſchen Saale der Göttinger Bibliothek aufzuſtellen.

Sobald der raſtloſe Forſcher das Werk zur Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts vollendet hatte, nahm er die eigentliche Arbeit ſeines Lebens, die deutſche Verfaſſungsgeſchichte, wieder auf. Zwei in den Jahren 1860 und 1861 erſchienene Bände brachten die karolingiſche Periode zum Abſchluß. Vier weitere ſtattliche Bände — der letzte erſchien 1878 — führten die Darſtellung durch die Periode der ſächſiſchen und fränkiſchen Herrſcher bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts, und mittlerweile wurde die erſte Hälfte des ganzen Werkes wiederholt

umgestaltet und erweitert, indem die beiden ersten Bände drei, die beiden folgenden Bände zwei Auflagen erlebten. Wenn die zweite Hälfte des großen Werkes weniger Aufsehen erregt und auch geringere Anerkennung gefunden hat als die erste, so mag man das vielleicht aus dem Umstande erklären können, daß die Verfassungsgeschichte des neunten bis zwölften Jahrhunderts bis jetzt weniger bearbeitet wurde, als die der älteren Zeit, und daß infolge dessen die Waitz'schen Forschungen auf jenem Gebiete den Beifall wie den Widerspruch der Fachgenossen in geringerem Maße hervorgerufen haben.

Daß der große Gelehrte in der von ihm zum ersten Male gründlich durchforschten Epoche nicht das Urkundenmaterial in erstaunlichem Umfange gesammelt, nach großen Gesichtspunkten lichtvoll geordnet und bis ins einzelne mit scharfem Blick geprüft und so eine überraschende Fülle neuer Resultate gewonnen habe, wird niemand behaupten wollen. Und wenn Rechtshistoriker wie Sohm an der Darstellung auszusetzen hatten, daß sich, ähnlich wie in den früheren Theilen des Werkes, eine allzu entschiedene Abneigung gegen juristische Formulirungen zu erkennen gebe, und daß es daher hie und da an bestimmten, scharf gefaßten Resultaten fehle, so werden Andere fortfahren, diese Behutsamkeit des Historikers gegenüber den im Fluß begriffenen und juristisch nicht fest zu begrenzenden Verhältnissen als einen Vorzug anzuerkennen. Uebrigens hat gerade Sohm die Fortsetzung der deutschen Verfassungsgeschichte als ein Ereigniß für die ganze an der deutschen Geschichte und Rechtsgeschichte sich interessirende Welt bezeichnet und dankbar und freudig die bahnbrechende und grundlegende Bedeutung eben der späteren Theile des Werkes anerkannt. Es konnte daher nur als ein Akt der Gerechtigkeit erscheinen, wenn der Verwaltungsrath der Wedekind-Stiftung in Göttingen nach kurz vor dem Tode des Verfassers der deutschen Verfassungsgeschichte mit

Rückſicht auf die noch im letzten Dezennium erſchienenen Theile derſelben (zugleich mit Gieſebrechts Kaiſergeſchichte) einen Preis zuerkannte.

Mit ſo bedeutenden und umfaſſenden Arbeiten beſchäftigt, hörte Waitz nicht auf, kleinere Aufſätze und Abhandlungen zu veröffentlichen, die bald einen Gegenſtand der Verfaſſungsgeſchichte, bald eine neu aufgefundene oder wiederholter Prüfung unterworfene Quellenſchrift, bald auch Fragen allgemeiner Art betreffen. Eine „bibliographiſche Ueberſicht über G. Waitz' Werke, Abhandlungen, Ausgaben, kleine kritiſche und publiziſtiſche Arbeiten", die Ernſt Steindorff in Göttingen in einer beſonderen Schrift (1886) veröffentlicht hat, kann man nicht zur Hand nehmen, ohne immer von neuem mit Bewunderung vor der vielſeitigen Gelehrſamkeit, dem Fleiße und der Arbeitskraft des Verewigten erfüllt zu werden. Die Geſellſchaft der Wiſſenſchaft zu Göttingen, die nicht geſäumt hatte Waitz unter ihre Mitglieder aufzunehmen, bot ihm Gelegenheit manche ſeiner Unterſuchungen theils in den „Abhandlungen", theils in den „Nachrichten" herauszugeben. Andere Abhandlungen und Aufſätze erſchienen, wie früher in der von A. Schmidt herausgegebenen „Zeitſchrift für Geſchichtswiſſenſchaft" ſo ſeit dem Jahre 1858 in der von ihm freudig begrüßten „Hiſtoriſchen Zeitſchrift" herausgegeben von H. von Sybel. Auch die „Preußiſchen Jahrbücher" und die „Allgemeine deutſche Biographie" verdankten ihm werthvolle Beiträge. Zahlreiche größere und kleinere Arbeiten aber wandte er den „Forſchungen zur deutſchen Geſchichte", die er im Auftrage der. Münchener hiſtoriſchen Kommiſſion viele Jahre redigirte, zu. Endlich mag auch noch daran erinnert werden, daß Waitz bei großer eigner Produktivität es nicht verſchmähte fleißig in den Göttinger „Gelehrten Anzeigen" und gelegentlich auch von Sybels „Hiſtoriſcher Zeitſchrift" das Amt eines Rezenſenten zu üben. Als

ſolcher erlaubte er ſich auch wohl ein offenes Wort gegenüber angeſehenen Fachgenoſſen, und nahm es gelaſſen hin, wenn er dadurch Empfindlichkeiten hervorrief. Er war ſich ja bewußt, daß er überall nur der Sache zu dienen beſtrebt war.

Waitz verfolgte mit größter Aufmerkſamkeit alle Erſcheinungen auf dem Gebiete der Geſchichte. Insbeſondere war es die Literatur der älteren deutſchen Geſchichte, die er vielleicht wie keiner ſeiner gelehrten Fachgenoſſen kannte. Er hielt ſich daher auch mit Recht berufen die von Dahlmann vor einem halben Jahrhundert herausgegebene „Quellenkunde der deutſchen Geſchichte“ dem gegenwärtigen Stand unſerer Literatur gemäß neu zu bearbeiten. Dreimal hat er ſich, zuletzt im Jahre 1883, der außerordentlichen Mühe unterzogen Tauſende von Quellen und Bearbeitungen der deutſchen Geſchichte nebſt zahlreichen Hinweiſen auf kleinere Abhandlungen im Intereſſe Derer zuſammenzuſtellen, die ſich der vaterländiſchen Geſchichte widmen. Das mit jeder neuen Auflage anſehnlich vermehrte und verbeſſerte Buch iſt ein unentbehrliches Hülfsmittel für Lehrer wie Lernende geworden, und wenn ſich bei genauerer Prüfung die „Quellenkunde“ für die ältere deutſche Geſchichte vollſtändiger als für die neuere Zeit erweiſt, ſo zeugt ſie doch auch auf dem Gebiete der letzten Jahrhunderte von einer ſeltenen Kenntniß der weitverzweigten Literatur.

Daß es aber keineswegs nur die politiſche Geſchichte der neueren Zeit war, der er Intereſſe und Verſtändniß entgegenbrachte, ſondern auch das geiſtige Leben und die ſchöne Literatur, dafür legte Waitz ein glänzendes Zeugniß in dem „Caroline“ betitelten, zweibändigen Werke ab, das er im Jahre 1871 herausgab und dem er zehn Jahre ſpäter als Ergänzung die kleine Schrift „Caroline und ihre Freunde“ folgen ließ. Caroline war jene merkwürdige Tochter des Göttinger Profeſſors Michaelis, welche ſich als Wittwe eines Dr. med. Böhmer

in Klausthal in zweiter Ehe mit A. W. Schlegel und nach Trennung derselben in dritter mit Schelling vermählte. Ihre Briefe an die früh verstorbene Tochter Auguste (aus erster Ehe) und an befreundete Männer und Frauen, vor allem ihr Briefwechsel mit den Brüdern Schlegel und Schelling, hielt Waitz, welcher zuerst durch seine Verbindung mit dem Schellingschen Hause einen Theil jenes handschriftlichen Nachlasses kennen gelernt hatte, mit Recht für bedeutend genug, um manche Mußestunde auf die Vervollständigung der Sammlung und ihre Herausgabe zu verwenden. Er hat damit anerkanntermaßen der Literatur- und Kulturgeschichte einen wichtigen Dienst geleistet, und auch bei dieser Edition in der sorgfältigen Behandlung des Textes und in kurzen sachlichen und literargeschichtlichen Erläuterungen die Meisterschaft eines Philologen bewiesen. Auch verdient der Takt hervorgehoben zu werden, womit Waitz, ohne übertrieben zurückhaltend zu sein, dasjenige von der Publikation ausschloß, was nach seiner Ansicht nicht für die Oeffentlichkeit gehört. Es blieb auch so genug übrig, das dem sittlichen Rigorismus des Herausgebers nicht entsprechen konnte, aber nicht übergangen werden durfte, wenn die Personen und Verhältnisse einer anders gearteten Zeit und vor allem die ausgezeichnete und seltene Frau, um deren inneres und äußeres Leben es sich in erster Linie handelte, in ihrem wahren Lichte erscheinen sollten.

Nur mit ein paar Worten können wir an dieser Stelle auf den schon einmal berührten Antheil eingehen, den Waitz viele Jahre an den großen Arbeiten der historischen Kommission zu München und denen des hansischen Geschichtsvereins genommen hat. Das durch die Munificenz zweier bayerischer Könige ins Leben gerufene Institut für deutsche Geschichts- und Quellenforschung hat nach L. v. Ranke, H. v. Sybel und W. v. Giesebrecht, den bisherigen Leitern desselben, kein Mitglied

aufzuweiſen, das ſich größere Verdienſte um dasſelbe erworben hätte, als G. Waitz, welcher ſchon an der erſten vorbereitenden Verſammlung im Jahre 1858 theilnahm und dann ein Vierteljahrhundert hindurch allen Sitzungen ausnahmlos beiwohnte. Neben den ſchon erwähnten auf 26 Bände angewachſenen „Forſchungen zur deutſchen Geſchichte", die ihm vor allen ihr Daſein verdanken, nahm er ſich der „Jahrbücher des deutſchen Reichs" und der durch Lappenberg's Tod früh verwaiſten „Hanſerecesſe" ganz beſonders an. Aber auch allen anderen großen Unternehmungen der Kommiſſion wandte er ſeine fördernde Theilnahme zu, und niemand vermöchte in allen Richtungen den außerordentlichen Verluſt zu erſetzen, den das Inſtitut durch ſeinen Tod erlitten hat. Der warme Nachruf, den der Sekretär der Kommiſſion, Herr Geheimrath v. Gieſebrecht, bei der Eröffnung der vorjährigen Plenarverſammlung Ranke und Waitz widmete, iſt mit Recht auch weiteren Kreiſen nicht vorenthalten geblieben. Wie viel aber der im Jahre 1870 gegründete hanſiſche Geſchichtsverein an Waitz verloren, kam ſchon auf der vorjährigen Pfingſtverſammlung zu Quedlinburg in der ſchönen Rede eines Vorſtandsmitgliedes (Frensdorff), der ſeitdem in den hanſiſchen Geſchichtsblättern veröffentlicht worden iſt, zu würdigem Ausdruck. Ich beſchränke mich auf die Bemerkung, daß es vor allem dem Einfluß, von Waitz zu danken, wenn jener zu ſo hoher Blüthe gelangte Verein von Anfang an eine echt wiſſenſchaftliche Richtung und ſeine anſehnlichen Geldmittel und bedeutenden Arbeitskräfte in den Dienſt großer und würdiger hiſtoriſcher Unternehmen geſtellt hat, während manche andere hiſtoriſche Vereine nur zu lange gegen einen unfruchtbaren Dilettantismus oder eine werthloſe Antiquitätenkrämerei anzukämpfen hatten.

Ueberblickt man die außerordentliche Thätigkeit, die Waitz als Forſcher, Lehrer und Schriftſteller nach ſo vielen Richtungen

entfaltete, ſo könnte man glauben, daß ihm dies alles auch bei dem Aufwande einer ſeltenen Arbeitskraft nur möglich geworden unter ſtrenger Enthaltung von allen dem gelehrten Berufe ferner liegenden Geſchäften. Aber nie ging Waitz in ſeinen wiſſenſchaftlichen Aufgaben ſo ausſchließlich auf, daß er nur ein Leben unter Büchern geführt und für andere als gelehrte Intereſſen gleichgültig geweſen wäre.

Schon in Kiel hatte er ein warmes Herz für die allgemeinen Angelegenheiten der Univerſität gezeigt und die Kollegen wie die Univerſitätsbehörden zu Dank verpflichtet durch die ebenſo einſichtige als uneigennützige Art, wie er für die Intereſſen der Geſammtheit eintrat. Auch in Göttingen gelang es ihm innerhalb der zahlreicheren, auf ihre großen Erinnerungen ſtolzen Korporationen bald einen leitenden Einfluß zu gewinnen, oder vielmehr: dieſer Einfluß fiel ihm wie von ſelbſt zu, ſowohl wegen ſeiner Einſicht und Geſchäftskenntniß, als wegen der Ueberlegenheit, die er in mündlichen Verhandlungen durch die Macht ſeines klaren immer auf das Weſen der Sache gerichteten Wortes bewirkt. In Ausſchüſſen und Kommiſſionen, in der Fakultät wie im Senat war man gewohnt auf ſeine Stimme zu hören, und mehr als einmal ſah er ſich durch das Vertrauen ſeiner Kollegen an die Spitze der Hochſchule geſtellt.

Auch die vaterländiſchen Dinge verlor Waitz nicht aus dem Auge. Wie hätte er gleichgültig bleiben können, als im Jahre 1863 die ſchleswig-holſteiniſche Frage in eine neue und entſcheidende Phaſe der Entwickelung eintrat? Er begeiſterte ſich für das Recht des Herzogs Friedrich, und eine Schrift, die er zu deſſen Gunſten ſchrieb, fand in zwei Auflagen und einer däniſchen Ueberſetzung weitere Verbreitung. Auch eine Rede über dieſelbe Angelegenheit übergab er dem Druck, und ſelbſt die kurze ſchleswig-holſteiniſche Landesgeſchichte, die er 1864 veröffentlichte,

hatte die Bestimmung weite Lesekreise über die schwebende Verwickelung zu orientiren.

Hatte die Bismarcksche Politik in der Frage der Elbherzogthümer Waitz mit Schmerz und Bitterkeit erfüllt, so konnte er dem Ausbruche des Krieges von 1866 nur mit tiefster Wehmuth zusehen. „Der Augenblick," so berichtete v. Bippen in einem kurzen, aber trefflichen dem Andenken des Verewigten gewidmeten Artikel der „Weserzeitung", „der Augenblick ist mir unvergeßlich, als wir in derselben Stunde, da die ersten preußischen Regimenter an seiner Wohnung vorüber in Göttingen einzogen, uns dennoch pünktlich zu den historischen Uebungen bei ihm einstellten, freilich in der bestimmten Erwartung, sofort wieder entlassen zu werden, wie er da nicht mit dem gewohnten raschen Schritte, sondern zögernd zu uns ins Zimmer trat und mit jenem leisen Zittern der Stimme, das eine tiefe Erregung verräth, fragte: Sollen wir denn auch heute unsere Uebungen halten? Mit einer stummen Verbeugung entfernten wir uns. Wir wußten ja genau, daß die politischen Sympathien mindestens der Mehrzahl von uns von den Seinigen scharf getrennt waren. Aber nicht einen Augenblick hat dieses Bewußtsein selbst in jenen unreifen Jugendjahren unsere Verehrung für diesen Mann auch nur im mindesten getrübt: denn wir waren zu fest von der unantastbaren Reinheit seiner deutschen Gesinnung überzeugt ... und wir wußten bestimmt, daß seine politische Meinung niemals den geringsten Einfluß auf die Wahrhaftigkeit seines historischen Urtheils üben werde."

Erst nach und nach vermochte sich Waitz mit den großen Ereignissen des Jahres 1866 abzufinden. Aber so schmerzlich er auch persönlich die Veränderung empfand, welche die Annexion Hannovers für die Universität mit sich brachte, so vermochte er sich doch nicht von Göttingen loszureißen, als die würtembergische Regierung ihn unter den glänzendsten Bedingungen an des entlassenen

Reinhold Pauli Stelle für die Universität Tübingen zu gewinnen suchte. Er lehnte den Ruf nach Tübingen ab, wie er anderthalb Dezennien früher sich nicht von Göttingen hatte abwendig machen lassen durch die günstigen Bedingungen, unter denen ihn schon damals der für die historische Wissenschaft begeisterte König Maximilian II. von Bayern für die Universität München hatte gewinnen wollen. Indem Waitz auch jetzt Göttingen erhalten blieb, trug er reichlich das Seinige dazu bei, die Hochschule mit Ehren in die neuen Verhältnisse hinüberzuführen, und als endlich das Jahr 1870 Nord und Süd vereinigt gegen Frankreich zu Felde ziehen sah und dem Triumphe der Waffen die Wiederherstellung des Reiches und die Wiedergewinnung von Metz und Straßburg folgten, da war auch aus seinem patriotischen Herzen jede bittere Erinnerung an die früheren Jahre getilgt, und seine Freude über die junge Größe seines Vaterlandes ließ er sich nicht durch den Umstand verderben, daß dieselbe durch die preußische Staatskunst auf Wegen angebahnt worden war, die er nicht hatte billigen können.

Zu Anfang der siebziger Jahre sah man Waitz auf der Höhe seiner Wirksamkeit, seines Ansehens und vielleicht auch seines Glückes. Seine wissenschaftliche Größe stand so unbestritten fest, und die Stellung, die er an der Universität einnahm, war eine so hervorragende, daß die Georgia Augusta, um mich eines Ausdrucks Monod's zu bedienen, begeisterten Schülern als die Georgia Waitzia erscheinen konnte. Auch als Haupt einer zahlreichen und blühenden Familie mochte man Waitz glücklich preisen. Er hatte für die ihm schon 1857 entrissene Gattin nach Jahren schmerzlicher Vereinsamung in einer Tochter des Generals v. Hartmann in Hannover den bestmöglichen Ersatz gefunden, und voll froher Hoffnungen konnte er auch als Vater trefflich begabter Kinder in die Zukunft blicken. Dabei erfreute er sich auch in vorgerückten Jahren noch einer so rüstigen Gesundheit

und ſo großer geiſtiger Friſche, daß man ſeinem ſegensreichen Wirken eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Dauer verſprechen durfte.

Mit dem Herbſt des Jahres 1874 war ein Vierteljahrhundert verfloſſen, ſeitdem Waitz zuerſt hiſtoriſche Uebungen an der Univerſität Göttingen gehalten hatte. Die Feier, welche aus dieſem Anlaß ihm zu Ehren am 1. Auguſt des genannten Jahres veranſtaltet wurde, legte ein glänzendes Zeugniß von der hohen und allgemeinen Verehrung ab, die Waitz genoß. Nicht allein, daß mit derzeitigen Schülern ſich zahlreiche frühere Theilnehmer der Uebungen von nah und fern an einem Tage um ihren geliebten Lehrer ſchaarten und ihm in ihrem Namen, wie in dem der abweſenden Genoſſen mancherlei Beweiſe dankbarſter Geſinnung gaben; auch die Univerſität Göttingen und die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften betheiligten ſich an dem ſchönen und einzigartigen Feſte in einer für den Gefeierten ehrenvollen, ja erhebenden Weiſe. Als eine beſondere Auszeichnung wurde ihm durch einen Vertreter der theologiſchen Fakultät das Diplom eines Doktors der Theologie überreicht, nachdem er zu der philoſophiſchen Doktorwürde ſchon früher von der Univerſität Berlin die juriſtiſche empfangen hatte.

Während in jenen unvergeßlichen Tagen in dem Kreiſe der frohbewegten jugendlichen Feſttheilnehmer die Hoffnung zum Ausdruck kam, daß in ähnlicher Weiſe die älteren und jüngeren aus der Waitzſchen Schule hervorgegangenen Hiſtoriker ſich noch öfter in Göttingen um ihren Meiſter würden verſammeln können, war es Einzelnen nicht unbekannt, daß ſchon damals für Göttingen die Gefahr beſtand, den gefeiertſten Lehrer in naher Zeit an die Reichshauptſtadt abtreten zu müſſen. Es klang wie eine leiſe Mahnung, wenn der damalige Prorektor Sauppe in der ſchönen Anſprache, worin er dem Jubilar die wärmſten Glückwünſche der Univerſität darbrachte, an den ſtolzen Aus-

ſpruch Schölzers erinnerte: Extra Gottingam vivere non est vivere.

So wenig auch dieſe Worte, die vor hundert Jahren eine Wahrheit enthalten mochten, auf die veränderten Verhältniſſe der Gegenwart Anwendung finden können, ſo fühlte ſich Waitz, wie er längſt bewieſen, ſo ganz mit Göttingen verwachſen und in ſeiner durch die hieſigen Verhältniſſe weſentlich geförderten Lehrthätigkeit ſo glücklich, daß er ſich nur aus zwingenden Gründen zu einer Trennung entſchließen konnte.

Wir erinnern uns des großen Antheils, den Waitz ſchon in jungen Jahren an der Herausgabe der „Monumenta Germaniae“ gehabt hätte. Er hatte auch in ſpäteren Jahren nicht aufgehört daran mitzuarbeiten, und empfand es daher ſo ſchmerzlich wie nur irgend ein Anderer, daß das große vaterländiſche Unternehmen unter den Augen des alternden Pertz mehr und mehr zu verkümmern drohte. Da der Letztere das nationale Werk, dem doch ſeine Kräfte längſt nicht mehr genügten, als eine private Angelegenheit behandelte, über die er allein verfügen zu können meinte, war es dringend geboten, es in andere Hände zu bringen und die reichen Mittel, die das neugegründete Reich für die Fortſetzung zu bewilligen bereit war, auf eine zweckmäßige Weiſe zu verwenden. Hier zu rathen und zu helfen war Keiner ſo ſehr wie Waitz berufen. Der Plan, nach dem das Unternehmen neu organiſirt und mit der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften ſo verbunden wurde, daß auch die bayeriſche Akademie in München und die öſterreichiſche in Wien zur Theilnahme herangezogen werden konnten, war vor allem ſein Werk, und nichts war natürlicher, als daß man auch die Leitung des Ganzen dem Manne anzuvertrauen wünſchte, welcher einer ſo wichtigen und ſchweren Aufgabe am beſten gewachſen war. Ein großes Opfer war es, das Waitz der Wiſſenſchaft brachte, als er ſich im Jahre 1875 entſchloß

Verlag von J. F. Richter in Hamburg.

Das einige Italien.

Kurze populäre Zeitgeschichte

von der französischen Revolution bis zur Bildung des einigen Königreiches.

Von **Siro Corti.**

Preisgekrönt vom italienischen Unterrichtsministerium.

Autorisirte Uebersetzung von **M. Bernardi.**

Mit den Porträts von Victor Emanuel, Humbert I., Garibaldi und Cavour.

8°, elegant broschirt, Preis *M* 3.—.

Die Venetianer.

Geschichte und Privatleben.

Von der Gründung bis zum Verfall der Republik.

Von **Ph. G. Molmenti.**

Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi.

8°, elegant broschirt, Preis *M.* 5.—.

Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa.

Von der frühesten bis auf unsere Zeit.

Für weite Kreise dargestellt.

Von **Friedr. W. Ebeling.**

I. Theil. 2. verb. und verm. Auflage. Preis *M.* 3.—.

Blätter zur Erinnerung

an den

Zweihundertjährigen Jahrestag des Edikts von Nantes.

Die Réfugié's.

Von **Otto Wedekind.**

Gr. 8°, elegant broschirt, Preis *M.* 2.—.

Druck von J. F. Richter in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 10/11.

Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung.

Von
R. J. Petri.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen:

Zoologie und Botanik.

45 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 22.50 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.

de Bary, Ueber Schimmel und Hefe. Mit 9 Holzschn. 2. verbesserte Auflage. (87/88) ..... M. 1.60
Boll, Ueber elektrische Fische. (210) ..... „ —.75
Braun, Ueber den Samen. Mit 4 Holzschnitten. (298) ..... „ —.60
Claus, Der Bienenstaat. (179) ..... „ —.75
Cohn, Ueber Bakterien, die kleinsten lebenden Wesen. Mit Holzschn. (165) „ —.80
— Licht und Leben. 2. Aufl. (80) ..... „ —.60
Engler, Ueber das Pflanzenleben unter der Erde. (346) ..... „ —.60
Fritsch, Die elektrischen Fische im Lichte der Descendenzlehre. Mit 7 Holzschnitten. (430/431) ..... „ 1.60
Goebel, Ueber die gegenseitigen Beziehungen der Pflanzenorgane. (453) „ —.60
Göppert, Ueber die Riesen des Pflanzenreiches. (68) ..... „ —.60
Haeckel, Ueber die Entstehung und den Stammbaum des Menschengeschlechtes. 4. Aufl. (52/53) ..... „ 1.60
— Ueber Arbeitstheilung im Natur- und Menschenleben. Mit 1 Titelkupfer und 18 Holzschnitten. 2. Abzug. (78) ..... „ 1.—
— Das Leben in den größten Meerestiefen. Mit 1 Titelbild in Kupferstich und 3 Holzschnitten. (110) ..... „ 1.—
Hartmann, Die menschenähnlichen Affen. Mit 12 Holzschnitten. (247) „ 1.60
Hertwig, Der Zoologe am Meere. (371) ..... „ —.60
Joseph, Die Tropfsteingrotten in Krain und die denselben eigenthümliche Thierwelt. (228) ..... „ —.60
Kny, Das Pflanzenleben des Meeres. Mit 4 Holzschnitten. (223/224) „ 1.60
Luerssen, Die Pflanzengruppe der Farne. Mit Holzschnitten. (197) „ —.75
Marshall, Deutschlands Vogelwelt im Wechsel der Zeit. (N. F. 16) „ 1.—
v. Martens, Purpur und Perlen. Mit Holzschnitten. (214) ..... „ 1.20
Möbius, Das Thierleben am Boden der deutschen Ost- u. Nordsee. (122) „ —.60
Müller, Aug., Ueber die erste Entstehung organischer Wesen und deren Spaltung in Arten. 3., durch eine Beurtheilung der Lehre Darwin's vermehrte Aufl. (13—13c) ..... „ 3.—
Münter, Ueber Korallenthiere. Mit 1 Tafel Lithographien. (163) . „ 1.—
— Ueber Muscheln, Schnecken und verwandte Weichthiere. (260) .. „ 1.—
Nagel, Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten. (474) ..... „ 1.—
Pagenstecher, Ueber die Thiere der Tiefsee. (315/316) ..... „ 1.20
Pfuhl, Thierpflanzen und Pflanzenthiere. (373) ..... „ —.60
— Was geboren ist auf Erden — Muß zu Erd' u. Asche werden. (398) „ —.75
Potonié, Die Pflanzenwelt Norddeutschlands in den verschiedenen Zeitepochen. (N. F. 11.) ..... „ —.60
— Das Skelet der Pflanzen. Mit 17 Holzschnitten. (382) ..... „ 1.—
Recs, Ueber die Natur der Flechten. Mit 10 Holzschnitten. (320) „ 1.—
Semper, Ueber die Aufgabe der modernen Thiergeographie. (322) „ —.60
Stricker, Geschichte der Menagerien und der zoologischen Gärten. (336) „ 1.—
Virchow, Menschen- und Affenschädel. Mit 6 Holzschnitten. (96) .. „ —.80
Weißmann, Ueber das Wandern der Vögel. (291) ..... „ —.75
Willkomm, Ueber Südfrüchte, deren Geschichte, Verbreitung und Kultur, besonders in Südeuropa. (266/267) ..... „ 1.20

Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung.

Von

R. J. Petri.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Anton von Leeuwenhoek theilte in einem Briefe, datirt Delft den 12. September 1683, der Königlichen wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft zu London mit, daß er in der weißen Subſtanz zwiſchen den Zähnen verſchiedener Menſchen eine Unzahl „lebendiger Thierchen" entdeckt habe. Die Beſchreibung ſowie die Zeichnung, welche er von denſelben giebt, laſſen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er in ſeinen „levenden dierkens" als Erſter jene mikroſkopiſch kleinen Pflanzen beobachtet und abgebildet hat, welche unter dem Namen Bakterien erſt in den letzten Dezennien das Intereſſe nicht nur der Naturforſcher und Aerzte, ſondern der ganzen gebildeten Welt in ſtets ſteigendem Maße beanſpruchen. In einem ſpäteren Briefe vom 16. September 1692 an dieſelbe Geſellſchaft beſtätigt er ſeine frühere Entdeckung und giebt wieder ähnliche Zeichnungen. Fig. 1 iſt eine Kopie der Abbildung aus dem erſterwähnten Brief. Mit Intereſſe ſehen wir, daß der gelehrte holländiſche Forſcher trotz der Unvollkommenheit ſeiner — ſelbſtgefertigten — optiſchen Inſtrumente in der That ſchon drei der hauptſächlichſten Bakterienformen gekannt hat. Das, was wir jetzt Kokken nennen, ſehen wir in E repräſentirt, unſere verſchiedenen Stäbchenformen zeigen A, B und F und die Spirillen ſind unſchwer in H wiederzuerkennen.

Leeuwenhoeks Entdeckung blieb über ein Jahrhundert lang nur ein Kurioſum. Erſt die Vervollkommnung des Mikroſkops, ſowie der mikroſkopiſchen Unterſuchungsmethoden bildete die erſte Etappe auf dem Wege zur Erforſchung der Bakterien. Von einer wiſſenſchaftlichen Bakterienforſchung kann erſt ſeit Ehrenbergs Arbeiten die Rede ſein.

Das Studium dieſer kleinſten pflanzlichen Weſen war naturgemäß zunächſt ein naturhiſtoriſches, und gar bald hatte ſich unſer Wiſſen mit einer ziemlich ausgedehnten Kenntniß der

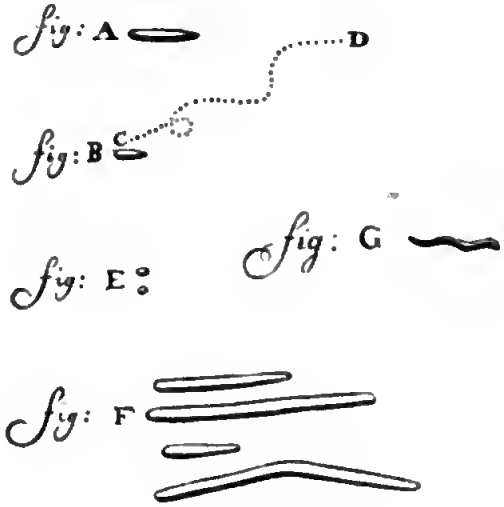


Fig. 1.

mannigfachen Formverhältniſſe der Bakterien bereichert. Vom morphologiſchen Studium zur biologiſchen Forſchung blieb aber noch ein weiter Schritt. Um ſo ſchwieriger mußte dieſer Fortſchritt werden, als bei der Ubiquität einer großen Anzahl von Bakterien, ſowie bei der enormen Vermehrungsfähigkeit gerade dieſer gemeinen Arten die Iſolirung einzelner Spezies nicht ſicher gelang. Es fehlte noch die Reinkultur, gewiſſermaßen der Schwerpunkt der modernen Bakterienforſchung. Das Vorhandenſein zahlreicher Keime auch in der Luft hatte man wohl

vermuthet und zum Theil auch erkannt. Die alte Frage nach der generatio spontanea kam aufs neue in Fluß, und der von dieſer Richtung ausgegangenen Anregung verdanken wir hauptſächlich die Erfüllung einer Hauptbedingung für die Reinkultur, die Lieferung keimfreier „ſteriliſirter" Nährmedien.

Allerdings war die Praxis des alltäglichen Lebens ſchon ſeit undenklichen Zeiten im unbewußten Beſitze des Geheimniſſes, wie man die überall vorhandenen Keime der fäulniß- und gährungserregenden Mikroorganismen von ſolchen Subſtraten fern halten kann, in denen ſie ſich grade mit Vorliebe anzuſiedeln pflegen, die der Menſch aber nicht als Nährböden für Bakterien und Pilze, ſondern für ſeinen eigenen Nahrungsbedarf herſtellt. Die Hausfrauen und Köche, die Bäcker, Schlächter und Fiſcher ebenſo des grauen Alterthums wie der allermodernſten Neuzeit haben es allezeit verſtanden unſere Tafel mit ſolchen Gerichten zu beſetzen, die durch ihre Fürſorge wenigſtens auf gewiſſe Zeit hin keimfrei hergeſtellt waren. Das Haltbarmachen der Speiſen durch Kochen, die Anfertigung von Konſerven, von Zwiebacken, die dem Verſchimmeln nicht ausgeſetzt ſind, das Räuchern, Einpöckeln und Dörren von Fleiſch und Fleiſchwaaren, das Kandiren und Einmachen der Früchte und in gewiſſem Sinne auch das Einmachen der Wintergemüſe in Tonnen und noch viele andere Praktiken auf dem kulinariſchen Gebiete ſind baſirt auf der Abhaltung und Vernichtung entwicklungsfähiger Keime von den betreffenden Speiſen.

In zielbewußtem wiſſenſchaftlichem Experiment wurden die trockne Hitze, der heiße Waſſerdampf, das Kochen, der keimdichte Verſchluß, die antiſeptiſchen Stoffe, die Austrocknung erſt ſehr ſpät in Anwendung gezogen.

Es iſt nicht die Abſicht dieſes Aufſatzes eine vollſtändige Ueberſicht dieſes Entwicklungsganges zu liefern, welcher die Grundlage der modernen Bakterienforſchung

abgiebt. Nur wenige der bedeutenderen Epochen seien kurz erwähnt.

Spallanzani war der Erste, welcher — 1769 — Infuse von organischen Stoffen in gut verschlossenen Gefäßen durch längeres Kochen im Wasserbade sterilisirte. Aber erst fast ein Jahrhundert später wurden diese Versuche systematisch weiter verfolgt und Auskochen, sowie Abhalten der Luftkeime als Methoden zur Sterilisirung sicher erkannt. Auf dieser Grundlage, der Möglichkeit sich kontrolirbar bakterienfreie Substrate herzustellen, ist nun in den letzten Jahrzehnten von den Bakteriologen methodisch weiter gebaut worden. In keimfreien Substraten gedieh die Reinkultur, zuerst allerdings nur in flüssigen Nährlösungen von Pasteur, Cohn und Anderen methodisch ausgeführt. Die Isolirung einzelner Keime als sicherste Garantie zur Erzielung einer einheitlichen sogenannten Reinkultur wurde wesentlich erleichtert durch zielbewußte Einführung fester Nährsubstrate neben den Lösungen in die bakteriologische Technik. Zuerst wurden gekochte Kartoffelscheiben von Schröter angewandt. Die Fortschritte der letzten Jahre wurden aber erst ermöglicht durch Benutzung der durchsichtigen, festen, gelatinirenden Nährböden nach der Methode von Koch.

Gelatinen waren schon früher von Klebs und Brefeld den Nährlösungen zugesetzt worden, deren Verdunstung in dünner Schicht hintanzuhalten. Die gelatinirenden Nährböden nach Koch vereinigen die Vortheile der Nährlösung mit denen des durchsichtigen, festen Substrates. In der flüssigen Gelatine können die Keime gleichmäßig vertheilt und durch Verdünnung genügend von einander getrennt werden, nach dem Ersteren wächst ein jeder an seinem Orte fixirt zu einer Reinkultur aus, die nun leicht gesondert studirt werden kann. Hand in Hand mit dieser Vervollkommnung der Nährsubstrate ging die Verbesserung der Mikroskope nach Abbé durch Zeiß, und

gleichzeitig wurde die Färbung mikroſkopiſcher Objekte weſentlich verbeſſert durch die Methoden von Weigert, Koch und Ehrlich. Einen ganz bedeutenden Vorſchub erfuhr die Bakteriologie ſchließlich noch durch den hohen Aufſchwung der mikrophotographiſchen Technik.

In vorliegendem Aufſatze will nun der Verfaſſer verſuchen in möglichſt gedrängter Kürze eine Ueberſicht zu geben von denjenigen Methoden der Bakterienforſchung, welche augenblicklich als die ſicherſten im Gebrauch ſind. Im Anſchluß daran ſollen auch einige Hauptergebniſſe dieſer modernen Forſchung Erwähnung finden. Der knappe Raum verbietet dabei aber oft ein ſelbſt nur andeutungsweiſes Aufzählen vieler, weniger wichtiger Methoden und Reſultate.

Die Gruppirung der bisher aufgefundenen Bakterien in ein definitives botaniſches Syſtem iſt bei der Neuheit des Materials noch nicht gelungen. Viele gut charakteriſirte Arten hat man ſchon als ſolche erkannt. Die morphologiſchen und biologiſchen Differenzen hat man zur Syſtembildung zu verwerthen angefangen. Hier genüge zur Orientirung die Aufzählung der hauptſächlichſten Wuchsformen.

Die Bakterien oder Spaltpilze (Schizomyceten) ſind mikroſkopiſche, mit wenigen Ausnahmen chlorophylloſe Pflanzen, welche der großen Abtheilung der Pilze eingereiht werden, nach gewiſſen Richtungen hin aber auch Verwandtſchaft zeigen zu den Algen.

Das Einzelindividuum wird meiſt durch eine Zelle repräſentirt. Beim Wachsthum einer ſolchen Zelle können alle Richtungen derſelben gleichwerthig ſein, oder es finden Differenzirungen ſtatt. Ferner iſt die Art und Weiſe, wie die Einzelindividuen mit einander verbunden ſind, oft charakteriſtiſch. Von dieſen Geſichtspunkten aus unterſcheidet man:

1. Kokken. Kugelförmige Gebilde, in denen die Richtungen gleichwerthig ſind. Je nachdem nun dieſe Kugeln entweder

ohne beſondere Regelmäßigkeit in der Kolonie zuſammenliegen oder zu regelmäßigen, konſtant wiederkehrenden Gruppirungen vereint ſind, unterſcheidet man einfache Mikrokokken, bei Anordnung zu zweien ſpricht man von Diplokokken, perlſchnurförmige Gebilde nennt man Streptokokken, liegen vier Kugeln in einer Ebene zuſammen, ſo entſtehen Tetraden, traubenförmige Gruppirungen heißen Staphylokokken, und ſchließlich gehören auch die Sarcinen hierher, bei denen nach Art übereinandergeſchichteter Waarenballen je acht Individuen zu einem Packete vereint ſind.

2. Bacillen oder Stäbchen.* Zwiſchen Dickenwachsthum und Längenwachsthum beſteht ein Unterſchied. Das Verhältniß der Dicke zur Länge beſtimmt die Bezeichnung als Kurzſtäbchen oder Langſtäbchen. Sind die Stäbchen nicht rein cylindriſch, ſondern in der Mitte ſpindelförmig verdickt, ſo ſpricht man von Kloſtridium-Formen. Auch hier bleiben die Individuen bei weiterer Vermehrung entweder vereinzelt, oder ſie ſind zu gegliederten Fäden aneinander gereiht. Dieſe Fäden können eine beträchtliche Länge erreichen, wellig gebogen ſein, ſchleifen- und peitſchenſtielförmige Gebilde darſtellen. Die beiden Enden des Stäbchens können vegetativ gleichwerthig ſein, oder es kann eine Baſis von einer Spitze ſich differenziren. Letzteres findet zum Beiſpiel ſtatt bei den Leptotricheen, von denen die Crenothrix, der Brunnenfaden und die Beggiatoa wegen ihres Schwefelgehaltes beſonderes Intereſſe beanſpruchen. Eine ſcheinbare Zweigbildung findet ſtatt bei Cladothrix.

3. Kommabacillen, Vibrionen, Spirulinen, Spirillen, Spirochäten. Charakteriſtiſch für dieſe Form iſt die

* Bakterien ſind hier die geſammten Spaltpilze genannt, Bacillen die geſammten Stäbchenformen. Nach Anderen wird die Bezeichnung Bakterien für die kurzen Stäbchenformen gebraucht, während der Ausdruck Bacillen nur für die Langſtäbchen gilt.

Krümmung, welche die Längsachse sowohl des Einzelindividuums wie auch in vielen Fällen des Verbandes mehrerer Individuen zeigt. Und zwar kann diese Krümmung entweder in einer Ebene stattfinden oder, was wohl das gewöhnliche ist, es liegen korkzieherartige Gebilde vor. Ferner kann ein System von Windungen erster Ordnung sich kombiniren mit solchem zweiter Ordnung. Die einfachste hierher gehörige Form ist der „Kommabacillus", der im Einzelindividuum höchstens zu einem Halbkreis gekrümmt ist. Aneinander gereiht entstehen mehr oder weniger gestreckte, korkzieherförmige Spirillen, beide Formen sind besonders schön ausgebildet bei dem von Koch entdeckten Kommabacillus der Cholera. Die Zahnspirochäte, sowie die Spirillen des Rückfalltyphus bilden im Einzelindividuum schon echte Schrauben. Bei der Spirochäte plicatilis, sind zwei Schraubensysteme mit einander kombinirt.

In vorstehende drei Gruppen lassen sich die bisher studirten Bakterien unterbringen. Es liegt nun auf der Hand, daß eine Kugel, bevor sie sich in ihrer Aequatorialebene in zwei neue Kugelindividuen theilt, vorübergehend ellipsoidische Form annehmen wird. Ebenso wird ein Kurzstäbchen bei rapidem Spaltungsprozeß die jüngst gebildeten Individuen in Formen liefern, bei denen Dicken- und Längendimension nicht sofort eine ins Auge fallende Differenz darbietet. Ferner werden die gewundenen Bacillenfäden eine gewisse Aehnlichkeit darbieten mit einzelnen Formen der Vibrionengruppe. Es nöthigen diese Vorkommnisse aber keineswegs dazu, die drei aufgestellten Formengruppen als charakteristisch aufzugeben.

Wie in den einleitenden Worten wiederholt erwähnt, gründet sich der Fortschritt der modernen Bakteriologie zunächst auf die Vervollkommnung der optischen Untersuchungsmethoden, speziell der mikroskopischen Technik. Wie unsere Kenntniß des gestirnten Himmels in demselben Maße sich erweiterte, als

unſere Teleſkope und Fernröhre dank ihrer Vervollkommnung den Blick hineintauchen ließen in nie geahnte Tiefen des Weltraums, wie wir es gelernt haben Nebelflecke aufzulöſen in Gruppirungen von zahlloſen Sternen, wie uns ferner die Aſtroſpektroſkopie das ſichere Erkennen gewiſſer Stoffe ſelbſt auf Sternenferne ermöglicht, ſo hat auch unſere Kenntniß von der Welt im Kleinen und Kleinſten erſt der hohen Vollendung der optiſchen Inſtrumente und mikroſkopiſchen Unterſuchungsmethoden den modernen Fortſchritt zu danken. Die neuen Linſenſyſteme für Oelimmerſion in Verbindung mit dem Abbé'ſchen Beleuchtungsapparat unter Zuhilfenahme der täglich faſt neue Fortſchritte machenden Färbungstechnik, ſowie die Ausbildung der Mikrophotographie haben unſerem Geſichtsſinn neue Gebiete eröffnet. Und wir dürfen grade neuerdings uns der Hoffnung hingeben, daß das beſte Mikroſkop noch immer nicht konſtruirt iſt. Seit kurzem werden von Zeiß in Jena wieder beſſere Linſenſyſteme angefertigt, die, auf der Anwendung neuer Glaskompoſitionen fußend, ſchon jetzt die beſten „alten" Linſen an Güte weit übertreffen.

Die Bakterien werden zunächſt in natürlichem Zuſtande unterſucht. Es kann dies in der Weiſe geſchehen, daß man eine kleine Menge der bakterienhaltigen Subſtanz zwiſchen Deckgläschen und Objektträger zu einer möglichſt dünnen Schicht ausbreitet, um die darin enthaltenen Individuen ſo von einander iſolirt zur Anſchauung zu bringen. Von Flüſſigkeiten nimmt man einen winzigen Tropfen, anderes Material wird in Waſſer oder ſonſt einer paſſenden Flüſſigkeit verrieben. Weil aber infolge der Verdunſtung vom Rande des Deckgläschens her in der Flüſſigkeit fortwährend Strömungen erzeugt werden, welche die kleinen, ſuspendirten Bakterien mit ſich fortreißen, ſo wird man über etwaige Eigenbewegungen derſelben kein ſicheres Urtheil gewinnen. Ueberdies trocknet ein ſolches nach

alter Methode angefertigtes Präparat gar bald ein, und man ist nicht imstande längere Zeit hindurch die Bakterien in natürlichem Zustand zu beobachten. Dies wird ermöglicht, durch die Beobachtung im hängenden Tropfen. In die Mitte des Objektträgers ist eine kleine Höhlung eingeschliffen. Auf diese wird das Deckgläschen gelegt, nachdem man die zu beobachtenden Bakterien in einem kleinen flachen Tröpfchen in die Mitte desselben gebracht hat. Der Rand des Deckgläschens ruht auf der Peripherie des Hohlschliffs, die man vorher zur luftdichten Abschließung der kleinen Kammer mit einem Rand von Vaselin umzogen hat. Der kleine Raum, in welchen das Tröpfchen hineinhängt, füllt sich bald mit Wasserdämpfen, und der Tropfen kann sich durch Verdunstung nicht mehr ändern. Strömungen finden nicht statt und die Beobachtungszeit kann beliebig lange ausgedehnt werden. In solchen hängenden Tropfen kann man nun auch, wenn die Zusatzflüssigkeit eine Nährlösung, z. B. Bouillon oder Blutserum ist, das Wachsthum und die Vermehrung der Bakterien bei gewöhnlicher Temperatur oder auf einem geheizten Objekttisch direkt beobachten und verfolgen.

Bei der Untersuchung im lebenden Zustande erkennt man, daß die Bakterien durchsichtige, glashelle Körperchen sind, an denen man zuweilen Hülle und Inhalt, in letzterem manchmal feine Granulirungen und Einschlüsse unterscheiden kann. Dieser Inhalt oder auch die Substanz, in welche die Einzelzellen zuweilen eingebettet liegen, ist nicht selten gefärbt, aber diese Farbe „bekennen" die Bakterien erst dann, wenn sie in Kolonieen zu vielen Millionen beieinander liegen. Unter dem Mikroskop erscheint das Einzelindividuum stets farblos. Manche Bakterien sind so winzig, daß man sie selbst mit den stärksten Vergrößerungen, wenn sie einzeln liegen, gar nicht von anderen kleinen Körperchen, z. B. Krystallnädelchen, würde unterscheiden

können. Dies ist in noch erhöhtem Maße der Fall bei der Untersuchung von feinen Schnitten aus Organen, in denen man Bakterien vermuthet.

In glücklichster Weise nun wird diese Schwierigkeit überwunden durch Zuhülfenahme der Färbemethoden. Die meisten Bakterien besitzen nämlich in ausgezeichnetem Maße die Fähigkeit Farbstoffe aufzuehmen und sich mehr oder weniger „echt" zu färben. Die Ausbildung der bakteriologischen Färbetechnik hat daher unser Wissen über die Bakterien außerordentlich gefördert. Gefärbt wird für gewöhnlich mit wässerigen oder ganz schwach alkoholischen Lösungen der Anilinfarbstoffe. Die moderne Färbereiindustrie liefert uns eine große Reihe solcher Substanzen, zum Theil in Gestalt von schönen, metallglänzenden Krystallen, zum Theil in Form von amorphen Pulvern. Von den vielen schon angewandten Stoffen sind die gebräuchlichsten das Gentianaviolet zur Violetfärbung, das Fuchsin zur Rothfärbung, das Methylenblau zur Blaufärbung, das Malachitgrün zur Grünfärbung und das Bismarckbraun zur Braunfärbung. — Die Bakterien verhalten sich diesen (und noch einer ganzen Reihe hier nicht aufgezählter) Farbstoffen gegenüber nicht gleich. Der Bakteriologe hat daher in sinngemäßer Weise die Farbstoffe und Koncentrationen der Lösungen u. s. w. auszuwählen und zu modifiziren. Zunächst müssen die bakterienhaltigen Substanzen für die Färbung hergerichtet werden. Flüssigkeiten wie Wasser, Sekrete, Blut, Gewebssaft u. ä. werden mit einer frischgeglühten Präparirnadel in möglichst dünner Schicht auf einem Deckgläschen ausgebreitet. Zähe Flüssigkeiten wie Auswurf, Schleim u. ä. preßt man zu einer dünnen Schicht zwischen zwei Deckgläschen aus, die man nachher von einander abzieht. Diese Ausbreitung zu dünnster Schicht ist zur Erzielung brauchbarer Präparate, welche die Bakterien isolirt zur Anschauung bringen sollen, ganz unerläßlich. Die so beschickten Deckgläschen läßt man nun lufttrocken

werden. Dabei trocknen die Bakterien in unveränderter Geſtalt am Glaſe an. Damit die angetrocknete Schicht aber von der wäſſerigen Farbelöſung nicht wieder aufgelöſt und hinweg geſpült wird, muß ſie vorher noch fixirt werden. Die Subſtrate, in welchen man Bakterien unterſucht, ſowie dieſe ſelbſt enthalten ſtets Eiweiß. Nun beſitzt aber das Eiweiß, mit welchem in unſerem Deckglastrockenpräparat die Bakterien angeklebt ſind, die Eigenſchaft durch gewiſſe Prozeduren wie Einlegen in Alkohol oder Erhitzen auf 105 bis 120 Grad unlöslich zu werden, ohne im Ausſehen ſich irgend zu verändern. Darauf fußend fixirt man daher die angetrocknete Schicht allgemein durch Hitze, und zwar in einfachſter und ausreichender Weiſe in der Art, daß man das Deckgläschen, die Präparatenſeite nach oben, in eine Pincette faßt und nun mäßig ſchnell dreimal hintereinander durch eine nicht zu ſtark brennende Gas- oder Spiritusflamme zieht. Das Tempo, in welchem dies geſchieht, die Höhe der Flamme u. ſ. w. ſind je nach den Objekten verſchieden und Dinge einer nicht allzu ſchwer zu erlernenden Uebung. Im allgemeinen müſſen ſtark eiweißhaltige Schichten vorſichtiger und weniger ſtark erhitzt werden, als Subſtrate mit geringerem Albumingehalt. Bei zu geringem Erhitzen erzielt man nicht die gewünſchte Fixirung, bei zu ſtarkem Erwärmen büßen die Bakterien zu ſehr an Färbbarkeit ein. Auch durch die Fixirung wird die Geſtalt der Bakterien erfahrungsgemäß kaum verändert. Die fixirten Deckgläschen werden nun mit der Farblöſung übergoſſen, oder auf derſelben ſchwimmen gelaſſen. Nach wenigen Minuten Einwirkens iſt die Färbung erreicht. Der Ueberſchuß der Farblöſung wird durch vorſichtiges Abſpülen mit Waſſer entfernt, das Deckglas auf der Rückſeite abgetrocknet, durch ein Tröpfchen Waſſer oder Glycerin auf einem Objektträger befeſtigt und nun unterſucht.

Um Bakterien in ihrer Lage in Organen und Geweben nachzuweiſen, müſſen letztere zunächſt durch mehrtägiges Einlegen

in Alkohol bis zur Korkkonsistenz gehärtet werden. Darauf werden sie mit einem Mikrotom in möglichst dünne Schnitte zerlegt. Früher und zum Theil auch noch jetzt fertigte man die Schnitte aus freier Hand, bei den neuerdings fast allgemein angewandten Mikrotomen ist das Messer in einer Schlittenführung beweglich und das zu schneidende Präparat wird in einer durch Mikrometerschraube verstellbaren Klemme fixirt. Die Schnitte werden in Alkohol aufgenommen und in die wässerige Farblösung gebracht. Nach genügendem Verweilen darin werden sie sorgfältig herausgenommen. Sie sind jetzt stark überfärbt. Die Gewebsbestandtheile, sowie die Bakterien haben sich mit der Anilinfarbe gesättigt und außerdem hat der Schnitt Wasser aufgenommen, er ist meist vollkommen undurchsichtig geworden. Durch Einlegen in Alkohol, dem man eventuell einige Tropfen Essigsäure zusetzt, wird der überflüssige Farbstoff und das Wasser wieder entfernt. Die Bakterien halten den Farbstoff fester zurück, als die meisten Gewebsbestandtheile, von denen nur die sogenannten Kerne und einige besondere Gebilde sich ähnlich verhalten. Aus dem Alkohol wird der Schnitt zuletzt noch in Cedernöl eingelegt. Hat dieses den Schnitt genügend durchtränkt, so ist er vollständig „aufgehellt", durchsichtig geworden, und kann nun nach Ausbreitung zwischen Deckglas und Objektträger untersucht werden.

Um die eminenten Vortheile dieser Färbungsmethoden klar zu machen, ist es nöthig näher einzugehen auf das Zustandekommen des mikroskopischen Bildes überhaupt. Ungefärbte wie gefärbte Präparate werden zumeist, bei Anwendung stärkerer Vergrößerungen stets in durchfallendem Licht untersucht. Farbe lose, durchsichtige Gegenstände sind aber in durchfallendem Lichte nur dann sichtbar, wenn sie ein anderes Lichtbrechungsvermögen besitzen als das Medium, in welchem sie sich befinden. Zu ihrem deutlichen Sehen ist erforderlich, daß das Lichtbündel, welches

durch ſie hindurch unſere Netzhaut trifft, möglichſt ſchmal iſt. Wir ſehen ſie alsdann nur infolge der Diffraktionserſcheinungen, welche an ihren Grenzflächen auftreten, wir ſehen bei optiſch homogener, innerer Beſchaffenheit nur ihre Konturen. Ein einfacher, von Koch angegebener Verſuch veranſchaulicht dies. Stellen wir auf einen Streifen weißes Papier ein Glasſchälchen, in dem ſich gewöhnliche farbloſe Glasperlen befinden, und ſehen von oben herab auf das Schälchen, ſo werden wir die einzelnen Perlen um ſo deutlicher erkennen können, je höher wir das Schälchen über den als Lichtquelle dienenden weißen Streifen erheben, d. h. je ſchmäler wir das Lichtbündel machen, welches die einzelne Perle trifft. Wir ſehen dieſe farbloſen Perlen überhaupt nur deswegen, weil ſich zwiſchen ihnen und über ihnen die das Licht anders brechende Luft befindet. Gießen wir nämlich auf die Perlen im Schälchen Cedernöl, welches das Licht ebenſo ſtark bricht, wie das Glas, ſo iſt es unmöglich die Perlen zu ſehen, ſie ſind verſchwunden. Farbige, durchſichtige Gegenſtände ſehen wir aber im durchfallenden Licht aus ganz anderem Grunde. Zunächſt entſteht natürlich auch von ihnen ein Diffraktionsbild, wenn ſie in anders brechendem Medium eingeſchloſſen ſind. Gleichzeitig ſehen wir ſie aber deshalb, weil ſie in ihrer Eigenfarbe leuchten und ein Farbenbild auf unſerer Netzhaut erzeugen. Letzteres iſt um ſo deutlicher, je heller der durchſichtige Gegenſtand durchleuchtet iſt, je breiter das Lichtbündel iſt, welches ihn durchſetzt. Miſchen wir unter die farbloſen Glasperlen in unſerem Schälchen einige gefärbte, ſo werden wir die an der Oberfläche liegenden bunten am deutlichſten ſehen, wenn das Schälchen auf dem Papierſtreif aufſteht. Aus der Tiefe ſchimmern wohl noch einige der farbigen Perlen durch, ſind aber nicht deutlich zu erkennen. Ihr Farbenbild wird durch die Brechungsbilder der darüber und daneben liegenden farbloſen Perlen vollkommen verdeckt. So wie wir aber durch

Aufgießen von Cedernöl die Luft verdrängen, die Strukturbilder der Perlen zum Verschwinden bringen, sind alle gefärbten Perlen, auch die auf dem Boden des Schälchens liegenden, mit einem Schlage deutlich sichtbar geworden. Dieselben Verhältnisse walten nun ob beim Mikroskopiren. In ungefärbten Präparaten sehen wir die Bakterien nur dann, wenn sie das Licht anders brechen, als die Substanz, in welcher sie eingebettet sind. Je geringer diese Brechungsdifferenz ist, ein um so schmäleres Lichtbündel müssen wir anwenden. Wir thun dies, indem wir zwischen dem als Lichtquelle dienenden unteren Spiegel des Mikroskops und dem Loche im Objekttisch, über welchem das Präparat ruht, Blenden einschalten. Natürlich ist die Anwendung sehr enger Blenden durch die entsprechende Abnahme der Helligkeit beschränkt. Sind die farblosen Bakterien mit anderen farblosen Körperchen vermengt, oder will man sie in ungefärbten Schnitten aufsuchen, so werden ihre Strukturbilder allzuleicht von denen jener anderen kleinen Körperchen verdeckt, wir können sie oft überhaupt nicht auffinden. Anders bei Anwendung der Färbung. Haben wir durch die Färbetechnik erzielt, daß die Bakterien intensiv, alles andere möglichst wenig gefärbt ist, so kommt es nur darauf an, unser Mikroskop so einzurichten, daß es uns möglichst helle Farbenbilder liefert, die Strukturbilder dagegen in den Hintergrund gedrängt werden. Dies wird in vorzüglichster Weise erreicht durch den von Abbé angegebenen Beleuchtungsapparat, ein System von Linsen, welches unter dem Objekttisch so angebracht ist, daß die vom Spiegel gelieferten Strahlen unter einem Winkel von 120 Grad grade in der Ebene des Objekts sich vereinigen und so dasselbe von allen Seiten mit möglichst breitem Lichtbündel durchlichten. Einen weiteren Vortheil erreichen wir durch Anwendung der Oelimmersion. Bei den gewöhnlichen Trockensystemen müssen die Lichtstrahlen, bevor sie in die Frontlinse des Objektivs eintreten, eine Luftschicht passiren.

An den Grenzflächen sowohl des Deckgläschens als der Linse kommen dabei natürlich durch Brechungen und Reflexe Lichtverluste zu stande. Bei den Oelimmersionssystemen nun wird der Zwischenraum zwischen Deckglas und Objektiv durch ein kleines Tröpfchen Cedernöl ausgefüllt, welches, wie wir wissen, gleiche Lichtbrechungsfähigkeit besitzt wie das Glas. Wir erhalten uns also die volle Lichtstärke des Bildes.

Betrachten wir mit einem solchen modernen Instrumente einen nach den neuen Methoden gefärbten Gewebsschnitt, in welchem Bakterien vorhanden sind, so haben wir folgende Verhältnisse. Zunächst sind durch die intensive Färbung die Bakterien möglichst hervorgehoben. Durch Aufhellen des Schnittes mit Cedernöl haben wir die Brechungsunterschiede seiner Bestandtheile thunlichst herabgesetzt und dem Zustandekommen von störenden Strukturbildern vorgebeugt. Durch Anwendung des Abbé'schen Apparates bringen wir die Linien und Schatten des geringen, noch vorhandenen Strukturbildes fast ganz zum Verschwinden, während wir die gefärbten Bakterien in ihrer Farbe intensiv leuchten machen, und nützen so unter Benutzung der Oelimmersion unser Licht vollkommen aus. Die Kombination aller dieser Faktoren ist ein Verdienst von Koch. So gelingt es auch die kleinsten Bakterien, selbst wenn sie ganz vereinzelt sind, mit Sicherheit aufzufinden. Es sind Bakterien entdeckt worden, wo man sie früher der unzureichenden Methoden wegen übersah. Ferner ist es gelungen, vermittelst der Färbungen Artunterschiede zwischen den Bakterien festzustellen, sowie biologische und morphologische Daten von jenen kleinen Pflanzen zu gewinnen. Einige Resultate der Färbungsmethoden seien hier kurz erwähnt.

Koch hatte durch Impfen mit faulenden thierischen Substanzen bei Hausmäusen eine Krankheit erzeugt, welche für jene Thiere in hervorragendem Maße den Charakter einer septikämi-

ſchen Infektionskrankheit darbot. Wurde mit einer minimalen Quantität Blut einer erkrankten oder eben verſtorbenen Maus eine friſche geimpft, ſo erlag ſie binnen ungefähr 24 Stunden unfehlbar derſelben Krankheit. Es war nach Analogie mit anderen Infektionskrankheiten, wie Milzbrand z. B., höchſt wahrſcheinlich, daß auch dieſe neue Thierkrankheit, die Mäuſeſeptikämie, durch Bakterien hervorgerufen und fortgeſetzt werde. Es gelang aber nicht bei Anwendung der bis dahin bekannten Unterſuchungsmethoden in Blut oder Organen der betreffenden Mäuſe Bakterien nachzuweiſen. Erſt als Koch durch Kombination der genannten Faktoren die Methoden weſentlich verbeſſert hatte, entdeckte er den ſchon längſt vermutheten, äußerſt winzigen, dünnen Bacillus der Mäuſeſeptikämie. Er war überall in Blut wie Organen reichlich vorhanden, konnte nur nach der alten Methode nicht geſehen werden.

Die Fähigkeit der Bakterien Anilinfarben aufzunehmen, ſowie die Zähigkeit, mit welcher ſie dieſelben feſthalten, iſt bei den verſchiedenen Arten, ſowie bei den verſchiedenen biologiſchen Zuſtänden derſelben Art verſchieden. Dieſer Eigenthümlichkeit verdanken wir z. B. die Entdeckung des Tuberkelbacillus durch Koch. In gewöhnlichen, wäſſerigen Farblöſungen färbt ſich der Tuberkelbacillus ſehr langſam und ſchwer. Aus ſchwach alkaliſchen Löſungen nimmt er die Farbe beſſer an. Den einmal aufgenommenen Farbſtoff hält er aber viel feſter zurück, als die anderen Bakterienarten oder die Beſtandtheile der Gewebe. Lege ich daher ein ſo gefärbtes Präparat in eine Flüſſigkeit ein, welche den urſprünglichen Farbſtoff verdrängt, ſo wird der Tuberkelbacillus am längſten Widerſtand leiſten, er iſt am „echteſten“ gefärbt. Urſprünglich legte Koch die mit alkaliſchem Methylenblau vorgefärbten Präparate in Veſuvin ein. Der braune Farbſtoff verdrängte die blaue Farbe überall, nur in den Tuberkelbacillen nicht. Dieſe erſchienen alsdann blau auf

braunem Grunde. Neuerdings ist das Verfahren vielfach modifizirt worden. Man hat gefunden, daß durch Zusatz von Anilin, Phenol und ähnlichen Substanzen zur wässerigen Farblösung oder auch durch Erwärmen derselben deren Fähigkeit den Tuberkelbacillus zu tingiren, wesentlich zunimmt. Ferner benutzt man zur Entfärbung der weniger echt gefärbten anderen Bestandtheile des Präparats Säuren, wie verdünnte Salpetersäure, Schwefelsäure, Eisessig u. a. Nachdem die eingedrungene Säure durch Waschen mit Wasser oder verdünntem Alkohol wieder entfernt ist, kann man nun den entfärbten Untergrund wieder mit einer Kontrastfarbe nachfärben. Man erhält so schöne Doppelfärbungen. Die Tuberkelbacillen blau oder roth, alles übrige braun oder grün gefärbt. Wählt man zur Entfernung der ursprünglichen Farbe weniger energische Mittel, als die Säuren, denen gegenüber nur der Tuberkelbacillus Farbe behält, so gelingt es auch mit anderen Bakterien Doppelfärbungen zu erzielen. Am meisten geübt ist das Verfahren von Gram. Die Präparate werden mit Anilinwasser-Gentianaviolet vorgefärbt. Zur Entfärbung dient eine dünne Auflösung von Jod und Jodkali in Wasser. Diese zerstört den violeten Farbstoff in den Geweben (mit Ausnahme der Kerne) und nur die Bakterien widerstehen. Nach Abspülen mit Alkohol wendet man zur Kontrastfärbung Bismarckbraun an.

So erhält man sehr schöne Präparate, in denen die Bakterien violet und die anderen Bestandtheile braun gefärbt sind.

Vermittelst der Färbung können wir aber auch bei derselben Bakterienart Differenzen finden. So nehmen im allgemeinen lebenskräftige, junge Formen die Farbstoffe viel besser auf, als abgestorbene oder absterbende Exemplare. Ferner nimmt der Inhalt der Bakterienzelle die Farbstoffe zuweilen in ungleichmäßiger Weise auf. Einige Bakterien zeigen dies Verhalten konstant, sie färben sich an den Polen intensiv, während

in der Mitte eine schwächer gefärbte Zone sichtbar ist. Bei anderen tritt eine Differenzirung im Protoplasma als Vorstadium auf vor der Bildung der Sporen, jener interessanten Gebilde, die wir gewissermaßen als die Früchte, die Dauerformen der Bakterien anzusehen haben. Diese Sporen zeichnen sich nun dadurch aus, daß sie als stark lichtbrechende, vielleicht mit widerstandsfähiger Schale versehene Körperchen die Anilinfarben äußerst schwer aufnehmen, die einmal aufgenommenen aber, wie die Tuberkelbacillen, recht fest halten.

Die Sporenbildung ist noch nicht bei allen Bakterien beobachtet worden. Wo man sie fand, war sie stets für die betreffende Art charakteristisch.

Vor der Sporenbildung wachsen die Bacillen meist zu langen Fäden aus. Sie Sporen bilden sich nun im Innern der Bakterien an ganz bestimmten Stellen, und es gelingt bei Anwendung der Doppelfärbungsmethoden sehr zierliche Präparate zu erhalten, in denen z. B. rothgefärbte Sporen in blauen Bacillen liegen. Sporenhaltige Bakterien zerfallen schließlich und es bleiben nur die Sporen als wahre Dauerformen übrig. Diese keimen alsdann unter günstigen Verhältnissen wieder zu neuen Bakterien aus. Auch diesen Vorgang hat man wiederholt direkt beobachtet und dabei konstatirt, daß der junge Bacillus stets in charakteristischer Weise die Sporenhülle verläßt.

Von Feinheiten der Form, welche uns die neuen Methoden kennen gelehrt haben, seien noch die Geißelfäden erwähnt, die man an vielen Bakterien nachgewiesen, deren lebhafte Eigenbewegung wahrscheinlich durch diese Organe bewirkt wird. Es sind dies sehr zarte, schwer zu färbende Fortsätze, meist an beiden Enden der Zelle je einer sichtbar.

Der Raum verbietet es mehr als andeutungsweise hier noch die großen Vortheile zu erwähnen, welche die Bakterio-

logie dem Aufſchwung der Mikrophotographie zu verdanken hat. Es hat ſich gezeigt, daß die lichtempfindliche Platte manche Details beſſer und ausführlicher annimmt als ſelbſt unſer Auge. Die Technik der Mikrophotographie iſt, abgeſehen von der Beleuchtung der Objekte, von dem Verfahren der gewöhnlichen Photopraphie in nichts verſchieden. Nur darf der Mikrophotograph um keinen Preis retouchiren. Sein Bild ſoll den unverfälſchten direkten Einfluß repräſentiren, welchen das Objekt auf die lichtempfindliche Platte ausgeübt hat. Aber dieſer Umſtand verleiht den Mikrophotogrammen einen ganz hervorragenden Werth gegenüber allen anderen Reproduktionen von mikroſkopiſch Geſehenem. Es ſchleicht ſich in jedes Bild, auch des beſten Zeichners, ein ſubjektiver Faktor ein, der den Verhältniſſen der Natur durchaus nicht immer in richtiger Weiſe Rechnung trägt. Objektive Bilder ſind nur die Photogramme. Ein beſonderer Aufſchwung ſteht der Mikrophotographie gerade jetzt bevor. Zunächſt iſt es Vogel gelungen Platten herzuſtellen, welche für verſchiedene Farben empfindlich ſind. Bisher färbte man die zu photographirenden Präparate braun und photographirte unter Anwendung der neuen Gelatine-Emulſionstrockenplatten mit Licht, welches viele blauen Strahlen enthielt. Für dieſe waren die bisher benutzten Platten beſonders empfindlich. Die braun gefärbten Bakterien ließen das blaue Licht nicht durch und erſchienen ſo auf der matten Scheibe der Kamera ſchwarz auf hellem Grunde. Die mit rothen, violeten oder blauen Anilinfarben gefärbten Bakterien laſſen alle ſo viel blaues Licht durch, daß ihre Bilder auf den blauempfindlichen alten Platten ſich nicht genügend vom Untergrunde abheben, um ein brauchbares Negativ entwickeln zu können. Bei den neuen ſogenannten orthochromatiſchen Platten kann man nun andere Lichtarten verwenden, die auch von bunt gefärbten Präparaten vom Untergrund genügend differenzirte Bilder her-

vorrufen. Einen weiteren Aufſchwung hat die Mikrophotographie ſchließlich in allerneuſter Zeit zu verzeichnen durch die Einführung beſonderer Objektive und Okulare von Zeiß, die, aus den ſchon obenerwähnten neuen Glasflüſſen bereitet, den phyſikaliſchen Verhältniſſen beim Zuſtandekommen des mikrophotographiſchen Bildes in ganz ausgezeichneter Weiſe Rechnung tragen und Bilder von einer Schärfe erzeugen, wie man ſie mit den beſten bisher üblichen Linſen nicht erhalten konnte.

Wie ein ſcharfes Schwert leicht denjenigen verletzt, der unkundig damit hantirt, ſo haben die verſchärften und verfeinerten Unterſuchungsmethoden ungeübte Beobachter häufig zu ganz empfindlichen Fehlern verleitet. Bei Anwendung der Färbungen zunächſt werden außer den Bakterien auch gewiſſe Gewebsbeſtandtheile mitgefärbt, welche Anhäufungen kleiner Kokken oder kurzer Stäbchen ſehr ähnlich ſind. Es ſind dies die ſogenannten Maſt- oder Plasmazellen, die in verſchiedenen Geweben des Körpers vorkommen. Der geübte Beobachter iſt mit ihnen vertraut und kennt ihre Beſchaffenheit, aber weniger Geübten haben dieſe Gebilde ſchon oft zu ſogenannten fälſchlichen Entdeckungen Veranlaſſung gegeben. Auch feine körnige Niederſchläge der angewandten Farbſubſtanzen in den Präparaten geben zu Täuſchungen vielfach Anlaß. Ferner iſt die intereſſante Thatſache feſtgeſtellt, daß bei Anwendung von bakterienhaltigen, nicht ganz friſchen Farblöſungen aus dieſen Bakterien in die zu färbenden Schnitte hineinwachſen können. Schließlich ſind die Organe nicht immer friſch unterſucht worden, und man hat Fäulnißbakterien, die ſich nachträglich darin entwickelt, eine ganz unverdiente Bedeutung beigemeſſen.

Mit der Vervollkommnung der optiſch-phyſikaliſchen Unterſuchungsmethoden geht nun Hand in Hand die Ausbildung einer biologiſchen Technik. Die Reinkultur der einzelnen Bakterienarten, das Studium ihres Wachsthums, ſowie der

Wirkungen, welche ſie dabei auf todte und lebende Subſtrate ausüben, die Kenntniß ihres Stoffwechſels ſind Errungenſchaften der neueſten bakteriologiſchen Forſchungen. Natürlich iſt ein Abſchluß auf dieſem jüngſt betretenen Gebiet noch keineswegs erreicht.

Den chlorophyllfreien Bakterien fehlt die Fähigkeit der höheren Pflanzen aus anorganiſchen Verbindungen allein mit Zuhilfenahme der Sonnenkräfte ihren Leib aufzubauen. Sie bedürfen zum Wachsthum und Gedeihen der komplicirteren Kohlenſtoffverbindungen, welche wir organiſche nennen, in deren Molekül ſich die nöthigen Spannkräfte ſchon eingeſchloſſen vorfinden. Diejenigen, welche ſich mit todtem organiſchen Material begnügen, nennen wir Saprophyten. Viele aber, die Paraſiten, finden die Bedingungen zu ihrer Exiſtenz nur in oder auf lebenden Weſen. Manche kommen ſowohl auf todtem wie auf lebendem „Nährboden" fort. Das Studium aller dieſer Verhältniſſe iſt nur möglich unter Anwendung von Reinkulturen, die der Bakteriologe ſowohl auf todtem wie lebendem Material herzuſtellen imſtande iſt. Wir gehen aus von den Reinkulturen auf todtem Material. Dazu bedarf man vor allem keimfreier, für das Wachsthum der Bakterien geeigneter Subſtrate. Die Schwierigkeit von dieſen Nährſubſtraten und natürlich auch von den Gefäßen und Inſtrumenten, mit denen man arbeitet, fremde Keime fern zu halten, wird überwunden durch die ſinngemäß auszuführende Sterilisation. Metallinſtrumente, die meiſten Glasapparate und noch manches andere aus dem Inventarium des bakteriologiſchen Laboratoriums kann durch Ausglühen oder durch Anwendung hoher Hitzegrade in einem gewöhnlichem, metallenen ſogenannten Trockenſchrank von allen anhaftenden Keimen ſicher befreit werden. Natürlich muß dieſe Sterilisation durch Ausglühen oder trockene Hitze unmittelbar dem Gebrauch der Gegenſtände vorausgehen, oder dieſelben müſſen geſchützt vor In-

sektion durch den Luftstaub aufbewahrt werden Werden sie angefaßt, oder berührt man mit ihnen nicht sterilisirte Gegenstände, so wird ihre Keimfreiheit selbstverständlich illusorisch. In einigen Fällen ist es zulässig, die Instrumente mit desinficirenden Lösungen wie Sublimat oder Phenol in genügender Konzentration zu behandeln. Ein Abtrocknen der so sterilisirten Gegenstände mit gewöhnlichem Handtuch ist alsdann natürlich unzulässig, und ergiebt sich hieraus die Beschränkung in der Anwendung desinficirender Lösungen.

Weit schwierigeren Verhältnissen begegnen wir bei der Aufgabe die Nährsubstrate, flüssige wie feste, zu sterilisiren. Die Vernichtung und Abhaltung aller fremden, entwickelungsfähigen Keime, besonders der zählebigen Dauerformen, ist in diesem Falle nicht immer leicht. Die denkbar einfachste Sterilisation von Flüssigkeiten würde durch Filtration in ein vorher sterilisirtes Gefäß zu erreichen sein, unter Anwendung so feinporiger Filter, welche die kleinsten Keime zurückhalten. In der That ist dies schon vor mehreren Jahren von Tiegel und später von Pasteur, Miquel und Anderen geleistet worden. Als Filter wurden Thonzellen oder Gipsschichten benutzt. Aber solche Filter arbeiten nur unter ziemlich hohem Druck, verstopfen sich bald und liefern sehr mäßige Ausbeuten.

Von den in der bakteriologischen Praxis ausgeübten Sterilisationsmethoden für Flüssigkeiten haben wir historisch zuerst das Kochen zu erwähnen. Die meisten Keime vertragen die Temperatur des siedendes Wassers wenigstens auf längere Zeit nicht, sie gehen zu Grunde. So glückt es denn auch zuweilen durch ein- oder mehrmaliges Aufkochen bei gewöhnlichem Druck Flüssigkeiten zu sterilisiren. Die meisten Sporen widerstehen aber der Siedehitze. Ja man kann sogar eine weitverbreitete Bacillenart, den Heubacillus, dadurch in Reinkulturen züchten, daß man Heuinfuse wiederholt aufkocht. Alle andern darin

zahlreich vorhandenen Bakterien gehen zu Grunde, nur die Sporen des Heubacillus leisten Widerstand und keimen nach dem Erkalten zu einer Reinkultur von Heubacillen aus.

Wesentlich verschieden im Effekt ist das Verfahren, Gefäße mit Flüssigkeiten im Wasserbade zu sterilisiren. Dies gelingt noch weit schwieriger, als beim Aufkochen, weil je nach der Größe des Gefäßes und des Wasserbades die Temperatur im eingetauchten Gefäß schwankt und fast stets unter 100° bleibt. Wendet man Salzlösungen oder Oelbäder und ähnliches an, so ist es schon eher möglich, den Inhalt der eingetauchten Gefäße zu sterilisiren. Noch sicherer geschieht dies unter Anwendung eines höheren Drucks. Im verschlossenen Digestor können Flüssigkeiten und in Wasser eingetauchte Gefäße mit Nährlösungen bei Temperaturen von 105 bis 120 Grad binnen relativ kurzer Zeit sicher sterilisirt werden.

Abgesehen davon, daß die letzterwähnte Methode ziemlich kostspielige und nicht von Jedem leicht zu handhabende Apparate erfordert, ist als ein weiterer Nachteil des Sterilisirens bei Temperaturen über 100 Grad noch der Umstand zu beachten, daß manche Stoffe durch dies Verfahren chemische Umsetzungen erleiden, die man vermeiden möchte.

Diese Uebelstände haften der von Koch, Gaffky und Löffler in die bakteriologische Praxis eingeführten Methode der Sterilisation mit strömendem Dampf von Atmosphärendruck nun nicht an, und soll dieses Verfahren, welches jetzt allgemein mit bestem Erfolge ausgeübt wird, etwas ausführlicher beschrieben werden. Es ist dies um so eher gerechtfertigt, als auch die neueren als praktisch erprobten Desinfektionsapparate für Krankenhäuser und städtische Anstalten auf demselben Prinzipe beruhen.

Der Apparat ist der denkbar einfachste. Auf einen gewöhnlichen, blechernen Kochtopf ist ein blechener Cylinder

von dem Umfange des Topfes gesetzt. Mit einem einfachen Deckel ist der Cylinder oben geschlossen. Man umgiebt ihn mit einem Filzmantel, um die Wärmeabgabe zu verzögern. Unten ist ein Rost angebracht, um Einsatzgefäße darauf zu stellen, außerdem befinden sich oben noch Haken zum Einhängen von Gefäßen. Den Kochkessel versieht man zweckmäßig mit einem Wasserstandsrohr. Ist das Wasser im Kochtopfe zum Sieden erhitzt, so steigt der Dampf in dem Cylinder empor, vertreibt die Luft aus demselben und strömt nach gewisser Zeit oben aus den Fugen zwischen Deckel und oberem Cylinderrand aus. In diesem Augenblick ist die Temperatur im ganzen Innenraum des Cylinders 100 Grad. Sie bleibt auf solcher Höhe, so lange das Wasser im Kochtopf im Sieden erhalten wird und der aus den Fugen ausströmende Dampf der kälteren Außenluft den Eintritt in den Cylinder verwehrt. Es hat sich nun gezeigt, daß je nach der Größe der Objekte einhalb- bis dreistündiges Verweilen in diesem strömenden Dampf genügt zur sichern Sterilisation. Auch die Sporen der Bakterien verlieren bei dieser Behandlungsweise ihre Keimfähigkeit.

Die Nährsubstrate für die meisten Bakterien können in diesem Dampfkochtopf sterilisirt werden. Es giebt aber auch Bakterien, die nur auf Substraten gedeihen, welche die Hitze von 100° ohne Veränderung nicht ertragen. Solche Substrate, wie Blutserum und andere Flüssigkeiten, die Eiweiß enthalten, welches bei 100° bekanntlich fest geronnen ist, können also im strömenden Dampf nicht sterilisirt werden. Für diese Fälle hat Koch die zuerst von Tyndall ausgeübte diskontinuirliche Sterilisation bei niederen Temperaturen eingeführt.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß die meisten Bakterien ein längeres Erhitzen bis auf 60 Grad nicht aushalten. Bei dieser Temperatur gerinnen aber die Eiweißkörper noch nicht. Hat man nun durch mehrstündiges Erhitzen einer eiweiß-

haltigen Lösung, Blutserum z. B. auf 60 Grad die darin erhaltenen Bakterien ganz oder theilweise getödtet, so läßt man die Flüssigkeit ein oder zwei Tage stehen. Darin vorhandene, natürlich noch lebenskräftig gebliebene Sporen wachsen zu Bakterien aus, und nach einigen Tagen wiederholt man dies mehrstündige Erhitzen auf 60 Grad, um nun diese, nachträglich gewachsenen Bakterien zu tödten. Durch genügend häufige Wiederholung der Prozedur gelangt man schließlich zu absolut sicher sterilisirten, in ihrem Eiweißgehalt unveränderten Nährlösungen.

Ist es auf diese Weise gelungen, sterilisirtes Nährmaterial herzustellen, so bleibt natürlich noch die Forderung zu erfüllen, die gewonnenen Substrate auch bis zur Verwendung keimfrei zu erhalten. Bei Anwendung zugeschmolzener oder luftdichtverschlossener Gefäße ist das Eindringen von Luftkeimen ausgeschlossen, und können solche Lösungen unbegrenzte Zeit in sterilem Zustande aufbewahrt werden, sie verändern sich nicht. Solche luftdichten Verschlüsse sind aber oft unhandlich, und dann will man in den meisten Fällen der Luft, besonders dem Sauerstoff den ungehinderten Zutritt zum Nährsubstrat belassen. Für solche Fälle wendet man keimdichte Verschlüsse an. Als Einfachstes hat sich schon vor langer Zeit das Verfahren. ergeben, den Hals des betreffenden Gefäßes auszuziehen und nach unten umzubiegen. Der Luftstaub gelangt so nicht in das Innere. In der Praxis fast ausschließlich geübt sind aber Verschlüsse mit Pfropfen von Watte, oder auch in einigen Fällen von Glaswolle, sowie von Asbest. Letzterer kann durch Ausglühen sterilisirt werden, die Watte wird im Trockenschranke durch einstündiges Erhitzen auf 180 Grad, wobei sie eben anfängt sich zu bräunen, sicher sterilisirt. Solche Verschlüsse lassen der Luft zwar den Zutritt, halten aber alle Keime in ihren Poren zurück.

Nachdem wir so die Hauptsterilisationsmethoden kennen

gelernt haben, wenden wir uns zu den verschiedenen Nährsubstraten, welche für die saprophytisch wachsenden Bakterien bereitet werden.

Wie schon erwähnt, wurden die ersten Reinkulturen in Flüssigkeiten gezüchtet. Solche Flüssigkeiten, welche die für das Wachsthum der Bakterien nothwendigen Stoffe enthalten, sind von Cohn, Pasteur und Anderen angegeben worden. Man wollte eine Normallösung zusammensetzen, in welcher womöglich alle Bakterienarten zu wachsen imstande sein sollten. Es hat sich aber herausgestellt, daß auch hier ein Individualisiren nöthig ist. So verlangen beispielsweise die meisten Bakterien neutrale oder schwach alkalische Substrate, einige dagegen wachsen besser auf schwach sauren Nährmedien. Wieder andere sind an die Gegenwart ganz bestimmter Stoffe gebunden, kurz, ein eingehendes Studium hat gezeigt, daß auch hier nicht eines für alle passe. In Flüssigkeiten Reinkulturen zu züchten ist nun mannigfachen Schwierigkeiten unterworfen. Der rationellste Ausgangspunkt für eine Reinkultur ist stets ein einzelner Keim. Schon bei der Aussaat zweier Keime ist die Wahrscheinlichkeit eine einheitliche Ernte zu erhalten auf die Hälfte reduzirt. Je mehr Keime zur Aussaat benutzt werden, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit eine Reinkultur zu züchten. Den Keimen kann man nicht ansehen, ob sie einheitlich sind. Beim Arbeiten mit flüssigen Nährmedien ist es nun äußerst schwierig, die Keime zu isoliren. Eine Methode, welche dieses Resultat in vielen Fällen erreicht und von manchen Bakteriologen auch jetzt noch angewandt wird, ist die Verdünnungsmethode. Ein Theil der bakterienhaltigen Ausgangsflüssigkeit wird mit steriliſirtem Wasser oder gleich mit der gewählten sterilen Nährlösung so weit verdünnt, daß in dem zur Aussaat verwendeten oder zur Beobachtung kommenden Quantum nur ein Keim sich befindet. Um dies zu erreichen, müssen die Ver-

dünnungen wiederholt werden. Von der Originalflüſſigkeit wird beiſpielsweiſe ein Tropfen mit zehn Kubikzentimetern ſteriliſirter Löſung verdünnt. Davon wieder ein Tropfen in ein zweites Glas mit zehn Kubikzentimetern gegeben, nach jedesmaligem Umſchütteln wird die Verdünnung noch einige Male wiederholt und der Inhalt des letzten Gläschens, in welchem man nur noch einige wenige Keime vermuthet, wird in zehn oder zwanzig Portionen in ebenſoviele Gläschen mit Nährlöſung ausgeſät. Hat man nach Wunſch operirt, ſo darf von den beſäten Gläſern nur ein Theil, höchſtens zwei Drittel, Entwickelung zeigen, die übrigen müſſen ſteril bleiben. Wie geſagt, gelingt es ſo Reinkulturen zu erhalten. Das Verfahren iſt aber äußerſt umſtändlich und unſicher. Die Garantie gleichmäßiger Vertheilung der Keime in einer Flüſſigkeit kann auch das beſte Schütteln nicht geben. Weitere Uebelſtände vermehren noch die Unſicherheit des Verfahrens. Zunächſt iſt das Wachsthum der meiſten Bakterien in Flüſſigkeiten durchaus nicht ſo charakteriſtiſch, daß man einer ſolchen Maſſenkultur anſehen kann, ob ſie einheitlich iſt. Hat man verſchiedenartige Keime zuſammen ausgeſät, ſo werden in der Flüſſigkeit deren Abkömmlinge ſich miteinander vermengen. Die Schnelligkeit, mit welcher die Bakterien ſich vermehren, iſt ferner bei den verſchiedenen Arten verſchieden. So kann es kommen, daß beim Arbeiten mit Flüſſigkeiten ein zufällig hineingerathener fremder Keim, welcher ſchneller wächſt, als der abſichtlich ausgeſäte, letzteren überwuchert und das Reſultat illuſoriſch macht. Das Hineinfallen fremder Keime in die Kulturgläschen bei der Verdünnung iſt aber unmöglich ſicher zu vermeiden. Will man mit Flüſſigkeiten bakteriologiſch ſicher operiren, ſo giebt es nur einen Ausweg, der ebenfalls ſchon vielfach mit Erfolg betreten worden iſt. Man nimmt ein ſo kleines Quantum der Nährlöſung, daß man es mit dem Mikroſkop überſehen kann. Es

iſt dies die ſchon eingangs erwähnte Kultur im hängenden Tropfen. Hat man ſich — durch die gleich zu beſprechenden Methoden — eine Reinkultur irgend einer Bakterienart verſchafft, ſo kann man ihr Wachsthum im hängenden Tropfen ſicher verfolgen. Zur Erzielung von Reinkulturen als Ausgangsmaterial iſt aber auch der hängende Tropfen nicht recht geeignet. Von Klebs und Brefeld ſind daher dünne Geißlerſche Glaskammern benutzt worden. An den Wänden dieſer kleinen Kammern läßt ſich die genügend verdünnte bakterienhaltige Flüſſigkeit ſo vertheilen, daß die Keime einzeln ausgebreitet ſind und man imſtande iſt, einen Keim ſicher einzuſtellen und ſein weiteres Wachsthum zu einer Reinkultur mit dem Mikroſkop zu verfolgen. Die flüſſigen Nährmedien, welche hauptſächlich gebraucht werden, ſind neutraliſirte Fleiſchbrühen, Auflöſungen von Fleiſchextrakt, Infuſe und Dekokte von Weizen und anderen pflanzlichen Subſtanzen, ferner Blutſerum, Harn, Blut, Milch u. a. m. Zu den erwähnten Uebelſtänden der Nährlöſungen kommt noch ein weiterer hinzu. Die Bakterien erzeugen Stoffwechſelprodukte, welche ihrem eigenen Wachsthum hinderlich ſind. In Flüſſigkeiten diffundiren dieſe Subſtanzen in demſelben Maße, als ſie ſich bilden. Aus dieſem Grunde hört eine Reinkultur in einer Flüſſigkeit gar bald auf zu wachſen, ſie ſtirbt ab. Will man übrigens das Wachsthum einer ſchon vorhandenen Reinkultur nach allen Seiten hin ſtudiren, ſo iſt natürlich deren Ausſaat in geeignete, flüſſige Nährmedien keineswegs zu verabſäumen, und man gewinnt auf dieſem Wege gar manche charakteriſtiſchen Details.

Die Unvollkommenheiten und Uebelſtände flüſſiger Nährmedien werden nun größtenteils vermieden bei der Anwendung feſter Nährböden.

Ein höchſt einfacher Verſuch lehrt das Hauptprinzip der feſten Subſtrate in inſtruktiver Weiſe kennen. Eine gekochte

Kartoffel wird mit ausgeglühtem Meſſer durchſchnitten und nach dem Erkalten, die Schnittflächen nach oben, einige Zeit, etwa eine Stunde, der Luft ausgeſetzt. Dann bringt man ſie vor Verdunſtung geſchützt in eine Glasglocke. Nach einigen Tagen bemerkt man auf den gelbweißen Schnittflächen runde Flecken und Tröpfchen, verſchieden an Größe, Farbe und Ausſehen, ſowie hier und da ein ſtrahlig wachſendes Schimmelpilzmycel. Die einzelnen Kolonien vergrößern ſich allmählich, meiſt mit verſchiedener Geſchwindigkeit, behalten aber ihren Charakter vollkommen bei, und es währt ziemlich lange, bis die Ränder ſich berühren und ein Vermiſchen ſtattfindet. Unterſuchen wir die einzelnen Flecken in gefärbten Deckglastrokenpräparaten oder im hängenden Tropfen, ſo erkennen wir ſofort, daß ein jeder Fleck die Reinkultur irgend einer Bakterienart iſt. Die Kolonieen ſtammen her von Keimen, die aus der Luft auf die Kartoffel gefallen und an Ort und Stelle zu einer Reinkultur ausgewachſen ſind. Die Fixirung der einzelnen Keime und die Auseinanderhaltung derſelben leiſtet der feſte Nährboden ſpielend, während bei Anwendung flüſſiger Nährmedien dies, wie wir ſahen, äußerſt ſchwierig und unſicher iſt. Wir können die ſteriliſirte Kartoffelſcheibe nun auch zur Trennung von Bakterien in Gemiſchen benutzen. Mit ausgeglühtem und abgekühltem Scalpell wird auf einer ſolchen im Dampfkochtopf ſteriliſirten Kartoffelſcheibe eine Spur der bakterienhaltigen Subſtanz innig verrieben. Mit einem friſchen Meſſer wird aus der Mitte dieſer Scheibe eine Probe entnommen und in gleicher Weiſe auf einer zweiten Kartoffelfläche vertheilt. Man wiederholt dieſe Prozedur mit jedesmal friſchem Meſſer zum dritten, vierten mal u. ſ. w. und legt die ſo beſäten Kartoffelſcheiben in eine Glasglocke, die man vorher mit Sublimatwaſſer desinfizirt hat. Nach einigen Tagen iſt der Verſuch genügend ausgewachſen. Die erſte Kartoffel wird mit einer zuſammenhängenden Schicht überzogen ſein, die

aus Bakterien vielleicht verſchiedener Art beſteht, und in der eine Iſolirung einzelner, von einem Keim ausgegangener Reinkulturen nicht möglich iſt. Auf der zweiten Kartoffelſcheibe wird dies noch nicht gelungen ſein, jedenfalls aber auf einer der weiteren Verreibungen. Auf der dritten oder vierten Kartoffel werden wir nicht mehr einen zuſammenhängenden Ueberzug, ſondern einzelne iſolirte inſelförmige Kolonieen erblicken, die ein verſchiedenes Anſehen darbieten, wenn das Ausgangsmaterial ein Gemenge verſchiedener Bakterienarten enthielt. An einer ſolchen inſelförmigen, von einem Keim ausgegangenen Kolonie können wir nun ſchon makroſkopiſch eine Reihe von Eigenthümlichkeiten wahrnehmen, welche für die betreffende Bakterienart durchaus charakteriſtiſch ſind und in derſelben Weiſe bei Wiederholung des Verſuches ſtets wiederkehren. Die Geſtalt der Kolonie, die Form des Randes, die Farbe, der Glanz, in gewiſſen Fällen der Geruch, der Widerſtand beim Ausbreiten mit einer Nadel oder bei der Entnahme einer Probe — kurz, eine ganz beträchtliche Anzahl von Kennzeichen werden ſo durch das Wachsthum auf dem feſten Nährboden offenbart. Bei der mikroſkopiſchen Prüfung erkennen wir dann weiter, aus welchen Individuen die einzelnen Kolonieen beſtehen. Die einen ſind Kokken, andere Stäbchen, wieder andere Sarcinen u. ſ. w. Das makroſkopiſche wie mikroſkopiſche Bild ergänzen ſich gegenſeitig. In der Reinkultur ſummiren ſich die Eigenſchaften einer Anzahl gleicher mikroſkopiſch kleinſter Individuen derart, daß makroſkopiſche Effekte erzielt werden.

Die gekochte Kartoffel giebt für ſehr viele Bakterien einen guten Nährboden ab. Man kann ſie auch in Geſtalt eines feſten geſtampften Breies in Kölbchen oder Schälchen anwenden. Außerdem finden noch andere undurchſichtige, feſte Nährböden vielfache Anwendung. Steriliſirter Brotbrei, Kartoffelbrei mit Zuſatz von Zucker und Pepton, Kleiſter mit Zuſätzen u. a. wird

benutzt. Auf Scheiben von gekochten Mohrrüben, von Kohlrabi und noch manchem anderen ähnlichen Substrat werden Bakterienkulturen gezüchtet.

Diese festen Nährböden sind aber alle undurchsichtig und entbehren des Vortheils, im durchfallenden Lichte mikroskopirt werden zu können. Die Entwickelung eines mikroskopischen Keimes zu einer Kolonie kann auf ihnen nicht beobachtet werden. Erst die Anwendung durchsichtiger, fester Nährböden gestattet dies. Klebs und Brefeld haben zuerst durch Zusatz von Gelatine die alten Nährlösungen in solche durchsichtigen, festen Nährböden verwandelt. Der Zusatz von Gelatine — aus Fischblase oder Kalbshäuten — diente ihnen dazu, die flach ausgebreitete Schicht ihrer Nährlösung, in welcher sie das Auskeimen von Sporen oder das Wachsthum einzelner Bakterien kontinuirlich beobachten wollten, vor dem allzuschnellen Eintrocknen zu bewahren. Die Isolirung der einzelnen Keime erzielten sie vorher durch Anwendung der Verdünnungsmethoden.

Wie schon in der Einleitung betont ist, verdankt die Bakteriologie einen Hauptfortschritt der Einführung fester, durchsichtiger und gelatinirender Nährmedien durch Koch. In glücklichster und einfachster Weise sind die Vortheile früherer Verfahren durch seine Methode kombinirt. Wegen der eminenten Wichtigkeit derselben sei eine etwas eingehendere Beschreibung gestattet.

Als Grundlage für die Kochschen Gelatinen können alle einem bakteriologischen Zwecke entsprechenden Nährlösungen sinngemäß benutzt werden. Der gelatinirende Zusatz wird nun so ausgewählt, daß die Gelatine bei einer Temperatur schmilzt und flüssig bleibt, welche die Wachsthumsenergie der darin auszusäenden Bakterien nicht schwächt. Die Gelatine muß dementsprechend zwischen 25 und etwa 42 Grad schmelzen, resp.

flüſſig erhalten werden können. Es iſt unerläßlich, daß das Gelatiniren, der Uebergang vom flüſſigen in den feſten Zuſtand, bei einer Temperatur ſtattfindet, welche auf die Bakterien nicht ſchädlich einwirkt.

Die am meiſten benutzte Gelatine iſt die Fleiſchinfus-Pepton-Gelatine. Ein Pfund beſtes, möglichſt fettarmes, feingehacktes Rindfleiſch wird mit einem Liter Waſſer zu einem dünnen Brei angerührt und über Nacht im Eisſchranke ſtehen gelaſſen. In dem davon ausgepreßten Fleiſchſaft werden 10 Gramm Pepton, 5 Gramm Kochſalz, 100 Gramm feinſte, farbloſe Gelatine bei gelinder nicht 60 Grad überſteigender Wärme gelöſt. Die Löſung reagirt ſauer. Sie wird mit Sodalöſung vorſichtig neutraliſirt reſp. ganz ſchwach alkaliſch gemacht und dann im Dampfkochtopf eine Stunde lang im ſtrömenden Dampf gekocht. Das Eiweiß gerinnt und klärt dabei zugleich die Flüſſigkeit von etwaigen Neutraliſationsniederſchlägen. Die ſiedend heiße Gelatine wird durch ein Faltenfilter filtrirt. Das Filtrat muß abſolut klar ſein und darf beim nochmaligen Aufkochen ſich nicht trüben. Man vertheilt es in Portionen von ungefähr zehn Kubikcentimeter in vorher durch Hitze ſteriliſirte, mit Watte verſchloſſene Reagensgläschen. Dieſe werden nach geſchehener Füllung nun noch an drei verſchiedenen Tagen im Dampfkochtopf je eine halbe Stunde gekocht, um die während des Filtrirens und Füllens etwa hineingefallene Luſteinſaat abzutödten, und ſind nun zur Verwendung fertig.

Dieſe Gelatine iſt für eine ſehr große Anzahl von Bakterien ein ganz ausgezeichneter Nährboden. Viele Bakterien bedürfen für ihr Wachsthum der Eiweißſubſtanzen. Der Peptonzuſatz iſt daher von beſonderer Wichtigkeit. Das Pepton iſt bekanntlich eine den Eiweißkörpern ſehr naheſtehende, aus dieſen durch wahrſcheinlich einfache Spaltung hervorgegangene

Subſtanz. Weil es durch das Sieden nicht gerinnt, erſetzt es in der Gelatine das beim Steriliſiren ausgefallene Eiweiß.

Von den mannigfachen Verwendungen, welche die Kochſche Gelatine im bakteriologiſchen Laboratorium findet, wollen wir wenigſtens die wichtigſten aufführen.

Zunächſt kann man ſich wieder durch einen einfachen Verſuch von dem Hauptvorzug überzeugen, welchen die Gelatine als feſter Nährboden vor den flüſſigen Nährſubſtraten beſitzt. Zwei gleiche, ſteriliſirte, mit Wattepfröpfen verſchloſſene Kölbchen werden nebeneinander ſtehend nach Lüftung der Pfröpfe die gleiche Zeit — etwa eine Stunde — der Luft ausgeſetzt, und wieder verſchloſſen. Das eine Kölbchen enthält Kochſche Gelatine, während man das andere mit einer nach derſelben Vorſchrift nur unter Fortlaſſung des Zuſatzes von 10% Gelatine bereiteter Fleiſchinfus-Pepton-Löſung beſchickt hat. Nach einigen Tagen wird die Flüſſigkeit in dem zweiten Gläschen getrübt erſcheinen, vielleicht auch fauligen Geruch angenommen haben. Die mikroſkopiſche Prüfung wird ergeben, daß die Fäulniß von einer Unzahl verſchiedener Bakterien herrührt. Eine nähere Beſtimmung der Arten wird aber erſt durch ein mühſames Verfahren ermöglicht. Ganz anders verhält ſich das Gelatinekölbchen. Auf der Oberfläche der Gelatine, meiſt unmittelbar unter der Oeffnung, haben ſich einige wenige Bakterienkolonien entwickelt, eine jede von charakteriſtiſcher Beſchaffenheit, eine leicht zu beſtimmende Reinkultur.

Doch nicht nur den zufällig auf ihre Oberfläche gerathenen Keimen verſtattet die Gelatine das Auswachſen zur Reinkultur. Ihre Hauptanwendung iſt die Iſolirung einzelner Keime in abſichtlich hineingeſätem Material. Die Objektträgerkulturen von Koch erzielen dies in einfachſter Weiſe. Auf einem ſteriliſirten Objektträger wird mit ſteriliſirter Pipette ein Tropfen der flüſſigen Gelatine ausgebreitet. Mit einer ausgeglühten, wieder erkalteten

Platinnadel hat man ein Minimum der zu unterſuchenden bakterienhaltigen Subſtanz entnommen und fährt damit in einem oder mehreren Impfſtrichen durch den im Erſtarren begriffenen Gelatinetropfen. Einzelne Bakterien löſen ſich dabei von dem Platindraht ab und bleiben in der erſtarrten Gelatine an der betreffenden Stelle liegen. Die ſo geimpften Objektträger kommen auf Glasbänkchen in eine desinfizirte feuchte Glasglocke und nach einigen Tagen ſind längs des Impfſtriches aus den iſolirten Keimen charakteriſtiſche Reinkulturen der betreffenden Bakterienarten gewachſen, die man alsdann mit Muße unterſuchen und zur Weiterzüchtung reiner Kulturen benutzen kann.

Eine weitere Ausbildung dieſer Methode iſt nun das wichtige, ebenfalls von Koch eingeführte Plattenverfahren. Erforderlich ſind dazu Glasplatten von ſolcher Größe, daß ein jeder Punkt ihrer Oberfläche der mikroſkopiſchen Unterſuchung zugänglich iſt, alſo etwa 8 Centimeter breit, 12 Centimeter lang. Eine Anzahl ſolcher Platten wird in einer Blechbüchſe im Trockenſchrank ſteriliſirt. In einem lauwarmen Waſſerbade von 30 bis 40 Grad hält man ſich einige der Reagensgläschen mit flüſſiger Nährgelatine in Bereitſchaft. Zur horizontalen Lagerung der Platten beim Gießen bedient man ſich zweckmäßig eines einfachen Apparates. Eine 4—5 Centimeter hohe, 15—20 Centimeter weite Glasſchale wird (um das Erſtarren der ausgegoſſenen Gelatine zu beſchleunigen) bis zum Rande mit Eiswaſſer angefüllt und mit einer Glasplatte verſchloſſen. Das Ganze wird unter Zuhülfenahme einer Doſenlibelle auf einem dreieckigen Holzrahmen, der auf drei Stellſchrauben ruht, horizontal einnivellirt. Von dem zu unterſuchenden Material entnimmt man mit einer ſteriliſirten Platinöſe ein oder einige winzige Tröpfchen und bringt ſie in eines der Reagensgläschen mit flüſſiger Gelatine. Nachdem man den Wattepfropf wieder aufgeſetzt, wird die flüſſige Gelatine durch Neigen und Drehen

des Gläschens möglichſt innig mit dem eingeſäten Material vermiſcht. Aus dieſem als „Original“ zu bezeichnenden Gläschen überträgt man in ein zweites Röhrchen etwa 5 Platinöſe-Tröpfchen, mengt dasſelbe wieder möglichſt vollſtändig und bezeichnet es mit „1. Verdünnung“. Man wiederholt die Verdünnung in genau derſelben Weiſe noch ein zweites, drittes und event. ſelbſt ein viertes Mal. Die ſteriliſirten Glasplatten werden alsdann eine nach der andern auf den Horizontalapparat gelegt. Der Gehalt der beſäten Gelatinröhrchen wird auf die Mitte der Platten ausgegoſſen und event. mit einem ausgeglühten Glasſtab oder dem vorher durch die Flamme gezogenen Rand des Röhrchens ſelbſt ſchnell ſo ausgebreitet, daß die Gelatine vom Rande der Platte überall ungefähr einen Centimeter entfernt bleibt. Nachdem die Platten unter dem Schutze einer übergedeckten Glasglocke erſtarrt ſind, werden ſie, mit der richtigen Bezeichnung, dem Datum u. ſ. w. verſehen, auf Glasbänkchen übereinander in einer Glasglocke aufgeſchichtet, die man durch eingelegtes naſſes Fließpapier feucht erhält. Nach einigen Tagen ſind die Bakterien, welche man mit dem ausgeſäten Material in die Platten gebracht hatte, zu Einzelkolonieen ausgewachſen und können nun nach Belieben ſtudirt, gezählt oder gezüchtet werden. Natürlich kann man bei dieſem Verfahren nicht verhindern, daß während des Lüftens der Wattepfröpfe, des Impfens der Gläschen und des Ausgießens der Platten einzelne Luftkeime in und auf die Gelatine gerathen. An ihrem vereinzelten Vorkommen oder ihrer ganz oberflächlichen Lage ſind ſie aber leicht zu erkennen und ſtören in keiner Weiſe.

Das Prinzip dieſes, wegen ſeiner großen Wichtigkeit abſichtlich etwas ausführlicher geſchilderten Koch'ſchen Plattenverfahrens iſt einleuchtend. In der flüſſigen Gelatine werden die hineingebrachten Bakterien möglichſt vertheilt und von einander iſolirt. Um die Ueberſichtlichkeit ſo günſtig als irgend denkbar

zu gestalten, wird die besäte Gelatine zum schnellen Erstarren auf Platten ausgebreitet. Die Verdünnungen haben folgenden Zweck. Die Anzahl der Keime, welche man in das Original gebracht, ist meist eine sehr große. Auf der Originalplatte erscheinen daher die Einzelkolonieen so dicht nebeneinander, daß sie sich gegenseitig im Wachsthum bald behindern und für eine isolirte Beobachtung nicht recht geeignet sind. In einer oder mehreren angelegten Verdünnungen fallen diese Uebelstände aber sicher fort. Die Kolonieen kommen unbehindert und genügend weit von einander zur Entwickelung. Im allgemeinen wachsen die Bakterien in einer gleich zusammengesetzten Nährlösung schneller, als in der starren Gelatine. Letztere wird aber auch viel langsamer erschöpft und mit den Stoffwechselprodukten der Bakterien beladen. Zwischen den getrennten Kolonieen bleibt lange Zeit hindurch noch frisches Nährmaterial zur weiteren Ausbreitung übrig.

Solche Plattenkulturen bieten dem Bakteriologen für das Studium der Bakterien ein äußerst günstiges Objekt. Makroskopisch wie mikroskopisch, zunächst mit schwachen und dann mit starken Vergrößerungen werden die einzelnen Kolonieen studirt. Die Beschaffenheit derselben nach Farbe, Struktur, Gestalt, Größe u. s. w. bietet die charakteristischsten Verschiedenheiten dar. Die Kolonieen in der Tiefe zeigen dabei anderes Wachsthum, wie die an der Oberfläche gelegenen. Kolonieen derselben Art haben stets dieselbe Beschaffenheit. Da jede Kolonie eine Reinkultur ist, gelingt es durch Herausfischen mit einer Platinnadel bei einiger Uebung die Reinkulturen weiter zu verimpfen. Man pflegt von den durch das Plattenverfahren erhaltenen Reinkulturen sogenannte Reagensglaskulturen anzulegen. Ein Röhrchen mit erstarrter Gelatine wird, um den Eintritt von Luftströmen zu erschweren mit der Oeffnung nach unten in der linken Hand gehalten. In der Rechten hält man den mit dem

Impfmaterial aus der Plattenreinkultur in Berührung geweſenen Platindraht bereit und ſtößt dieſen nach Löſung des Wattepfropfens in die Gelatine ein. Der Wattepfropf wird wieder aufgeſetzt und die Entwickelung der verimpften Bakterienart weiter beobachtet.

In ſolchen Impfſtichen wachſen die Bakterien ſehr charakteriſtiſch. Bei den einen findet die Hauptentwickelung auf der Oberfläche ſtatt, in Geſtalt einer blattförmigen Ausbreitung, eines kugligen Knopfes u. a. m. Andere wachſen beſſer im Stichkanal als ſchmaler, allmählich dicker werdender Streifen, oder vom Stichkanal verbreitet ſich gleichmäßig in die umgebende Gelatine eine zarte, wolkige Trübung. Bei einer andern Bakterienart erſcheinen längs des Stichkanals nach einiger Zeit den einzelnen dort abgeſtreiften Keimen entſprechend lauter kleine kugelförmige Gebilde u. ſ. w. Viele Bakterien beſitzen die bemerkenswerthe Eigenſchaft, die Gelatine zu verflüſſigen. Dies kann ſchnell oder langſam, von der Oberfläche her oder längs des ganzen Impfſtiches geſchehen. Die Verflüſſigung findet manchmal ſo langſam ſtatt, daß das Waſſer der entſtandenen Flüſſigkeit verdunſtet. Alsdann ſieht es aus, als fräße die Reinkultur ein Loch in die Gelatine. Die Geſtaltung dieſer Aushöhlung kann charakteriſtiſch ſein. Sind die verflüſſigenden Bakterien beweglich, ſo werden ſie die verflüſſigte Gelatine trüben. Anderenfalls ſetzen ſich die neugebildeten Bakterienmaſſen am Boden des Flüſſigkeitsquantums ab. Ferner beobachtet man das Auftreten charakteriſtiſcher, oft ſehr intenſiver und ſchöner Farbſtoffe oder anderer Stoffwechſelprodukte.

Wir können hier die zahlreichen, durch das Gelatineverfahren gewonnenen Reſultate in der Unterſcheidung verſchiedener Bakterinarten eben nur andeuten. Auf einige ſpezielle Beiſpiele werden wir noch zurückkommen.

Doch auch der Leiſtungsfähigkeit der gewöhnlichen Nähr-

gelatine ſind Grenzen geſteckt. Gar manche Bakterienarten wachſen nur im Brütſchrank zwiſchen 30—40 Grad, bei welcher Temperatur die Gelatine aufhört ein feſter Nährboden zu ſein. Für ſolche Bakterien wählt man als gelatinirenden Zuſatz zur Nährlöſung ein bis zwei Prozent der Agar-Agar genannten Pflanzenſubſtanz, die von aſiatiſchen Seegewächſen (Gracilaria lichenoides und Gigantina speciosa) herrührt. Dieſe Agar-Agar-Gelatine erſtarrt bei ungefähr 38 Grad und ſchmilzt erſt bei Temperaturen über 50 Grad. Auf ihr kann man daher das Wachsthum der Bakterien im Brutſchrank bei Körpertemperatur bequem beobachten. Die Agargelatine bietet außerdem noch den Vortheil, daß ſie von keiner Bakterienart verflüſſigt wird. Ihr Beſitz iſt daher eine werthvolle Bereicherung des bakteriologiſchen Laboratoriums. Beſonders iſt das Studium vieler pathogener Bakterienarten durch ſie erleichtert. Noch eine dritte Art von feſtem, durchſichtigem Nährboden von größter Wichtigkeit iſt von Koch in die bakteriologiſche Technik eingeführt. Es iſt dies das in durchſichtigem Zuſtande geronnene Blutſerum. Blut von Rindern oder Hammeln wird in ſteriliſirten Gefäßen möglichſt reinlich aufgefangen und ſofort in einen Eisſchrank geſtellt. Nach ein bis zwei Tagen wird von dem Blutkuchen das Serum abgehoben und in ſteriliſirte Reagensröhrchen gefüllt. In dieſen wird es zunächſt durch die an früherer Stelle beſchriebene, diskontinuirliche Steriliſation ſteril gemacht und alsdann bei geneigter Lage der Röhrchen in ſchräger Schicht zum Erſtarren gebracht. Dies geſchieht in einem ſchief geſtellten Kaſten mit doppelten Wänden, zwiſchen denen Waſſer ſich befindet, durch mehrſtündiges Erhitzen auf annähernd 65°. Gut präparirtes Blutſerum iſt ſo hart wie feſtgeronnenes Hünereiweiß, bernſteingelb und in den dünneren Partieen ſchön durchſichtig.

Auf dieſem Nährboden iſt die Kultiviruung mehrerer Bak-

terienarten gelungen, welche auf den beiden Gelatinearten nicht zum Wachsen zu bringen waren. Es sind dies gerade solche Bakterien, die erhöhtes Interesse beanspruchen, weil sie als Parasiten im engern Sinne nur im Thierkörper zu wachsen scheinen und als die Ursache von Krankheiten erkannt sind.

Vor allem ist hier der bei den Färbemethoden schon erwähnte, von Koch entdeckte Tuberkelbacillus anzuführen, der in sehr charakteristischer Weise in Gestalt eines matten, trockenen, grauweißen Häutchens auf solchem Blutserum wächst. Das Wachsthum ist ein äußerst langsames, und müssen die besäten Röhrchen wochenlang im Brütschrank bei Körpertemperatur gehalten werden.

Auf den hier beschriebenen flüssigen und festen Nährböden ist es nun gelungen, eine ganze Menge von Bakterienarten in Reinkulturen zu züchten. Diese Reinkulturen müssen von Zeit zu Zeit auf frische Nährböden ausgesät werden, sonst sterben sie ab. Von den verschiedenen Spezies, sowie von der Beschaffenheit und Menge des dargebotenen Nährbodens hängt es ab, binnen welcher Zeit ein Erschöpfen des letzteren eintritt. Im allgemeinen halten sich die Bakterien in den Gelatineröhrchen vier bis sechs Wochen lebenskräftig. Langsam wachsende, wie der Tuberkelbacillus, können monatelang ohne Weiterimpfung belassen werden. Einige bilden nach Verlauf einer gewissen Zeit Sporen. Solche Kulturen liefern alsdann auf sehr lange Zeit noch wirksame Uebertragungen.

Wie schon erwähnt, spielt für das Wachsthum der Bakterien die Temperatur eine wichtige Rolle. Gar viele gedeihen bei der Temperatur unserer Zimmer vortrefflich, andere wachsen schneller bei höherer Temperatur im Brütschranke, gewisse wachsen nur bei Körpertemperatur. Um das Wachsthum bei höheren Temperaturen zu beobachten, benutzt man die schon erwähnten Brutschränke, Apparate von großem Werthe für das bakterio-

logiſche Laboratorium. Es ſind dies für gewöhnlich doppelwändige, mit Filzmantel umkleidete Käſten, welche durch untergeſtellten Brenner Tag und Nacht erwärmt werden. Der Raum zwiſchen beiden Wänden iſt mit Waſſer ausgefüllt. Durch eine Tubulatur wird in dasſelbe ein Thermoſtat eingelaſſen, welcher den Gaszufluß zum Brenner derart regulirt, daß die Temperatur des Innenraumes konſtant bei der gewünſchten, an ein gelaſſenem Thermometer bis auf Zehntel Grade ablesbaren Höhe erhalten bleibt.

Solcher Thermoſtaten ſind mehrere in Anwendung. Die gebräuchlichſten beſtehen aus einem langen ſchmalen cylindriſchen Gefäß (Fig. 2) aus dünnwandigem Glas, welches durch eine horizontale Scheidewand — a — halbirt wird. Vom Centrum dieſer Querſcheibe führt ein dünnes Rohr b bis dicht über den Boden der unteren Abtheilung. Die obere Hälfte iſt mit durchbohrtem Kork verſchloſſen. In der Durchbohrung ſteckt, ſtreng verſchiebbar, das unten quer abgeſchnittene Gasleitungsrohr c.

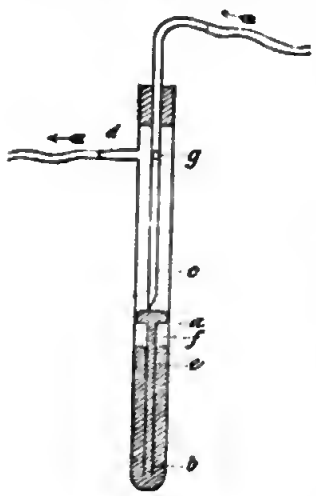


Fig. 2.

Das Gas verläßt den Thermoſtaten durch ein unter dem Korke ſeitlich eingeſchmolzenes Rohr d. Die untere Abtheilung enthält Queckſilber e, auf welchem bei f einige Kubikcentimeter einer Flüſſigkeit ſchwimmen, deren Siedepunkt dicht oberhalb der gewünſchten Temperatur liegt. Für Körperwärme nimmt man ein Gemiſch von Alkohol und Aether in beſtimmtem Verhältniß, für andere Temperaturen wieder andere Subſtanzen. Das Gas, welches den Brenner ſpeiſt, muß in der Richtung der Pfeile den Thermoſtaten paſſiren. Wird das Mantelwaſſer des Brutſchranks, in welches der Thermoſtat eingeſenkt iſt, über 37,5°

warm, ſo drücken die bei f entſtehenden Aether-Alkohol-Dämpfe einen Theil des Queckſilbers e durch das Steigrohr b in die Höhe, ſo daß es über die Scheidewand a hinaustritt und nun das untere Ende des Gasleitungsrohres c verſchließt. Die Flamme würde erlöſchen, wenn nicht bei g eine kleine Oeffnung angebracht wäre, die einen geringen Gasſtrom durchläßt.

Einen anderen Apparat für konſtante Brüttemperaturen hat d'Arſonval in Paris konſtruirt. Der Waſſermantel iſt allſeitig von ſtarren Wänden umgeben, nur an einer ſeitlichen Tubulatur befindet ſich als Verſchluß eine Kautſchuckmembran. Dieſer gegenüber mündet das Gaszuleitungsrohr in einer kleinen Gaskammer. Wird das Waſſer im Mantel zu warm, ſo preßt es infolge ſeiner Ausdehnung die Membran gegen die Gaszuflußöffnung, dieſelbe verſchließend; kühlt es ſich zu ſehr ab, ſo entfernt ſich die Membran vom Gaszuleitungsrohr, deſſen Oeffnung freigebend.

Durch Anwendung ſolcher Brütapparate hat man konſtatirt, daß es für das Wachsthum vieler Bakterien ein Temperaturoptimum giebt, ferner war man imſtande, die obere Grenze genau feſtzuſtellen, bis zu welcher die Reinkulturen erhitzt werden durften, ohne an Lebensfähigkeit einzubüßen. Man hat im Brütſchrank ſodann bei manchen Bakterien Sporenbildung erzielt. — So bilden die Milzbrandbacillen beiſpielsweiſe nur bei 30° ihre Sporen.

Auch über das Verhalten der verſchiedenen Bakterien gegenüber der Kälte ſind vielfache Verſuche angeſtellt worden. Im allgemeinen iſt das Wachsthum dieſer kleinſten Pilze bei niederen Temperaturen ein ſehr kümmerliches. Bei längerem Abkühlen, auf Temparaturen tief unter Null hört zwar die Weiterentwickelung zeitweiſe auf, ein Abtödten durch Gefrieren findet aber meiſt nicht ſtatt.

Sehr empfindlich ſind manche Bakterien gegen das Austrocknen. Längere Zeit im lufttrockenen Zuſtande aufbewahrt,

verlieren ſie die Fähigkeit wieder zu wachſen, ſie ſind todt. So überdauert beiſpielsweiſe der Kommabacillus der aſiatiſchen Cholera mehrſtündiges Trocknen bei Sommertemperatur nicht. Die Sporen der Bakterien ſind auch gegen das Austrocknen vollſtändig widerſtandsfähig. Man hebt ſich, darauf fußend, ſporenhaltiges Material meiſt angetrocknet an kleine Stückchen ſteriliſirter Seidenfäden zu gelegentlichem Gebrauch auf.

Es liegt nicht in der Abſicht dieſes Aufſatzes, die vielen Bakterienarten zu ſchildern, welche man bisher in Reinkultur gezüchtet hat. Es ſei nur bemerkt, daß man durch beſondere Methoden, von denen wir einige noch kurz ſkizziren werden, in Luft, Waſſer, Boden, faulenden Subſtanzen, Sekreten und Exkreten eine Menge von Arten entdeckt hat.

Es iſt als ein Glück zu bezeichnen, daß die große Mehrzahl dieſer Arten, beſonders diejenigen, welche eine recht ausgedehnte Verbreitung haben und in ihren Anſprüchen an Temperatur und Nährboden die genügſamſten ſind, als harmloſe Schmarotzerpflanzen bezeichnet werden können. Im großen Haushalte der Natur iſt einem Theil dieſer Spezies die Aufgabe geworden, durch Fäulniß und Verweſung die komplizirten Stoffe der Pflanzen und Thierleichen wieder zurückzuführen in jene einfachen Verbindungen, welche der höher organiſirten Pflanze zur Nahrung dienen.

Ein ganz beſonderes Intereſſe beanſpruchen aber diejenigen Arten, welche als Paraſiten auf lebenden Weſen, insbeſondere als pathogen für den Menſchen auftreten.

Ein Hauptreſultat der modernen bakteriologiſchen Forſchung iſt der exakte Nachweis, daß eine Reihe von Krankheiten durch Bakterien hervorgerufen werden.

Aus theoretiſchen Erwägungen war man ſchon lange vorher zu der Annahme gelangt, daß vielen Krankheiten ein „lebendiges“ Krankheitsgift zu Grunde liegen müſſe. Von der Lehre eines

contagium animatum bis zum exakten Nachweis der pathogenen Bakterien war aber ein gewaltiger Schritt.

Eine nicht unbeträchtliche Anzal von Bakterienarten findet den zusagenden Nährboden im lebendigen Thier. Es sind dabei aber solche, die in ihrem Parasitismus so weit gehen, daß sie nur auf eine einzige Thierspezies sich beschränken. Andere befallen in gleicher oder ähnlicher Weise mehrere Arten. Gewisse dieser thierparasitischen Pilze können auch, wie schon erwähnt, außerhalb des lebenden Organismus auf geeigneten todten Nährböden, also gewissermaßen als künstliche Saprophyten kultivirt werden. Bei einigen ist dies aber bisher in keiner Weise geglückt und theoretisch würde es ja durchaus erklärlich sein, wenn solche strengen Parasiten auch in Zukunft der Kunst des Bakteriologen trotzen sollten. Die Ausdehnung, in welcher nun die parasitischen Pilze ihren lebenden Wirth befallen, ist eine sehr verschiedene. Auch die Region des Körpers oder das Gewebe, in welchem sie es sich wohl sein lassen, sind nicht immer dieselben.

Zunächst ist es wichtig, die Thatsache zu konstatiren, daß in gewissen Höhlen und im Inhalt gewisser Organe Bakterienarten oft in kolossaler Individuenzahl vorgefunden werden, ohne daß diesem Befunde irgend eine pathologische Bedeutung beigemessen werden darf.

Allerdings haben sorgfältige Untersuchungen ergeben, daß im allgemeinen das neugeborene Thier absolut frei von jenen kleinsten Schmarotzerpflanzen ist. Aber mit dem ersten Athemzuge, mit der ersten Nahrungsaufnahme gelangen Bakterienkeime in Nase, Mund, Rachen und Darm. Größtentheils gehen sie unter dem Einfluß der Körperflüssigkeiten, welche in Gestalt von Sekreten auf der Oberfläche dieser Theile vorhanden sind, bald zu Grunde. Einige Arten halten sich aber, nisten sich ein und werden — wie die Eingangs citirte Entdeckung Leeuwenhoeks

beweiſt — als konſtante Bewohner dort vorgefunden. Ihre Anweſenheit ſchadet meiſt nicht. Allerdings wird Manchem der Gedanke hart angehen, daß er, ohne darnach gefragt zu werden, für Millionen von Bakterien den Wirth abgeben muß. Umſtändlich berichtet Leeuwenhoek, wie er durch ſorgfältiges Abreiben mit Salz, durch Spülen mit Eſſig u. a. m. jene ungebetenen Gäſte aus ſeinem Munde zu vertreiben verſucht hat. Alles war vergebens. Sie blieben da, fanden ſich ſtets wieder ein, wenn er ſie los zu ſein glaubte. So mußte er leidigen Troſt in der Konſtatirung der Thatſache finden, daß er in ſeinem Munde mehr dierkens beherbergte, als „menschen in een gantsch Koninkryk leven“.

Auch auf den Darminhalt der verſchiedenſten Thiere hat der wißbegierige holländiſche Forſcher ſeine mikroſkopiſchen Streifzüge ausgedehnt und auch hier ungeahnte Mengen jener kleinſten Weſen entdeckt, die wir heute Bakterien nennen.

Ja, es haben neueſte Forſchungen ergeben, daß wahrſcheinlich die Bakterien im Darminhalt bei der Verdauung gewiſſer Stoffe eine nicht unwichtige Rolle zu ſpielen berufen ſind. Unlösliche Eiweißkörper werden durch die Lebensfähigkeit einiger Bakterienarten in lösliche Peptone übergeführt und können als ſolche von den Apparaten der Darmwand abſorbirt werden.

Wenngleich daher die tröſtliche Ausſicht beſteht, daß uns „unſere“ Bakterien unter Umſtänden verdauen helfen, ſo dürfen wir doch die Thatſache nicht verhehlen, daß außer den harmloſen oder gar nützlichen paraſitiſchen Bewohnern des thieriſchen Körpers nicht ſelten ganz gefährliche Gäſte den ihnen zuſagenden lebenden Nährboden in Beſchlag nehmen.

Das Heer der ſogenannten pathogenen Bakterien iſt in allen ſeinen Arten und Gattungen noch lange nicht erforſcht, und das Auge des bakteriologiſch geſchulten Klinikers wie des Thierarztes, des Landwirths und des Zoologen wird als Ur-

ſache mancher Krankheit über kurz oder lang weitere Bakterien entdecken.

Wie erwähnt, iſt für eine Reihe von Krankheiten ſchon der ſtrikte Nachweis geliefert, daß ſie auf die Anweſenheit beſtimmter Bakterien im Körper zurückzuführen ſind. Es mag hier beſonders betont werden, daß dieſer Nachweis durchaus nicht immer leicht zu erbringen iſt.

Glücklicherweiſe führen lange nicht alle Bakterienkrankheiten zum Tode. In ſehr vielen dieſer Fälle iſt es für den Kliniker eine ſchwere Aufgabe, zu unterſcheiden, *wann*, *wo* und *wie* er auf Bakterien zu fahnden hat. Zwar giebt die Symptomatologie gewichtige Fingerzeige. Es iſt ganz gerechtfertigt anzunehmen, daß man bei Ergriffenſein der Haut an den ſich markirenden Stellen — Ausſchläge, Puſteln u. ſ. w. — die Bakterien zu vermuthen habe. Ebenſo wird bei Symptomen ſeitens des Darmkanals dort, wo man den Sitz der Krankheit entdeckt, auch das Suchen nach eventueller mikroparaſitärer Urſache berechtigt erſcheinen. Nun iſt es zunächſt ſchwierig, den Zeitpunkt zu finden, an welchem die eventuellen Bakterien in den erkrankten Theilen, geſchweige in den davon normal oder pathologiſch herrührenden Abgängen in nachweisbarem Zuſtande vorhanden ſein könnten. Wie oben hervorgehoben, ſind ungefärbte Bakterien beſonders in Geweben oft gar nicht nachweisbar. Die zum Nachweis verhelfende Färbung läßt aber an abgeſtorbenen Exemplaren ſehr häufig im Stich. Nun iſt es ſehr wohl möglich, ja ſogar in manchen Fällen wahrſcheinlich, daß die betreffenden Bakterien an der Stelle und zu der Zeit, wo und wann das Krankheitsſymptom auftritt, nicht mehr in ſolchem Zuſtand vorhanden ſind, daß wir ſie mit den zu Gebot ſtehenden Hilfsmitteln entdecken können.

Allerdings iſt zu dieſen Hilfsmitteln außer den bisher erwähnten bakteriologiſchen Methoden auch als durchaus

erlaubt und nothwendig das Impfexperiment an Thieren zu zählen. Durch einen unbedeutenden Eingriff, eine kleine Hautwunde, subkutane Injektion, Einbringen in eine Vene, evt. auch durch Futterung, Einspritzen in den Rachen oder Einathmenlassen, sucht man einem Versuchsthier das verdächtige Material einzuverleiben. In manchen Fällen ist es so in der That gelungen, bei den geimpften u. s. w. Thieren eine Krankheit zu erzeugen, die auf die Impfsubstanz als Ursache zurückgeführt werden durfte. Daß die Thiere nicht immer mit denselben Symptomen erkrankten, wie die betreffenden Menschen, ist gewiß nicht erstaunlich. Für solche Verhältnisse liefern auch die nur unter Thieren auftretenden Bakterienkrankeiten interessante Beläge.

So hat beispielsweise jene schon erwähnte von Koch experimentell erzeugte Mäuseseptikämie für die Hausmäuse den Charakter einer exquisiten, tödlich verlaufenden Infektionskrankheit. Bei Kaninchen können wir durch Impfen mit dem bacillenhaltigen Mäuseblut aber nur eine lokal begrenzte, nach einiger Zeit ausheilende Hautentzündung hervorrufen.

Bakterien, welche für den Menschen oder irgend eine Thierspezies in irgend einer Weise pathogen sind, können ferner andere Thierarten bei der Verimpfung vollständig unbehelligt lassen.

Mit dem Blut der septikämischen Hausmaus kann die Feldmaus geimpft werden, ohne daß sie erkrankt. Selbst so nahe verwandte Thiere verhalten sich gegen dieselbe Bakterienart durchaus verschieden.

Es können also bei Menschen und Thieren Bakterienkrankheiten vorkommen, welche in keiner Weise auf andere Thierspezies übertragbar sind. Gelingt es nun auch nicht, diese Bakterien auf todten Substraten zu züchten, so ist es oft ganz unmöglich, jene Krankheiten als mikroparasitäre zu erkennen.

Der einfache Nachweis von Bakterien in den erkrankten

Theilen oder deren Abgängen ist aber, selbst wenn er gelingt, durchaus nicht immer ausreichend, den ätiologischen Zusammenhang mit den Krankheitssymptomen zu erhärten. Stehen beispielsweise, wie bei den Erkrankungen der Haut, der Mund- und Rachenschleimhaut, des Darmes u. a m., die erkrankten Theile mit der Luft oder dem Inhalte des Verdauungsapparates in Verbindung, wo, wie wir wissen, unter ganz normalen Verhältnissen eine Unzahl von Bakterien vorkommen, so ist deren eventueller Befund in den erkrankten Theilen auch nebst gelungener saprophytischer Züchtung in künstlicher Reinkultur oft ohne jeden Werth.

Noch ein anderer Umstand komplizirt die Sachlage. Es ist gelungen, aus dem Mundsekrete gesunder Menschen Bakterienarten reinzuzüchten, die, auf Thiere verimpft, bei diesen tödtliche Bakterienkrankheiten hervorrufen. Es ist also wohl möglich, daß eine Bakterienart bei der einen Thierspezies als harmloser Parasit, bei der andern als böses Krankheitsgift auftritt.

Das Warum aller dieser Verhältnisse ist noch in ein tiefes Dunkel gehüllt.

Führt die Bakterienkrankheit zum Tode, so ist es häufig leichter, den Nachweis zu führen, daß jene tödlich verlaufene Krankheit eine bakterielle ist. Im allgemeinen sind akut tödtlich endende Krankheiten für den Nachweis der Bakterien wieder günstiger, als lang protrahirtes, endlich lethal werdendes Siechthum. Beide Fälle kommen in den verschiedensten Gestaltungen bei Mensch und Thier vor.

Die bakteriologische Bearbeitung von Leichen hat nun selbstverständlich sobald als möglich nach dem Tode zu geschehen, wenn sie einen Erfolg erzielen will.

Zunächst basirt sie auf der genügend nachgewiesenen Thatsache, daß in normalen thierischen Geweben Bakterien nicht vorkommen.

So zahlreich auch immer, wie wir ſahen, in Naſe, Rachen, Mund und im ganzen Verdauungsſchlauche normal Bakterien vorkommen, ebenſo negativ iſt der Befund, wenn man unter genügenden Kautelen das Blut, die Gewebe und Organe lebender geſunder oder friſch an Verletzungen verſtorbener Menſchen und Thiere unterſucht.

Findet der pathologiſche Anatom an genannten Stellen Bakterien, und iſt er ſicher, daß es keine Fäulnißbakterien ſind, wie ſolche ſich allerdings beſonders an gewiſſen Stellen und im Blute ganz beſonders — post mortem — rapide einſtellen, ſo hat er ein Recht, den Befund pathologiſch zu nennen.

Auch hier muß natürlich die bakteriologiſche Unterſuchung eine ſachgemäße und umſichtige ſein.

Dabei iſt als außerſt günſtig der Umſtand zu verwerthen, daß ſehr viele der paraſitiſch im Körper als Krankheitserreger vorkommenden Bakterien auch nach dem Tode des befallenen Individuums am Leben bleiben. Sie können aus der Leiche entnommen und auf zweckmäßigem Nährboden gezüchtet werden. Zunächſt iſt bei der Entnahme von Leichenmaterial, ſei es zum einfachen Nachweis pathogener Bakterien oder zum Ausſäen auf irgend einen lebenden oder todten Nährboden, die größte Vorſicht anzuwenden. Alle Operationen müſſen mit friſch ſteriliſirten Inſtrumenten geſchehen, die Oberfläche der Leichen, ſowie eventuell auch der daraus entnommenen ganzen Organe muß an der einzuſchneidenden Stelle vorher mit Sublimatlöſung desinficirt werden. Bei Entnahme aus Organen führt man ſenkrecht auf den erſten Einſchnitt mit neuausgeglühtem Skalpell einen zweiten und entnimmt erſt dann die gewünſchte Probe. Verſchleppung von Bakterien aus den Körperhöhlen in's Innere der Organe muß ſorgfältig vermieden werden, ſämmtliche Operationen müſſen der zu vermeidenden Luſteinſaat wegen ſo ſchnell als möglich erfolgen, die entnommenen Theile dürfen

nur in ſicher ſterilisirte Gefäße gebracht werden, kurz, eine ganze Reihe von Klippen iſt zu umſegeln, an denen gar manche Unterſuchung geſcheitert iſt.

Ueber den Nachweis der Bakterien in Blut, Gewebsſaft, ſowie in Schnitten, ferner über die mehrfachen hier zu vermeidenden Täuſchungen und Fehlerquellen iſt im Anfang dieſes Aufſatzes ſchon das Nöthige geſagt.

Es erübrigt aber noch darauf hinzuweiſen, daß bei eventueller Züchtung von Bakterien aus Leichen nur die ſicheren und bewährten bakteriologiſchen Methoden Ausſicht auf Erfolg und Anſpruch an Zuverläſſigkeit haben. So darf man ſich nicht damit begnügen, mit ſterilisirtem Platindraht vom Blut oder dem Innern der Organe einige Impfſtiche in Gelatineröhrchen zu machen. Wenn bei ſolchem Verfahren etwas wächſt, ſo iſt es in den meiſten Fällen nicht der geſuchte, pathogene Pilz, ſondern irgend ein zufällig hineingerathener Keim von Fäulnißbakterien. In dem mit einer Platinnadel entnommenen Material ſind ſtets viele Tauſende von Keimen vorhanden, vorausgeſetzt natürlich, daß das Unterſuchungsobjekt überhaupt ſolche enthält. Beim Abſtreifen des Impfmaterials im Impfſtich werden nun dieſe vielen Keime durchaus nicht von einander genügend iſolirt. Einige wenige Fäulnißkeime ſind in einer Leiche kaum zu vermeiden. Dieſe werden daher, da ſie erfahrungsgemäß weit ſchneller wachſen, als faſt alle pathogenen Bakterienarten, das Terrain des Impfſtiches ſchnell okkupiren und das Wachsthum der mit verimpften Krankheitspilze unterdrücken. Solche Fäulnißbakterien wird man überhaupt auch da vorfinden, wo pathogene Mikrobien gar nicht vorhanden. Zu erwägen iſt außerdem noch der Umſtand, daß letztere, ihrem Charakter als Paraſiten zufolge, häufig auf der gewöhnlichen Gelatine gar nicht wachſen, während die gemeinen, überall verbreiteten Bakterienarten darin prächtig gedeihen.

Es gehört, um mit Aussicht auf Erfolg aus Leichenmaterial Kulturen pathogener Pilze zu erhalten, zur sinngemäßen Auswahl des Nährbodens auch noch die Isolirung der einzelnen Keime durch das Plattenverfahren. Wie an früherer Stelle erörtert, ist es erst durch dies Verfahren möglich zu entscheiden, ob man es mit zufällig hineingerathenen Fäulnißkeimen oder mit einer Vielzahl gleichartiger, eventuell pathogener Bakterien zu thun hat.

Das Impfexperiment mit Thieren führt in vielen Fällen schneller zum Resultat.

Die Fäulnißbakterien sind nicht pathogen. Sie wachsen auf lebendem Substrat nicht. Impfe ich daher eine für die betreffende Krankheit empfindliche Thierspezies mit unreinem Material, so gehen auf dem lebenden Nährboden nur die pathogenen Parasiten an, und ich erziele so im Blute oder in den Organismen des Thieres mühelos eine Reinkultur.

Hat man bei einer Obduktion oder bei einem Kranken nun auch wirklich in Blut, Organen u. s. w. nach einwandsfreier Methode Bakterien gefunden, so ist der Zusammenhang zwischen Bakterien und Krankheit erst dann erwiesen, wenn in einer größeren Anzahl von Fällen derselben Art konstant dieselben Bakterien gefunden werden. Wesentlich aufgeklärt und gestützt wird der ätiologische Zusammenhang, wenn es gelingt, die betreffenden Bakterien in wirksamer Weise zu verimpfen und Reinkulturen auf geeigneten todten Nährböden weiter zu züchten. Diese Reinkulturen bleiben alsdann auch außerhalb des Thierkörpers durch viele Reihen von Weiterimpfungen fortgesetzt pathogen.

Daß diese letzten Postulate nicht immer zu erfüllen, liegt, wie erwähnt, in der Natur der parasitischen Lebensweise vieler pathogener Bakterien.

Wie diese kleinsten pflanzlichen Schmarotzer die Krankheiten

hervorrufen, den Tod des befallenen thierischen Organismus verursachen, ist bisher noch für keinen Fall vollkommen aufgeklärt.

Häufig hat es den Anschein, als ob allein schon die kolossale Anzahl der überall in Blut und Organen vorgefundenen Bakterien den thierischen Zellen durch rapide Entziehung der Nährstoffe den Untergang bereitet. Ferner ist es nachgewiesen, daß gewisse Stoffwechselprodukte einiger pathogener Bakterien den Charakter heftiger Gifte haben. Der Forschung der Zukunft steht hier noch ein weites Feld zur Bearbeitung offen. Eine auch nur flüchtige Skizze der bisher sicher konstatirten thierischen und menschlichen Bakterienkrankheiten liegt außerhalb des Rahmens unseres Themas.

Beispielsweise seien einige Angaben noch gestattet.

Die erste sicher konstatirte und genügend studirte Bakterienkrankheit ist der Milzbrand. Wie bekannt, kommt er spontan epizootisch vor bei Hammeln, beim Rindvieh und bei Pferden. Er ist eine exquisit infektiöse Septikämie. Das Blut und die Organe der davon befallenen Thiere sind von den Milzbrand-Bacillen erfüllt. Allerdings ist die Vertheilung der Bakterien in Blut und Organen der verschiedenen dafür empfindlichen Thierarten nicht die gleiche. Der Milzbrand läßt sich ferner übertragen auf Mäuse, Ratten, Meerschweinchen, Kaninchen, Hühner u. s. w., und, wie bekannt, ist auch der Mensch wiederholt ein Opfer dieser Bakterienkrankheit geworden. Der Milzbrand kommt in gewissen Gegenden regelmäßig vor. Er ist an die Verhältnisse des Klimas und des Bodens geknüpft. Das Studium der biologischen Verhältnisse der Milzbrandbakterien hat über die Verbreitungsart dieser Krankheit wichtige Aufschlüsse geliefert. Die Milzbrandbacillen gehen außerhalb des Thierkörpers schnell zu Grunde. Auch in den Verdauungsflüssigkeiten werden sie bald zerstört. Die Sporen dagegen sind gegen die Einflüsse des Klimas und der Verdauungssäfte unempfind-

lich. Nun bildet aber der Milzbrandbacillus im Blut und in den Organen der davon befallenen Thiere keine Sporen. Durch Verimpfung von Blut u. ſ. w. können wir zwar in unſerem bakteriologiſchen Laboratorium die Milzbrandbacillen von Thier zu Thier weiterzüchten. In der Natur wird dieſer Vorgang jedoch nur in gewiſſen Fällen ſtattfinden, wo blutſaugende Inſekten das Gift von einem Stück Vieh zum andern verſchleppen. Im Winter ſind aber dieſe Inſekten todt, und im nächſten Sommer iſt in den inficirten Gegenden beſonders auf gewiſſen Viehweiden der Milzbrand wieder da. Es können alſo nur die Dauerformen des Milzbrandpilzes, die Sporen, für die Erhaltung der Enzootie in Frage kommen. Dieſe Sporen bilden ſich nur bei einer Temperatur von annähernd dreißig Grad. Im Hochſommer erreicht aber die Temperatur der oberflächlichſten Bodenſchichten in gewiſſen Gegenden thatſächlich dieſe Höhe. Werden alſo milzbrandkranke Thiere auf ſolchen Plätzen geweidet, ſo geben die ſtets baeillenhaltigen, oft ſtark blutigen Darmentleerungen dieſer Thiere Gelegenheit, am Boden Milzbrandſporen entſtehen zu laſſen. Dieſe überdauern den Winter, gelangen mit dem Futter in die Thiere und erzeugen auf's neue die Krankheit.

Dieſe kurzen Bemerkungen über Milzbrand mögen genügen, um darzuthun, daß man nur durch bakteriologiſche Studien eine klare Einſicht gewinnen kann in das Weſen und die Verbreitungsart gewiſſer Krankheiten.

Noch eine andere hygieniſch wichtige Thatſache hat das bakteriologiſche Studium des Milzbrandes zu Tage gefördert.

Es hat ſich gezeigt, daß man durch längeres Erhitzen über 40 Grad die Virulenz der Milzbrandbacillen abſchwächen kann. So behandeltes Milzbrandgift iſt z. B. für Rindvieh nicht mehr gefährlich, nur noch für Hammel und kleinere Thiere. Bei weiterem Fortſetzen der Abſchwächungsprozedur kann man Milzbrand von beliebigen Abſtufungen der Giftigkeit erzeugen.

Man hat Milzbrandgift, dem Kaninchen, Meerschweinchen und Mäuse noch erliegen, die größeren Thiere aber nicht mehr. Mit noch stärker abgeschwächtem Milzbrand tödtet man nur noch Mäuse, und schließlich kann man den Milzbrandbacillen sogar für diese kleinsten Thiere die Virulenz entziehen. Morphologisch ist dabei keinerlei Aenderung eingetreten.

Die Abschwächungen haben weiter eine eminente Wichtigkeit. Man hat konstatirt, daß ein Thier, welches mit einem so schwachen Milzbrande geimpft wurde, daß es nur eben vorübergehend erkrankte, aber am Leben blieb nun bei späteren Impfungen mit starkem, ungeschwächtem Gifte nicht mehr erkrankte. Bekanntlich sind in Frankreich von Pasteur auf Grund dieser Thatsachen Schutzimpfungen der Hammelheerden im Großen vorgenommen worden.

Die allgemein bekannte Thatsache, daß seit Einführung der Vaccination die Pockenkrankheit anfängt thatsächlich zu verschwinden, mag zum Vergleich hier angezogen werden.

Ueberhaupt ist es eine Hauptaufgabe der Bakteriologie, die Lebensbedingungen der krankheiterregenden Mikrobien zu erfahren. Auf Grund solcher Kenntnisse wird man alsdann imstande sein, thatkräftig dem Auftreten verheerender Seuchen vorzubeugen.

Sehr häufig wird der Wunsch geäußert, daß es gelingen möchte, Mittel zu finden bei vorhandener Bakterienkrankheit die Bakterien im kranken Körper zu tödten und so die Heilung herbei zu führen. Allerdings sieht es wenig darnach aus, als ob diesem Wunsche in allen Fällen Erfüllung in Aussicht stünde. Ganz von der Hand zu weisen sind derartige Hoffnungen aber nicht, und gewisse Erfahrungen sprechen für Aussicht auf Erfolg.

Es wird eine Aufgabe der nächsten Zukunft sein, nach dieser Richtung einen Fortschritt zu thun. Zum Schluß sei es

noch gestattet, einige spezielle bakteriologische Untersuchungsmethoden zu skizziren, die zur Lösung von Fragen angewandt werden, welche die Hygiene stellt.

Die Untersuchung von Luft, Boden und Wasser auf Bakterien ist erst in der letzten Zeit zu exakter Vollkommenheit in ihrer Methodik gediehen. Und zwar ist es durchgehend das Koch'sche Plattenverfahren, welches zu diesen Resultaten verhalf.

Der Nachweis der Bakterien in diesen drei Gebieten und die Bestimmung der Anzahl, sowie der Arten der vorkommenden Mikrobien hat begreiflicherweise großes hygienisches Interesse. Allerdings ist es wahr, daß die große Anzahl der in Luft, Boden und Wasser bisher aufgefundenen Bakterien durchaus harmlose Pilze sind. Aber einige wenige sind dafür um so gefährlicher. Der Nachweis, daß der Typhus durch Trinkwasser verbreitet worden ist, kann für einige Fälle als sicher geführt angesehen werden. Daß Koch in Indien in einem zur Entnahme von Trink- und Nutzwasser in Gebrauch stehenden tank Cholerabakterien nachgewiesen hat, wird ebenfalls noch frisch in Erinnerung sein. Fügen wir dazu noch die Thatsache, daß es mit Sicherheit gelingt, durch Einathmenlassen von tuberkelbacillenhaltigem Auswurf Thiere tuberkulös zu machen, sowie den neuerdings erbrachten Nachweis, daß im Boden die Tetanus-Bacillen ziemlich weit verbreitet scheinen, so bedarf es weiterer Belege nicht mehr, die eminente Wichtigkeit der in Frage stehenden bakteriologischen Untersuchungen zu erhärten.

Selbst wenn es nicht immer gelingt aus den zum Theil eingehend erörterten Gründen den Nachweis pathogener Bakterien in Luft, Boden und Wasser zu führen, so sind wir doch zu dem Schlusse berechtigt, daß mit der Anzahl der aufgefundenen Bakterien die Wahrscheinlichkeit wächst, pathogene Arten anzutreffen.

Die Unterſuchung der Luft wird in mehrfacher Weiſe vorgenommen. Entweder ſetzt man ſteriliſirte Gelatineflächen in flachen Schälchen oder ausgegoſſen auf Glasplatten der zu unterſuchenden Luft aus, oder man leitet die Luft über ſolche in langen, weiten Röhren ausgebreitete Gelatineſchicht. Bei der erſten Unterſuchungsmethode verzichtet man auf die Präziſirung eines beſtimmten Luftvolums, man zählt nur die entwickelungsfähigen Keime, welche innerhalb einer beſtimmten Expoſitionszeit auf die Gelatine gefallen ſind. Dieſe Methode erfüllt einen ganz beſtimmten Zweck. Es iſt von hohem Intereſſe zu erfahren, welche und wie viele Keime entwickelungsfähiger Bakterien in einer beſtimmten Zeit an einem beſtimmten Ort ſich abſetzen. Man findet die weſentlichſten Differenzen in dieſer Beziehung. Auf hohen Bergen, fern von großen Städten, auf hoher See ſetzen ſich im allgemeinen ſehr wenige Bakterien ab. Ebenſo iſt nach Regengüſſen die Luft ſelbſt ſtaubiger Städte relativ rein.

Eine genauere Beſtimmnng des Bakteriengehaltes der Luft ermöglicht das zweite Verfahren. Heſſe hat gefunden, daß die Luft, wenn ſie in einem 1 Meter langen und 5 Centimeter weiten horizontal gelagerten Glasrohr mit mäßiger Geſchwindigkeit über eine am Boden des Rohres ausgebreitete Gelatineſchicht geleitet wird, alle ihre Keime ſchon in den erſten zwei Dritteln des Rohres abſetzt. Das durchgeleitete Luftvolum mißt man und zählt die Bakterien und Pilzkolonien, welche nach Verlauf von 5 bis 8 Tagen auf der Gelatine zur Entwickelung gekommen ſind. Heſſe hat mit dieſem Verfahren beiſpielsweiſe konſtatirt, daß in einer Schulſtube vor dem Eintritt der Kinder in einem Liter Luft nur 4 Keime waren, nach Beginn des Unterrichtes waren ſchon einige 30 Keime vorhanden, und als die Kinder in einer Pauſe das Zimmer verließen, ſtieg der Keimgehalt über 150 per Liter.

Eine andere Methode, die Luft auf Bakterien zu unterſuchen, iſt von von Sehlen eingeführt und von Hüppe verbeſſert worden. Ein abgemeſſenes Luftquantum wird durch flüſſig gehaltene Nährgelatine geleitet. Die Keime vertheilen ſich in der Gelatine und werden mit dieſer auf ſteriliſirte Platten oder in Schälchen ausgegoſſen und nach dem Auswuchſe zu Kolonien gezählt.

Bei den Verfahren nach Heſſe, ſowie nach von Sehlen findet man in exakter Weiſe den Keimgehalt der Luft. Nur iſt die Geſchwindigkeit, mit welcher man die Luft durch die Apparate hindurchleiten darf, eine geringe und infolge deſſen das zu unterſuchende Luftvolum ein beſchränktes. Außerdem muß man die Gelatine an den Ort der Unterſuchung mitbringen.

Dieſe Uebelſtände hat der Verfaſſer durch ein neues Verfahren zu beſeitigen geſucht. Die Luft wird durch ein ca. 2 Centimeter weites, 9 Centimeter langes Glasröhrchen geleitet, in welchem zwei je 3 Centimeter lange Schichten von feinem ſteriliſirtem Sand dicht hintereinander feſtgehalten ſind. Schon in dem zu vorderſt placirten Sandfilter bleiben alle Bakterien und Pilze der durchgeleiteten Luft hängen. Die Luft wird mit einer einfachen Saugpumpe, die vorher geaicht iſt, in der Weiſe durchgeführt, daß ungefähr hundert Liter in zehn Minuten das Filterrohr paſſiren. Der ſo mit den Keimen beladene Sand wird dann im Laboratorium zu gelegener Zeit in paſſenden Schälchen vertheilt, mit ſteriler, flüſſiger Gelatine geſchüttelt und zu einer flachen Schicht ausgebreitet. Die Keime wachſen aus und können alsdann gezählt und unterſucht werden. Die beiden hintereinander gelagerten Filter werden geſondert ausgeſät. Es hat ſich dabei gezeigt, daß Bakterien in das zweite Control-Filter nicht mehr eindringen.

In ähnlicher Weiſe wird der Boden bakteriologiſch unterſucht.

Am einfachſten iſt es, die Erdprobe in ſterilem Mörſer fein zu pulvern und direkt auf eine noch halbflüſſige Gelatineplatte auszuſtreuen. Nach einigen Tagen werden von den einzelnen Erdpartikelchen aus Bakterienkolonien gewachſen ſein. Hat man die Erdprobe vorher gewogen oder abgemeſſen, ſo findet man nach Zählung der angegangenen Kolonien einen exakten Ausdruck für den Bakteriengehalt der unterſuchten Bodenart.

Will man die einzelnen Keime mit großer Sicherheit von einander trennen, ſo vertheilt man die Bodenprobe durch Verreiben mit ſterilem Glasſtabe und durch Schütteln in einem Röhrchen mit flüſſiger Gelatine. Dies Gemenge kann man alsdann auf einer Platte ausgießen, oder nach dem neueſten von Esmarch angegebenen Verfahren durch ſchnelles Drehen des Röhrchens in einer Schüſſel mit Waſſer die Gelatineſchicht an den Wänden des Röhrchens ſelbſt zu einer cylindriſchen Platte erſtarren laſſen. Zählen und Studiren der nach einiger Zeit gewachſenen Kolonien iſt alsdann in exakteſter Weiſe möglich.

Natürlich kann man bei dieſen Unterſuchungsmethoden nur derjenigen Bakterien habhaft werden, welche in der angewandten Gelatine wachſen. Im Boden kommt nun in großer Verbreitung eine Bakterienart vor, die bei dieſem Verfahren nicht wächſt. Es ſind dies die Sporen des von Koch ſo genannten malignen Oedems. Dieſe Bakterien ſind für Kaninchen, Meerſchweinchen und Mäuſe in hohem Grade pathogen. Wird gewöhnliche Gartenerde, die dieſe Sporen meiſt in Menge enthält, den genannten Thieren in eine kleinere Wunde unter die Haut gebracht, ſo gehen ſie nach einigen Tagen an einer heftigen, blutig-ſeröſen Entzündung des Unterhautzellengewebes zu Grunde. Letzteres iſt von blutigem Serum ſtark durchtränkt, von Gasblaſen durchſetzt, und es finden ſich an dieſer Stelle (nicht im Blut) große Mengen der ziemlich großen Oedembacillen. Dieſe wachſen nicht bei Luftzutritt. Will

man ſie daher auf todtem Nährboden kultiviren, ſo muß man die Erde mit den Sporen oder die bacillenhaltigen Hautſtückchen ſo tief in Nährgelatine verſenken, daß der Luftſauerſtoff nicht zu ihnen diffundirt. Sie wachſen alsdann zu charakteriſtiſchen Kolonien aus.

Bakterien mit dieſem eigenthümlichen Verhalten nennt man „Anaëroben", im Gegenſatz zu den gewöhnlichen „Aëroben"-Arten. Paſteur war der Erſte, welcher dieſen Unterſchied entdeckte.

Die Unterſuchung des Waſſers vermittelſt des Koch'ſchen Plattenverfahrens wird in ähnlicher Weiſe, als bei Boden und Luft ausgeführt. Beim Waſſer iſt zunächſt ein Punkt von ganz beſonderer Bedeutung. Die Gefäße, in denen man das Waſſer entnimmt, müſſen ſelbſtverſtändlich ſteriliſirt ſein. Man darf aber das Waſſer nicht etwa längere Zeit im Laboratorium ſtehen laſſen, bevor man es unterſucht. Dieſe Unterſuchung hat vielmehr ſofort ſtattzufinden, weil ſonſt eine Vermehrung der Keime durch nachträgliches Wachsthum zu falſchem Reſultat führen muß.

Ein mit ſteriler Pipette abgemeſſenes, meiſt ſehr klein zu wählendes Waſſervolum, etwa ein Kubikcentimeter, wird in einem Gelatineröhrchen mit der flüſſigen Gelatine gut vermengt und auf einer Platte ausgegoſſen. Nach einigen Tagen ſind die Kolonien gewachſen und können nun gezählt werden. Im Waſſer der verſchiedenſten Herkunft kommen nun verhältnißmäßig ſehr viele Bakterien vor. In einem Kubikcentimeter gewöhnliches Brunnenwaſſer ſind Tauſende von Bakterien durchaus nichts Ungewöhnliches. Um dieſe zahlreichen Kolonien dennoch mit einiger Sicherheit zählen zu können, bedient man ſich eines von Wolffhügel eingeführten Zählapparates. Die Platte wird auf eine ſchwarze Unterlage gelegt. Durch ein einfaches niedriges Holzgeſtell wird dicht oberhalb der Gelatineſläche ohne

dieſe zu berühren eine Glasplatte übergelegt, auf welche eine Eintheilung in Quadratcentimeter und zum Theil auch in Bruchtheilen derſelben eingeritzt iſt. Nun zählt man vermittelſt aufgeſtellter Lupe eine genügende Anzahl von Quadraten durch, ſieht, wie viele Quadrate die Platte im Ganzen groß iſt und erfährt ſo durch einfachſte Rechnung die Anzahl der Kolonien.

Es werden in allen größeren Städten mit dieſem Verfahren die Leitungswäſſer unterſucht und vermittelſt dieſer Methode in exakter Weiſe die Leiſtungen der Waſſerwerke und Filteranlagen kontrolirt. Im allgemeinen und ſpeziell für Berlin hat ſich die erfreuliche Thatſache herausgeſtellt, daß der Keimgehalt der durch die modernen Sandfilterbaſſins gereinigten Leitungswäſſer ein äußerſt geringer iſt. Während das Waſſer der Spree und des Tegeler Sees häufig im Kubikcentimeter mehrere Tauſend entwicklungsfähiger Keime enthält, ſo iſt das Waſſerleitungswaſſer bakteriologiſch ſehr rein. Einige bis hundert Bakterien pro Kubikcentimeter kommen allerhöchſtens vor und ſpielen den enormen Zahlen nicht filtrirter Wäſſer gegenüber keine Rolle.

Daß auch das Eis nicht frei von Bakterien iſt, wird nach dem bisher Geſagten nicht mehr überraſchen. Die Keime verlieren ja durch die Kälte ihre Entwickelungsfähigkeit durchaus nicht. Und ſo ſind denn im Natureis der Seeen und Flüſſe vermitteſt derſelben Methode, die beim Waſſer üblich iſt, große Mengen von Bakterien konſtatirt worden. Das Kunſteis hat ſich dagegen in den Fällen als bakteriologiſch rein erwieſen, wo zu ſeiner Herſtellung gutes Waſſer verwandt wurde. Kunſteis aus berliner Leitungswaſſer wird alſo im allgemeinen nicht allzuviel Bakterien enthalten.

Dieſe Beiſpiele mögen genügen, die große Anwendungsfähigkeit des Koch'ſchen Plattenverfahrens zur Unterſuchung und Beſtimmung der Bakterien in allerlei Subſtanzen zu zeigen.

Wir ſchließen dieſen Aufſatz, indem wir die Ueberzeugung

ausſprechen, daß unſer bakteriologiſches Wiſſen und Können, dieſer neueſte Zweig der modernen Wiſſenſchaft, in nicht allzu ferner Zeit Früchte tragen wird, welche der geſammten Menſchheit nützlich und willkommen ſind. Beſonders in der Bekämpfung der Krankheitsurſachen wird ſich am bakteriologiſchen Wiſſen der Ausſpruch Bakon's bewahrheiten:

knowledge is power.

(444) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen:

Medizin, Gesundheitslehre und Verwandtes.

83 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 ₰ = 16.50 ℳ. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 ₰.

Ackermann, Ueber die Ursachen epidemischer Krankheiten. (177) ... ℳ —.75
Alsberg, Die gesunde Wohnung. (407) ... „ —.80
Baer, Die Trunksucht in ihrer Bedeutung für die Gesundheit und die Gesundheitspflege. (369) ... „ —.60
Bohn, Bedeutung und Werth der Schutzpockenimpfung. 2. Aufl. (34) „ —.75
Bollinger, Ueber Zwerg- und Riesenwuchs. Mit 3 Holzschnitten. (455) ... „ —.80
Cubasch, Der Alp. (269) ... „ —.75
Czermak, Ueber das Ohr und das Hören. Mit 9 Holzschnitten. (169) „ 1.20
Engelhorn, Die Pflege der Irren sonst und jetzt. (462) ... „ —.60
Flemming, Ueber Geistesstörungen und Geisteskranke. (155) ... „ —.60
v. Graefe, Sehen und Sehorgane. Mit 5 Holzschnitten. 2 Aufl. (27) ... „ 1.—
Magnus, Ueber die Gestalt des Gehörorganes bei Thieren und Menschen. (130) ... „ —.60
Möller, Ueber den Alkohol. 2. Aufl. (41) ... „ —.80
Neelsen, Unsere Freunde unter den niederen Pilzen. (428) ... „ —.60
Pelmann, Ueber die Grenzen zwischen psychischer Gesundheit und Geistesstörung. (444) ... „ —.75
Perls, Ueber die Bedeutung der pathologischen Anatomie und der pathologischen Institute. (187) ... „ —.60
Perty, Ueber den Parasitismus in der organischen Natur. 2. vermehrte Aufl. (91) ... „ 1.—
v. Rittershain, Die Heilkünstler des alten Roms und ihre bürgerliche Stellung. (238) ... „ —.75
Rosenstein, Ueber Aberglauben und Mysticismus in der Medizin. 2. Aufl. (11) ... „ —.75
Rüdinger, Die willkürlichen Verunstaltungen des menschlichen Körpers. Mit 15 Holzschnitten. (215) ... „ 1.40
Schwimmer, Die ersten Anfänge der Heilkunde und die Medizin im alten Aegypten. (255) ... „ 1.—
Szili, Die Brille. (395/396) ... „ 1.60
Uffelmann, Die öffentliche Gesundheitspflege im alten Rom. (357) „ —.60
— Die Entwickelung der altgriechischen Heilkunde. (418) ... „ —.60
— Das Brot und dessen diätetischer Werth. (446) ... „ —.75
Virchow, Ueber Hospitäler und Lazarethe. (72) ... „ —.60
— Ueber das Rückenmark. Mit 8 Holzschnitten. (120) ... „ —.80
— Ueber die Heilkräfte des Organismus. (221) ... „ —.80
Volz, Der ärztliche Beruf. (100) 2. Aufl. ... „ 1.—
Weber, Ueber die Anwendung der schmerzstillenden Mittel im Allgemeinen und des Chloroforms im Besonderen. 2. Aufl. (32) „ —.75
Wernich, Ueber gute und schlechte Luft. (344) ... „ —.80
v. Wittich, Physiognomik und Phrenologie. (98) ... „ — 60
Wolffberg, Ueber die Impfung. (437) ... „ 1.—

Ueber elephantiastische Formen.

Herausgegeben

von dem Geheimen Medizinalrath Professor Dr. **Fr. Esmarch** in Kiel und Dr. med. **P. Kukenkampff** in Bremen.

Mit vielen großen Bildertafeln in Schwarz- und Farbendruck und zahlreichen Text-Illustrationen.

Gr. Quart. In englischer Leinwand gebunden. Preis Mk. 60.

Das ebenso interessante wie außerordentlich wichtige Werk ist naturgemäß in erster Linie für medizinische Kreise, Universitäten, Bibliotheken u. s. w. bestimmt, doch wird es auch wohl gebildete Laien geben — namentlich solche, die auf überseeischen Reisen ꝛc. Gelegenheit hatten, diese Krankheit in all' ihren Schrecken zu beobachten —, welche sich speziell dafür interessiren und die Genesis der Elephantiasis, deren verschiedene Arten, die Mittel zu ihrer Bekämpfung und Linderung — Heilung giebt es nur in den seltensten Fällen — kennen zu lernen.

Zymotische Skizzen.

Gährungspilze — Krankheitspilze

von Dr. **M. Vogel**, Hamburg.

Mit vielen Heliotypen. Gr. 8°, elegant broschirt Mk. 7.50.

Die Wartung und Pflege kleiner Kinder. Aerztliche Rathschläge für Mütter, insbesondere für Frauen aus dem Volke. Nebst einem Anhange: Die Krankheiten der Kinder. Von Dr. med. **Rudolf Dörger.** Preis Mk. 1.—.

Ein Mahnwort an Hustende und Lungenkranke. Von **Reinhold Ortmann.** Preis Mk. 1.—.

Schutz vor Ansteckung durch menschliche und thierische Gifte. Eine Anleitung zur Verhütung von Milzbrand, Tollwuth, Syphilis u. s. w. Von Dr. **Julius Stöhr.** Preis Mk. 1.—.

Ueber praktische Kinder-Erziehung. Briefe einer Mutter an eine Freundin über die Behandlung des Neugeborenen und über die Erziehung der Kinder. Von **Therese Oeser.** 2. Aufl. Preis Mk. 1.50.

Das Auge und seine Krankheiten. Für Gebildete aller Stände dargestellt von Dr. **H. August Classen,** Vorsteher einer Augenheilanstalt in Hamburg. Mit Abbildungen. Preis Mk. 1.—.

Das Buch macht in leicht verständlicher Form den Laien mit allen krankhaften Erscheinungen des Auges bekannt und enthält durch langjährige Erfahrungen geprüfte Rathschläge und Mittel.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

HARVARD COLLEGE
OCT 29 1887
LIBRARY

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 12.

Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner.

Von

Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

Das einige Italien.

Kurze populäre Zeitgeschichte

von der französischen Revolution bis zur Bildung des einigen Königreiches.

Von **Siro Corti.**

Preisgekrönt vom italienischen Unterrichtsministerium.

Autorisirte Uebersetzung von **M. Bernardi.**

Mit den Porträts von **Victor Emanuel, Humbert I., Garibaldi und Cavour.**

8°, elegant broschirt, Preis *M* 3.—.

Die Venetianer.

Geschichte und Privatleben.

Von der Gründung bis zum Verfall der Republik.

Von **Ph. G. Molmenti.**

Autorisirte Uebersetzung von **M. Bernardi.**

8°, elegant broschirt, Preis *M.* 5.—.

Geschichte des Osmanischen Reiches in Europa.

Von der frühesten bis auf unsere Zeit.

Für weite Kreise dargestellt.

Von **Friedr. W. Ebeling.**

I. Theil. 2. verb. und verm. Auflage. Preis *M.* 3.—.

Blätter zur Erinnerung

an den

Zweihundertjährigen Jahrestag des Edikts von Nantes.

Die Réfugié's.

Von **Otto Wedekind.**

Gr. 8°, elegant broschirt, Preis *M.* 2.—

Zur Volkskunde der transsilvanischen Zigeuner.

Von

Dr. Heinrich v. Wlislocki.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Von den Karpathen knapp gegürtet, kaſtellartig von in den Himmel hineintretenden felſigen Gebirgsſpitzen bewacht, erhebt ſich trotzig und wild, kühn und ſchroff, zerriſſen in tauſend rauhe Gebirgsthäler, Schluchten, Schlünde und Ebenen, das transſilvaniſche Hochland Siebenbürgen. Haſtig und düſter ſtürzen die Flüſſe durch felsblockerfüllte Thäler in die Ebene herab. Wohl lacht hier derſelbe blaue Himmel, von dem das benachbarte, ſchöne Pannonien ſich ſo freudig gern liebkoſen läßt, wohl grünen und blühen auch hier Saaten und Bäume, — aber das weite Land ſchweigt wie in finſterem Trotz. Wie in finſterem Trotz nur nimmt es und ſammelt es die Gaben, die ihm alljährlich eine ſegenſpendende Sonne und die tiefverborgenen Quellen der Mutter Erde bieten. Das iſt nicht mehr das mächtige, alte Dacien, die Heimath eines Decebal und Klingſor. Wo ſind die Zeiten, als Trajan in dieſes Land ſeine welterobernden Heerſchaaren ſchickte, die Zeiten der deutſchen Ordensritter, die hier ihre Burgen erbauten? Vergangen ſind ſie wie ein Traum und zerſtäubt und verweht iſt alles im vernichtenden Hauche der Jahrhunderte! Und doch iſt hier Luft und Waſſer erquickender, als anderswo. Die Luft auf den Alpen und am Meer iſt freilich noch friſcher und reiner, aber hier iſt nicht blos Sommerfriſche, hier iſt eine zum Bleiben, Sinnen und Minnen einladende, gedeihliche Wohnluft. Ein leiſer romantiſcher Duft ſchwebt über dem Lande; ein Stück mittelalterlicher

Romantik, ein Singen und Klingen von längſt verrauſchten Zeiten. Auch für Menſchen mit realiſtiſcher Faſſung des Lebens und der Kunſt, auch gewöhnlichen Werkeltagsmenſchen tönt hier noch in den tieferen Gründen der Seele ein Waldhornklang, blüht noch eine blaue Blume der Romantik. Aus dieſen Gründen giebt es in Europa kaum einen ſo dankbaren Boden für den Ethnologen, als das ſchöne Siebenbürgen, wo mehrere, ſowohl in Betreff ihrer Abſtammung, als auch ihrer Sprache, ihren Gebräuchen von einander verſchiedene Nationen wohnen und auf welche der Satz eines berühmten Völkerpſychologen und Aeſthetikers genau zutrifft, daß nämlich hier die Kultur des Oſtens der des Weſtens die Hand reicht. Die Kultur der einzelnen Nationen Siebenbürgens iſt auch aus dem Grunde intereſſant, weil in ihr zwei von einander unabhängige Richtungen verfolgt werden können; nämlich die eine: das Hängen am Alten, Traditionellen, Vererbten ſowohl in Sitte und Brauch, als auch im Volksgeſang und in politiſcher Haltung; — die andere Richtung: das Sichanſchmiegen an die Ideen des Fortſchritts, die Aufnahme neuer Begriffe in den Volksgeſang; die Eine gleicht einem düſtern, unbeweglichen See, deſſen Spiegel ſelten der Sturm peitſcht, der aber dann rieſige Wogen aus den innerſten Tiefen ans Land treibt; die Andere aber gleicht einem luſtig dahin plätſchernden Bache, deſſen Oberfläche die Umgebung ſammt ihrem Licht und Schatten getreu abſpiegelt. Dieſe beiden Richtungen finden ſich ſozuſagen vereinigt im Volksleben der transſilvaniſchen Zigeuner, das nicht nur den Ethnologen, ſondern auch den Literarhiſtoriker und Aeſthetiker intereſſiren kann.

Alles Wunderbare, Unmögliche oder Scheußliche wird den Zigeunern in die Schuhe geſchoben, weil die Unkenntniß von dieſen „Ueberall und Nirgends", von ihren Gebräuchen und Sitten ſo groß iſt, daß man hierin ungeſtraft ſündigen zu dürfen glaubt; — hingegen aber iſt freilich auch nicht zu vergeſſen,

daß ja gerade die Zigeuner ſo viele Zuchthäusler, leichtſinnige und verlotterte Menſchen in die Schule des Kerkers geſchickt haben. Der Charakter der Zigeuner iſt keineswegs ein erfreulicher, ſelbſt wenn man von der Verbrecherwelt abſieht. Die Pfeife mit übelriechendem Tabak gefüllt, in ſonderbarem Aufzuge, mit allerhand den Zigeunern eigenthümlichen, höchſt fatalen Angewohnheiten behaftet, nicht ohne Gottesfurcht, gewißlich aber voll großer Menſchenfurcht, die Rücken ſervil gekrümmt, man könnte beinahe ſagen: auferzogen in devoten Manieren, die den anderen Völkern als unwürdig erſcheinen, ſo ſind die Wander-Zigeuner Siebenbürgens; die Anſäſſigen ſind wo möglich noch ſchlimmer, ſie ſind entſchieden unkirchlicher geſinnt als ihre Stammgenoſſen, es ſind auch manche internationale Geſellen darunter und ſozialdemokratiſch angehauchte vaterlandsloſe Exiſtenzen, die von dem Kosmopolitismus das Schlimme, aber weniger das Gute, ſich angeeignet haben. Ihre moraliſchen Eigenſchaften zeigen eine ſonderbare Miſchung von Eitelkeit und Gemeinheit, Ziererei, Ernſt und wirklicher Leichtfertigkeit, faſt einen gänzlichen Mangel männlichen Urtheils und Verſtandes, welcher mit harmloſer Liſt und Verſchlagenheit, den gewöhnlichen Beigaben gemeiner Unwiſſenheit, begleitet iſt; dabei zeigen ſie noch eine entwürdigende Kriecherei in Thun und Weſen, darauf berechnet, Andere durch Liſt zu übervortheilen; ſie haben nicht die geringſte Rückſicht auf Wahrheit und behaupten oder lügen mit einer nie erröthenden Frechheit, da ihnen die Scham gänzlich mangelt. Der Schmerz der Prügel iſt ihre einzige Berückſichtigung. In ihren Gefühlen ſind ſie ſinnlich, grauſam, weniger rachſüchtig. So ſind die transſilvaniſchen Zigeuner; — was Wunder, daß die andern Nationen Siebenbürgens den Zigeunern gegenüber mit ihrem Unbehagen in vollem moraliſchen Recht ſind. Und doch verdienen die transſilvaniſchen Zigeuner unſer Intereſſe! Giebt es doch im ganzen Bereiche des Menſch-

lichen nichts, was unſere Theilnahme und Forſchung ſo erregte, als das Perſönliche, d. h. als die bedeutende Perſönlichkeit, und jede Perſönlichkeit iſt bedeutend, welche durch irgendwelche individuelle Züge über das Durchſchnittsmaß der gewöhnlichen flachen, ſozuſagen individualitätsloſen Individuen in welcher Beziehung immer emporragt. Denn viel alten, noch aus Indien, der Urheimath der Zigeuner, herſtammenden Glaubens lebt noch in dieſem Wandervolke fort, theils unter alten, nur wenig modifizirten Namen der Geſtalten, theils mit neuen des Chriſtenthums verſchmelzend, wozu noch viele Namen und Bedeutungen, Sagen und mythiſche Gebräuche kommen, deren Herkunft und Alter die vergleichende Mythologie erſt noch zu beſtimmen hat. So verhält es ſich ja mit allen Völkern, deren Vorzeit durch Sintfluthen und Lavaſtröme fremder Stämme und Religionen halb verſchüttet wurde.

Ich will nun in flüchtigen Strichen die Anſchauungen, das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche, überhaupt das Volksleben der transſilvaniſchen Zigeuner ſchildern, dieſes weltverlaſſenen, trotz ſeinen Fehlern und moraliſchen Gebrechen im Allgemeinen doch gutmüthigen, echt romantiſchen Völkchens, welches ſich in Ungarn und Siebenbürgen eine Art Bürgerrecht erworben hat.

Das Volk, das ſeit dem Jahre 1415 Siebenbürgen durchzieht, ruhelos von Ort zu Ort wandert, von Bürger und Bauer oft in unmenſchlicher Weiſe behandelt, das Volk der Zigeuner beſitzt in ſeinen Gebräuchen und Sitten, in ſeinen Liedern, Sagen und Märchen einen großen Schatz geſunder, urwüchſiger Poeſie, die man den gegen Wind und Wetter ſcheinbar gleichgiltigen, zerlumpten und ſchmutzigen Geſellen auf den erſten Blick kaum zumuthet; — denn in genialer Weltunbekümmertheit nur ſich ſelbſt auslebend oder vielmehr, die Welt ganz nur gebend, wie ſie durch den Brennpunkt ihres Gemüthes hindurchgegangen, finden

wir alles das im Volksleben der transſilvaniſchen Zigeuner vor, was wir überhaupt Poeſie nennen können. Doch Poeſie und Elend gehen auch hier Hand in Hand, ſind gar treue Zwillingsſchweſtern. Elend und Poeſie — bei den Zigeunern iſt beides und in reicher Fülle, namentlich bei dem transſilvaniſchen Zeltzigeuner. Kaum decken die Lumpen noch die Blöße ſeines Leibes, ſeine demüthige Bitte um Arbeit und Brot an der Schwelle des reichen Hofbeſitzers verräth, daß er ſchon einen tiefen Zug aus dem Kelch des Elends gethan und den Nacken beugen gelernt hat; ſingt er doch ſelbſt:

Was denn And'res kann ich thun!
Bettle, ohne je zu ruh'n;
Schwer erwerb' ich mir das Brot,
Leid' dabei oft bitt're Noth!
Ja, die Welt ſich wundern kann!
Wie mag ich wohl, armer Mann,
Still ertragen ſo viel Noth
Und nie ſuchen mir den Tod!

Und doch ſchläft eine reiche Poeſie im Herzen dieſes verwilderten Geſellen, die gleich einem Dornröschen auf den Prinzen wartet, um zum Ausbruch zu kommen. Er ſelbſt vergleicht ſein poeſievolles Leben mit dem der Meiſe.

Immer luſtig fliegt die Meiſe,
Singt ſtets eine luſt'ge Weiſe;
Brauſt auch kalt der Wind durch's Ried,
Dennoch ſingt ſie froh ihr Lied!
Dem Zigeuner iſt ſie gleich,
Wohnt mit ihm in einem Reich;
Schläft am Wege, ißt und ſpringt
Und dabei ſtets luſtig ſingt!

Schon im Jahre 1415 genoſſen ſie in Siebenbürgen manche Vorrechte und erhielten mit der Zeit von den ſiebenbürgiſchen Fürſten beſondere Privilegien; kein Wunder alſo, daß ſich dieſelben

hier bis auf den heutigen Tag in Sitte und Gebrauch am unverfälſchteſten aufrecht erhalten haben. Die Zigeuner in Siebenbürgen theilen ſich in zwei Hauptſtämme: 1. die Kortorar oder Zeltzigeuner und 2. die Gletetſchore (Spracharme) oder anſäſſigen Zigeuner. In Siebenbürgen nennt der gemeine Mann die Zigeuner ungariſch Pharao népe (Pharao's Volk), purde (nackt) und czigány; Kortraſch nennt der Sachſe die Zeltzigeuner; der Rumäne heißt ſie ţigánu; ſie ſelbſt legen ſich den Namen Rom (Leute, Volk) bei. Die Sprache der transſilvaniſchen Zigeuner zerfällt in drei Dialekte, welche ſich ſchon durch die aufgenommenen Fremdwörter von einander unterſcheiden: 1. der ungariſch-zigeuneriſche, 2. der walachiſch-zigeuneriſche und 3. der am wenigſten vertretene ſächſiſch-zigeuneriſche Dialekt.[1] Der reinſte Dialekt ſämmtlicher Zigeunermundarten der Welt — ſoweit ich dieſelben kenne — iſt der ungariſch-zigeuneriſche, welchen die unter Ungarn lebenden Zeltzigeuner Siebenbürgens reden; die unter Walachen lebenden reden zumeiſt rumäniſch; im Laufe einiger Jahre werden dieſelben gänzlich walachiſirt. Die transſilvaniſchen Kortorar theilen ſich wieder in vier Stämme: die Lerla, Kukuya, Aſchani und Tſchale. An der Spitze eines jeden Stammes ſteht ein Oberhaupt (Thágár, Vojvoda), deſſen Würde von alters her in ſeiner Familie erblich iſt. Sie ſelbſt haben gewiſſe Abzeichen, z. B. phantaſtiſch geſtickte Mäntel, Tücher oder Becher, die ſie gegenwärtig nicht zur allgemeinen Schau tragen, ſich aber trotzdem von Vater auf Sohn vererben. Ich ſelbſt habe während eines ſiebenmonatlichen Aufenthaltes unter einer Zeltzigeunertruppe und meiner Wanderſchaft mit derſelben beim Wojwoden einen angeblich goldenen, prismatiſchen Becher geſehen, von dem ſich der Beſitzer um keinen Preis der Welt trennen wollte. Auf dieſem Becher waren Hunde und hirſchähnliche Thiergeſtalten und eine Aufſchrift, die ich nicht entziffern konnte, eingravirt. Stirbt ein Wojwode und hinterläßt er einen oder mehrere Söhne, ſo

verſammelt ſich der ganze Stamm an einem beſtimmten Tage und Orte. Der Aelteſte der Stammgenoſſen hebt nun den jungen Häuptling, den man in Amt und Würden ſeines Vaters einzuſetzen beſchloſſen, auf ſeinen Rücken und ruft: „Sei du dein Vater und dein Vater ſei du!“ (Ac tu tro dád, tro dád ác tu!); darauf nimmt ihn jeder Mann des Stammes auf ſeinen Rücken und ruft gleichfalls die obige Formel. Dieſem neuen Häuptling zollt der ganze Stamm dieſelbe Verehrung, wie jenem früheren. Heutzutage übt er die richterliche Gewalt nur inſoweit, daß er ſeine Einwilligung zu Ehebündniſſen und Scheidungen giebt und kleinere Zwiſtigkeiten ſchlichtet, während er in früheren Zeiten ſelbſt über Leben und Tod ſeiner Stammangehörigen verfügen konnte. Heutzutage iſt ſeine Macht und Gewalt ſehr geſunken, wozu auch der Umſtand beiträgt, daß die transſilvaniſchen Kortorar an keinem Orte länger als eine Woche weilen und getrennt, gewöhnlich in 10—30 Familien, reiſen, die in kleinen Zelten und Höhlen ihr Obdach ſuchen. Sonder Schmerz, ſonder Opfer, ſonder Heimweh verlaſſen ſie nach Verlauf einiger Tage die bisherigen Siedelungen, packen Weiber, Kinder und den geringen Hausrath, die leichten Zelte auf den Wagen, wohl auch in Ermangelung eines ſolchen auf einen müden, alten Klepper und ſuchen ſich neue Sitze in der Richtung, welche die Nothwendigkeit des Broterwerbs ihnen aufzwang. Doch bevor ſie die Wohnſitze verlaſſen, reiten die Männer einmal im Kreiſe um dieſelben, denn das Umreiten ſolcher Stätten bewahrt — ihrem Glauben gemäß — Roß und Reiter vor Schaden.[2] Nur unter dieſen Kortorar trifft man den urſprünglichen zigeuneriſchen Typus an, welcher ſich unter den anſäſſigen Zigeunern nur ſporadiſch findet. Man begegnet unter den Kortorar nicht ſelten geradezu Idealfiguren zigeuneriſcher Schönheit. Es iſt eine Art chevaleresker Wildheit in dieſen Leuten und zugleich ein Ebenmaß der Geſichtszüge und der Körperproportionen, das uns nicht

ſelten überraſcht. Weder an Luxus noch an Bequemlichkeit gewöhnt, kennt der Kortorar keine Beſchwerden und Mühen. Er vermag eine lange Zeit zu hungern und zu durſten und nimmt mit der einfachſten, ſchlechteſten Atzung, Hauſung und Bettung vorlieb, ohne dem Schickſal zu grollen, das ihn hierzu verdammt hat. Nur zuweilen berührt er im Liede ſein hartes Loos und wünſcht ſich den Tod herbei.

Lieg' jetzt im Schatten hier
Und mein Herz bricht mir ſchier;
Polſter iſt mir der Stein,
D'rauf ich ſchlaf' hungrig ein;
Himmel hoch, deckt mich zu,
Gott beſchützt meine Ruh'!
Elend und tiefen Schmerz
Kennt nur mein armes Herz!
Ende, Gott, meine Noth,
Send' mir den ſanften Tod!

Als Schmiede, Siebmacher, Verfertiger hölzener Löffel, als Muſikanten und Wahrſager durchſtreichen ſie das Land. Ihre mechaniſchen Künſte haben nichts Charakteriſtiſches als die einer beſonderen Familie; nichts, was nicht jede Raſſe von Menſchen mehr oder weniger beſitzt. Manche Familien treiben auch Schweinehandel und beſitzen 200—300 Schweine. Der Beſitz einer zahlreichen Schweineheerde gilt für den größten Reichthum und iſt der höchſte Wunſch des Zigeuners. Ein Volkslied der transſilvaniſchen Zigeuner lautet:

Mägdlein wünſcht ſich Bänder, Roſen;
Knabe wünſcht ſich bunte Hoſen;
Weib wünſcht Kinder ſich, ganz kleine,
Mann wünſcht ſich — recht viele Schweine!

Charakteriſtiſch genug für die Anſchauungsweiſe, ja für den ganzen Lebenslauf des Kortorars.

Zwiſchen Schweinen und Hunden empfangen und geboren, iſt er ſchon bei ſeinem Eintritte ins Leben auf „Miſt und Stroh"

gebettet. Mit gewiſſem Stolz denkt er dieſes Umſtandes, wenn er ſingt:

Miſt und Stroh die Stätte war,
Wo die Mutter mich gebar;
Deshalb ſagt es Jedermann:
„Herr" ich nimmer werden kann!
O, das ſtört nicht meine Ruh!
Wär' ein Herr ich! doch wozu?
Wenn ich kein Zigeuner blieb,
Hätt' mein Liebchen mich dann lieb?
Einen Herren liebt ſie nicht,
Wenn er ihr auch Gold verſpricht!
Bleib' ihr Liebſter d'rum allzeit
Und ich leb' in Herrlichkeit.[3]

oder:

Als die Mutter mich geboren,
Hat ſich Niemand um mich geſchoren;
In dem Gras bin ich gelegen,
Und getauft hat mich der Regen.

Doch gewöhnlich erblickt der junge Weltbürger in einem Zelte oder in einer Höhle das Lebenslicht. Beim Eintritt der Geburtswehen zieht ſich die Zigeunerin in das Zelt zurück, woſelbſt alle Knoten an ihren Kleidern und in ihrer nächſten Umgebung gelöſt werden. Hat die Geburt einen ſchweren Lauf, ſo wird die Axt oder der Hammer des Ehegatten zerlegt, d. h. der Stiel herausgezogen, um dadurch die Geburt zu erleichtern. Tritt nun das Kind in die Welt ein, ſo wird die junge Mutter ſofort mit dem Rock oder irgend welchem Kleidungsſtück ihres Gatten oder deſſen, dem die Vaterſchaft gebührt, bedeckt und vor der Geburtsſtätte ein Feuer angezündet, um dadurch die böſen Urmen (die böſen Feeen) vom Säugling fern zu halten, dem ſie beſonders jetzt nachſtellen und der Mutter rauben, um ihn in einen Vampyr zu verwandeln. Das Feuer wird daher vor dem Zelte ununterbrochen bis zur Taufe unterhalten. Sobald die Mutter das Krankenlager verlaſſen kann, wird der junge

Kortorar getauft und gewöhnlich in den Schooß der griechisch-orientalischen Kirche aufgenommen. Bei der Benamung des Kindes einigen sich gar leicht die Eltern; gewöhnlich hat die Mutter kurz vor der Geburt von einem oder einer Bekannten geträumt und das Kind wird nach diesen benannt. Können sich aber die Eltern bei der Benamung des Kindes nicht verständigen, so nennen sie eine Reihe von Namen, während der Aelteste des Stammes aus einem Gefäße Wasser auströpfeln läßt, und derjenige Name, der mit dem Anhangen eines Tropfens zusammenfällt, wird als der richtige dem Kinde beigelegt, das durch Erhalten eines unrichtigen Namens sterben würde.[4] Stirbt aber das Kind vor der Taufe oder kommt es gar todt auf die Welt, so wird sein Grab, ehe man die Leiche versenkt, mit Muttermilch begossen, damit dieselbe bald in den Brüsten vertrockne und dem Weibe keinen Schaden verursache. Gut ist es auch, den Grabhügel ungetaufter Kinder mit Regenwasser, das man von der Dachtraufe einer Kirche sammelt, zu begießen. —

Der junge Kortorar, bei dessen Taufe eine reichere Bäuerin sich als ein frommes Verdienst, ja fast als eine Ehre anrechnet, als Pathin zu figuriren, ist nun der ausgemachte Liebling seiner Mutter, das Nesthäkchen der ganzen Familie. Ueberraschend ist die innige, ja fast pathetische Liebe, womit die Mütter und Kinder bis ins späteste Alter hinein aneinander hängen.

Seit im Grab mein Mütterchen ruht,
Ist so trüb' mir, so traurig zu Muth;
Hab' auf der Welt ja keinen Schatz,
D'rum ist das Grab für mich der beste Platz.

So singt der Kortorar, oder:

Hier auf Erden weit und breit
Find' ich überall nur Leid, —
Schmerz und Leid muß stets ich haben,
Seit ich Mütterchen begraben.

Schmucklos, einfach war der Sarg,
Der mein Liebſtes in ſich barg;
Blumen konnt' ich ihr nur geben,
Ihr, die mir geſchenkt das Leben! . . .

Schöner Sommer ſchwand dahin, —
Grau die Wolken ſeh' ich zieh'n,
Kalt fühl' ich den Regenſchauer
Und mein Herz, ach! iſt voll Trauer!

„Mein Blümchen" (m're luludyi), „ſüßes Würmchen" (gulo kirmoro), „mein Aeuglein" (m're yákhóri) nennt die Mutter verzückt ihr Kind und lullt es leiſe ein:

Vöglein du, in meinem Zelt,
Du mein Liebſtes auf der Welt!
Schlaf' mein Blümchen, ſchlaf' in Ruh',
Meines Herzens Lerche du!
Hab' bei dir ſchon manche Nacht
Bis am Morgen treu gewacht,
Wach' auch jetzt bei dir, mein Stern,
Dich allein hab' ſtets ich gern!

Rührend iſt fürwahr die Liebe, womit dieſe Mütter des Elends und der Mühſal an ihren Kindern hängen, die ſchon frühzeitig um geringe Koſt und um noch geringeren Lohn arbeiten und betteln müſſen, um dann vielleicht, losgetrennt von der Sippe, die Welt zu durchſtreifen und ſchließlich in einen anderen Stamm „hineinzuheirathen." Dann ſingt ihm wehmuthsvoll die Mutter nach:

Im Gebirg' verſtrich die Zeit
Meinem Knaben ohne Leid!
Doch jetzt gleicht er einem Blatt,
Das der Sturm ergriffen hat!
Auf die Mutter hört er nicht,
Folgt nur dem, was Liebchen ſpricht.
Wiſſen möcht' ich dies allein:
Liebt er noch ſein Mütterlein?

Digitized by Google

Schon in seinem achten Jahre wird der junge Kortorar von seinen Eltern — wenn auch nicht vor die Thüre — so doch vor das Zelt gesetzt und kann nun auf eigene Faust leben, thun und lassen, was ihm beliebt. Heimlich nur steckt ihm hin und wieder sein Mütterchen einen Bissen zu, sonst muß er eben sehen, wie er sich durch das Leben schlägt. Er streicht mit den Strichvögeln durch Wald und Flur und theilt in der Nacht sein hartes Lager im Freien mit Pferden, Hunden und Schweinen, während die Mädchen bis zu ihrer Verheirathung im Zelte bei den Eltern bleiben, ja sogar das Recht haben, ihren Liebsten bei sich zu beherbergen, sobald Aussicht auf Verehelichung vorhanden ist. Deshalb ist das Eheleben das Ideal eines Unverheiratheten, denn so lange er noch frei und ledig ist, kann er kein Zelt, keine Höhle sein eigen nennen. Der Sommer vergeht ihm ja noch leidlich, aber der Herbst mit seinen häufigen Regenschauern und der Winter mit seinem Wind und Schneegestöber! Aus Mitleid läßt ihn der Bauer in der Scheune schlafen, oder er muß ohne Obdach, dem Wilde gleich, herumstreifen. Treffend drückt sich das zigeunerische Volkslied aus:

Kalter Wind weht über's Feld,
Schnee bedeckt die weite Welt!
Wer jetzt frei und ledig blieb,
Weiß nun: was bezahlt die Lieb'!
Ach, der jetzt kein Liebchen hat,
Schleicht einher stets müd' und matt,
Friert im Schnee und Windgetos,
Gleich dem Hunde, herrenlos.

Liebe und Heirath sind bei dem Zigeuner fast synonyme Begriffe, und entschlüpft er irgendwie der allgemeinen Wehrpflicht, so denkt er auch sofort ans Heirathen. Er spart sein Geld, kauft sich zwei rothe Tücher, welche er am Sonntag oder sonst bei festlichen Gelegenheiten an einem der blanken Metallknöpfe seines Wamses befestigt. Hat nun eine Maid sein Herz ge-

wonnen, ſo ſchenkt er ihr das eine Tuch, und damit iſt der erſte Schritt zur Verehelichung gethan. Das zweite rothe Tuch befeſtigt er an ſeinem oder — da er als Junggeſelle gewöhnlich obdachlos iſt — am Zelte ſeiner Braut als Zeichen ſeiner baldigen Verehelichung. Eine Woche vor dem Hochzeitstage gehen nun Braut und Bräutigam nächtlicher Weile zum nächſtgelegenen Fluß oder See und ſtellen zwei brennende Kerzen am Ufer auf, gleich als ſolle dadurch die uralte Verbindung von Waſſer und Feuer, als Entſtehung der Welt, angedeutet werden und reicht dieſer Gebrauch, der als ein Bittopfer für die Fruchtbarkeit der zu ſchließenden Ehe gilt, wohl ins graue ariſche Alterthum zurück und hängt wohl mit der Annahme eines Urmeeres zuſammen, aus welchem, einer Schöpfungsſage der transſilvaniſchen Zigeuner gemäß, ein Baum emporwuchs, aus deſſen Blättern die erſten Menſchen hervorſprangen[5]. Bläſt der Wind das eine oder andere Licht aus, ſo gilt dies für ein böſes Vorzeichen, und die Brautleute beeilen ſich, Aepfel und Eier in das Waſſer zu werfen, — um dadurch die Waſſergeiſter für ihre Ehe günſtig zu ſtimmen. Der Apfel iſt auch in der germaniſchen Sage ein Sinnbild des Lebens; hat doch die Göttin Idun die Aepfel, ohne deren Genuß ſogar die unſterblichen Aſen dahinwelken. Das Ei, das in ſo manchen Weltſchöpfungslehren vorkommt (u. A. bei den Indern, die von Brahmanda, dem Welt-Ei ſprechen), iſt ebenfalls ein Sinnbild des Lebens. Das Ei bedeutet eine Entwickelungslehre, wie wir dieſelbe ſchon in den altindiſchen Veden in altbabyloniſchen Auffaſſungen, ja ſelbſt in des römiſchen Dichters Ovid's „Metamorphoſen" angedeutet vorfinden. Manche Mähren von dieſem Ur-Ei haben ſich in etwas grob-ſinnlicher Gewandung auch unter den transſilvaniſchen Zigeunern erhalten, verrathen aber auch in ſo unſcheinbarer Tracht ein hohes Alter und noch viel urſprüngliche Anmuth[6].

Haben nun die Brautleute den Waſſergeiſtern den ſchul-

digen Tribut gebracht und die ausgelöſchten Kerzen, die Aepfel und Eier in das Waſſer geworfen, ſo liegt dem Bräutigam nur noch die Pflicht ob, die Gäſte, d. h. die Angehörigen ſeines Stammes, bisweilen auch die eines anderen Stammes, auf den feſtgeſetzten Tag zur Hochzeit einzuladen. Er begiebt ſich alſo in Begleitung zweier oder mehrerer Muſikanten von Zelt zu Zelt, und indem die Zigeunermuſikanten ihm einen eigenthümlichen Tanz vorgeigen, bringt er ſeine Einladung tanzend und gewöhnlich in folgender Liedform an:

Meine Hochzeit wird (Montag) ſein!
Kommt dann, bringt mit euch ein Schwein,
Geſchenke werden gern geſeh'n!
Wer nichts bringt, kann weiter geh'n.

Bei dieſen Einladungen ſpielt das Getränk, der Branntwein, eine Hauptrolle.

Während der Bräutigam beinahe die ganze Woche mit Einladung und Gelage zubringt, ſucht die Braut ihre ſogenannten „Glücksſträußchen" (bcát luludyá) hervor und verbrennt dieſelben nächtlicher Weile auf einem Kreuzweg. In der Johannisnacht ziehen nämlich die Zigeunermädchen in den Wald an die Orte, wo die in meiner transſilvaniſchen Heimath „Himmelfahrtsblümlein" (Gnephalicum divicum) genannten Blumen wachſen und binden ſich alljährlich aus dieſen rothen und weißen Blümchen kleine Sträuße, die ſie unter ihre Habſeligkeiten verbergen. Sie ſollen die Beſitzerin vor Krankheit, Herzleid und „Unehre" ſchützen. Wird nun das Mädchen Braut, ſo verbrennt es kurz vor der Hochzeit die Sträuße am Kreuzweg, damit nicht eine andere Maid zufällig einen ihrer Sträuße ſich aneignen und dadurch das Herz ihres Verlobten ihr je abwendig machen kann. „Vor Unehre brauchen ſie mich nicht mehr zu ſchützen!" ſagte mir einmal ganz naiv eine Zigeunerbraut. Ja, tempora mutantur!

Endlich bricht auch der Tag der Hochzeitsfeier an, und mit dem erſten Strahl der Morgenröthe verſammeln ſich die Gäſte vor dem Zelte der Braut, welche die dargebrachten Geſchenke: Werkzeuge, Kleidungsſtücke u. dgl., in Empfang nimmt. Gut „angeheitert" begiebt ſich die ganze Bande ins nächſte Dorf in die Kirche, wo der Pfarrer den Trauungsakt gar bald vollzieht und, um nur der läſtigen, bettelnden Geſellſchaft los zu werden, ſie beſchenkt entläßt. Ins Zeltlager zurückgekehrt wird das junge Ehepaar mit Waſſer begoſſen und dann mit einem Beutel aus Wieſelfell, gefüllt mit Stechapfelſamen, abgerieben. Das Wieſelfell ſchützt vor Unglück und der Stechapfelſamen vor „böſem Blick." Dem Stechapfel, der vor dem Erſcheinen der Zigeuner in Europa unbekannt war und ſich erſt mit ihnen verbreitet hat, werden beſondere Geheimkräfte zugeſchrieben, die zu löſen und zu binden „den alten Müttern viel zu ſchaffen macht!" Nach vollzogener Waſchung und Abreibungsprozedur begiebt ſich das junge Ehepaar in ſein eigenes Zelt, wohin ihm alte Schuhe, Stiefel oder Bundſchuhe nachgeworfen werden, wodurch die Fruchtbarkeit der Ehe geſteigert werden ſoll.[7] Kommt das junge Ehepaar endlich zum Vorſchein, ſo beginnt das rechte Gelage, das nur mit gänzlicher Aufzehrung aller Vorräthe ſein Ende nimmt. Dann beginnt für das junge Ehepaar das Leben zu Zweien, bald zu Mehreren,, ein Leben voll Noth und Elend, wovon wir keine Ahnung, keinen Begriff haben. Und doch inmitten des Jammers und des Elends treibt Poeſie auch hier ihre Blüthen, welche ſorglos und unbekümmert um das „Morgen" gepflückt werden.—

Von dem Augenblicke an, wo der Sohn geheirathet hat, lockern ſich allmählich die Bande der Liebe, die ihn an ſeine Mutter, die Bande der Gewohnheit, die ihn an ſeine Geſchwiſter und Verwandte feſſeln. Den Grund für dieſe Erſcheinung können wir wohl in dem Umſtande ſuchen, daß der junge Ehe-

mann die ganze Einrichtung eines zigeuneriſchen Heimweſens, Zelte, Wagen, Pferde, Werkzeuge, u. dgl., von ſeiner Frau zugebracht erhält, deren Anverwandte und Eltern ſorgſam wachen, daß derjenige, welcher in ihre Sippſchaft hineingeheirathet hat, das „Vermögen“ ſeiner Frau nicht verſchlendere. Er iſt daher gezwungen, mit der Sippſchaft ſeiner Frau zu wandern, und wenn es die Nothwendigkeit erheiſcht, ſich ſogar von ſeinen nächſten Anverwandten zu trennen, mit denen er dann nur bisweilen in den gemeinſamen Winterquartieren, an den Orten, wo der ganze Stamm überwintert, zuſammentrifft und während der Winterzeit in Berührung kommt. Heirathet er in einen „fremden“, anderen Stamm, ſo folgt er dieſem und gehört unter die „Oberhoheit“ desjenigen Häuptlings, der an der Spitze des Stammes ſeiner Frau ſteht. Dieſem Verhältniß zufolge nimmt auch das Zigeunerweib ihrem Gatten gegenüber eine mehr oder weniger freie, unabhängige Stellung ein. Die Eheleute arbeiten von einander getrennt und erwerben ſich das Brot, das ſie dann aber auch nicht gemeinſam verzehren. Während der Mann höchſtens einen geringen Theil ſeines Erwerbes für die Winterszeit zurücklegt, den größten Theil aber aufzehrt und vertrinkt, ſorgt die Frau für ihre Kleinen, mit denen ſie den letzten Biſſen in mütterlicher Liebe theilt; ja, ſie muß gar oft auch ihren Mann den ganzen Winter hindurch erhalten, wenn dieſer — wie gewöhnlich — im Winter keinen Erwerb hat, während ſie durch Wahrſagerei, Zaubermittel u. dgl. bei den Bäuerinnen ſtets ein gutes Stück Geld und nebenbei auch Lebensmittel reichlich verdient. Trotzdem wird ſie von ihm als Beratherin in Freud und Leid, als Freundin in höherem Sinne kaum oder gar nicht betrachtet. Zu ſeinem Weibe zieht ihn in erſter Linie die Sinnlichkeit hin; dann aber als Beſitzerin des Heimweſens ſteht er auch auf ihre Gnade an und vermeidet während der rauhen Winterszeit jeden ehelichen

Zwiſt; kommt aber der Lenz ins Land gezogen und verläßt der Stamm ſeine Erdhöhlen, um überall im Lande herumzuſtreifen, da ertönen von neuem die Hohn- und Spottlieder auf die armen Weiber, deren die Volksdichtung der transſilvaniſchen Zigeuner einige Hunderte aufzuweiſen hat. Zank und Streit, Rauferei und Zetergeſchrei ſind nun an der Tagesordnung. Singt doch der Ehemann ſtets das Lied:

Harte Schale hat die Nuß!
Jedes Weib man ſchlagen muß!
Stock iſt ſtets in meiner Hand,
Iſt der Schlag dem Mann gewandt. —
Mit der Peitſche meinem Weib
Ich das Weh vom Rücken treib'!

Die einzige Waffe des Weibes iſt ihre Zunge, die den Mann „ſticht und frißt". Verzweifelt ſingt der Mann:

O. im Schnattern iſt mein Weib nicht faul!
Stopf' der Teufel doch ihr böſes Maul,
Kürz' er ihre Zunge unverzagt,
Denn mich hat ſie ja genug geplagt!
Ihre Zunge, ach! ihr böſes Wort!
Sticht und frißt und beißt in einemfort,
Läßt mir keine Ruh' an keinem Ort!

Die Zunge des Weibes iſt der Beſen des Teufels! ſagt das zigeuneriſche Sprichwort; und da helfen nur Schläge und immer nur Schläge. Doch auch der Stock hilft oft nicht und der gequälte Gatte giebt ſeinem Weibe Branntwein, damit es ſich berauſche und ihm den willkommenen Frieden nicht ſtöre. Ein Volkslied lautet alſo:

Schön iſt Hermannſtadt fürwahr,
Und drei Kreuzer ſind kein Paar;
Nur wenn ich noch einen find', —
Meine Frau iſt langher blind'
Blind iſt ſie, was liegt daran?
Jetzt wär' ich ein luſt'ger Mann!

Doch die Zunge! ſchwere Noth!
Frißt und ſticht mich noch zu Tod!
Könnt' ich Branntwein ihr nicht geben,
Scheiden müßt' ich aus dem Leben!

Der Beſitz von Kindern allein knüpft die lockeren Banden zwiſchen den Ehegatten etwas feſter. So lange die Kinder noch klein ſind und ſich durch Betteln nicht erhalten können, unterſtützt auch der Mann von ſeinem Erwerb die Familie und iſt auch ſpäterhin ſeinen Kindern mehr zugethan als ſeinem Weibe. Ein Sprichwort ſagt: „Eine Frau erhält ſelten ihren alten Mann, aber die Kinder erhalten ihren alten Vater!" und ein anderes Sprichwort lautet: „Eine alte Frau ſchlägt der Mann, aber ein Sohn küßt ſeine alte Mutter!"

Ein unfruchtbares Weib wird bemitleidet und geringgeſchätzt und ihre Stellung dem Gatten gegenüber wird mit der Zeit ganz unhaltbar; denn ein unfruchtbares Weib hat — dem Volksglauben der Zigeuner gemäß — vor der Verehelichung mit Vampyren heimlichen Umgang gepflogen. Dieſem Uebelſtande, der ſich bei Zigeunern gar ſelten vorfindet, ſuchen ſie dann durch zauberkräftige Mittel abzuhelfen. Eines der gewöhnlichſten und ſchädlichſten Mittel iſt bei zunehmendem Monde Gras vom Grabe zu eſſen, in welchem eine ſchwangere Frau beſtattet worden; oder das Waſſer zu trinken, in welches der Gatte Kohlen geworfen oder noch beſſer ſeinen Speichel hat rinnen laſſen.

Merkwürdig und erwähnenswerth iſt ein beſonderer Umſtand der wohl bei kultivirten, aber ſelten oder nie bei unkultivirten Völkern anzutreffen iſt, nämlich die Achtung und Verehrung, die alten Frauen von ſeiten der Zigeuner gezollt wird. Während die jugendfriſche Maid bis zu ihrer Verheirathung als Kind betrachtet und behandelt wird, als junge Frau im Kreiſe ihrer Stammgenoſſen in keinem beſonderen Anſehen ſteht, im Gegentheil als ein nothwendiges Uebel blos geduldet wird, genießt die

Matrone eine Achtung und einen Einfluß, durch den ſie auf alle inneren und äußeren Angelegenheiten des Stammes entſcheidend einwirkt. Gar häufig findet man bei den Truppen der Zeltzigeuner uralte Frauen, die vor Alter ſchon blind und taub, ſich ohne Hilfe vom Platze nicht rühren, noch weniger ſich das tägliche Eſſen erwerben können, es ſei denn durch Wahrſagerei, wozu ſie aber infolge ihres gebrechlichen Körpers ſelten Gelegenheit haben. Trotzdem werden ſie von den Stammgenoſſen ſchonungsvoll und mit beſonderer Ehrfurcht behandelt. Jeder beeilt ſich ſeine Mahlzeit mit ihr zu theilen, und während ſeine eigenen Kinder hungrig um das Feuer herumlungern, giebt der Vater die beſten Biſſen ſeines Mahles der Matrone, deren Segen ihn dann vor jedwedem Unheil bewahrt. Das Urtheil, die Meinung einer ſolchen Matrone wird viel höher angeſchlagen, als der weiſeſte Urtheilsſpruch des Wojwoden. Ihrem Wunſche nicht zu willfahren, ihr eine Bitte abzuſchlagen, gilt für eine Todſünde.

In den ſeltenſten Fällen überlebt der Mann ſeine Frau, daß aber eine Frau drei, vier Ehemänner gehabt, iſt keine ſeltene Erſcheinung, obwohl die Heirath einer Wittwe oder gar eines Wittwers allſeitig für die größte Thorheit erklärt wird. Ein zigeuneriſches Volkslied ſagt alſo:

Feuer iſt gar bald entfacht,
Bläſt einher der Wind mit Macht!
Wittwe liebt! denn nicht genug
Sie der erſte Gatte ſchlug!

oder

Ein Wittwer, o Jammer! freit um ein Weib,
Denn Ledigſein iſt ihm kein Zeitvertreib!
Er nimmt ſich ein Weibchen d'rum, fein und klug.
Er hatte mit der erſten ja nicht genug!
Die erſte, ſie ſtarb ihm, o Jammer und Leid!
Bevor ſie verſoff noch ihr letztes Kleid.

Ehen zwiſchen Leuten von bedeutendem Altersunterſchiede kommen bei den transſilvaniſchen Zigeunern gar häufig vor, und manche bejahrte Frau hat ein blutjunges Bürſchchen zum Ehemann, trotzdem das Sprichwort dies ungleiche Verhältniß genug draſtiſch darſtellt, indem es alſo ſagt: „Alter Frau ein junger Mann, kahlem Kopf ein Kamm!“ Und umgekehrt findet man alte Männer mit jugendfriſchen Ehefrauen. In beiden Fällen beſtimmen die eine oder andere Hälfte die „Vermögensverhältniſſe“ zu dieſem, auch bei Zigeunern gar bedenklichen Schritt. Die junge Maid wird von ihren Eltern dem Greiſe für ein gutes Stück Geld überliefert und muß ihm dann ohne Widerſtand zur kirchlichen Trauung folgen. Was hilft's, daß ſie einſt das Lied jugendfroh mit voller Kehle in die morgenfriſche Luft der Haide hinausſchmetterte:

Lebt' ich auch noch hundert Jahr':
Junge liebt' ich immerdar!
Einen Alten brauch' ich nicht,
Wenn er mir auch Gold verſpricht!

Die Eltern haben es anders gewollt, und die Zigeunerin weiß ſich ſchon auch an der Seite eines alten Ehemannes zu tröſten. Trotzdem kommen unter den Zigeunern ſelten Eheſcheidungen vor. Wenn auch Mann und Frau ſich gar häufig „von Tiſch und Bett“ trennen und jedes von ihnen ſeiner Wege geht, am Ende kommen ſie doch zuſammen und verſöhnen ſich und wenn auch nicht früher, ſo doch am St. Georgitag gewiß. An dieſem Tage backen die Zigeunerweiber eine Art Kuchen, der, durch verſchiedene wohlriechende Kräuter gewürzt, einen nicht gerade unangenehmen Geſchmack hat. Dieſen Kuchen vertheilen ſie unter Freund und Feind, und jeder, der davon zehrt, muß ſich mit der Geberin — ſei ſie ihm noch ſo verhaßt, verſöhnen. Dieſem Kuchen werden auch geheimnißvolle Wirkungen zugeſchrieben, die namentlich in Liebesangelegenheiten ſich unzweifel-

haft bethätigen. Manche Frau feſſelt ihren treuloſen Mann durch dieſen Kuchen für immer an ſich, und manche Maid raubt durch ihn Herz und Verſtand des Burſchen, der dann in ſeliger Erinnerung ihr Lob ſingt:

Wohl kein Weib bäckt ſolches Brot,
Wie mein ſüßes Lieb es bot
In dem Wald, beim Feſtgelag'
Mir am St. Georgitag.
Knetet Blumen von der Au
In den Teig und friſchen Tau,
Bäckt hinein die Liebe groß, —
Sklav' wird ihr, der es genoß.

Eheſcheidungen kommen ſchon aus dem Grunde bei den Zeltzigeunern nicht häufig, ſondern höchſt ſelten und auch dann nur auf Grund körperlicher Gebrechen vor, weil ja Mann und Frau in Thun und Laſſen von einander frei und unabhängig ſind. Selbſt Ehebruch zieht keine beſonders ſchweren Folgen nach ſich; höchſtens werden die Thäter durch ein Gebot des Häuptlings für „beſchimpft" erklärt und müſſen kürzere oder längere Zeit hindurch, vom Stamme ausgeſtoßen, allein wandern. Dieſe Acht dauert gewöhnlich eben ſo lange, bis es dem Verpönten gelingt, durch ein Geſchenk, gewöhnlich durch eine große Quantität Branntwein, ſich die Gunſt ſeiner Stammgenoſſen wieder zu gewinnen, worauf er dann feierlich in den Stamm wieder aufgenommen wird und mit demſelben wandern und lagern kann. Solch eine Inachterklärung, die nicht blos in Eheſachen, ſondern auch bei Thätlichkeiten u. ſ. w. von ſeiten des Häuptlings auf allgemeines Verlangen der Stammgenoſſen als höchſte Strafe verhängt wird, hat für den Zeltzigeuner in jeder Beziehung ſchreckliche Folgen. Abgeſehen davon, daß er einſam und allein die Welt durchſtreifen muß, wird er überall von den Behörden angehalten, da ſeine einzelne Erſcheinung ſtets Verdacht erregt; kein Bauer giebt ihm Arbeit, keine Bauers-

frau giebt ihm ein Almoſen, denn Jedermann fürchtet ſich vor ihm und glaubt, daß er blos aus dem Grunde allein wandere, um deſto leichter und ſicherer Frevel verüben zu können. Zu all' dieſen Unannehmlichkeiten, die den einſamen Wanderer auf Schritt und Tritt verfolgen, geſellt ſich noch eine Art Heimweh, ein Gefühl der Verlaſſenheit, das ſein Gemüth gar oft aus Rand und Band löſt. Man muß eben den Zeltzigeuner genau kennen, um die Größe der Strafe, die eine Inachterklärung für ihn enthält, beurtheilen zu können. Wie ſehr er das zügel- und zielloſe Herumſchweifen in der Welt liebt, ebenſoſehr hängt er an ſeinem Stamme und allein von Ort zu Ort zu wandern, iſt für ihn die denkbar größte moraliſche Strafe. Schon ſein geſchwätziges, geſelliges Weſen verleidet ihm das Alleinſein. Kein Wunder alſo, wenn er trachtet auf welche Weiſe immer, auf redlichem oder unredlichem Wege, ſich ſo viel Geld zu verſchaffen, das genügt, ſeine Stammgenoſſen für ihn günſtig zu ſtimmen und ſeine Aufnahme in den Stamm zu erwirken; dann verſöhnt er ſich mit ſeinem Weibe, um nach einigen Tagen abermals handgreifliche Zwiſtigkeiten hervorzurufen; denn beim Zeltzigeuner geht der Liebesmai bald zur Rüſte, und dann gilt in Wahrheit und im tragiſchen Sinne jenes ſpöttiſche Wort des römiſchen Erotikers: „maritus finis amorum“. Der Frohſinn hat bald das Kap der Sitte umſegelt und geht über die Grenze des Erlaubten. Bald trägt der Gatte, bald die Gattin die Schuld an handgreiflichen Zwiſtigkeiten, — in den meiſten Fällen Beide. Obendrein ſind Noth und Elend getreue Gefährten des Kortorars. Doch genug! „Das Kapitel der Völkerleiden iſt ja in aller Welt zu groß, um es jemals zu Ende führen zu können.“ Das Echo der Leiden iſt von Jahrtauſend zu Jahrtauſend das gleiche geblieben. Doch wäre es falſch, zu vermuthen, daß die Religion oder gar die Hoffnung auf ein beſſeres Jenſeits den elendmüden Kortorar in ſeinen Erdenleiden ſchon hie-

nieden voll und ganz tröste. Das ist nicht der Fall, obwohl die transsilvanischen Zigeuner fast ohne Ausnahme der griechisch-orientalischen Kirche angehören, welche eben in Siebenbürgen einen großen Einfluß auf die Gemüther ausübt. Vielmehr ist es ein resignirender Humor, welcher dem Zigeuner über alles Elend hinüberhilft, und fühlt er sein Ende nahen, da erfüllt ihn der Tod, dies „Fragezeigen groß und schwer", mit Schrecken und Grauen, worauf alle die interessanten Gebräuche hinweisen, welche das Zigeunervolk bei der Bestattung seiner Angehörigen beobachtet und die ich an dieser Stelle in flüchtigen Strichen erzählen will.

Wie im ganzen religiösen Leben der Zigeuner, so drückt sich auch bei ihren Leichenbestattungsgebräuchen die Eigenthümlichkeit des zigeunerischen Religionsgefühls aus. Es ist das der Furcht, die selbst bei höheren Stufen der Kultur, wo noch der heidnische Religionscharakter vorherrschend ist, beobachtet werden kann. So trotzig der Zigeuner den sichtbaren Gefahren entgegengeht, wenn ihn die Leidenschaft treibt, so gleichmüthig er das größte Elend, die höchste Noth erträgt, so sehr ist er immerdar von Furcht und Grauen vor dem Tode erfüllt. Ihre Bestattungsgebräuche weisen auf das vorherrschende Gefühl der Furcht hin, und selbst die beim Akt der Beerdigung in der Berauschung erregten Thränenergießungen bringen dieses Gefühl nur zu einem gesteigerten Bewußtsein. Furcht ist das vorherrschende Gefühl, das sich in ihren Leichenbestattungsgebräuchen, in ihrem ganzen Todtenkultus überhaupt, ausspricht. Selbst den Namen eines Verstorbenen wagen sie aus Furcht nicht auszusprechen. Blumen vom Grabe zu pflücken gilt für todbringend; so heißt es den in einem zigeunerischen Volksliede:

Falsche, böse Menschenschaar!
Hör' mein letztes Wort fürwahr!
Wenn ich einst gestorben bin,
Legt zur letzten Ruh' mich hin!

Schöne Roſen blühen dann
Auf dem Grab mir armen Mann;
Doch wer eine ſich abpflückt,
Wird dem Leben bald entrückt!

Ein anderes Volkslied lautet alſo:

Auf dem Grab die Roſe
Blüht ſo freudenloſe;
Will ſie mir abbrechen, —
Mag ſie ſich drum rächen!
Sprießt auf Liebchens Grabe,
Ich gepflanzt ſie habe;
Brech' ich ſie mir ab geſchwind;
In dem Grab ich Ruhe find', —
Meinem Liebchen, meiner Ruh',
Führt mich dann die Roſe zu!

Schon die Gebräuche, die ſie bei Sterbenden beobachten, haben das Gefühl der Furcht zur Triebfeder. Liegt der Kortorar im Sterben, ſo werden aus ſeinem Zelte alle Gegenſtände hinausgeſchafft, damit die Seele, beim Eintritt des Todes dem Körper entfliegend, ſich nicht irgendwo anſtoße und der Todte ſich dieſerwegen an ſeinen Hinterbliebenen räche. Dauert der Todeskampf zu lange, ſo laſſen die Verwandten den Körper des Sterbenden von einem weißen Hunde belecken, wodurch die Seele aus dem Körper hervorgelockt wird,[8] wohin ſie ſpäter, wie wir ſehen werden, ohnehin zurückkehren muß. Weiße Hunde finden ſich daher als ſtete Begleiter der einzelnen Zigeunertruppen.

Stirbt der Kortorar, hat ſich die Tragödie ſeines Lebens abgeſpielt und iſt der Vorhang gefallen, der die Grenze und Scheidewand zwiſchen Sein und Nichtmehrſein bildet, dann wird ſein Körper mit Salzwaſſer, das uraltem Glauben gemäß eine reinigende Kraft beſitzt, abgewaſchen und ins Freie hinausgeſchafft, doch nicht beim gewöhnlichen Ein- und Ausgang des Zeltes, ſondern es wird zu dieſem Behufe eine Zeltwand aufgehoben und auf dieſem Wege die Leiche hinausbefördert, damit der

Seele die Rückkehr ins Zelt abgeschnitten werde. Stirbt ein ansässiger Zigeuner (Gletetschore), so wird bei Hinausschaffung der Leiche die Thür aus den Angeln gehoben und erst nach der Beerdigung wieder eingehängt.

Draußen vor dem Zelte wird die Leiche angekleidet und dann auf die Erde gelegt mit dem Kopf vor einen in die Erde getriebenen Pfahl. Auf diesen Pfahl wurden in früheren Zeiten mehrere Schläge mit dem Lieblingsgegenstande des Verstorbenen (Geige, Pfeife u. dgl.) geführt und dann dem Todten die Frage vorgelegt: „Starbst du, weil es der große Gott so wollte?" (Merá tu, káy báro devlá sár kámelás?) Wenn die Leiche dabei ruhig blieb, so galt die Frage für bejaht, bewegte sie sich aber vorwärts gegen den Pfahl zu, so lautete die Antwort auf gewaltsamen Tod und es wurde dann nach dem Mörder geforscht. — Nach der Aufbahrung der Leiche haben die nahen und fernen Verwandten des Verstorbenen die Pflicht, dem Entschlafenen Geschenke, und zwar Speisen und Getränke, darzubringen, welche sie neben die Leiche stellen und dann selbst verzehren. Je größer die Geschenke, desto größer die Achtung vor dem Todten. Von der Zeit an, wo die Leiche vor das Zelt hinausgetragen wird, beginnt auch das Kommunalessen, und eine Menge Speisen werden verschlungen und der stärkste Branntwein getrunken. Unter dem Einflusse dieses Getränkes beginnen die Weiber des Stammes im Kreise um die Leiche herum zu tanzen, indem sie zugleich den Klagegesang anstimmen; ein ohrzerreißendes Geschrei, indem sie durcheinander ganz heterogene Lieder mehr in langgezogenen Tönen rezitiren, als singen, sich dabei die Haare ausraufen und das Gesicht blutig kratzen. Bald mischen sich auch die Männer und Kinder in diese dämonische Trunkenheitsscene, welche immer wüthender wird, bis die erschöpften Gestalten vor Ermüdung zu Boden sinken. Bei diesem Leichenfeste zeigen sich die Zigeuner, als reine Wilde

und keine Drohung, keine Bitte legt ihrem Wüthen Einhalt. Während meines mehrmonatlichen Studienaufenthaltes (im Sommer 1883) unter einer Wanderzigeunertruppe gab es zwischen mir und der Bande nur ein einzigesmal einen „Skandal" und dieser spielte sich eben wegen und bei der Bestattung einer alten, blinden Zigeunerin ab. Diese Orgien dauern zwei, drei Tage hindurch, bis eben die Leiche weggeräumt wird, und haben dem Glauben der Zigeuner gemäß den Zweck, die Seele des Verstorbenen zu hindern, in den Körper zurückzukehren, ehe dieser nicht in die Erde gescharrt ist, denn im entgegengesetzten Falle hätte der Todte keine Ruhe und gar häufig „heimkehrend" würde er den Hinterbliebenen Unannehmlichkeiten bereiten, namentlich auch denen, welche von den beim Leichenfeste genossenen Speisen und Getränken nicht zeitweilig ein Krümchen oder einen Tropfen auffallen lassen, welche die herumflatternde Seele des Todten heimlich genießt.

Der Todte wird endlich an einer einsamen Stelle des Dorffriedhofes oder fern vom Getümmel der Welt, am Rande eines Waldes beerdigt und die Stelle mit einem sonderbaren, keilförmigen Pfosten bezeichnet, dessen oberes Ende kaum sichtbar aus der Erde hervorragt, das untere aber beinahe den Kopf der Leiche berührt. Dies hängt mit dem — heute gänzlich aufgelassenen — Gebrauche zusammen, daß nämlich die Verwandten den Kopf der Leiche nach einer gewissen Zeit herausnahmen, denselben an einem andern, entfernteren Orte vergruben und den Pfosten an seine Stelle tief in die Erde hineintrieben. Dies geschah aus dem Grunde, um die Fäulniß des Körpers zu beschleunigen, weil die Seele erst dann in das Reich der Todten gelangt, wenn der Körper ganz aufgelöst ist.

Es drängt sich uns nun unwillkührlich die Frage auf: wie steht es um den Unsterblichkeitsglauben der transsilvanischen Zigeuner?

Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die Unsterblichkeitsideen den Zigeunern rundweg absprachen, sie als jeden Glaubens entrathende Horden hinstellten, ohne dabei zu bedenken, daß es wohl Individuen gebe, denen dieser Glaube abhanden gekommen ist, aber keine Völker, nicht einmal Horden.

Nach der Ansicht der transsilvanischen Zeltzigeuner lebten vor Jahrtausenden die Menschen ewig, es gab eine irdische Unsterblichkeit, die die Menschen infolge des Ungehorsams eines Weibes verloren. Vor vielen tausend Jahren, erzählen die Zigeuner, kam einmal ein alter Mann zu einem Ehepaar, dem er einen Napf gab, in welchem sich ein Fischlein befand. Er bat den Mann, ihm dies Fischlein gut aufzubewahren, ja nicht zu verzehren, denn nach neun Tagen würde er es sich abholen und ihn dann belohnen. Die Frau des Mannes aber briet das Fischlein und verzehrte es. Als der Alte zurückkam und sein Fischlein nicht vorfand, verfluchte er die Menschheit. Es begann nun neunzig Tage lang zu regnen. Viele Menschen kamen im Wasser um, und von dieser Zeit mußten die Menschen sterben, die vordem ewig lebten.[9] Diese Sage erzählt also eine Art Sündenfall, welchen Ausdruck man jedoch nur uneigentlicher Weise auf ähnliche heidnische Erzählungen überträgt. Die Naturvölker kennen eigentlich keinen Sündenfall, sondern nur einen ursprünglichen Unglücksfall, d. h. nicht durch eine bewußte Uebertretung eines göttlichen Gebotes, sondern durch ein zufälliges Ereigniß beginnt das in nothwendigem Verhältniß begründete Unglück des Menschengeschlechts.

Den Vorstellungen der Zigeuner gemäß, ist die Unsterblichkeit jenseits nach Art des Lebens diesseits, und erst nach stattgefundener Fäulniß des Körpers treten die Seelen ihre Wanderung in das eigentliche Reich der Todten an, wo sie bloße Bilder der Menschen diesseits sind. Ein krummer Mensch ist dort wieder krumm, ein lahmer lahm, ein blinder blind. Bis

zur Reiſe ins eigentliche Todtenreich werden die Seelen in drei Abtheilungen geſondert: in Ertrunkene, deren Seelen die Waſſergeiſter in Töpfen verſchloſſen halten, bis der Leib verfault;[10] — in Ermordete, deren Seelen in wilde Thiere fahren und ſo lange dort verweilen, bis der Mörder ſelbſt ſtirbt und ſeine Seele ebenfalls in ein Thier fährt, woher ſie erſt nach Jahrhunderten in das Reich der Todten gelangt; — und in die in Hütten Geſtorbenen, deren Seelen ſo lange auf Erden weilen, herumirren, den Körper verlaſſen und in denſelben wieder zurückkehren, bis derſelbe ganz verfault iſt, worauf ſie dann auch die Reiſe ins Todtenreich antreten. Um der Seele, die in dieſem irrenden Zuſtande ohne eigentliches Bewußtſein iſt — „wie beſoffen“ (sár mátyi), ſagte mir ein alter Kortorar —, den Weg in den Körper zurück anzudeuten, wird der Leiche ein Tuch über den Kopf geſpreitet, worin gerade über dem Munde ein Loch iſt, damit die Seele nach Belieben ein- und ausfliegen kann.[11]

Die Reiſe ins eigentliche Todtenreich iſt gar beſchwerlich, voll Schrecken und Grauen. Die Seele muß bei neun Bergen vorbeiziehen, die miteinander fechten, dann vertheidigt eine Schlange den Weg und dann geht es durch zwölf Wüſten, wo ein eiſigkalter Wind weht, der auf die Haut wie ein Meſſer ſchneidet. Gegen die Kälte dieſes Windes hilft das Feuer, das aus dem Verbrennen der Kleider und des Bettzeuges des Verſtorbenen entſteht, welche in früheren Zeiten erſt nach Monaten, alſo wenn die Fäulniß des Körpers ſchon eingetreten, nicht aber wie heutzutage gleich nach der Beſtattung, verbrannt wurden.[12]

Als Illuſtration zu den ſoeben angeführten Gebräuchen will ich hier noch ein intereſſantes Märchen der transſilvaniſchen Zeltzigeuner in beinahe wörtlicher Ueberſetzung mittheilen. Das Märchen lautet alſo:

„Die drei Eier.

Einmal lebte ein armer Zigeunerburſche, dem Vater, Mutter und auch die Geliebte im Laufe einer Woche ſtarben. Trüben Herzens begrub er ſie, konnte aber kein Todtenmahl abhalten, denn er war ſo arm, daß er kaum von einem Tag auf den andern leben konnte. Eine Woche nach dem Leichenbegängniß erwachte er in der Nacht und es war ihm, als ob Jemand an ſeinem Zelte rüttelte. Er frug: „Wer iſt da?" Darauf hörte er ſeinen Vater ſagen: „Du haſt mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Die darauffolgende Nacht erwachte wieder der Burſche und es war ihm, als ob Jemand an ſeinem Zelte rüttelte. Er frug abermals: „Wer iſt da?" Darauf hörte er ſeine Mutter ſagen: „Du haſt mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Die nächſte Nacht hörte er wieder Jemanden an ſeinem Zelte rütteln und er frug abermals: „Wer iſt da?" Darauf hörte er ſeine Geliebte ſagen: „Du haſt mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Da wurde ihm gar ſchwer ums Herz und er trat vor ſein Zelt hinaus. Die Nacht war finſter und er konnte gar nichts ſehen, doch hörte er ſeine Geliebte alſo ſprechen: „Wenn du uns zur Ruhe bringen willſt, ſo gehe hinauf ins Gebirge, dort findeſt du in einer Höhle drei Eier, dieſe nimm zu dir und öffne ſie, wenn du es kannſt, doch ſchwer wirſt du dahin gelangen!" Darauf verſchwand die todte Maid.

Am andern Tage zeitig in der Frühe machte ſich der arme Burſche auf den Weg. Hoch oben im Gebirge traf er eine alte Frau an, die einen großen Sack mühſam auf dem Rücken trug. Der Burſche bedauerte ſie und ſprach: „Gebt her den Sack, ich will ihn euch tragen!" Die alte Frau übergab ihm den Sack, der Burſche nahm ihn auf ſeine Schulter und frug die Alte, was ſie darin bewahre, da ihm der Sack ſo leicht vorkomme. „Die Seelen todtgeborener Kinder," ſagte die alte

Frau, „ich pflege dieſelben hinauf in das Reich der Todten zu tragen.“ Kaum daß ſie einige Schritte gethan hatten, blieb die Alte vor einer Höhle ſtehen und ſagte: „Wir ſind angelangt!“ — „Wie ſo?“ frug der Burſche, „ſo ſchnell?“ — „Dir ſcheint es ſchnell,“ ſagte das alte Mütterchen, „obwohl du den Sack bereits ſeit neun Jahren auf deiner Schulter trägſt.“ Darauf erſchrack der Burſche, die Alte aber fuhr fort: „Im Reiche der Todten vergeht die Zeit gar ſchnell und, Freundchen, wir befinden uns da! wenn auch nicht im eigentlichen Reiche der Todten, ſo haben wir doch ſchon die Grenze desſelben überſchritten. Ich weiß auch, warum du dich herbegeben haſt! Hier gebe ich dir ein Stück Fleiſch, einen Krug voll Milch, einen Schlüſſel und einen Strick; mit dieſen Sachen kannſt du deinen Weg fortſetzen und bald wirſt du die Höhle erreichen, in welche du zu kommen die Abſicht haſt!“ Hierauf übergab ihm die Alte ein Säckchen und verſchwand.

Der Burſche ſetzte ſeinen Weg fort und erreichte gar bald den Schlund einer dunklen Höhle. Er trat ein und kaum trat er einige Schritte vorwärts, ſo wurde es ringsum hell und er ſah nun ein großes Haus vor ſich ſtehen. Er öffnete das Thor und trat in den Hof, aber neun weiße Hunde ſtürzten ſich wüthend auf ihn. Er nahm aus dem Säckchen das Fleiſch hervor und warf es den Hunden hin. Darauf ging er vorwärts und ſah einen Brunnen, aus welchem eine Frau Waſſer ſchöpfte, indem ſie den an ihre Zöpfe gebundenen Eimer heraufzog und wieder in den Brunnen hinabließ. Er warf ihr den Strick hin, damit ſie die Eimer an denſelben binde, und frug ſie, wozu ſie das viele Waſſer ſchöpfe. „Für die Todten,“ antwortete das Weib, „welche ihre Verwandten ungewaſchen begraben haben.“ Darauf ging er weiter und öffnete mit dem Schlüſſel die Thür des Hauſes und trat in ein Zimmer, wo er drei Eier fand. Er brach das eine auf. Da ſchwebte Nebel

im Zimmer und ſein Vater trat vor ihm und ſprach: „O, ich bin hungrig und durſtig!“ — „Komm' in den Hof,“ ſagte der Burſche, „vor der Thür ſteht ein Krug voll Milch.“ — „Ich danke dir,“ antwortete der Vater, „aber jetzt iſt es ſchon zu ſpät; wenigſtens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!“ Mit dieſen Worten verſchwand er. Der Burſche öffnete nun das zweite Ei und darauf trat ſeine Mutter hervor und ſprach: „O, ich bin hungrig und durſtig!“ — „Komm in den Hof,“ ſagte der Burſche, „vor der Thür da ſteht ein Krug voll Milch!“ — „Ich danke dir,“ antwortete die Mutter, „aber jetzt iſt es ſchon zu ſpät; wenigſtens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!“ Mit dieſen Worten verſchwand ſie.

Da nahm der Burſche das dritte Ei in die Hand und ging hinaus in den Hof, wo er es neben dem Krug zerbrach. Jetzt erſchien ſeine Geliebte und ſprach: „O, ich bin hungrig und durſtig!“ — „Hier iſt Milch, mein Lieb,“ ſagte der Burſche und überreichte ihr ſchnell den Krug. Die Maid trank und wurde ſo ſchön, wie die ſchönſte Tochter des Sonnenkönigs. Als ſie die Milch ausgetrunken hatte, ſprach ſie alſo: „Geliebter, du haſt mich vom Tode erlöſt, nun kehre ich mit dir zurück ins Leben und werde dein!“

Und ſo geſchah's. Sie kehrten vom ſchrecklichen Gebirge heim und lebten nun in Glück und Zufriedenheit miteinander, bis auch ſie für ewige Zeiten ins Reich der Todten überſiedeln mußten. . . . .“

Dies das Märchen, zu deſſen Verſtändniß ich noch folgendes bemerken muß. Bei den Zigeunern handelt es ſich nicht um Unſterblichkeitsvorſtellungen, die blos der Seele eine Fortdauer nach dem Tode zugeſtehen. Bei ihnen kommen die Verſtorbenen in Betracht, inwiefern ſie wie andere Geiſter einer überſinnlichen Welt auf das Geſchick des Lebenden einen gött-

lichen Einfluß ausüben, nützen oder ſchaden Eine Todtenverehrung dieſer Art war und iſt bei vielen Völkern im Gebrauche. So glauben z. B. die transſilvaniſchen Zigeuner, daß beſonders in der Johannisnacht die Todten, die in der Erde keine Ruhe haben oder den Weg ins Todtenreich nicht finden können, ihre lebenden Angehörigen beſuchen. Daher ſpannen die Zeltzigeuner, wo immer ſie zu der Zeit lagern, einen Faden über das nächſtgelegene Waſſer, damit die Geiſter dasſelbe paſſiren können, denn das Waſſer bildet nach uraltem Glauben die Grenze zwiſchen Leben und Tod, Waſſer entzaubert und verſcheucht die Geiſter. Erſcheint einem der Todte in dieſer Nacht im Traume, ſo findet er eben keine Ruhe, und man kann ihm dieſe nur ſo verſchaffen, wenn man das von der Dachtraufe der Kirche herunterfallende Regenwaſſer ſammelt und damit ſieben Tage hindurch täglich ſiebenmal ſein Grab begießt. Auch wird in dieſer Nacht ein Gefäß mit Milch vor das Zelt geſtellt, damit die Todten, ermüdet von der irdiſchen Fahrt, ſich laben können.

Die Vorſtellungen der transſilvaniſchen Zeltzigeuner von der Unſterblichkeit ſind alſo auch noch heutzutage ſehr primitiv. Nach denſelben dauern die vereinzelten Zuſtände diesſeits dem Weſen nach jenſeits wieder fort. Darum werden den Verſtorbenen Milch und Waſſer hingeſtellt, darum wurden ihnen noch vor gar nicht langer Zeit Speiſen auf das Grab gelegt. Ja, ſelbſt der Aufenthaltsort der Todten iſt kaum ein anderer, kaum ein Jenſeits. Denn jeder Zigeunerſtamm verlegt denſelben in ſeine Provinz, ſo die transſilvaniſchen Zeltzigeuner in die ſüdlichen Abhänge der Karpathen Siebenbürgens, wo ſich die Verſtorbenen den Tag über in unzugänglichen Klüften aufhalten, die reich an ſonnigen Gefilden ſein ſollen, ſich mit ſchönen Weibern unterhalten und an köſtlichen Speiſen ſich laben, um dann des Nachts in die Thäler hinabzufliegen, damit „ſie ſich unterhalten, damit ſie leben“ — wie ſich mir ein alter Zigeuner

ausdrückte. So ſehr iſt das Leben der Verſtorbenen an das der Lebendigen geknüpft, daß ſie gleichſam eine Sehnſucht nach dem Diesſeits zeigen, die Lebendigen gleichſam beneiden. Von einer ſittlichen Faſſung des Unſterblichkeitsglaubens, von einer Vergeltung jenſeits iſt bei den Zigeunern keine Rede. Das religiöſe Gefühl ahnt wohl das Hinüberragen der Seele in ein Jenſeits, aber die Schauer des Todes, die Liebe zum Leben, hält dieſe Ahnung befangen. . . .

Dies wäre denn in flüchtiger Skizze dargeſtellt das Leben und Treiben, die Anſchauungen, die Sitten und Gebräuche dieſes weltverlaſſenen, gutmüthigen, echt romantiſchen Völkchens in Siebenbürgen. Wir hätten nur noch zum Schluß einige Worte über die bislang kaum beachtete, im großen Ganzen unbekannte Volkspoeſie der transſilvaniſchen Zigeuner zu ſagen.

Zweifelsohne liegt in unſerem Heirathsvermittelungs- und Civilehezeitalter eine Art Sehnſucht nach dem jugendfriſchen Quell der Volksdichtung, aber andererſeits iſt auch nicht zu vergeſſen, daß der Lärm und der Kampf der Geiſter ſo laut geworden iſt, daß nur Wenige ſich für den Naturlaut wahrer Volkspoeſie intereſſiren. Nur die helleniſchen Ideale in Betracht zu ziehen und zu verlangen, daß man der Volkspoeſie den Rücken kehren möge, heißt nicht nur das wichtige Prinzip der Vergleichung verkennen, ſondern auch die Lebensadern der unverfälſchten Dichtung unterbinden. Freilich muß man auch beim Volksgeſang das wahre Gold von dem verführeriſch glitzernden, werthloſen Metall, das an Ideen und Bildern reiche Werk des menſchlichen Gefühls von dem hohlen, ſich blähenden Wortgeklingel unterſcheiden können. Auch auf die Volkspoeſie der transſilvaniſchen Zigeuner läßt ſich das recht wohl anwenden, was ſchon der Altmeiſter Goethe ſagt, daß alle Volkslieder das haben, „was der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat"; ſie iſt auch ein „Jungbrunnen", aus deſſen ewig

frisch quellendem Born neue Lebenskraft, neuen Lenzes Blüthenduft strömt, und beim Klange dieser Lieder scheint die Zeit der eigenen Jugend wiederzukehren; jugendheimwärts träumt der Sinn. Nichts hebt die Brust so heimwehtraurig, nichts ist ein so schöner inniger Gruß aus unserer eigenen Kindheit sonnigen Tagen, als die Volkspoesie: das Märchen, der Ton vergessener Jugendlieder.

Der Inhalt der meisten Zigeuner-Volkslieder ist allerdings nicht „neu", ebensowenig als bei einem andern Volke; es sind ja dieselben Herzenslaute, die zu alten Zeiten und in allen Ländern nach Ausdruck ringen; freilich nur anders gestaltet durch andere Lebensbedingungen, durch ein anderes nationales Gepräge. Doch wir müssen nie vergessen, daß der Urklang der Leidenschaft immer und überall der gleiche bleibt, — „suchte sie mühsam das Neue, blos weil es neu ist, dann wäre sie keine Leidenschaft". Aus diesem Grunde begegnen wir auch im Volksgesange der transsilvanischen Zigeuner altbekannten Weisen. Wie gewisse Grund- und Urmomente Weltideen und Eigenthum der Menschheit selbst sind, so giebt es auch poetische Ergüsse in der Gefühlswelt, die so universell sind, daß sie keinem einzelnen Volke, sondern der ganzen Menschheit gehören.

Dies gilt im ganzen und großen auch von der Lyrik der transsilvanischen Zigeuner, da ja eben die echte lyrische Flamme den eigentlichen Herd des dichterischen Feuers bildet. Man kann sich kaum etwas Vollendeteres denken, als diese kleinen, aber sonnigen Blüthen zigeunerischer Lyrik, die uns frisch entgegenduften, wenn wir das Geäst und Laubgehänge, das sie umgiebt, auseinanderbreiten. Die Schwärmerei der jungen Liebe, der Trennungsschmerz, die schmerzliche Enttäuschung, Treulosigkeit in der Liebe und die Qualen, welche der Tod geliebter Wesen den Ueberlebenden zurückläßt, spielen auch in dem Volksgesange der transsilvanischen Zigeuner eine große Rolle und sind in allen Stufenleitern der Empfindung vertreten. Neben

ſchrillen, oft gar ſchrillen Klängen um das Vergängliche alles Guten, weniger Schönen, um des Menſchen ganzes klag- und thränenwürdiges Loos, kurz Alles, was ein Menſchenherz beglückt, peinigt und erfüllt, kurz, keinen Orgelton des menſchlichen Regiſters vermiſſen wir in den Liedern der transſilvaniſchen Zigeuner, deren Exiſtenz man noch vor gar nicht langer Zeit rundweg leugnete und die man auch noch heute kaum beachtet, kaum kennt. Es hat dies ſeinen Grund zum Theil in dem erſt ſpäteren Auffinden der zigeuneriſchen Volkspoeſie überhaupt, zum Theil wohl auch in der minder leichten Zugänglichkeit des genügenden Verſtändniſſes der zigeuneriſcheu Sprache. Iſt es ſchon nicht ganz leicht, auch nur das äußere Walten eines ſo wenig gekannten Volkes, wie jenes der Zigeuner auch noch heute iſt, ſo iſt es vollends kaum möglich, ſein inneres Leben, deſſen Offenbarungen und poetiſchen Geſtaltungen ohne vorhergegangene Studien zu begreifen.

Metriſche und ſprachliche Vollkommenheiten fehlen in den Volksliedern der Zigeuner. Die äußere Form derſelben iſt von primitiver Art. Es ſind faſt ausnahmslos Verszeilen von vier oder vierthalb Trochäen, wobei die Silben nicht nach einer feſtſtehenden Regel nach ihrem natürlichen Gewicht verwendet werden ſondern, je nach Bedürfniß, auch einfach gezählt werden, und Silben, welche in Proſa unbetont ſind, werden dem Rhythmus zuliebe hervorgehoben, und umgekehrt werden Tonſilben an tonloſe Stellen gerückt. Trotzdem trägt die Sprache der Lieder ein höheres Gepräge an ſich, als die gewöhnliche Umgangsſprache. Die Reime ſind faſt immer rein, in der Regel gepaart, faſt niemals gekreuzt. Aſſonanz und Stabreim werden häufig angewendet und die letzte Silbe im Liede beſonders betont. Korrektheit der Form darf man überhaupt im echten Volksliede nicht erwarten, höchſtens eine leiſe Ahnung der einfachſten Kunſtregeln, wie ſie vom muſikaliſchen Takte eingegeben werden, der

als ein verborgener Genius nicht ſelten in der Seele des Naturmenſchen enthalten iſt und nur auf die Gelegenheit lauert, um hervorzubrechen und ſich geltend zu machen.

Einen beſonders reichen Schatz von Märchen und Sagen beſitzen die transſilvaniſchen Zeltzigeuner, denn die anſäſſigen „haben nicht Noth, ſo dummes Zeug zu hören" — ſagte mir ein ſtädtiſcher Zigeuner, als ich ihn um Märchen anging. Aber die Zeltzigeuner, die im Winter in Erdhöhlen hauſen, was wären das überhaupt für traurige Exiſtenzen ohne die Märchenpoeſie! Wie ſchaurig und traurig iſt es, wie langſam ſchleicht in ſolch' einſamen, von aller Welt geſchiedenen und gemiedenen Erdhöhlen die lange Winterszeit dahin, wenn die bergigen Wildniſſe ringsum unter Schnee und Eis erſtarren! Dann ſitzen die Leute beiſammen in den übelriechenden Höhlen und während ſie beim Scheine des aus Luftmangel trüb qualmenden Feuers Beſen binden, Löffel u. dgl. ſchnitzen, erzählt die eine oder die andere Matrone des Stammes Märchen und längſt verklungene Geſchichten, während draußen der Sturmwind durch die Lüfte fegt.

Die Elfen und Nixen im Waldesgrund und im Waſſerfall, die Zauberſtimmen in der Luft, im Wind und im Regen, die Dryaden und Gnomen, alle die holden und ſcheußlichen Geſchöpfe und Gebilde der Phantaſie, mit denen der Dichter die Oede erfüllt und belebt, ſind für den transſilvaniſchen Zeltzigeuner auch vorhanden. Die Freude an der Natur und ihren Geſchöpfen iſt den ewig wandernden Zeltzigeunern nicht fremd; dieſes Ineinanderleben und Sicheinsfühlen mit denſelben, das Verleihen von menſchlichen Empfindungen, das Reich des Märchens und der Sage, gar wohl bekannt und einfach und ſchmucklos erzählt ſie ſich dies heimathloſe Volk, und doch wohl ebenſo werthvoll und ſchön, wie manches unſerer langathmigen Tantenmärchen. Sehen wir einen dieſer braunen Geſellen oder eine ſchwarzäugige Maid träumeriſch vor dem Zelte auf der Haide

ſitzen, das Auge bald in das Fernſte geheftet, bald auf das Kleinſte und Nächſte, alles mit gleicher Liebe umſpannend, ſich in das Einzelne ſinnvoll verſenkend, und dann wieder ins ſchrankenlos Große im Gedankenfluge ſtreifend, da wundern wir uns nicht, den Wiederhall ſolcher Stimmungen in ihren Liedern und Märchen zu finden.

Welch' hohen Werth die Volkspoeſie der transſilvaniſchen Zigeuner für die vergleichende Literatur haben, welchen Werth ihre Märchen und Sagen für die vergleichende Mythenkunde haben werden, das wird erſt die Zukunft erweiſen, wenn eben dieſer große Schatz im großen und ganzen gehoben iſt, der ſo unendlich groß iſt, daß ein armes Menſchenleben, und ſei es das längſte, eine arme Menſchenkraft, und ſei ſie die genialſte, nicht ausreicht, denſelben in all' ſeiner Breite und Tiefe ans Tageslicht zu fördern. Aus den angedeuteten Gründen iſt es wohl der Mühe werth, ſich auch mit dieſem der Zahl ſeiner Individuen nach geringfügigem Theil der Menſchheit zu befaſſen, der zwar auf die Geſchicke der Welt, auf die Entwickelung der Kultur wohl nie einen Einfluß gehabt, aber als eine beſondere Gruppe unſeres Geſchlechts in der ethnographiſchen oder naturwiſſenſchaftlichen Betrachtung und ethnologiſchen Behandlung der Menſchheit ebenſo ſeine Bedeutung hat, wie alle anderen Arten oder Klaſſen von Völkern.

Anmerkungen.

[1] Vgl. meine „Sprache der transſilvaniſchen Zigeuner". Leipzig, W. Friedrich, 1884.

[2] Das Umreiten von Stätten und der Glaube, daß dies Reiter und Roß vor Schaden bewahre, findet ſich auch bei den altgermaniſchen Stämmen

Digitized by Google

vor und hat ſich dasſelbe in den ſogenannten Leonhardiritten und Leonhardifahrten erhalten. S. Dahn, Altgerm. Heidenthum in dem Volksleben der Gegenwart. Bauſteine I. Berlin 1879.

[3] Die hier mitgetheilten zigeuneriſchen Volkslieder ſind Inedita und rühren aus meiner großen Sammlung transſilvaniſcher Volksdichtungen her. Die Ueberſetzungen wollten mehr Verdeutſchungen als einfache Ueberſetzungen ſein, trotzdem ſind ſie gar oft faſt wörtlich ausgefallen. Obiges ſchöne Lied will ich an dieſer Stelle auch im Originaltext mittheilen. Es lautet alſo:

Káná m're dáy mán kerdyás,
Ná pál cero, pál ful hás,
Te ákáná yon penen:
Me ná som kiyá ráyen!

Andákode ná rováv,
The me yek ráy ávává,
Ná báçtáles th'ávávás,
Lele mán ná kámelás!

Ráyes lele ná kámel,
Leskre shero yoy kinel;
Piráno som te o rom —
Legbáreder ráy me som!

Was die Orthographie anbelangt, ſo entſpricht c = tſch; ç = ch; y = j; ñ = nj; j = dſch; sh = ſch.

[4] Vgl. Baſtian, Völkerſtämme am Brahmaputra. S. 4.

[5] S. meinen Artikel: „Eine Schöpfungsſage der transſilvaniſchen Zigeuner" in Brehmer's Revue: Von Pol zu Pol. 1884.

[6] Vgl. das Märchen „Anrus und Raveka" in meiner Sammlung „Märchen und Sagen der transſilvaniſchen Zigeuner". Berlin 1886.

[7] Ueber den Schuh als Eheſymbol vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde. S. 324, 492.

[8] Vgl. Liebrecht a. a. O. S. 372.

[9] S. meine „Märchen und Sagen der transſilv. Zigeuner". S. 4.

[10] S. ebenda S. 91.

[11] Vgl. Schwicker, Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen. S. 150.

[12] Vgl. Liebich, Die Zigeuner. S. 55.

(484) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung" erschienen:

Geographie.

(22 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11 Mark.

Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) ..... M —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) ..... " 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) " —.60
Buchholtz, Land und Leute in Westafrika. (257) ..... " 1.—
Enget, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204) " —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) ..... " 1.—
v. Hochstetter, Der Ural. (181) ..... " 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) ..... " 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) ..... " —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) ..... " 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) ..... " —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) ..... " 1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392) ..... " —.60
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) ..... " 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) ..... " 1.—
Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434) " 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) ..... " —.60
Wattenbach, Algier. 2 Abz. (35) ..... " 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468) ..... " —.60

Geschichte.

(25 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 12,50 Mark.)

Beheim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) ..... M. 1.20
Bergau, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) ..... " —.60
Bluntschli, Die Gründung d. amerikan. Union von 1787. 2. Aufl. (54) " —.60
Boesch, Heinrich I. und Otto I. (432) ..... " —.60
Czeketius, Ein Bild aus d. Gegenreformation i. Siebenbürgen. (465) " —.80
Denicke, Von der deutschen Hansa. (456) ..... " —.80
Dondorff, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) ..... " —.75
Essellen, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) ..... " 1.—
Häußner, Unsere Kaisersage. (440) ..... " 1.—
Hetzel, Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität i. Kriege. (461) " —.60
Heydenreich, Livius und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. (401) ..... " 1.—
Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester. Ein Kriminalfall des XVI. Jahrhunderts. (389) ..... " —.80
Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) ..... " —.75
Lehmann, Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) ..... " —.75
v. Löher, Cypern in der Geschichte. (307) ..... " 1.—
Müller, Die Beherrscher der Gläubigen. (406) ..... " 1.—
Schreiber, Die Reformation in Pommern. (351) ..... " 1.—
Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) ..... " 1.—
Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) ..... " —.75
Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) ..... " 1.—
Stark, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/148) ..... " 1.80
Twesten, Die Zeit Ludwig XIV. (121) ..... " —.60
Winckler, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323) " —.75

In den früheren Serien der „Sammlung" wissenschaftlicher Vorträge erschienen

Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(65 Hefte, wenn auf einmal bezogen à M. —.50 = M. 32.50. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl [wenn auf einmal] à M. —.50)

Alsberg, Die Anfänge der Eisenkultur (476/477) M. 1.50; — **Angerstein**, Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58) M. —.75; — **Bayer**, Die Entstehung der deutschen Burschenschaft (412) M. 1.—; — **Buchner**, Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom (250) M. —.75; — **Deckert**, Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern (364) M. —.75; — **Diestel**, Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2. Aufl. (137) M. —.75; — **Doehler**, Die Orakel (150) M. —.60; — **Eyssenhardt**, Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts (469) M. —.80; — **Flach**, Der Tanz bei den Griechen (360) M. —.75; — **Fraas**, Die alten Höhlenbewohner (168) M. —.60; — **Frey**, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter (274) M. 1.—; — **Friedel**, Aus der Vorzeit der Fischerei (441/442) M. 1.20; — **Gmelin**, Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam (190) M. —.60; — **Gravenhorst**, Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum (370) M. —.60; **Hagen**, Ueber elementare Ereignisse im Alterthum (454) M. 1.—; — **Haupt**, Staat und Kirche vor 800 Jahren (292) M. —.75; — **Heyer**, Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition (280) M. 1.—; — **Hoffmann**, Aus der Kulturgeschichte Europas (Pflanzen und Thiere) (348) M. 1.—; — **Hoffmann**, Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen (464) M. —75; — **Holtzmann**, Die Ansiedelung des Christenthums in Rom (198) M. —.75; — **von Huber-Liebenau**, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter (312) M. —.75; — **von Huber-Liebenau**, Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance (386) M. —.60; — **Jordan**, Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65) M. —.60; — **Keller**, Die cyprischen Alterthumsfunde (363) M. —.60; — **Kinkel**, Englische Zustände in dee Mitte des achtzehnten Jahrh. (365) M. —.75; — **Mannhardt**, Klytia (239) M. 1.—; — **Marggraff**, Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen (435/436) M. 1.60; — **Mehlis**, Der Rhein und dee Strom der Kultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales (259) M. 1.40; — **Mehlis**, Der Rhein und der Strom der Kultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales (um 1300) (286/287) M. 1.60; — **Mehlis**, Der Rhein und der Strom der Kultur in der Neuzeit (328) M. 1.—; — **Meyer, J. B.**, Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl (14) M. 1.—; — **Meyer, Dr. L.**, Die römischen Katakomben (387/388) M. 1.20; — **Meyer, Dr. L.**, Tibur. Eine römische Studie (413/414) M. 1.40; — **Möller**, Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung (206) M. —.75; — **Nippold**, Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (82) M. —.60; — **Nissen**, Pompeji, 2. Aufl. (37) M. —.75; — **Nover**, Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie (354) M. —.60; — **Oppenheimer**, Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30) M. —.75; — **Osenbrüggen**, Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6) M. —.75; — **Osenbrüggen**, Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit (252) M. —.75; — **Petersen**, Das Zwölfgöttersystem der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung der historischen Entwickelung (99) M. —.60; — **Pfotenhauer**, Die Gifte als bezaubernde Macht in der Hand des Laien (209) M. 1.—; — **Poelchau**, Das Bücherwesen im Mittelalter (377) M. —.75; — **Reinsch**, Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter (399) M. —.75; — **v. Rittershain**, Die Reichspost der römischen Kaiser (339) M. —.60; — **Saalfeld**, Küche und Keller in Alt-Rom (417) M. 1.—; — **Schasler**, Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung 332/333) M. 1.80; — **Schrader**, Die älteste Zeittheilung des indogermanischen Volkes (296) M. 1.—; — **Stern**, Die Socialisten der Reformationszeit (421) M. —.75; — **Stricker**, Die Amazonen in Sage und Geschichte. 2. Aufl. (61) M. —.75; — **Stricker**, Die Feuerzeuge (199) M. —.75; — **Virchow**, Ueber Hünengräber und Pfahlbauten (1) M. —.75; — **Virchow**, Die Urbevölkerung Europas (193) M. 1.—; — **Volz**, Das rothe Kreuz im weißen Felde (47) M. —.60; — **v. Waldbrühl**, Naturforschung und Hexenglaube. 2. Aufl. (46) M. —.75; — **Wasmansdorf**, Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern (457) M. 1.—; **Wernher**, Die Armen- und Krankenpflege der geistlichen Ritterorden in früherer Zeit (213) M. 1 — **Winckler**, Die deutschen Reichskleinodien (154) M. —.75.

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 13.

Zählen und Zahl.

Eine kulturgeschichtliche Studie

von
Dr. Hermann Schubert,
Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

HARVARD COLLEGE
OCT 20 1887
LIBRARY

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

In Oesterreich verboten!

Im Harnisch.

Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark

von

Aurelius Polzer.

Eleg. gebunden Mk. 3.—, eleg. broschirt Mk. 2.—.

Wenn je einer der deutsch-nationalen Sänger, so meint es Polzer ernst, und nicht nur seine Lieder und Schriften, auch seine Thaten und Schicksale bekräftigen dies vollauf. Es hat der tapfere deutsch-österreichische Sänger im „Harnisch" für seine nationalpolitische Ueberzeugung wie bekannt ja bereits namhafte Opfer gebracht. — Die Gedichte sind infolge ihrer Tendenz in Oesterreich verboten worden und dürfte dieses Urtheil zugleich eine dringende Mahnung sein, die kräftigen treu deutschen Lieder zum Troste des Sängers zu lesen.

Urtheile der Presse: Wer Polzer's Gedichtsammlung „Im Harnisch" in die Hand genommen, dem wird sie selbst nach flüchtigem Durchblättern schon zur großen Befriedigung gereichen. Alles, was das deutsche Volk der Ostmark in der jetzigen Zeit schwerer nationaler Bedrängniß erregt und bewegt, das ist hier in kernigen markigen Worten formvollendet und versgewandt zum Ausdruck gebracht. Bei der Mehrzahl seiner Gedichte hat dem Verfasser der Unmuth und die Entrüstung über die heimtückischen Gegner des Deutschthums, ebenso wie der Zorn über die Gleichgültigkeit so vieler Deutschen in Oesterreich die Feder geführt. Herrliche Kampfeslieder, Mahnrufe an die Aengstlichen und Flauen, die unthätig dem schweren Ringen ihres Volkes zusehen können, tönen uns aus dem Buche entgegen. Aus vielen Gedichten klingt aber auch die felsenfeste Ueberzeugung heraus, daß dem deutschen Volke nach hartem Ringen der endliche Sieg nicht fehlen werde.

Der neue Romanzero von **Gerhard von Amyntor.** Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage. In elegantestem Original-Einband mit Goldschnitt, Preis Mk. 8.—.

„Der neue Romanzero" wird von der Presse „den bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Poesie" zugezählt. Ein edler Geist, ein in Handhabung der Form hervorragendes Talent, ein geläuterter Charakter, der Hohes erstrebt und mit eifrigem Sinnen „des Daseins herzliche Charaden" zu lösen bestrebt ist, tritt uns aus dieser eigenartigen Sammlung entgegen.

Tennyson's Enoch Arden. Deutsch von **Karl Elchholz.** Dritte Auflage, Miniaturausgabe, gebunden in Leinwand, Preis 80 Pf. Hochfein in engl. Leinwand gebunden mit Gold- und Silberpressung, Preis Mk. 2.—.

Ueber dieses allberühmte Gedichtwerk, das anmuthig und rührend ist wie kein anderes, noch besonders Empfehlendes zu sagen, ist nicht nothwendig. Es sei nur hervorgehoben, daß sich diese beiden Ausgaben durch ihre außerordentliche Billigkeit, wie wirklich schöne, geschmackvolle Ausstattung rühmlichst auszeichnen.

Siebenzig Semester. Eine Studentengeschichte von **Fried. Eschengrund.** Elegant broschirt in buntem Umschlag. Preis Mk. 2.—.

Eine flott erzählte Geschichte mit ernstem Hintergrunde aus dem Studentenleben einer kleinen Universitätsstadt, welche die Schicksale und das tragische Ende eines verkommenen „bemoosten Hauptes" zum Gegenstande hat, das infolge einer Verkettung trauriger Umstände zu moralischem Verfall herabgesunken. Das kleine Werk, welches auch manche lustige und übermüthige Begebenheit schildert, dürfte besonders in studentischen Kreisen gerne gelesen werden.

Was sich mit einem Menschenmagen bei Nacht und Tage zugetragen. Nicht nur den Magenkranken, sondern der ganzen Schaar von Hypochondern zu medizinischem Genuß erzählt von Dr. **Medicus.** 2. Auflage. Mit vielen Illustrationen. Preis Mk. 1.50.

Zu
von
2. Aun

Zählen und Zahl.

Eine kulturgeſchichtliche Studie

von

Dr. Hermann Schubert,
Profeſſor an der Gelehrtenſchule des Johanneums in Hamburg.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Einleitendes.

Da der Menſch zählen und rechnen im Kindesalter, alſo in einem Alter lernt, wo er mehr mit dem Gedächtniß, als mit dem Verſtande auffaßt, ſo nehmen wenige von den hundert Millionen Menſchen, die tagtäglich mit Zahlen operiren, je Veranlaſſung, darüber nachzudenken oder nachzufragen, welche Entwickelungsſtadien unſerer heutigen Zahlwortbildung und unſerer heutigen Zahlbezeichnung vorangegangen ſind. Die Methode, nach welcher wir heute Zahlen bezeichnen und verknüpfen, iſt viel vernünftiger und bequemer, als die Art und Weiſe, wie unſere Vorfahren zählten und rechneten, und wie noch heute die Wilden in Afrika, Amerika und Auſtralien zählen und rechnen. Auch die alten Griechen, die doch in ſo vielen anderen Dingen die geiſtigen Leiter der Menſchheit waren, beſaßen unſere Zifferſchrift und die damit zuſammenhängenden bequemen Rechen-Methoden noch nicht. Sie brauchten deshalb zu einem Rechen-Exempel, das wir in fünf Minuten erledigen, vielleicht fünfzig Minuten. Das Zifferſyſtem, das wir in unſerer Kindheit als etwas Selbſtverſtändliches in uns aufnehmen, iſt nichts Selbſtverſtändliches, ſondern die höchſte Sproſſe eines kulturgeſchichtlichen Prozeſſes, der ſeinen Anfang nahm, als der Menſch zum Menſchen wurde, als er nämlich anfing, zu ſprechen und zu ſchreiben. Um zunächſt feſtzuſtellen, was bei der Thätigkeit des Zählens weſentlich und was unweſentlich iſt, wollen wir drei

den Berichten von Forſchungsreiſenden entnommene Beobachtungen prüfen.

Als ein Indianer vom Stamm der Abipones, die am Paraguay wohnen, von einem Reiſenden gefragt wurde, wieviel Pferde er habe, antwortete er: „Stelle ſie in eine Reihe den Saum des Waldes entlang, dann wird es kaum einen Baum geben, bei dem nicht ein Pferd ſteht.“ Da der Indianer durch dieſe Antwort nur die Vorſtellung der ungefähren Anzahl erweckte, ſo wird man hier ſchwerlich ſagen können, daß der Indianer wirklich die Anzahl ſeiner Pferde bezeichnet habe.

Das zweite Beiſpiel liefern die Kooſſas, ein ſüdafrikaniſcher Negerſtamm. Von einem dieſem Stamme angehörigen, reichen Heerdenbeſitzer erzählt Lichtenſtein, daß derſelbe Abends ſeine Heerde von etwa 400 Thieren im Gänſemarſch bei ſich vorüberziehen ließ und dann genau wußte, ob alle 400 Thiere in die Ställe zurückgekehrt waren, daß aber dieſer ſorgſame Landwirth nicht imſtande war, für dieſe Anzahl ein Wort zu nennen oder gar ein Zeichen hinzuſchreiben. Auch hier wird man nicht ſagen können, daß der Neger ſeine Thiere im eigentlichen Sinne des Wortes zählen kann. Zwar weiß er nicht ungefähr, ſondern ganz genau, ob alle Thiere da ſind. Aber es fehlt hier das zweite weſentliche Moment des Zählens, nämlich die Abſtraktionsfähigkeit, die Kunſt, von der Natur der gezählten Dinge abſehen zu können. Ebenſowenig darf man ſagen, daß eine Ente zählen kann, weil ſie ihre Jungen alle perſönlich kennt und deshalb zu bemerken vermag, wenn eins fehlt.

Beide Merkmale des Zählens aber, die Genauigkeit und das Abſehen von der beſonderen Natur der gezählten Dinge, finden wir vereinigt, wenn wir von wilden Völkerſchaften leſen, die ſich die Anzahl der etwa in ihr Gebiet eingedrungenen Feinde dadurch mittheilen, daß ſie an einem ihnen allen bekannten Orte genau ſo viele Steinchen oder Muſcheln poſtiren, wie

Feinde eingedrungen ſind. Hier ſehen wir die Mittheilung der genauen Anzahl mit der Einſicht vereinigt, daß bei der Zahlmittheilung die gezählten Dinge auch durch ebenſo viele andere Dinge erſetzt werden können. Wir werden demnach ſagen, daß jene Feinde gezählt werden, da es doch beim Zählen darauf nicht ankommen kann, ob der Zählende den einzelnen Dingen ſeine Finger oder Kreideſtriche oder Steinchen oder Muſcheln zuordnet. Dinge zählen heißt demnach, ihnen einzeln andere Dinge genau zuordnen. Zur größeren Verdeutlichung dieſer Definition fügen wir noch ein zweites Beiſpiel hinzu. Vor einem Klaſſenzimmer mögen Haken angebracht ſein, an denen die Schüler ihre Mützen aufzuhängen haben, und zwar ſei für jeden Schüler ein Haken vorhanden. Wenn nun ein Lehrer dieſes weiß, und, ehe er in die Klaſſe geht, mit einem Blick erkennt, daß an jedem Haken eine Mütze hängt, ſo hat er nach der obigen Definition die Schüler gezählt, weil er dieſelben im Geiſte einzeln den Haken zugeordnet hat. Auch wenn er die Anzahl der Schüler nicht durch ein Zahlwort zu bezeichnen vermag, ſo wird man doch rein pſychologiſch ſein Urtheilen ein Zählen nennen können. Freilich iſt ſolch' ein Zählen ohne Zahlwörter und ohne Zahlzeichen noch ein ſehr uncivilisirtes. Daß es aber das Kindheitsſtadium des Zählens iſt, und daß auch unſere Vorfahren einſt ſo gezählt haben werden, das lehrt uns einerſeits die Beobachtung unkultivirter Völker, andererſeits die Beobachtung unſerer Kinder, wenn ſie zählen und rechnen lernen.

Am nächſten liegt es dem Menſchen, den zu zählenden Gegenſtänden einzelne Dinge zuzuordnen, die er immer bei ſich hat und in nicht zu geringer Anzahl beſitzt, und das ſind ſeine zehn Finger, und beim ungeſtiefelten Menſchen auch ſeine zehn Zehen. Bei manchen Völkern waren und ſind die Finger ganz unentbehrliche Hilfsmittel beim Zählen. So erzählt Baſtian

in ſeinem Buche über die deutſche Expedition an der Loangoküſte von den Moſſutos, daß dieſelben nie anders als vermittelſt der Finger zählen, und daß, wenn ein Moſſuto über zehn zu zählen hat, er keinen andern Rath weiß, als einen Hilfsmann zu holen, der durch Aufheben der Finger die Zehner anzudeuten hat; bei Zahlen über Hundert wird ſogar noch ein dritter Mann für die Hunderter angeſtellt. Auch die Zulukaffern zählen noch jetzt nur mit den Fingern, und jedesmal, wenn zehn voll iſt, klatſchen ſie einmal laut mit den Händen. Auf dieſem Kulturzuſtand iſt die Menſchheit jedoch glücklicher Weiſe nicht überall ſtehen geblieben. Als man zu ſprechen anfing, wird man bald dazu gekommen ſein, ſtatt je einen Finger hochzuheben, für jedes zu zählende Ding einen und denſelben Laut auszuſtoßen. Zahlwörter, die auf ſolche Weiſe entſtehen, und die man „natürliche Zahlwörter“ nennen könnte, laſſen ſich freilich kaum noch bei einem lebenden Volke nachweiſen. Nur für die Zahl zwei findet ſich öfter die Reduplikation des Zahlworts für eins, z. B. auf Java. Dennoch ſchallen uns noch heute täglich ſolche natürlichen Zahlwörter in unſere Ohren; die Sprecher derſelben ſind aber lebloſe Objekte, nämlich die Schlagwerke der Uhren. Wenn man in ähnlicher Weiſe das Erſetzen der zu zählenden Dinge durch Steinchen, durch die Finger oder durch die Wiederholung eines und desſelben Lautes auch in der Schrift nachahmen will, ſo liegt es am nächſten, ſtatt jedes Dinges ein einfaches Zeichen, einen Punkt oder einen Strich, zu machen. Auf ſolche Weiſe entſtehen die natürlichen Zahlzeichen. Wir gebrauchen dieſelben noch jetzt bei den Dominoſteinen, bei den Würfeln und bei den Spielkarten. Auch muß man ſagen, daß der Speicheraufſeher, welcher für jeden von den emporgewundenen Säcken einen Kreideſtrich an die Wand malt, natürliche Zahlzeichen ſchreibt.

Beſprechen wir nun die Entwicklungsſtadien, welche die Zahlwortbildung und die Zahlzeichenbildung naturgemäß durch-

laufen mußten, damit aus jener roheſten Sprech- und Schreibweiſe der Zahlen ſchließlich diejenige Sprech-, Schreib- und Rechenweiſe entſtand, die jeder in ſeiner Kindheit gelernt hat, und die deshalb meiſt als ſelbſtverſtändlich angeſehen wird. Vor den Zahlzeichen beſprechen wir die Zahlwörter, da die Sprache vor der Schrift entſtand.

Prinzipien der Bildung der Zahlwörter.

Wenn der Menſch Zahlen kürzer ausdrücken wollte, als es z. B. die Schlagwerke der Uhren thun, ſo lag es nahe, die Zahlen gerade ſo zu benennen, wie Dinge, die jedem geläufig waren, und in jedem die Vorſtellung einer gewiſſen Zahl erweckten, alſo z. B. die Zahl zwei durch „Flügel" auszudrücken. Beiſpiele von ſolchen Zahlwortbildungen finden ſich in den Sprachen wilder Völker in großer Menge. In vielen Sprachen, einerſeits der Malayen, andererſeits der nordamerikaniſchen Indianer, iſt „fünf" und „Hand" dasſelbe Wort, und wird die Zahl „zehn" durch „beide Hände" ausgedrückt. Bei den Cora-Indianern heißt elf: Fuß-eins, zwölf: Fuß-zwei u. ſ. w., endlich zwanzig: ganzer Menſch. Die Grönländer zeigen, wie Cranz erzählt, ihre Finger und Zehen beim Ausſprechen der Zahlwörter, indem ſie jedem Finger und jeder Zehe eine beſtimmte Zahl zuweiſen; Zahlen, die höher als zwanzig ſind, bezeichnen ſie als unzählig, nur für hundert ſagen ſie noch: fünf Menſchen. Aehnliches erzählt Baſtian von Völkern an der Weſtküſte von Süd-Afrika. Hierher gehört ferner, daß die ſchon erwähnten Abipone-Indianer die Zahl drei durch Straußfuß bezeichnen, da der ſüdamerikaniſche Strauß drei Zehen hat. Auch die perſiſche Sprache liefert ein Beiſpiel. Im Perſiſchen heißt fünf: pendscha, ein Wort, das zugleich „Fauſt" bedeutet und mit den Wörtern πέντε, quinque, cinq, fünf ſtammverwandt

iſt. Dieſe unterſte Stufe der Zahlwortbildung erkennt man ferner in den ſymboliſchen Zahlwörtern der Inder, wie ſie z. B. in den Lehrgedichten des um 500 n. Chr. lebenden Mathematikers Bramagupta vorkommen. Hier heißt z. B. abdhi ſowohl Ozean als vier, weil man annahm, daß es vier Ozeane gäbe, sûrya ſowohl Sonne als zwölf, weil der Sonne zwölf Wohnungen zugeſchrieben wurden, açvin ſowohl Söhne des Sûrya wie zwei, weil Sûrya zwei Söhne hatte. Hiernach bedeutete nun die Wortverbindung abdhisûryaçvinas die Zahl 2124, nämlich 4 Einer, 12 Zehner und 2 Tauſender, ſo daß alſo bei jedem Beſtandtheile eines Zahlworts ein paſſender Stellenwerth zu ergänzen war. Da für jede der kleineren Zahlen viele Worte zur Verfügung ſtanden, ſo konnte eine und dieſelbe Zahl auf die mannigfaltigſte Weiſe bezeichnet werden, was den Versdichtern eine große Erleichterung ſchaffen mußte.

Nur zum Theil hierher gehört es, daß in manchen Sprachen größere Zahlen, wie 100, 1000 mit den Wörtern für Haufe, Berg, Sand u. ſ. w. übereinſtimmen; nur zum Theil, weil dieſe Begriffe nicht nothwendig die Vorſtellung einer beſtimmten Zahl erwecken. Dies beweiſt u. a. das Wort für Lotus, das im Aegyptiſchen außerdem auch 1000, im Sanskrit aber zugleich 10000 Millionen bedeutet. Dagegen wird die Vorſtellung einer beſtimmten Zahl, wenn auch in humoriſtiſcher Weiſe, erweckt, wenn im Franzöſiſchen die Zahl 89 durch „révolution“, die Zahl 31 durch „jour sans pain“ umſchrieben wird, oder wenn deutſche Kegeljungen den Keglern für 1 Stiel oder Pfeifenſtiel, für 3 Schemel, für 4 Carré zurufen.

Die beſprochene tiefe Stufe des Prozeſſes der Zahlwortbildung mußte bei fortſchreitender Kultur bald überwunden werden. Theils um Verwechſelungen zu vermeiden, theils in der mehr oder minder bewußten Erkenntniß, daß es ja eine ungerechte Bevorzugung ſei, bei dem Namen einer Zahl nur an

eine beſondere Art von Dingen zu erinnern, wird man es früh aufgegeben haben, Zahlen ebenſo zu benennen wie Dinge. In grauer Vorzeit ſchon werden die Sprachen der jetzigen Kulturvölker an den Zahlwortnamen lautliche Verſchiebungen vorgenommen haben, damit ſie nicht mehr ebenſo klängen wie die Dinge, nach denen man die Zahlen anfänglich genannt hatte. Daß aber urſprünglich alle Zahlwörter Namen für Dinge waren, nehmen die Etymologen übereinſtimmend an. Was die indogermaniſchen Sprachen anbetrifft, ſo kann man bei ihnen zwar die Dingnamen nicht mehr herauskennen, trotzdem aber herrſcht in ihnen eine überraſchende Aehnlichkeit der Zahlnamen, wie z. B. eins und unus, drei und tres, ſechs und sex beweiſen. Man erkennt aus dieſer Thatſache, daß die indogermaniſchen Völker derartige Zahlwörter ſchon beſaßen, ehe ſie ſich voneinander trennten. Bemerkenswerth iſt hierbei, daß die Zahlwörter für tauſend und noch höhere Zahlen in den indogermaniſchen Sprachen nicht mehr ſo gut übereinſtimmen, wie die für niedere Zahlen. Man denke an das deutſche „tauſend", das lateiniſche „mille" und das griechiſche „χίλιοι". Dieſe Erſcheinung erklärt man damit, daß Wörter für ſo hohe Zahlen erſt nach der Trennung jener Völkerfamilie entſtanden ſind, weil vorher ihre Kulturſtufe noch nicht ſo hoch war, daß ſie große Zahlen zu benennen Veranlaſſung hatten. Immerhin bleiben aber die Zahlwörter in der Hand der Etymologen ein gutes Mittel, um Sprachverwandtſchaften zu entdecken. So hält man die Kaffern in Südafrika und die Anwohner des Kongo hauptſächlich deshalb für verwandt, weil ihre Zahlwörter ſehr ähnlich klingen.

Dem nun folgenden Stadium der Zahlwortbildung liegt folgende Ueberlegung zu Grunde. Wollten die Menſchen für jede neue Zahl auch einen neuen Namen haben, ſo mußten ſie ſoviel Namen haben, wie ſie Zahlen nöthig hatten. Dieſer Gedächtnißüberbürdung konnte am einfachſten dadurch begegnet

werden, daß man bei einer gewiſſen Zahl einen Ruhepunkt machte und die nächſt folgenden Zahlen durch Zuſammenſetzung bildete. Nicht in allen, aber in den meiſten Sprachen iſt zehn der erſte Ruhepunkt, hundert der zweite, tauſend der dritte. Natürlich könnte man als erſte Ruhepunktszahl ſtatt der Zahl zehn auch jede andere Zahl, z. B. zwölf, nehmen. Man würde dann ſtatt dreizehn: zwölf und eins oder ein-zwölf, ſtatt vierzehn: zwölf und zwei oder zwei-zwölf u. ſ. w. ſagen müſſen. Für die Thatſache, daß in den meiſten Sprachen gerade die Zahl zehn als erſte Ruhepunktszahl, oder, wie man ſagt, als Zahlwort-Baſis erſcheint, giebt es gar keinen andern Grund als den, daß wir Menſchen nun einmal mit zehn Fingern geboren werden. Wären die Zahlwörter nicht von den Menſchen im Kindheitszuſtande ihrer Kultur, ſondern von Gelehrten am Schreibtiſch gebildet, ſo würde ſicher nicht die Zahl zehn, ſondern die Zahl zwölf als Baſis gewählt ſein, und zwar deshalb, weil in zehn nur zwei andere Zahlen, zwei und fünf, aufgehen, in zwölf dagegen vier andere Zahlen, nähmlich zwei, drei, vier und ſechs enthalten ſind; was zur Folge hat, daß, wenn die Baſis zwölf wäre, bei den Zahlen 2, 3, 4, 6, 12, alſo bei fünf Zahlen hinſichtlich des Multiplizirens und Dividirens dieſelben Rechenvortheile auftreten würden, die wir in dem üblichen Zahlſyſtem nur bei drei Zahlen, nämlich 2, 5 und 10, empfinden können. Freilich würde dann auch das auswendig zu lernende kleine Einmaleins nicht bis „zehn mal zehn", ſondern bis „zwölf mal zwölf" gehen müſſen. Der große Vortheil, den die Zahl zwölf durch ihre vielen Theiler darbietet, hat es auch mit ſich gebracht, daß die Menſchen zu allen Zeiten ihre Längen-, Gewichts- und Münz-Maße gern in zwölf gleiche Theile getheilt haben. Auch unſer früheres Längenmaß, der Fuß, wurde in zwölf Zoll getheilt, was die Bequemlichkeit nach ſich zog, daß dadurch die Hälfte, das Drittel, das Viertel

und das Sechſtel eines Fußes immer eine ganze Zahl von Zollen ergab. Früher, als der Groſchen noch zwölf Pfennig hatte, konnte man auch, wenn man zur Frankirung eines Briefes keine Groſchenmarke mehr hatte, ſich mit drei Vierpfennigmarken helfen. Jetzt aber empfindet man den Uebelſtand, daß die Zahl zehn zu wenig Theiler hat, wenn man einen zehn Pfennige koſtenden Brief nur mit Dreipfennigmarken frankiren will. Den Kampf gegen die Eintheilung der Maße in zwölf gleiche Theile zu Gunſten einer Eintheilung in zehn gleiche Theile eröffneten die Franzoſen, als ſie im Jahre 1799 die dezimale Eintheilung aller Maße geſetzlich einführten. Dieſem Beiſpiele folgten in unſerm Jahrhundert viele andere Länder, namentlich auch Deutſchland. Man ſagte ſich mit Recht, daß das Rechnen bedeutend vereinfacht wird, wenn die Maßeintheilung mit der Zahlbaſis in genauem Einklang ſteht. Dieſen Einklang hervorzurufen, gab es nun zwei Möglichkeiten. Entweder hatte man unſer Zahlſyſtem und unſer ganzes Rechnen unverändert zu laſſen und dafür die Maße in zehn ſtatt in zwölf Theile einzutheilen. Oder man hatte umgekehrt die praktiſche Eintheilung der Maße in zwölf Theile unverändert zu laſſen, und dafür unſer Zahlſyſtem und unſere Rechenmethoden nach der Grundzahl zwölf umzuändern. Wäre das letztere ausführbar geweſen, ſo würde ſich unſer ganzes Rechnen bedeutend vereinfacht haben, und die Menſchheit hätte ſo durch die überall ermöglichte Zeiterſparniß beim Rechnen einen Kulturfortſchritt von unberechenbarer Größe gemacht. Aber ein ſolcher Fortſchritt ſcheiterte an der Unmöglichkeit des Ueberganges. War es ſchon für einen Durchſchnittsmenſchen ſchwer, ſich an eine neue Maßeintheilung zu gewöhnen, ſo war es geradezu unmöglich, von ihm zu verlangen, daß er ſich daran gewöhnen ſollte, ſich z. B. unter der Zahl eins-drei, die er früher dreizehn nannte, nunmehr einen Zwölfer und drei Einer, alſo dieſelbe Zahl vor-

zuſtellen, die er früher fünfzehn nannte. Hiernach wird man es im Intereſſe aller derer, die viel mit Zahlen zu thun haben, bedauern müſſen, daß die Natur dem Menſchen nur zehn und nicht zwölf Finger verliehen hat. Hätten unſere Vorfahren zwölf Finger gehabt, ſo würden ſie ſicherlich zwölf als Zahlwortbaſis gewählt haben, es wäre das Zahlſyſtem mit der natürlichſten Maßeintheilung immer im Einklang geweſen, und die rechnende Menſchheit würde viel Zeit geſpart haben und noch ſparen. Jetzt aber iſt eine Aenderung der Zahlwortbaſis nicht mehr ausführbar, und wir müſſen die Folgen des Naturfehlers hinſichtlich unſerer Fingerzahl tragen.

Was das Prinzip anbetrifft, nach welchem die verſchiedenen Sprachen die auf die Grundzahl folgenden Zahlen durch Zuſammenſetzung bilden, ſo iſt zunächſt zu bemerken, daß meiſt die Baſis vor und die Namen der kleineren Zahlen nachgeſetzt werden. So ſagen die Franzoſen z. B. dix-neuf, d. h. wörtlich zehn-neun. Doch hat die deutſche Sprache ebenſo wie die arabiſche die Eigenthümlichkeit, die Grundzahl nachzuſetzen. Wir ſagen neun-zehn und nicht zehn-neun. Wollte man nun weiter nach der erſten Ruhepunktszahl keine neuen Zahlwörter bilden, ſo würde man bald zu unbequem langen Zahlwörtern gelangen. So müßte z. B. ſtatt vierzig: zehn-zehn-zehn-zehn geſagt werden. Deshalb haben die meiſten Sprachen auch die Multiplikation bei der Zahlwortbildung mitbenutzt. Auch wir ſagen ſtatt zehn-zehn: zwanzig und deuten dadurch zwei mal zehn an. Dann kommt dreißig, vierzig u. ſ. w. Es wäre nun denkbar, daß dieſe Wortbildung ſo fortgeſetzt würde, alſo zehnzig, elfzig, zwölfzig, dreizehnzig geſagt würde. Eine derartige Methode, die Zahlwortnamen fortzuſetzen, findet ſich jedoch nirgends, es müßte denn ſein, daß man das altfrieſiſche tolftich, d. h. zwölfzig, für 120 als vereinzeltes Beiſpiel hierherrechnen wollte. Sehr bald würden die ſo gebildeten Zahlwörter zu ſchwerfällig

und unbequem. Z. B. müßte man nach dieſem Prinzip die Zahl 1887 etwa ſo ſprechen: zehnzigzigachtzigzigſiebenundachtzig oder: achtzehnzigzigundachtzigundſieben. Der Bequemlichkeit wegen, hat man daher immer für zehnzig einen neuen Zahlwortſtamm gebildet. Wir ſagen: „hundert" und kommen nun durch additive und multiplikative Zuſammenſetzung weiter bis 999, bilden dann wieder ein Zahlwort aus einem neuen Stamm, nämlich: „tauſend" und gelangen bis 9999. Wenn wir nun konſequent wären, ſo müßten wir auch für zehntauſend ein beſonderes, nicht aus zehn und tauſend zuſammengeſetztes Zahlwort bilden, und ſo auch weiter bei jeder neuen Multiplikation mit zehn verfahren. Derartig konſequent verfuhren aber nur die alten Inder, die überhaupt hinſichtlich des Zählens und Rechnens die Lehrmeiſter der ganzen civiliſirten Welt geworden ſind. Im Sanskrit wird jede neue Stufenzahl, wie 10, 100, 1000, 10000, 100000 u. ſ. f. auch mit einem neu gebildeten, nicht-zuſammengeſetzten Zahlwortſtamm bezeichnet. So heißt z. B. die Zahl 12345678934 im Indiſchen: 1 kharva, 2 padma, 3 vyarbuda, 4 kôti, 5 prayuta, 6 laksha, 7 ayuta, 8 sahasra, 9 çata, 3 daçan, 4. Schon das Mahâbhârata, das alte Nationalepos der Inder, das viele Jahrhunderte vor unſerer Zeitrechnung entſtanden iſt, enthält beſondere Stammwörter für alle Stufenzahlen bis hunderttauſend Billionen (vgl. Weber, Zeitſchr. d. deutſch. morgenl. Geſellſch. XV. 1861, S. 132). Später hat der zu maßloſen, phantaſtiſchen Uebertreibungen geneigte und in leerem Formalismus ſich gefallende Sinn der Inder noch viel Größeres geleiſtet. In der Erkenntniß, das ja doch die Zahlen nie aufhören, ſchrieb man ganze Bücher darüber, wie man durch Kombination verſchiedener Silben zur Bildung von Namen für immer höhere Stufenzahlen gelangen könne. So kam man, wie Schiefner im Petersburger Bulletin de l'Acad. des sc. (1863, Bd. V., S. 299) angiebt, bis zu einer Stufenzahl, die ſo groß iſt, daß

ſie in unſerer Zifferſchrift mit einer eins und zehntauſend Sextillionen angehängter Nullen geſchrieben werden müßte, alſo ſelbſt bei Anwendung der kleinſten Druckſchrift millionenmal ſo lang würde, als die Entfernung der Erde bis zu einem Sterne, deſſen Licht tauſend Billionen Jahre brauchte, um zu uns zu gelangen, wobei in Rechnung gezogen iſt, daß das Licht in der Sekunde vierzigtauſend Meilen zurücklegt. Derartige uns unbegreifliche Spielereien mit Zahlwörtern trieb man in Indien namentlich in den Jahrhunderten, wo dort vorübergehend der Buddhismus herrſchte. Ja Buddha ſelbſt ſoll die Namen für die Stufenzahlen, die zu ſeiner Zeit blos bis hunderttauſend Billionen vorhanden waren, bis zu der Zahl fortgeſetzt haben, die aus einer 1 und 54 Nullen beſteht, alſo einer Zahl, die für uns ſchon nicht mehr ausſprechbar iſt. „Und dies iſt," fügt Buddha hinzu, „nur eine Zählung; über dieſer giebt es noch eine, über dieſer abermals eine und über dieſer noch fünf oder ſechs andere." Bereits die älteſte Literatur der Brahmanen, die Vedas, enthalten viele Beiſpiele, welche die Liebe der Inder zu übertrieben großen Zahlen verrathen. Da iſt die Rede von einem König, der ſeinen Reichthum zu hunderttauſend Billionen Edelſteinen angiebt, von einem Affenfürſten, der ſeinen Feinden 10000 Sextillionen Affen im Kampfe gegenüberſtellen kann. Und in buddhiſtiſcher Zeit lieſt man von 24000 Billionen Gottheiten und von 600000 Millionen Söhnen Buddha's. Einen ähnlichen Trieb, das Erhabene unter dem Bilde großer Zahlen zur Anſchauung bringen zu wollen, finden wir bei keinem andern Volke. Der Araber Al-Biruni, der im Anfang des elften Jahrhunderts Indien beſuchte, führt die Namen der Stufenzahlen bis hunderttauſend Billionen auf, ſagt aber dann, daß die Hinzufügung höherer Ordnungen durchaus pedantiſch ſei. Auch die Griechen waren zu ſehr Freunde des Natürlichen und Wahren, als daß ſie derartige Uebertreibungen lieben konnten.

Homer läßt im fünften Buche der Iliade den verwundeten Ares wie 9- oder 10000 Männer ſchreien. Ein Inder würde einen Kriegsgott, der nur wie 10000 Männer ſchreien kann, für lungenkrank gehalten haben. Freilich hat Archimedes in ſeiner berühmten Sandrechnung (Ψαμμιτης) es unternommen, zu berechnen, wieviel Sandkörner in der Welt Platz hätten, wenn man annimmt, daß die Welt ſo und ſoviel mal ſo groß als die Erde ſei; und die Zahlen, zu denen er gelangt, ſind ſo groß, daß er, weil ihm paſſende Zahlwort-Bildungen nicht zu Gebote ſtanden, zu langathmigen Umſchreibungen ſeine Zuflucht nehmen mußte. Doch hat Archimedes ſeine Sandrechnung nicht unternommen, um, wie die Inder, in großen Zahlen zu ſchwelgen, ſondern vielmehr, um dem Laien zu zeigen, einerſeits, daß es inkorrekt ſei, von „unzählig" vielen Sandkörnern zu ſprechen, andererſeits, daß das Zahlengebiet ein unbeſchränktes ſei, wenn auch die Sprache nur eine beſchränkte Menge von Zahlen auszudrücken vermag. Auch die modernen Kulturvölker theilen den Geſchmack der Inder für große Zahlen nicht; ſie betrachten ſolche Zahlen oder die Aufgaben, aus denen ſie reſultiren, mehr als Kurioſa, ſo z. B. die Aufgabe über die Belohnung, die ſich der Erfinder des Schachſpiels erbeten haben ſoll. Dieſe Geſchichte, die in Indien, der Heimath des Schachſpiels ebenſowohl wie der großen Zahlen, entſtanden iſt, lautet bekanntlich folgendermaßen: „Ein König in Indien, Namens Shehram, verlangte von dem Erfinder des Schachſpiels, Seſſa Ebn Daher, daß er ſich ſelbſt eine Belohnung wählen ſollte. Letzterer erbat ſich hierauf die Summe der Weizenkörner, die herauskäme, wenn 1 für das erſte Feld des Schachbretts, 2 für das zweite, 4 für das dritte, 8 für das vierte und ſo immer für jedes der 64 Felder doppelt ſoviel Körner als für das vorhergehende, gerechnet würde. Als man die Anzahl berechnete, fand man die ungeheure Summe von über 18 Trillionen Weizen-

körner.“ Der König hätte ſein Verſprechen nicht halten können, ſelbſt wenn er die ganze Erde beſeſſen und überall dauernd Weizen gepflanzt und geerntet hätte. Denn wenn man alles feſte Land der Erde gleichförmig dicht mit Weizenkörnern beſtreuen wollte, ſo würde man dieſelben über neun Millimeter hoch ſchichten müſſen, um für jene Summe Platz zu haben. Ein Pendant zu dieſer Aufgabe bildet die von uns Modernen ebenfalls unter die Kurioſa gerechnete Aufgabe, wie groß das Kapital ſei, zu welchem ein zur Zeit von Chriſti Geburt auf Zinseszins gelegter Pfennig jetzt angewachſen wäre. Dieſes Kapital beträgt, wenn man 1875 Jahre und 4 Prozent rechnet, über 865 986 Quadrillionen Mark, ſo daß, wenn unſere Erdkugel nur aus Gold vom Gehalte der Zwanzigmarkſtücke beſtände, 37 317 ſolcher goldener Erdkugeln erforderlich wären, um den Werth jener Geldſumme zu liefern.

Wie zwecklos und hohl uns aber auch die indiſchen Phantaſtereien über noch viel größere Zahlen, als die eben erwähnten, erſcheinen, immerhin iſt doch richtig und klar der den Uebertreibungen zu Grunde liegende Gedanke, daß man eigentlich für jede neue Stufenzahl auch ein neues Wort ſchaffen müſſe. Keine Sprache außer der indiſchen hat es verſucht, dieſen Gedanken auszuführen. Die Griechen hatten zwar noch für unſer zehntauſend ein neues Stammwort *μύριοι*, woraus wir das Wort Myriade zur Bezeichnung einer Gruppe von zehntauſend gebildet haben. Aber ſchon bei hunderttauſend mußten auch die Griechen zu Umſchreibungen ihre Zuflucht nehmen; und auch *μύριοι* kommt bei Homer noch nicht vor, ſondern wird von ihm noch durch *δέκα χίλιοι* umſchrieben. Die Römer hatten über tauſend hinaus auch in der ſpäteren Zeit kein beſonderes Stammwort, ſie ſagten z. B. für millionen: decies centena milia, d. h. zehnmalhunderttauſend. Auch unſere Wörter Million, Billion u. ſ. w. ſind erſt ſpät entſtanden. So kommt das Wort

Million, das im Italieniſchen urſprünglich zehn Tonnen Goldes bedeutet zu haben ſcheint, zuerſt 1494 in der italieniſchen Arithmetik von Pacioli vor. Die Wörter Billion und Trillion ſind erſt im Anfang des 17. Jahrhunderts erfunden und dann im vorigen Jahrhundert, zunächſt bei Mathematikern und Aſtronomen, gebräuchlich geworden. Und was das Wort Milliarde für tauſend Millionen anbetrifft, ſo ſoll dasſelbe nach Hankel nicht früher als etwa 1830 vorkommen und zwar zuerſt in der franzöſiſchen Finanzſprache. Der Grund, warum dieſe Zahlwörter erſt ſo ſpät entſtanden ſind, iſt in nichts anderem zu ſuchen, als darin, daß das Bedürfniß, ſo große Zahlen zu benennen, früher nicht vorhanden war. Noch jetzt iſt dem Durchſchnittsmenſchen unſeres Kulturlebens der Begriff von millionen und billionen durchaus nicht geläufig. Einerſeits ſtaunt er über die Größe der Zahl, wenn er hört, daß ein Monat ſchon mehr als zwei und eine halbe Million Sekunden enthält. Andererſeits ſtaunt er aber auch, wenn er hört, daß das Menſchengeſchlecht noch keine Billion Sekunden alt iſt, wenn man das Alter desſelben zu 30000 Jahren rechnet. Er bedenkt nicht, daß eine Billion millionenmalſoviel iſt, als eine Million, und daß beide ſich demgemäß verhalten, wie eine Straßenbreite zu der Entfernung von Berlin nach San-Franzisko.

Andere Abweichungen vom konſequenten Zahlwortſyſteme der Inder als die auf die Namen der Stufenzahlen bezüglichen erſcheinen bei manchen Völkern dadurch, daß außer der Addition und Multiplikation auch die Subtraktion bei der Bildung der Zahlwörter auftritt. Im Deutſchen haben wir von dieſer Abnormität nur zwei ſchwache Spuren, und zwar in den Wörtern „elf“ und „zwölf“. Elf heißt nämlich im Gothiſchen: alif; lif iſt der Stamm, der noch im Engliſchen leave (zurücklaſſen) ſteckt, ſo daß „elf“ eigentlich heißt: „eins bleibt Reſt“ und „zwölf“ „zwei bleibt Reſt“, wobei zu ergänzen iſt, „wenn

man die Grundzahl zehn abzieht". Mehr Beiſpiele einer ſolchen Benutzung der Subtraktion bieten die lateiniſche und die griechiſche Sprache dar, z. B. undeviginti, d. h. „eins von zwanzig", alſo neunzehn, ferner δυοῖν δέοντες ἑξήκοντα, d. h. „zwei fehlen an ſechzig", alſo achtundfünfzig. Auch Sprachen wilder Völker zeigen Spuren von einer Verwendung der Subtraktion für die Namen der Zahlwörter. So heißt bei den Krähen-Indianern in Nordamerika acht nopape, d. h. „zwei davon", neun amatape, d. h. „eins davon". Aber nicht blos die Subtraktion, ſondern auch die Diviſion hilft bisweilen bei der Zahlwortbildung mit, freilich wohl nur die Diviſion durch zwei, d. h. das Wort für „ein halb". Am auffälligſten zeigt dies die däniſche Sprache, wo ſogar Subtraktion und Diviſion zuſammenwirken, um Zahlwörter zu ſchaffen. Es heißt nämlich im Däniſchen 50 halvtredssindstyve, abgekürzt halvtreds, alſo wörtlich „drittehalbmalzwanzig". Ebenſo wird 70 durch „viertehalbmalzwanzig", 90 durch „fünftehalbmalzwanzig" umſchrieben. Aehnliche Abnormitäten zeigen malayiſche Sprachen, wo 25 „halbdreißig" heißt, das bedeutet nämlich „die Hälfte von zehn abgezogen von dreißig", wo ferner 55 „halbſechzig", 150 „zweitehalbhundert" heißt. Hierher gehört es auch, daß die eſthniſche Sprache die Zahl 250 durch „drittehalbhundert" umſchreibt.

Die zehn Finger des Menſchen erklären es, warum bei den meiſten Völkern gerade die Zahl zehn Zahlwortbaſis geworden iſt. Nun hat aber der Menſch an jeder Hand fünf Finger, und, an Händen und Füßen zählend, kommt er zu der Zahl zwanzig. Es iſt daher erklärlich, daß in manchen Sprachen fünf oder zwanzig als Grundzahl auftreten. Die Baſis fünf kommt wunderbarer Weiſe gerade in den kälteſten und wärmſten Gegenden der Erde vor, nämlich einerſeits bei den Eskimos und Kamſchadalen, andererſeits bei einigen Negervölkern im Innern von Afrika. Herr Stanley führt in ſeinem Buche „Durch den dunklen Welttheil" (Leipzig 1878) 54 afrikaniſche Sprachen an, von denen bei 7 überhaupt keine

Zahlwörter angegeben werden, bei 43 Sprachen die Zahl zehn als Basis auftritt, während 4 Sprachen deutlich die Basis fünf zeigen. Von diesen hat z. B. die Dschaliffprache die folgenden Zahlwörter:

1 = ben,	10 = fué,
2 = yar,	20 = nill,
3 = niet,	30 = fanever,
4 = nianett,	40 = nianet fué,
5 = gurum,	50 = guaum fué,
6 = gurum ben,	60 = guaum ben fué,
7 = gurum yar,	70 = guaum yar fué,
8 = gurum niet,	80 = guaum niet fué,
9 = gurum niant,	90 = guaum nianet fue,

100 = temer.

Bei diesem auf der Basis fünf beruhenden Zahlwort-Systeme wird also z. B. acht durch „fünf-drei" ausgedrückt. Ebenso ist achtzig als „fünfunddrei-mal-zehn" zu denken, u. s. w. Freilich hat dieses Fünfersystem ebenso wie alle bisher aufgefundenen Fünfersysteme starke Anklänge an die Basis zehn. Namentlich wird „zehn" nicht, wie es bei einem konsequenten Fünfer-System erforderlich wäre, durch „zweimalfünf" ausgedrückt, sondern hat einen besonderen Stamm, der dann auch weiter zur Bildung der folgenden Zahlwörter verwendet wird. Was die Basis zwanzig anbetrifft, so wurde dieselbe am konsequentesten von den Azteken, den Ureinwohnern Mexikos, angewandt. Dieses hochbedeutende Kulturvolk hatte besondere Zahlwörter von eins bis fünf, ferner auch für zehn, für fünfzehn, für zwanzig, und bildete die dazwischen liegenden Zahlen durch Zusammensetzung, z. B. achtzehn als „fünfzehn und drei". Von zwanzig an wurde dann die Basis ganz streng festgehalten, so daß z. B. 73 durch „3 mal 20 und 13" ausgedrückt wurde. Ein neues Zahlwort war nun nicht bei 100 nöthig, denn 100 hieß „fünf mal zwanzig", sondern erst bei 400 gleich 20 mal

20, und 8000 gleich 20 mal 20 mal 20. Ebenſo zählten die den Azteken benachbarten Mayas, die ſogar ein ganz neues Stammwort noch für „20 mal 20 mal 20 mal 20", alſo für 160000 beſaßen. In Aſien findet man die Zahl 20 als Baſis der Zahlwörter bei den Völkern des Kaukaſus, namentlich bei den Lesghiern. In Afrika erkennt man die Baſis 20 nur in geringen Spuren. So haben einige afrikaniſche Sprachen für zwanzig ein neues Stammwort, aus welchem dann 40 als 2 mal 20, 30 als 20 und 10 u. ſ. w. abgeleitet wird. Ebenſo bilden die Bornu im Sudan 40 gleich 20 mal 2, 60 gleich 30 mal 2, 80 gleich 40 mal 2, zählen aber im Uebrigen dezimal. Von den ozeaniſchen Völkern bezeichnen die Bewohner von Tahiti 40 durch 2 mal 20, und die der Marqueſas-Inſeln zählen zwiſchen 20 und 100 konſequent vigeſimal. Auch in Europa hat einſt die Baſis 20 eine nicht unbedeutende Herrſchaft ausgeübt. Die Kelten hatten nur für 100 einen beſonderen Stamm, zählten aber ſonſt ſo ſehr nach der Grundzahl 20, daß ſie ſogar 220 durch „11 Zwanziger" ausdrückten. Noch heute verräth das franzöſiſche quatre-vingts für 80, daß die früheren Bewohner Frankreichs ein Zwanziger-Syſtem hatten. Außer quatre-vingts kommt auch six-vingts, sept-vingts, huit-vingts, ja ſogar quinze-vingts ſtellenweiſe vor. Wie bei den Kelten, ſo ſchwingt die Baſis 20 auch bei den Basken und Walliſern ihr Scepter. Bei den Walliſern ſind Zahlwörter, die auf der Grundzahl 20 beruhen, bis zu einer Million bekannt, nur daß für 100 und 1000 beſondere Zahlwortſtämme da ſind. Daß auch im Däniſchen noch heute zwanzig als Grundzahl einiger Zahlwörter auftritt, wurde ſchon vorher bei einer andern Beſprechung erwähnt. In ſchwachen Anklängen kommen außer den vorwiegenden Baſen 5, 10, 20 auch noch andere Baſen, wie 6 und 9, vor, z. B. bei dem Zahlwort für 18, das bretoniſch tri-omch, d. h. 3 mal 6, heißt, und walliſiſch deu-naw, d. h. 2 mal

9, heißt. Auch kann es vielleicht als ein Anklang an die Grundzahl 6 aufgefaßt werden, daß wir nach der sechsten Stufenzahl Million neue Namen nur für die zwei mal sechste, drei mal sechste u. s. w. Stufenzahl bilden, nämlich Billion, Trillion u. s. w.

Früher war man der Ansicht, daß vorherrschend nur die Basen 10, 5 und 20 auftreten. Neuere Forschungen haben jedoch diese Ansicht widerlegt. Ein sprachlich-psychologisches Räthsel ist, wie Pott in seiner „Quinären und vigesimalen Zählmethode bei Völkern aller Welttheile" angiebt, bei den Eingeborenen von Neuseeland entdeckt. Die Neuseeländer haben nämlich die Primzahl 11 als Grundzahl ihrer Zahlwörter, und zwar derartig konsequent, daß 12 „elfundeins", 13 „elfundzwei", u. s. w. heißt, daß erst bei 121 ein neues Stammwort erscheint, und daß sogar ein kurzes, unserem tausend entsprechendes Zahlwort für 11 mal 11 mal 11, also für 1331 vorkommt. Auch Anfänge von Zahlsystemen, die sich auf die Basis zwei gründen, sind in den letzten Jahren entdeckt. Das eine fand 1884 Herr von den Steinen aus Düsseldorf bei der Erforschung des Xingu, eines rechten Nebenflusses des Amazonenstromes. Während des Geographenkongresses, der Ostern 1885 in Hamburg tagte, gab Herr von den Steinen einen Bericht über seine Forschungsreise und erzählte, daß die am Xingu wohnenden Bacaïri für 1 und 2 je ein Zahlwort besäßen, dann aber 3 durch „1 und 2", 4 durch „2 und 2", 5 durch „1 und 2 und 2", 6 durch „2 und 2 und 2" ausdrückten und endlich vor noch höheren Zahlen einen so gewaltigen Respekt besäßen, daß sie, sich in die Haare fassend, dieselben für unzählbar groß erklärten. Hiernach haben also jene Xingu-Indianer in den sechs Zahlen, die sie überhaupt lautlich ausdrücken können, ein Zweiersystem, aber noch ohne Benutzung der Multiplikation. Dieses Zweiersystem stimmt hinsichtlich der Bildungsweise der Zahlwörter

genau mit dem Zweierſyſtem überein, das nach Honegger's Kulturgeſchichte im nordöſtlichen Theil des auſtraliſchen Kontinents gehört ſein ſoll. Dort ſoll 1 netat, 2 naes, 3 netat-naes, 4 naes-naes, 5 netat-naes-naes, 6 naes-naes-naes heißen. Da übrigens die Wilden, welche derartige Zahlwörter anwenden, auch noch Zahlen über 2 durch Zuſammenſetzung bilden können, ſo kann man von ihnen nicht behaupten, daß ſie nur bis zwei zu zählen vermögen, ebenſowenig wie Jemand ſagen darf, wir könnten nur bis zehn zählen. Wohl aber darf man die Botokuden als Menſchen betrachten, die nicht bis drei zählen können. Denn dieſelben bilden überhaupt nur zwei Zahlwörter, indem ſie für 1 „mokenam“ ſagen, und 2 und zugleich jede größere Zahl durch das Wort „muhu, viel“ bezeichnen. Das botokudiſche Einmaleins beſteht daher nur aus den drei inhaltſchweren Gedächtniß-Regeln: „Mokenam mal mokenam iſt mokenam, mokenam mal muhu iſt muhu, muhu mal muhu iſt muhu, d. h. viel mal viel iſt viel.“

Oben iſt erörtert, daß rein theoretiſch vor allen anderen Baſen die Baſis zwölf den Vorzug verdient. Es liegt daherdie Frage nahe, ob nicht auf der ganzen Erde irgendwo ein Volk exiſtirt, welches ein Zwölfer-Syſtem beſitzt. Alexander von Humboldt war der Anſicht, daß nirgends die Baſis zwölf vorkomme. Dieſe Anſicht aber iſt jetzt durch eine Entdeckung des jüngſt verſtorbenen Afrikareiſenden Robert Flegel widerlegt. Flegel erzählte nämlich dem Verfaſſer vor ſeiner Rückkehr nach dem Benuë im Jahre 1885 folgendes. „Er laſſe ſich immer von den Eingeborenen, deren Sprache er noch nicht kenne, die Zahlwörter von eins bis zehn nennen und ſetze dann das Zählen von elf an allein fort, indem er die höheren Zahlen durch Zuſammenſetzung ſelbſt bilde. Dadurch impouire er den Eingeborenen meiſt ſehr, weil dieſelben dann meinen, Flegel kenne ſchon etwas von ihrer Sprache. Einmal jedoch ſei ihm dieſer Kunſt-

griff gänzlich mißlungen, und zwar bei den Aphòs, einem der nördlich vom unteren Benuë wohnenden Negerſtämme. Dieſe Leute haben ganz verſchiedene Zahlwortſtämme nicht bis zehn, ſondern bis zwölf, und ſetzen erſt von da an zuſammen, ſo daß z. B. 13 durch zwölfundeins, 14 durch zwölfundzwei, 18 durch zwölfundſechs ausgedrückt werde.“ Hieraus erſieht man, daß dieſe Neger, obwohl ſie auch nur wie wir zehn Finger haben, doch die Zahlwortbaſis zwölf gebrauchen. Wenngleich nicht anzunehmen iſt, daß die Aphòs ſich der Vorzüge ihres Zahlwortſyſtems bewußt ſind und die Rechenvortheile desſelben beim praktiſchen Rechnen hinreichend ausbeuten können, ſo iſt doch die Entdeckung Flegel's kulturgeſchichtlich ſehr merkwürdig. Die auf die Zahlwörter ſelbſt bezüglichen Notizen Flegel's können erſt ſpäter veröffentlicht werden.

Theils die eben beſprochene Verſchiedenheit der Zahlwortbaſen in verſchiedenen Sprachen, theils aber auch die Verſchiedenheit in der Art der Zuſammenſetzung verurſacht, daß man für eine und dieſelbe Zahl bisweilen eine ganze Reihe von Ausdrucksweiſen bei den verſchiedenen Völkern der Erde finden kann. Als Beiſpiel wählen wir die Zahl 18, für welche ſich nicht weniger als zehn Ausdrucksweiſen finden laſſen, nämlich:

Deutſch: achtzehn, d. h. 8·10;
Franzöſiſch: dix-huit, d. h. 10·8;
Lateiniſch: decem et octo, d. h. 10 und 8;
Griechiſch: ὀκτὼ καὶ δέκα, d. h. 8 und 10;
Lateiniſch: duodeviginti, d. h. 2 von 20;
Bretoniſch: tri-omch, d. h. 3 mal 6;
Walliſiſch: deu-naw, d. h. 2 mal 9;
Aztekiſch: caxtulli om ey, d. h. 15 und 3;
Neuſeeländiſch: 11 und 7;
Aphò-Sprache: 12 und 6.

Prinzipien der Bildung der Zifferschrift.

Wir haben im vorigen Abschnitt die systematische Entwickelung der Zahlwortbildung von den rohesten Anfängen bis zu den Zahlwortsystemen jetziger und früherer Kulturvölker an uns vorüberziehen lassen und dabei auch nicht versäumt, die vielen Abnormitäten anzusehen und zu prüfen, welche die Sprachen wilder und ziviliſirter Völker theils hinsichtlich der Bildungsart der Zahlwörter, theils hinsichtlich der gewählten Grundzahlen aufweisen. Hier soll nun in ähnlicher Weise die Entwickelung unserer Zifferschrift besprochen werden.

Nicht alle Völker, die Zahlwörter besitzen, gebrauchen auch Zahlzeichen. Wo wir aber überhaupt Zahlzeichen finden, da erkennen wir auch die Zahl zehn als Grundzahl der Zifferschrift. Eine Ausnahme von dieser Regel machen jedoch die Azteken im alten Mexiko und die Astronomen im alten Babylonien.

Die Azteken besaßen bis zur Zahl neunzehn natürliche Zahlzeichen; sie stellten nämlich die Zahlen von 1 bis 19 dadurch dar, daß sie soviel Kreise nebeneinanderstellten, wie die auszudrückende Zahl angab. Die Zahl zwanzig, die Basis ihres Zahlwortsystems, wurde dann aber durch eine Fahne bezeichnet, vierzig durch zwei Fahnen u. s. f. Freilich machte diese Bezeichnungsweise die Zahlzeichen meist unbequem lang. So waren z. B. zur Darstellung der Zahl 365 nicht weniger als 18 Fähnchen und 5 Kreise erforderlich. Daß auch die Gelehrten im alten Babylon eine vollendete Zifferschrift besaßen, ist durch die Ausgrabungen bei Senkereh am Euphrat unzweifelhaft geworden. Dort fand 1854 der Geologe Loftus zwei Täfelchen mit Keilschriftzeichen, aus denen der geniale Blick des Herrn Rawlinson einerseits erkannte, daß hier eine Tabelle der Quadratzahlen 1, 4, 9, 16, 25 . . . bis 3600 vorlag, andererseits auch die überraschende Thatsache feststellte, daß die alten Baby-

lonier eine Zifferſchrift mit der Baſis 60 beſaßen. Sie hatten alſo für die Zahlen von 1 bis 59 nicht weniger als 59 verſchieden geſtaltete Zahlzeichen, und bezeichneten dann, da ſie ein Zeichen für Null nicht kannten, die Zahl 60 gerade ſo wie 1, 120 wie 2 u. ſ. w., ſo daß aus dem Zuſammenhang erſehen werden mußte, ob 1 oder die nächſt größere Einheit 60 gemeint war. In der achten Reihe des Täfelchens ſtand alſo z. B.: „8 mal 8 iſt 1 und 4", was zu leſen war: „1 mal 60 und 4." Die großartige Entdeckung eines auf der Baſis 60 beruhenden Zifferſyſtems am Euphrat erklärte zugleich die Thatſache, daß die babyloniſchen Aſtronomen, und, ihnen folgend, die griechiſchen Aſtronomen, vor allem Ptolemäus, mit dem 60. und den 3600. Theilen der Einheit zu rechnen pflegten; was wegen der vielen Theiler der Zahl 60 mancherlei Rechenvortheile darbot. Aehnlich wie wir mit Dezimalbrüchen, ſo rechneten die alten Aſtronomen mit Sexageſimalbrüchen, freilich noch ohne ein Zeichen für Null. Den 60. Theil einer Stunde oder eines Bogengrades nannten dann ſpäter die lateiniſchen Ueberſetzer des Ptolemäus „pars minuta prima", d. h. „erſter verminderter Theil", und der 60. Theil hiervon hieß „pars minuta secunda", d. h. „zweiter verminderter Theil". Im Laufe der Jahrhunderte iſt dann aus „pars minuta prima" kurz „minuta" und aus „pars minuta secunda" kurz „secunda" geworden, ſo daß alſo unſere Worte Minute und Sekunde den letzten Nachhall eines vor drei Jahrtauſenden benutzten, auf der Grundzahl 60 beruhenden Zifferſyſtems bilden.

Abgeſehen von den beſprochenen Zahlbezeichnungen der Azteken und Babylonier, beruhen alle Zifferſyſteme der Vergangenheit und der Gegenwart auf der Baſis zehn. Lange hat es aber gedauert, ehe die Anſprüche der wachſenden Kultur jene vollkommene Zifferſchrift gezeitigt haben, an die wir von den erſten Schuljahren an gewöhnt werden. Die natürlichen Zahl-

zeichen, die auf einer bloſen Aneinanderfügung von Punkten, Strichen oder Kreiſen beruhen, und die wir auf Würfeln, Dominoſteinen und Karten noch heute vor Augen haben, werden bei größeren Zahlen ſo lang und unbequem, daß man kürzer verfahren würde, das Zahlwort ſelbſt hinzuſchreiben. Abgeſehen von den Azteken, finden wir daher natürliche Zahlzeichen ſelten angewandt, und wenn, ſo doch immer nur für Zahlen unter zehn. So bezeichneten die Griechen in ihrer allerälteſten Schrift und die Römer in der etruskiſchen Schrift die Zahlen von eins bis neun durch bloſe Aneinanderreihung von Strichen. Später entwickelten die Römer das auch von uns noch angewandte Zifferſyſtem, in dem nur die Zahlen 1, 2, 3 auf natürliche Weiſe, nämlich durch einen, zwei und drei Striche bezeichnet werden.

Wie waren nun aber die kürzeren Zeichen beſchaffen, welche die Völker an die Stelle der natürlichen Zahlzeichen ſetzten? Man ſollte denken, daß dieſe kürzeren Zeichen zunächſt Bilder von Gegenſtänden waren. Davon finden wir jedoch nur ſehr vereinzelte Spuren. So tritt eine Lotosblume ſowohl in den ägyptiſchen Hieroglyphen wie auch in der älteren indiſchen Schrift als Zahlzeichen auf und bedeutet, übereinſtimmend mit dem betreffenden Zahlwort, bei den Aegyptern „tauſend“, bei den Indern „hundertmillionen“. Ferner ſetzten die Azteken, die, wie ſchon oben erwähnt iſt, 20 durch eine Fahne bezeichneten, auch für höhere Stufenzahlen Bilder von Gegenſtänden, nämlich das Bild einer Feder für 400 und das Bild eines Beutels für 8000. Man könnte zweitens denken, daß die Zahlzeichen Abkürzungen oder phonetiſche Stenogramme der betreffenden Zahlwörter ſeien. Thatſächlich läßt ſich dies aber nirgends erkennen. Die Fruchtloſigkeit aller Bemühungen, nachzuweiſen, wie die Geſtalten der verſchiedenen Zahlzeichen entſtanden ſind, erklärt ſich, wenn man die großen Wandlungen beachtet, welche dieſe Geſtalten im Laufe der Jahrhunderte erfahren haben.

Digitized by Google

Dies trifft ſowohl die indiſchen, arabiſchen und römiſchen Zahlzeichen, wie auch die von uns heut angewandten Ziffern. Die Geſtalt unſerer heutigen Ziffern hat ſich erſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt nicht mehr weſentlich geändert; aber vor dieſer Zeit erlitten die Formen der Ziffern fortdauernd Veränderungen, ſo daß z. B. ein im 14. Jahrhundert lebender Menſch die Ziffern des 13. Jahrhunderts nicht mehr leſen konnte. Verlaſſen wir alſo das ſchwierige Kapitel über die Geſtalten der Zahlzeichen, um ausführlicher die Prinzipien zu beſprechen, welche bei den Vorſtufen unſerer Zifferſchrift maßgebend geweſen ſind. Wollte man für jede neue Zahl auch ein neues kurzes Zeichen ſetzen, ſo würde man zwar auch größere Zahlen kurz ausdrücken können, man würde aber zugleich das Gedächtniß zu ſehr überladen. Es lag daher nahe, größere Zahlen durch Wiederholung von Zeichen auszudrücken und ſich dabei möglichſt an die der Zahlwortbildung zu Grunde liegende Zahl anzuſchließen. Aus dieſem Gedanken entſprang das additive Prinzip. Das bekannteſte Beiſpiel für die Anwendung desſelben bieten die römiſchen Ziffern dar, bei denen die Zeichen für eins, zehn, hundert zwei oder dreimal wiederholt werden, der Kürze wegen auch Zeichen für fünf, fünfzig, fünfhundert da ſind, und wiederum, der Kürze wegen, zur Bezeichnung von 4, 40, 400, auch die Subtraktion mit verwendet wird. Der weſentliche Unterſchied zwiſchen den römiſchen und unſeren Ziffern iſt alſo der, daß bei uns beiſpielsweiſe die Zahl fünf je nach der Stellung fünf, fünfzig, fünfhundert u. ſ. w. bedeuten kann, während bei den Römern das Zeichen für fünf immer nur fünf gilt, gleichviel an welcher Stelle es ſteht. Auch die von dem ſpät-griechiſchen Grammatiker Herodianus um 200 n. Chr. beſchriebene, ältere Zifferſchrift der Griechen befolgte das additive Prinzip. Die Spuren dieſer Zifferſchrift, die man namentlich in älteren attiſchen Inſchriften vorfindet, rücken bis in die Zeit Solon's,

alſo etwa 600 hinauf, während als untere Grenze das perikleiſche und nachperikleiſche Jahrhundert, alſo etwa 400, genannt wird. Nach dem additiven Prinzip ſchrieben außer den Römern und vorperikleiſchen Griechen namentlich noch die Phönizier und die Hebräer, letztere aber nur bis etwa 150 v. Chr. Was den wiſſenſchaftlichen Werth der additiven Zifferſchrift betrifft, ſo iſt derſelbe inſofern geringer als der unſeres Zahlwortſyſtems, als bei letzterem die Multiplikation mit verwendet wird, bei erſterem nicht.

Hiſtoriſch folgte bei den Griechen auf die additive Zahlbezeichnung die alphabetiſche, die inſofern einen Rückſchritt darſtellt, als ſie zwar die Zeichen ſehr kürzt, aber das Rechnen bedeutend erſchwert. Dies rührt daher, daß die für die Einer, Zehner und Hunderter geltenden Buchſtaben die natürliche Zuſammenſetzung der Zahlen aus Vielfachen der Stufenzahlen gar nicht erkennen laſſen. (Man vergleiche die unten folgende Ueberſicht über die Entwickelung der Zifferſchrift.) So werden im Griechiſchen die Zahlen 3, 30, 300 durch γ, λ, τ bezeichnet, alſo durch drei Buchſtaben, die nichts miteinander zu thun haben, und dadurch den Zuſammenhang, den die Zahlen 3, 30, 300 naturgemäß haben, vollſtändig verſchleiern. Dieſe alphabetiſche Zahlbezeichnung finden wir dann ſpäter auch bei den Hebräern, ferner bei den Syrern, Kopten, Armeniern und Aethiopiern.

Einen bedeutenden Fortſchritt gegenüber der additiven und noch mehr gegenüber der alphabetiſchen Zifferſchrift bildet die Anwendung des multiplikativen Prinzips. Nach dieſem Prinzip fügt man den Zeichen für die Stufenzahlen, die wir X, C, M nennen wollen, die Einerzeichen multiplikativ hinzu. So muß man z. B., um 1887 multiplikativ zu ſchreiben, 7 Zeichen nebeneinanderſtellen, nämlich je eins für eins, für tauſend, für acht, für hundert, für acht, für zehn und endlich für ſieben. Man ſchreibt alſo ſo, wie man ausſpricht oder, genauer geſagt, wie die in dieſer Richtung konſequenteren Inder die Zahlen

ausſprachen, indem man für jeden einzelnen Beſtandtheil des betreffenden Zahlworts ein beſtimmtes Zeichen ſetzt. Eine vollſtändige Durchführung dieſes Prinzips zeigt nur die chineſiſche Schrift. Da das multiplikative Prinzip für jede neue Stufenzahl auch ein neues Zeichen erfordert, ſo haben die Chineſen, die, außer in ihrer kaufmänniſchen Schrift, noch heute multiplikativ ſchreiben, außer den Zeichen für die Zahlen von eins bis neun, noch elf Stufenzahlzeichen, nämlich für zehn, für hundert, für tauſend, u. ſ. ſ. bis hunderttauſend Millionen. Natürlich kann man multiplikativ nicht beliebig große Zahlen ſchreiben, wie es doch unſere Zahlbezeichnung geſtattet, ſondern nur ſoweit, wie Zeichen für Stufenzahlen vorhanden ſind. Was das Rechnen angeht, ſo kann man in multiplikativer Zifferſchrift zwar nicht ſo kurz und bequem rechnen wie in unſerer Zifferſchrift, aber doch viel bequemer als im römiſchen oder gar im alphabetiſchen Zifferſyſtem. Außer bei den Chineſen iſt eine reine multiplikative Zifferſchrift nirgends ſicher feſtgeſtellt. Doch wollen wir hier nicht unerwähnt laſſen, daß die Römer bei größeren Zahlen bisweilen die Vielfachheit der Tauſender bezeichneten, indem ſie eine kleinere Zahl dem Zeichen für tauſend multiplikativ vorausſetzten, wodurch ſie ihrer additiven Zifferſchrift eine kleine multiplikative Beimiſchung gaben.

Bei dem Streben, die multiplikative Zifferſchrift durch Kürzung zu verbeſſern, mußte man zunächſt daran denken, ob es nicht möglich wäre, die Zeichen für die Stufenzahlen, für die wir oben X, C, M geſetzt haben, einfach fortzulaſſen. Dies würde bei Zahlen, in denen jede Stufenzahl mindeſtens einmal gedacht iſt, kein Bedenken haben, und man würde dadurch ſofort zu unſerer Stellenwerth-Schrift gelangen. Wie aber ſollte man bei bloßer Fortlaſſung der Stufenzahlzeichen Zahlen wie 1008, 1080, 180, 18 unterſcheiden? Man wird vielleicht antworten: „Es bedarf ja nur eines Füllzeichens, eines Zeichens

für Nichts, um die Unterscheidung solcher Zahlen zu ermöglichen.“ Aber die größten Denker und Zahlenrechner des Alterthums haben diesen uns so einfach erscheinenden Gedanken nicht gehabt. Der Gedanke, durch die Schöpfung eines Zeichens für Nichts die Zifferschrift zu verbessern, muß also doch nicht so natürlich und so naheliegend sein, wie er uns jetzt erscheint, uns, den Kindern eines Zeitalters, wo man schon im siebenten Jahre die bestmögliche Zifferschrift als etwas, was gar nicht anders sein könnte, in sich aufnimmt und fast unbewußt in sich verarbeitet. Nicht unmittelbar gelangt man von der multiplikativen Zifferschrift zu der unsrigen; vielmehr wird der Uebergang durch zwei Zwischenstadien vermittelt, das Prinzip der Marken und das der Kolumnen.

Beim Markenprinzip deutet man die Stufenzahlen nicht durch besondere Zeichen, sondern durch Punkte oder Striche an, deren Beifügung zu anderen Zeichen ausdrückt, daß die dargestellten Zahlen zehn- oder hundertmal so groß zu denken sind; z. B. könnten Zehner durch einen übergeschriebenen Punkt, Hunderter durch zwei solche Punkte, Tausender durch drei solche Punkte angedeutet werden. Diese Art von Zifferschrift wurde freilich thatsächlich nie anders angewandt, als um größere Zahlen auszudrücken. So bezeichneten die Syrer die Zahlen bis 400 alphabetisch und machten dann durch Anfügung von Punkten oder Strichen die Einer zu Hundertern oder Tausendern. Ebenso bezeichneten die Griechen die Zahlen 1000, 2000 u. s. w. bis 9000 dadurch, daß sie den alphabetischen Zeichen für die Zahlen eins bis neun einen Strich vorsetzten. Auch die Römer haben bisweilen das Markenprinzip benutzt. Bei ihnen deutete die Ueberstreichung einer Zahl an, daß dieselbe tausendfach zu denken ist.

Ein weiterer Schritt zu unserer modernen Zifferschrift besteht darin, daß man nun auch noch die Marken fortläßt und

Digitized by Google

die Stufenzahl dadurch andeutet, daß man die Vielfachen derſelben in vorgezeichnete Kolumnen ſetzt. Nach dieſem Prinzip wurde im Anfang des Mittelalters in den aus dem römiſchen Reiche hervorgegangenen Ländern gerechnet. Man hatte dazu beſonders eingerichtete Rechenbretter nöthig, die in etwas anderer Form auch ſchon die Griechen und die Römer benutzt und mit dem Namen ἄβαξ bezw. abacus bezeichnet haben. Die Rechenbretter trifft man ſtellenweiſe noch jetzt, beſonders bei den Ruſſen und Süd-Slaven. Uebrigens leiſtet das Prinzip der Kolumnen auch in unſeren Vorſchulen und Volksſchulen gute Dienſte, wo die Kinder an Kugeln, die auf Schnüren beweglich ſind, zählen und rechnen lernen.

Wie ſchon angedeutet iſt, konnte das Streben, durch gänzliche Fortlaſſung der Stufenzahlzeichen die Zifferſchrift zu vereinfachen, nur dann von Erfolg gekrönt ſein, wenn der Gedanke hinzutrat, ein beſonderes neues Zeichen, ein Zeichen für Nichts, zu ſchaffen, das an die Stelle der nicht vorhandenen Stufenzahlen einzutreten habe. Es erſcheint uns faſt wunderbar, daß Archimedes, der größte Mathematiker des Alterthums, der in der ſchwerfälligen alphabetiſchen Zifferſchrift die komplizirteſten Berechnungen mit koloſſalem Aufwand von Mühe und Zeit durchführte und die Unbequemlichkeit ſeiner Zifferſchrift vielleicht auch fühlte, nicht daran gedacht hat, durch Einführung eines Zeichens für Nichts eine vollkommenere Zifferſchrift zu ſchaffen. Aber wie ſollte ein immer nur die Wirklichkeit der Welt ins Auge faſſender Grieche auf den Gedanken kommen, daß man für etwas, was gar nicht da iſt, ein Zeichen, alſo etwas Wirkliches, ſetzen könne! Kein anderes Volk als das der Inder war dazu prädeſtinirt, die Null zu erfinden. Phantaſtiſch denkend und dabei dem Formalismus huldigend, im Beſitz des konſequenteſten aller Zahlwort-Syſteme, und außerdem übertrieben große Zahlen leidenſchaftlich liebend, waren gerade die Inder von der Natur

dazu angelegt, wie Brockhaus ſagt, „in dem Nichts ein brauchbares Etwas zu ſehen und durch das Nichts die Vollendung des Etwas zu bewirken".

Leider wiſſen wir, wie von ſo vielen welterobernden Erfindungen früherer Jahrhunderte, auch von der Erfindung der Null und unſerer Zifferſchrift faſt gar keine Einzelheiten. Doch haben die Forſchungen der Orientaliſten in den letzten Jahrzehnten folgendes als wahrſcheinlich hingeſtellt. In älterer Zeit ſchrieben die Inder, wie noch jetzt die Chineſen, ihre Zahlen multiplikativ. Aber im vierten Jahrhundert nach Chr. erfanden indiſche Brahma-Prieſter, deren Namen wir nicht wiſſen, den Stellenwerth und die Null. Die Null, den Talisman des Rechnens, nannten ſie „Tsiphra", d. h. das Leere. Von dieſem Worte ſtammt unſer Wort Ziffer ab, das, wie noch heute im Engliſchen, urſprünglich nur das Zeichen für Null bedeutete. Vom 5. bis 8. Jahrhundert verbreitete ſich dann die neue Zifferſchrift und die damit zuſammenhängenden Rechen-Methoden zuerſt am Ganges und dann über ganz Indien. Das Charakteriſtiſche dieſer Stellenwerth-Zifferſchrift gegenüber den beſprochenen unvollkommenen Zifferſchriften iſt folgendes: Die Vielfachen der Stufenzahlen werden ohne weiteres Unterſcheidungszeichen ihrer Ordnung nach nebeneinander geſtellt, ſo daß ihre Stellung zugleich ihre Stufe anzeigt, indem an die Stelle jeder aus der vollſtändigen Reihenfolge der Stufen etwa ausfallenden Stufe ein dies andeutendes Ausfüll-Zeichen tritt, ein beſonderes Zeichen, das im Gegenſatz zu allen übrigen Zahlzeichen ein Ergebniß des Zählens nicht darſtellt und das wir jetzt Null nennen. Dieſe charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Stellenwerth-Zifferſchrift verurſachen einerſeits, daß dieſelbe bei den meiſten Zahlen eine viel kürzere Darſtellung ermöglicht, als die multiplikative Zifferſchrift, andererſeits aber auch, daß, weil beſondere Zeichen für die Stufenzahlen nicht erforderlich ſind,

jede noch ſo große Zahl mit denſelben zehn Zeichen geſchrieben werden kann. In dieſer Richtung iſt die indiſche Zifferſchrift vollkommener als die Sprache, welche ja, um immer größere Zahlen ausdrücken zu können, auch immer neue Wortbildungen nöthig macht. Was aber die Zifferſchrift der Inder im Gegenſatz zu allen ſonſtigen Zifferſchriften beſonders werthvoll macht, iſt die ganz bedeutende Vereinfachung aller Rechen-Methoden, die durch das zu Grunde liegende rationelle Princip ermöglicht iſt, und die der rechnenden Menſchheit ſeit Jahrhunderten einen unmeßbaren Zeitgewinn einbringt

Die Inder waren ſich der Größe ihrer Erfindung wohl bewußt. Die große Leichtigkeit, mit der ſie in der neuen Zifferſchrift rechnen konnten, brachte ſie ſogar dazu, aus dem Rechnen einen Sport zu machen. Im 7. Jahrhundert ſoll man in Indien Tourniere veranſtaltet haben, wo derjenige als Sieger gekrönt wurde, der eine ſchwere Rechenmethode zuerſt richtig gelöſt hatte. So war denn im fernen Oſten, im ſagenhaften Indien, ein Schatz gehoben, an deſſen Beſitz alle Kulturvölker der Erde theilnehmen ſollten. Aber die Inder bildeten ein zu ſehr abgeſchloſſenes Volk, als daß ſie geneigt waren, für ihre neue Kunſt Propaganda zu machen. Es war ein Volk nöthig, daß den Schatz aus Indien zu holen und nach dem Abendlande zu bringen geeignet war. Und dieſes Volk waren die Araber.

Am Ende des 8. Jahrhunderts, als die Araber nach Begründung und Befeſtigung ihrer muhammedaniſchen Reiche die Wiſſenſchaften, namentlich Mathematik und Aſtronomie, zu pflegen begannen, reiſten arabiſche Aſtronomen durch Indien, lernten dort die indiſche Zifferſchrift kennen und brachten ſie zunächſt nach Bagdad. Für die Verbreitung der neuen Kunſt in den arabiſchen Reichen war dann beſonders der Araber Muhammed ben Muſa Alchwarizmi thätig, von deſſen latiniſirtem Namen Algoritmus man ſpäter in Europa die neuen Rechen-

methoden ſelbſt Algoritmus und deren Anhänger „Algoritmiker“ nannte. Bald kam das indiſche Rechnen auch dahin, wo ſich das muhammedaniſche Arabien und das chriſtliche Europa berührten, nach Spanien. Ueber Spanien drang nun die Kenntniß des Stellenwerth-Prinzips zu den Gelehrten des Abendlandes, und nun entſpann ſich im chriſtlichen Europa ein lebhafter geiſtiger Kampf zwiſchen den Algoritmikern und den Abaciſten, d. h. denjenigen, welche ſich von dem römiſchen Rechnen auf dem abacus nicht trennen konnten oder wollten, und welche, in der Null ein Werk des Teufels ſehend, nicht daran glauben wollten, daß man mit einem Zeichen für Nichts etwas Wirkliches richtig herausrechnen könnte. Endlich gelang es den Bemühungen einſichtsvoller Gelehrter, unter denen namentlich Leonardo von Piſa um 1200 hervorragt, der Null die verdiente allgemeine Anerkennung zu verſchaffen und ſie zum Gemeingut aller Kulturvölker zu machen. War die indiſche Rechenkunſt bis dahin nur in den Zimmern der Gelehrten heimiſch geweſen, ſo drang ſie in den folgenden Jahrhunderten immer tiefer und tiefer in alle Volksſchichten ein. Was jetzt jeder Dorfſchulmeiſter in der Rechenſtunde erklärt und einübt, das iſt im großen und ganzen noch immer die Weisheit jener indiſchen Brahmanen des vierten Jahrhunderts.

In der wohlgeordneten Welt der Zahlen hatten dieſe Erfinder der Null und des Stellenwerths jenes Ideal erreicht, das der Philoſoph Leibniz in der Welt der Begriffe umſonſt anſtrebte. Leibniz, und nach ihm viele andere mühten ſich vergeblich ab, eine allen Völkern gleich verſtändliche logiſch-ſyſtematiſche Begriffsſchrift zu ſchaffen. In der Leibnizſchen Univerſalſchrift, welche man nicht mit den in neuerer Zeit aufgekommenen Vorſchlägen zu einer Univerſalſprache verwechſele, ſollten alle zuſammengeſetzten Begriffe und Denkbeziehungen durch Zeichen ausgedrückt werden, die ſich aus wenigen

einfachen, auf Uebereinkunft beruhenden Elementarzeichen für die einfachsten Begriffe und Denkbeziehungen zusammensetzen. Von dieser Schrift glaubte sich Leibniz einen ähnlichen Nutzen für Logik, Metaphysik, Philosophie und alle auf Präzision beruhende Betrachtungen versprechen zu dürfen, wie ihn die indische Zifferschrift dem Rechnen und der Arithmetik gewährt. Nach Analogie der Zifferschrift, meinte Leibniz, werde sich mit diesen Begriffszeichen operiren lassen, indem man von den einfachsten Beziehungen der Begriffe untereinander ausgehe, diese transformire, mit einander verknüpfe und so zu neuen Beziehungen, d. h. zu Schlüssen und Urtheilen gelange. Dann sei die Richtigkeit der letzteren nur davon abhängig, ob man die Regeln dieses Begriffskalküls richtig angewandt habe. Dieses Leibniz'sche Ideal, das für das Gebiet des Denkens im allgemeinen wegen der Vielseitigkeit der Denkbeziehungen unerreicht geblieben ist, für das engere Gebiet des Rechnens war dieses Ideal durch unsere Zifferschrift erreicht, eine der schönsten Früchte menschlichen Scharfsinns, eine der wichtigsten Erfindungen in der ganzen Kulturgeschichte.

Die vorstehende Studie ist aus einem Vortrage entstanden, den der Verfasser auf Veranlassung des Vereins für Handlungskommis in Hamburg am 21. Oktober 1885 gehalten und dann im Januar 1886 vor dem Naturwissenschaftlichen Vereine von Hamburg-Altona wiederholt hat. Ein auf dasselbe Thema bezüglicher kleiner Aufsatz wird auch in Neumayer's „Anleitung zu Beobachtungen auf Reisen" (zweite Auflage) erscheinen. Die Anregung zur Beschäftigung mit dem behandelten Gegenstande verdankt der Verfasser hauptsächlich den anziehenden Darstellungen, welche über die Entwickelung der Zahlwörter und der Zifferschriften theils von Hankel in seinen Beiträgen zur Geschichte der Mathematik (Leipzig 1874), theils von Moritz Cantor in seinen mathematischen Beiträgen zum Kulturleben der Völker (Halle 1863) und in der Einleitung zu seiner Geschichte der Mathematik (Leipzig 1880) gegeben sind. Die außerdem benutzte Literatur ist an den betreffenden Stellen zitirt. Eine Uebersicht über die Entwickelung der Zifferschrift liefert die umstehende Tabelle.

Entwickelung der Zifferschrift.

Prinzipien.	Beispiele.	Bemerkungen.
1) Natürliche Zahlzeichen:	8 = ⁚·⁚·⁚ oder ||||| ||| oder ○○○○○○○○ (aztekisch).	Azteken bis zur Zahl 20; Griechen und Römer in sehr alter Zeit bis 10 (Würfel, Domino, Karten, Kerbholz).
2) Additives Prinzip:	1887 = MDCCCLXXXVII (römisch).	Azteken; Phönizier; Römer; Griechen auch, aber nur bis 400 v. Chr.; Hebräer bis etwa 150 v. Chr.
3) Alphabetisches Prinzip:	1887 = ,αωπζ' (griechisch); es bedeutet nämlich: ,α = 1, α = 1000, ω = 800, π = 80, ζ' = 7.	Griechen von 400 v. Chr. an; Hebräer von etwa 150 v. Chr. an; Syrer, Kopten, Armenier, Aethiopier.
4) Multiplikatives Prinzip:	1887 = 1 M 8 C 8 X 7, 1008 = 1 M 8, 1080 = 1 M 8 X, 180 = 1 C 8 X; wo M, C, X bezw. die Stufenzahlen tausend, hundert, zehn bedeuten.	Chinesen ganz konsequent. Gemischt mit anderen Prinzipien auch sonst, z. B. Römer bei größeren Zahlen: 11 885 = XI MDCCCLXXXV.
5) Marken-Prinzip:	1887 = $\ddot{1}\ \ddot{8}\ \dot{8}\ 7$, 1008 = $\dot{\ddot{1}}\ 8$, 1080 = $\dot{\ddot{1}}\ \dot{8}$, 180 = $\ddot{1}\ \dot{8}$.	Konsequent nirgends. Die Syrer erheben bei den Zahlen von 400 an ihre Einer zu Hundertern, Tausendern u. s. w. durch Punkte oder Striche; Griechen bei den Zahlen von 1000 bis 10 000; Römer zuweilen, auf einer ausgegrabenen Tafel ist 1 180 600 ausgedrückt durch $\boxed{X}\overline{CLXXX}$ DC.
6) Kolumnen-Prinzip:	M C X I 1887 = 1 8 8 7 1008 = 1 8 1080 = 1 8 180 = 1 8	In Europa im früheren Mittelalter. (Rechnen auf dem Abacus, Rechenbrett.)
7) Prinzip des Stellenwerthes: (In Verbindung mit dem Gedanken, auch das Nichts zu bezeichnen.)	Der Werth der vorletzten Ziffer wird verzehnfacht, der der drittletzten verhundertfacht u. s. w. Ein Füllzeichen (ziphra, Null) füllt die Stelle einer nicht vorhandenen Stufenzahl aus. Mit den zehn Ziffern 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 und 0 läßt sich jede noch so große Zahl schreiben. Abschluß der Entwickelung. Ideal erreicht.	Von indischen Brahmanen im 4. Jahrhundert n. Chr. erfunden, um 800 zu den Arabern gelangt (Alchwarizmi, latinisirt: Algoritmus), durch Spanien um 1000 den westeuropäischen Gelehrten bekannt geworden. Kampf der Algoritmiker gegen die Abazisten bis 1200. Sieg der Null unter Leonardo von Pisa. Allmähliches Eindringen der Zifferschrift und des Rechnens der Inder ins Volk am Ende des Mittelalters. Jetzt von allen Kulturvölkern gekannt und geübt.

(520) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Digitized by Google

Im Verlage von J. F. Richter in Hamburg sind erschienen:

Robert Hamerling's

Sämmtliche Dichtungen.

Unter der Presse:

Homunculus.

Modernes Epos in zehn Gesängen.

Gr. Oktav. Preis eleg. broschirt M. 4.—, in prachtvollem Original-Einband M. 5.—.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. v. E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... M. 4.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter u. Studien. Mit dem Portrait des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. brosch. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 11.40

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustr. v. Herm. Dietrichs. 3. Auflage. Eleg. brosch. Mk. 15.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 18.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. 14. Aufl. Feine Ausg. m. farb. Orig.-Text-Einfass. Eleg. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. mit Goldschnitt..... „ 7.50

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. Eleg. broschirt Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt..... „ 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. 4. Auflage. Eleg. brosch..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant broschirt Mk. 3.—, elegant gebunden mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. 7. Auflage. Elegant broschirt „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt..... „ 6.—

König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. 8. Auflage. Elegant broschirt „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. 5. Auflage. Eleg. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt..... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. 3. Auflage. Eleg. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschnitt..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. 3. Auflage. Elegant brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. 4. Auflage. Elegant broschirt Mk. 1.—, eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. 4. Auflage. Elegant broschirt Mk. 1.50, eleg. gebunden mit Goldschnitt..... „ 2.50

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. 4. Auflage. Eleg. brosch. Mk. 1.50, eleg. gebunden mit Goldschnitt..... „ 2.50

Robert Hamerling ist nicht nur ein wahrer Dichter — ein Dichter von Gottes Gnaden — sondern auch ein Charakter, und das giebt all' seinen Dichtungen das rechte Gepräge. Als Epiker ohne Nebenbuhler, hat Hamerling auch als Lyriker nur wenige Ebenbürtige unter den Lebenden. Für seinen „Ahasver", seinen „König von Sion" finden wir keinen besseren Vergleich, als die unsterblichen Gesänge Homers. Die Kraft des Ausdrucks, die hinreißende, begeisternde Phantasie, die Reinheit des Versmaßes und die Fülle der Gedanken umschlingen die Stirne des Dichters mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit; mit ihnen hat Hamerling sich eine Stelle neben unsern hehrsten Dichterfürsten für alle Zeiten erobert.

Im Verlage von J. F. Richter in Hamburg sind erschienen:

Der Verbrecher

in

anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung.

Von

Professor Cesare Lombroso

in Turin.

In deutscher Bearbeitung von Dr. med. **H. Fränkel**, Sanitätsrath.

Mit Vorwort von Professor Dr. jur. **von Kirchenheim.**

Lex.-8°. Preis eleg. broschirt Mark 15.—.

Das Skatspiel

im Lichte der Wahrscheinlichkeitsrechnung

von

Dr. H. Schubert.

12°. In elegantem Calicoband, Preis M. 1.—.

Ein höchst interessantes Werkchen, das jedem Skatspieler eine höchst willkommene Festgabe sein wird.

Pandaemonium. Kriminal- und Sittengeschichten aus drei Jahrhunderten von **Karl Braun-Wiesbaden.** Gr. 8°. 2 Bände elegant broschirt. Mk. 9.—.

Inhalt: **Die moderne Klytaemnestra.** Eine Kriminalgeschichte aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts. — **Der Geisterkuß.** Kriminal- und Gespenstergeschichte aus dem XVIII. Jahrhundert. — **Die Vagabunden und Räuber im westlichen Deutschland.** Kriminalgeschichten und Sittenbilder aus dem Anfang des XIX. Jahrh. — **Der Schinderhannes.** Am Wendepunkt des XVIII. und XIX. Jahrh. — **Das Duell vom 29. Februar 1825.** — **Auf falscher Fährte.** Nach den Erinnerungen eines preußischen Richters, 1842. — **Der Polizeirath Stieber und die Falschmünzer.** Eine Berliner Polizeigeschichte 1854. — **Gattenmord durch Gift und Strick.** Ein Beitrag zur Lehre von der Strafbarkeit des Versuchs. 1863. — **Die Majestätsbeleidigungen in Deutschland.** 1878—1885. — **Berichte und Betrachtungen** über die beiden großen Hochverrathsprozesse vor dem Reichsgericht.

Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte von Dr. **H. Simonsfeld,** Dozent an der Universität in München. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. **Franz von Holtzendorff** in München. 2. Aufl. Gr. 8°. elegant broschirt Mk. 1.—.

„Sybel's Histor. Zeitschrift" schreibt: In lebendiger und anschaulicher Weise wird das heutzutage besonders anziehende Thema entwickelt, und das Lob, das Franz von Holtzendorff in dem beigegebenen Begleitwort dem Verfasser spendet, ist ein wohlverdientes. Alle erheblicheren Kolonisationen durch Deutsche sind aufgezählt, und wenn man oft genug wahrnimmt, wie unser Volk fremden Nationen Arbeitskräfte lieferte, so wird der Wunsch um so mächtiger, daß die nationalen Hoffnungen sich erfüllen und es endlich aufhören möge von uns zu heißen: sic vos, non vobis!

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.

(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 14/15:

Die ältesten Spuren des Menschen in Nordamerika.

Von

Dr. Emil Schmidt

in Leipzig.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

In den früheren Serien der „Sammlung" wissenschaftlicher Vorträge erschienen

Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(69 Hefte, wenn auf einmal bezogen à M. —.50 = M. 34.50. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl [wenn auf einmal] à M. —.50.)

Alsberg, Die Anfänge der Eisenkultur (476/477) M. 1.50; **Angerstein**, Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58) 75 ₰; **Bayer**, Die Entstehung der deutschen Burschenschaft (412) M. 1; **Buchner**, Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom (250) 75 ₰; **Deckert**, Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern (364) 75 ₰; **Diestel**, Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2. Aufl. (137) 75 ₰; **Doehler**, Die Orakel (150) 60 ₰; **Eyssenhardt**, Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts (469) 80 ₰; **Flach**, Der Tanz bei den Griechen (360) 75 ₰; **Fraas**, Die alten Höhlenbewohner (168) 60 ₰; **Frey**, Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter (274) M. 1; **Friedel**, Aus der Vorzeit der Fischerei (441/442) M. 1.20; **Gmelin**, Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam (190) 60 ₰; **Goetz**, Altnordisches Kleinleben und die Renaissance (N. F. 8) 80 ₰; **Gravenhorst**, Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum (370) 60 ₰; **Hagen**, Ueber elementare Ereignisse im Alterthum (454) M. 1; **Haupt**, Staat und Kirche vor 800 Jahren (292) 75 ₰; **Heyer**, Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition (280) M. 1; **Hoffmann**, Aus der Kulturgeschichte Europas (Pflanzen und Thiere) (348) M. 1; **Hoffmann**, Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwickelung der Menschen (464) 75 ₰; **Holtzmann**, Die Ansiedelung des Christenthums in Rom (198) 75 ₰; **von Huber-Liebenau**, Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter (312) 75 ₰; **von Huber-Liebenau**, Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance (386) 60 ₰; **Jordan**, Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65) 60 ₰; **Keller**, Die cyprischen Alterthumsfunde (363) 60 ₰; **Kinkel**, Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrh. (365) 75 ₰; **Mandl**, Das Sklavenrecht des alten Testamentes (N. F. 23) 80 ₰; **Mannhardt**, Klytia (239) M. 1; **Marggraff**, Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen (435/436) M. 1.60; **Mehlis**, Der Rhein und der Strom der Kultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales (259) M. 1.40; **Mehlis**, Der Rhein und der Strom der Kultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales (um 1300) (286/287) M. 1.60; **Mehlis**, Der Rhein und der Strom der Kultur in der Neuzeit (328) M. 1; **Meyer, J. B.**, Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl. (14) M. 1; **Meyer, Dr. L.**, Die römischen Katakomben (387/388) M. 1.20; **Meyer, Dr. L.**, Tibur. Eine römische Studie (413/414) M. 1.40; **Möller**, Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung (206) 75 ₰; **Nippold**, Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (82) 60 ₰; **Nissen**, Pompeji, 2. Aufl. (37) 75 ₰; **Nover**, Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie (354) 60 ₰; **Oppenheimer**, Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30) 75 ₰; **Osenbrüggen**, Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6) 75 ₰; **Osenbrüggen**, Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit (252) 75 ₰; **Petersen**, Das Zwölfgötter-system der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung und historischen Entwickelung (99) 60 ₰; **Pfotenhauer**, Die Gifte als bezaubernde Macht in der Hand des Laien (209) M. 1; **Poelchau**, Das Bücherwesen im Mittelalter (377) 75 ₰; **Reinsch**, Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter (399) 75 ₰; **Richter**, Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben (N. F. 15) 60 ₰; **v. Rittershain**, Die Reichspost der römischen Kaiser (339) 60 ₰; **Saalfeld**, Küche und Keller in Alt-Rom (417) M. 1; **Schasler**, Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung (332/333) M. 1.80; **Schrader**, Die älteste Zeittheilung des indogermanischen Volkes (296) M. 1; **Stern**, Die Socialisten der Reformationszeit (421) 75 ₰; **Stricker**, Die Amazonen in Sage und Geschichte 2. Aufl. (61) 75 ₰; **Stricker**, Die Feuerzeuge (199) 75 ₰; **Virchow**, Ueber Hünengräber und Pfahlbauten (1) 75 ₰; **Virchow**, Die Urbevölkerung Europas (193) M. 1.; **Votich**, Cajus Marius als Reformator des römischen Heerwesens (N. F. 6) M. 1. **Volz**, Das rothe Kreuz im weißen Felde (47) 60 ₰; **v. Waldbrühl**, Naturforschung und Hexenglaube. 2. Aufl. (46) 75 ₰; **Wasmansdorf**, Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern (457) M. 1; **Wernher**, Die Armen- und Krankenpflege der geistlichen Ritterorden in früherer Zeit (213) M. 1; **Winckler**, Die deutschen Reichskleinodien (154) 75 ₰.

Die älteſten Spuren des Menſchen in Nordamerika.

Von

Dr. Emil Schmidt
in Leipzig.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München

In der Geſchichte aller Entwickelungen giebt es Epochen, in welchen, oft nach langem Stillſtand, eine geſteigerte Energie hervorbricht, die alte Bande ſprengt und weithin wirkende, fruchtbare Anſtöße zu neuen Bahnen giebt. Eine ſolche Epoche war für die Anſchauungen über den Menſchen das Jahr 1858.

Wie ein lähmender Bann hatte das Dogma, daß der Menſch Gottes jüngſte Schöpfung ſei, daß er unmittelbar aus Gottes ſchöpferiſcher Hand hervorgegangen ſei, allem Nachdenken über Natur und Herkunft des Menſchen eine unüberſteigbare Schranke gezogen. Wehe! wer an den altgeheiligten Sätzen zu zweifeln wagte! Noch im 17. Jahrhundert flammte der Scheiterhaufen zur Ehre Gottes, weil Vaunini in Vorahnung darwiniſcher Ideen eine Entwickelung des Menſchen aus niederen organiſchen Formen vermuthet hatte, und noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mußte der große Buffon vor der theologiſchen Fakultät zu Paris feierlich Alles zurücknehmen, was in ſeinen Schriften der moſaiſchen Erzählung von der Erſchaffung der Welt zuwiderlaufen könnte. Wohl häuften ſich die Thatſachen, die an der Exaktheit der bibliſchen Weltſchöpfungsgeſchichte Zweifel aufkommen zu laſſen geeignet waren; aber das Dogma fand in dem gewaltigen Cuvier eine mächtige Stütze: der Ablauf der Erdgeſchichte — ſo lehrte er — ſetze ſich zuſammen aus einer Summe von Perioden, die durch gewaltſame, alles Leben zerſtörende Revolutionen voneinander getrennt geweſen ſeien, Perioden,

deren jede mit einer Neuſchöpfung von Lebeweſen begonnen und mit vollſtändiger Zerſtörung derſelben geendigt habe. Der Menſch und alles jetzt Lebende ſei nur ein Werk der jüngſten Schöpfung und könne daher nicht Zeuge früherer Erdperioden geweſen ſein, mit keinem ausgeſtorbenen foſſilen Thier zuſammen gelebt haben.

Und an dieſen Sätzen Cuvier's prallten alle Thatſachen, ſo klar ſie auch die Unrichtigkeit derſelben bewieſen, wirkungslos ab. Mochte ſchon 1774 Esper die Gleichzeitigkeit des Menſchen und des foſſilen Höhlenbären in den fränkiſchen Höhlen durch unbeſtrittene Thatſachen darthun, mochte Schmerling 1829 bis 1834 in belgiſchen Höhlen, Rev. Enery in Kentshole bei Torquay ſolche Thatſachen wiederholt konſtatiren, mochten die Funde in den Flußkieſen von Hoxne, in dem diluvialen Schotter von Amiens und Abbeville noch ſo deutlich dafür ſprechen, daß der Menſch ſchon zur Zeit des Mammuth und des wollhaarigen Rhinoceros in England und Frankreich lebte — allen dieſen Funden wurde der Satz entgegengeſtellt, daß es unmöglich ſei, ſie wurden entweder als Beobachtungsfehler gedeutet oder einfach todtgeſchwiegen.

Erſt das Jahr 1858 brach die Feſſel. Damals mußten die erſten Geologen Englands in Brixham Cave an der Tor Bay die Beweiſe des Zuſammenvorkommens von Menſch und Höhlenhyäne und Mammuth anerkennen, jetzt beugten ſich auch die bis dahin Widerſtrebenden vor der Macht der Thatſachen, die der unermüdliche Boucher de Perthes in jahrzehntelangem Suchen aufgeſammelt hatte, jetzt war der foſſile, der diluviale Menſch unanzweifelbar bewieſen. Und nun mußte ſich nothwendig das Verlangen aufdrängen, den Menſchen noch weiter zurückzuverfolgen in frühere Stufen ſeiner Entwickelung. Die älteſten Reſte des Menſchen, die man aufgefunden hatte, die Skeletreſte der rheiniſchen, der belgiſchen Höhlen, des Löß — ſie alle zeigten

den Menſchen ſchon fertig, im weſentlichen in ſeiner heutigen Geſtalt; mochten die Formen des Schädels auch roh erſcheinen, wie die des berühmten Neanderthales; immer war es doch der Schädel eines Menſchen, durch eine weite Kluft getrennt von den ihm durch ihre Organiſation zunächſt ſtehenden Thieren. Wenn irgendwo, ſo mußte man in den, der jüngeren Tertiärzeit zugehörigen Erdſchichten die früheren Spuren ſeiner Entwickelung, ſeine älteſten Artefakte, die Zwiſchenformen zwiſchen Menſch und Anthropoiden finden. Und ſo wandten ſich in den ſechziger Jahren manche Forſcher mit Vorliebe dem Aufſuchen des tertiären Menſchen zu. Keinem iſt es geglückt, ein Skeletſtück eines Menſchen aus unzweifelhaft tertiärer Zeit aufzufinden, und was man für die primitiven Produkte der Menſchenhand zu halten geneigt war, hat einer nüchternen gewiſſenhaften Prüfung nicht ſtandhalten können. Weder die Einritzungen auf den Knochen großer Landthiere von Saint Preſt, vom oberen Arnothal, von Neuville, oder großer waſſerlebiger Säugethiere, wie die von Pouancé oder von Monte aperto, noch die zerſchlagenen Knochen von Sanſan und vom Penthelicon, noch auch endlich die angeblich bearbeiteten Steine eines Abbé Bourgeois und Ribeiro hatten zwingende Beweiskraft: enthuſiaſtiſche Finder ſehen in ihnen unbedingte Beweiſe der Exiſtenz des tertiären Menſchen, ruhige Beobachter dagegen nur einfache Naturgebilde, das Reſultat zufälliger, nicht von Menſchen hervorgebrachter mechaniſcher Einwirkungen. Die Kluft zwiſchen höchſtem Affen und dem älteſten Menſchen blieb offen, keine Brücke ſchlug ſich von dem, dem älteren Miocän zugehörigen Dryopithecus Fontani, dem augenſcheinlich höchſtſtehenden aller bekannten foſſilen Affen hinüber zu dem in der Neanderhöhle eingebetteten foſſilen Menſchen der Diluvialzeit.

Lückenhaft iſt bisher, trotz eifrigen Suchens das urgeſchichtliche Material des alten Europa; es entſteht die Frage, ob die

neue Welt, ob besonders das in vielen geologischen Dingen weit günstiger gestellte Nordamerika glücklicher gewesen ist im Nachweis der ältesten Entwicklungsstufen des Menschengeschlechtes? Es verlohnt sich, den Spuren des Urmenschen in Amerika kritisch nachzugehen.

Bei dem Nachforschen über den zeitlichen Ablauf alles Geschehens erhebt sich der Wunsch, einen möglichst genauen Zeitmaßstab zu gewinnen, nach welchem jener Ablauf gemessen werden kann. Die Geschichte im engeren Sinn ist hierin günstig gestellt: ihre Hülfsmittel, von den Menschen selbst niedergeschriebene Dokumente, gestatten es, die Ereignisse einzufügen in den regelmäßigen Ablauf von Jahren, von Jahrhunderten, Jahrtausenden, einen Maßstab für die Zeit anzuwenden, der in Bezug auf Genauigkeit und Regelmäßigkeit seiner Theilstriche nichts zu wünschen übrig läßt. Wir sind aus dem täglichen Leben diesen Maßstab so sehr gewöhnt, derselbe ist so exakt, daß wir lebhaft wünschen müssen, ihn auch über die Zeit der geschriebenen Geschichte hinaus, auf die Prähistorie, die Vorgeschichte ausdehnen zu können. Vielfach sind die Versuche einer exakten Zeitbestimmung vorgeschichtlicher Daten. Sie alle beruhen darauf, daß gewisse Vorgänge in der Natur, deren Ablauf als gleichmäßig angenommen wurde, sei es Anbildung von Fluß- oder Meeresablagerungen, von Tropfsteinen, von Torflagern ꝛc., sei es Denudation oder Erosion, d. h. Zerstörung, als Maßstab für die Zeitbestimmung genommen werden. Kennt man den Betrag ihrer Wirkungen für eine bestimmte Reihe von Jahren, so ist es unter der Voraussetzung ihrer Konstanz eine leichte Sache, die Zeitgröße in Jahren auszurechnen, welche eine bestimmte Summe ihrer Wirkung, also z. B. der über einem gefundenen Knochenstück abgelagerte Flußschlamm oder Tropfstein ꝛc., in Anspruch genommen hat. Leider sind alle diese Berechnungen nicht einwandfrei: ihr Fundament, die Annahme eines durch

lange Jahrtauſende konſtant bleibenden Prozeſſes läßt ſich kaum je mit Sicherheit beweiſen. Auch in Amerika ſind bei Funden alter Menſchenreſte ſolche Berechnungen angeſtellt worden, und die weite Verbreitung, welche ſie in allen Schriften über die Vorgeſchichte gefunden haben, rechtfertigt es, wenn wir ſie einer kritiſchen Prüfung unterziehen.

Im Frühjahr 1853 hielt Agaſſiz in Mobile (Alabama) eine Reihe populär-wiſſenſchaftlicher Vorleſungen; in denſelben wurde auch ein Fund menſchlicher Gebeine aus Florida beſprochen, welchen kurz vorher Graf Pourtalès gemacht hatte. In einem Konglomerat von Korallenkalk und Fragmenten von Süßwaſſermuſcheln eingebettet, hatte der Reiſende am Ufer des Monroe-Sees, den die Gewäſſer des St. Johns River durchſtrömen, menſchliche Kiefer mit vollſtändigem Gebiß, ſowie einige Fußknochen von Menſchen gefunden. Agaſſiz beſprach dieſe Funde und knüpfte daran Bemerkungen über das Alter dieſes Fundes; ſein Vortrag wurde in einem Referat der Daily Tribune in Mobile kurz wiedergegeben, und dies Referat, welches Uſher concisely but admirably reported nennt und „in all senses of the word“ für ein „Memorandum“ hält, fand dann Aufnahme in Nott und Glidbon's Types of mankind und erlangte dadurch eine ſehr weite Verbreitung.

Agaſſiz nimmt an, daß jene Menſchenknochen in einem Süßwaſſerbecken des nördlichen Floridas, deſſen letzter Reſt der heutige See Monroe darſtellt, in jenes Konglomerat eingebettet worden ſeien. Die ganze Halbinſel Florida habe ſich aus einer Summe von Korallenriffen angebaut, die ſich vorzugsweiſe in der Richtung von Nord nach Süd immer von neuem an das Feſtland angeſetzt hätten. Zur Zeit als der Lake Monroe ein Süßwaſſerbecken zu bilden angefangen habe, ſei noch das ganze ſüdliche Florida, die Everglades und die Gegend des Lake Okeechobee nicht vorhanden geweſen. Es fragt ſich nun, wie

viel Zeit die südliche, über drei Breitengrade umfassende Hälfte von Florida zu ihrer Bildung gebraucht hat. Wenn man für das Korallenwachsthum in jedem Jahrhundert einen Fuß in Rechnung setzt, wenn man weiter annimmt, daß die Korallen aus einer Tiefe von 75′ heraufwuchsen, und daß zur Bildung des südlichen Theils der Halbinsel mindestens zehn solcher Riffansätze erforderlich waren (Agassiz hält alle diese Annahmen für sehr bescheiden und für wahrscheinlich zu klein), so berechne sich das Alter Südfloridas und damit die Möglichkeit eines Süßwasserbeckens im nördlichen Theil der Halbinsel auf 135 000 Jahre. Agassiz will aber lieber zu wenig als zu viel ansetzen und berechnet daher dies Alter auf rund 100 000 Jahre. Wenn nun das fragliche Konglomerat mit seinen menschlichen Einschlüssen nur den zehnten Theil alt ist, so bleiben doch noch immer 10 000 Jahre für das Alter des Menschen in Florida. Man muß sich fragen: wo bleibt hier die Logik? Wo bleibt hier der nothwendige Zusammenhang? Ist es nicht eine Willkür, die bei allen diesen Ansätzen herrscht? Welcher Grund ist vorhanden, anzunehmen, daß jener Mensch auf dem Boden des Sees begraben war, gerade als derselbe 90 000 Jahre bestanden hatte? Es war ebensoviel Grund für jede andere Annahme vorhanden. Trotzdem fand diese durch die Autorität Agassiz' getragene Zeitbestimmung überall willige Aufnahme. Aus den Types of mankind ging sie in Lyell's Alter des Menschengeschlechts, und aus diesem in fast alle den vorgeschichtlichen Menschen behandelnden Werke über. Erst 1869 führte der Entdecker, Graf Pourtalès, die Bedeutung dieses Fundes auf ihr rechtes Maß zurück. „Die Menschenkiefer und Knochen, welche ich in Florida im Jahre 1848 fand, lagen nicht in einer Korallenbildung, sondern in einem Süßwassersandstein am Ufer des Lake Monroe, und zwar in Gemeinschaft mit Süßwassermuscheln, die noch im See leben

Digitized by Google

(Paludina, Ampullaria ꝛc.). Für die Bildung dieſer Ablagerungen läßt ſich keine Zeitangabe aufſtellen, wenigſtens nicht, ſo weit die Beobachtung gegenwärtig reicht."

Eine zweite Berechnung, die noch weit größere Berühmtheit erlangt hat, als die vorige, iſt diejenige, welche der Arzt Bennet Dowler in New-Orleans über das Alter von Menſchenknochen im Untergrund der Stadt New-Orleans angeſtellt hat. Im Jahre 1850 war ein Buch von Dr. Daniel Drake in Cincinnati über die wichtigſten im Miſſiſſippibecken vorkommenden Krankheiten erſchienen. Drake theilt darin die Geſchichte der Ausgrabung mit, welche jene Menſchenreſte zu Tage förderte. Er erzählt:[1] „Im Jahre 1844 beſuchte ich zwei Reſervoirs der Gasfabrik, jedes 60′ im Durchmeſſer und 16′ tief, die kurz vorher in dem vom Fluß entfernten Theil der Stadt ausgegraben worden waren; von dem wohlunterrichteten Leiter dieſer Arbeiten, Herrn Dr. Rogers, erhielt ich einen Bericht über die näheren Umſtände der Ausgrabung. Zuerſt fand man gewöhnliche Erde und weichen Flußſchlamm, dann härtere, bläuliche Schichten, die vom Fluß angeſchwemmt waren, dann tiefſchwarze Erde, die auf naſſem, bläulichem Fließſand ruhte; letzterer war ſo beweglich, daß man nicht weiter vordringen konnte. Auf dieſen Fließſand wurden die Ziegelmauern des Reſervoirs gelegt, und das Niederſinken unter dem Gewicht derſelben war ſo ungleich, daß in den urſprünglich horizontalen Ziegelreihen Kurven entſtanden. Ein Haufen Ziegelſteine, den man in die Mitte des einen Reſervoirs gelegt hatte, machte, daß die Mitte des benachbarten Reſervoirs heraufquoll. Die Wurzeln und Schäfte oder Stümpfe von nicht weniger als vier aufeinander folgenden Baumbeſtänden, augenſcheinlich Cypreſſen, fand man in verſchiedenem Niveau. Der erſte hatte einen Durchmeſſer von

[1] Daniel Drake, M. D., A. systematic treatise on the principal Diseases of the interior valley of North America, Cinc. 1850, p. 76 u. 76.

2′ 6″, der zweite von 6′, der dritte von 4′ und der vierte von 10′, ein wenig über den Wurzeln gemeſſen, welch' letztere ſich in einer Fläche von 28′ Durchmeſſer ausbreiteten. Dieſe Stümpfe waren in eine weiche, tiefſchwarze Erde eingebettet. Schnitt man das Holz mit dem Spaten durch, ſo hatte es eine Konſiſtenz etwa wie Käſe, indeſſen erhärtete es beim Trocknen. In der Tiefe von 7′ und 16′ fand man verbranntes Holz. Muſcheln, Knochen von Landthieren oder Fiſchreſte wurden nicht geſunden; in einem früher ausgegrabenen Reſervoir fand man jedoch in einer Tiefe von 16′ ein menſchliches Skelet. Der Schädel lag unter den Wurzeln eines Baumes und war erträglich gut erhalten, die meiſten der übrigen Knochen dagegen zerbröckelten bei Druck. Ein kleines Os ilium, welches ich ſah, ließ auf männliches Geſchlecht ſchließen. Eine niedrige und ſchmale Stirn, ein mäßiger Geſichtswinkel und vorſpringende, weit auseinanderſtehende Wangenbeine ſcheinen zu beweiſen, daß der Schädel der Raſſe unſerer heutigen Indianer angehörte. Es fand ſich keine Kohle, Aſche oder irgend welcher Schmuckgegenſtand in ſeiner Nähe ringsum. In der Tiefe des Reſervoirs ſprudelte Brackwaſſer von verſchiedener Temperatur, 80—82° Fahrenheit, fortwährend auf."

Dieſe Angaben Drake's benutzte nun Bennet Dowler in New-Orleans zu einer Berechnung des Alters der erwähnten Menſchenknochen. Sein Aufſatz (Tableaux, geographical, commercical, geological and sanitary of New-Orleans) iſt einem damals neu erſcheinenden Adreßbuch der Stadt New-Orleans vorgedruckt; ſeine Ausführungen ſind dann ſpäter in Nott und Glidden's Types of mankind reproduzirt und damit in weitere wiſſenſchaftliche Kreiſe eingeführt worden.

Dowler ſetzt voraus, daß ſich der Boden in der Gegend von New-Orleans in ſehr gleichmäßiger Weiſe durch weithin ausgebreitete Niederſchläge aus dem trüben Waſſer des Miſſiſſippi

gebildet habe. Wird durch ſolche Niederſchläge neues Land dem Boden abgewonnen, ſo wachſen auf dem ſumpfig weichen Boden zunächſt nur Waſſerpflanzen: dieſe jüngſten Landbildungen ſind die „ſchwimmenden oder zitternden Prairien“. Auf ihnen bietet der Boden zunächſt noch keinen genügenden Halt für größere Bäume. Erſt wenn durch fortgeſetzte Alluvion der Boden eine gewiſſe Dicke und Feſtigkeit erreicht hat, ſchlagen zunächſt Cypreſſen Wurzeln, denen ſpäter, bei zunehmender Austrocknung des Untergrundes, die Lebenseiche folgt. Dowler bringt — freilich ſehr willkürlich — für jeden dieſer Abſchnitte eine beſtimmte Reihe von Jahren in Rechnung. Er ſagt: wenn die Anſchwemmung am Miſſiſſippi ſo viel beträgt wie am Nil und wenn ſie bei letzterem Fluß 5″ im Jahrhundert beträgt, ſo müſſen wir annehmen, daß 1500 Jahre vergangen ſind, ehe die erſten Cypreſſen auf den bisherigen zitternden Prairien Wurzel faſſen konnten. Wenn dann zwei Generationen von Cypreſſen folgten, wenn jede dieſer Generationen ein Alter von 5700 Jahren erreichte, ſo würde das Alter der ſog. Cypreſſen-Aera 11 400 Jahre betragen, Und nun ſehen wir heute auf dem feſteren Boden die noch jüngeren Lebenseichen und andere Laubbäume; wenn das Alter der Lebensbäume 1500 Jahre beträgt, ſo muß alſo auch noch dieſe Summe dem Alter der jetzigen oberflächlichen Bodenſchicht hinzugerechnet werden, und wir erhalten dafür im Ganzen 14 400 Jahre.

Die bei den Ausgrabungen des Gasreſervoirs gefundenen tieferen Cypreſſenſtümpfe ſieht Dowler für die Repräſentanten früherer Landbildungen an, die jedesmal durch Senkung des Landes wieder unter Waſſer geſetzt worden ſeien. Wenn nun jede dieſer älteren Landbildungen eine gleiche Zeitdauer in Anſpruch nahm, als diejenige, welche die jetzige Landoberfläche von New-Orleans bildet, ſo müſſen wir, da — nach Dowler's Annahme — die Menſchenreſte unter der dritten Schicht von

Cypreſſen gefunden worden ſeien, noch zu der Zeit der heutigen Bodenoberfläche die dreifache Summe von Jahren für die ältere Landſchicht hinzufügen, und würde ſomit für das ganze Alter aller vier ſeit dem Einbetten jenes Menſchen verfloſſenen Landbildungen die Summe von 57 600 Jahren erhalten.

Dowler's Annahmen ſind ſämmtlich äußerſt willkürlich; der Direktor der Gaswerke ſelbſt, Herr Dr. Rogers, ſchätzte, wie Lyell[1] angiebt, der kurz nach der Ausgrabung New-Orleans beſuchte, das Alter der Anhäufung jener Cypreſſenſtümpfe auf 18 Jahrhunderte.

Jedem der vielen „Wenn", auf welche die Dowler'ſche Berechnung beruht, ſteht ein „Aber" gegenüber; der ganze Aufbau ſeiner Ausführungen fällt aber ſofort zuſammen, wenn wir die Verhältniſſe des Miſſiſſippilaufes genauer ins Auge faſſen. Der ganze Unterlauf des Miſſiſſippi zeigt im Niveau der Thalſohle eine Unmaſſe von halbmondförmigen Seen, die rechts und links vom jetzigen Flußbett viele Meilen weit über die unterſte Thalſtufe hin zerſtreut ſind. Sie ſind die unzweifelhaften Zeichen, daß der Fluß noch in jüngſter Zeit ſein Bett in ausgiebigſter Weiſe geändert hat. „Unaufhörlich wühlt der Fluß ſeine Schlangenwindungen weiter und weiter, ſtets wechſelt die Karte ſeines Laufes; wo heute noch Land iſt, fließt morgen der Strom, und gegenüber am andern Ufer wächſt das Land durch Niederſchläge, Driftholz, Sand und Thon. So nagt der Strom an der äußeren Seite ſeiner Biegungen, während er an der inneren, konvexen immer neues Land anſetzt. Der Radius der Biegungen wächſt dadurch, und zwar ſo lange, bis die Biegung ihre Nachbarbiegung berührt; dann ſtürzt das Waſſer mit Gewalt durch den ſchmalen Damm, der bisher die Krümmungen trennte, den neuen Kanal raſch erweiternd und vertiefend. In der Krümmung aber läßt bald die Strömung

[1] Zweite Reiſe n. d. Ver. Staaten. Deutſch von E. Dieffenbach. II., p. 132.

nach, im ruhigen Waſſer ſenkt ſich Treibholz, Sand, Gerölle zu Boden, in kurzer Zeit iſt die Kommunikation mit dem Strome verſtopft, und während dieſer an anderen Stellen ſeinen Weg weitermagt, iſt aus der früheren Flußkrümmung ein halbmondförmiger See geworden, der indeß zur Zeit des Hochwaſſers noch immer ſein Driftmaterial bekommt, ſo daß er ſich raſch auffüllt. Wie häufig dieſer Vorgang ſtattfindet, beweiſt die Entſtehung von ſechs neuen cut-offs im Unterlaufe des Stromes, während des Zeitraumes von 1800—1850; in welcher Ausdehnung er ſtattfindet, zeigt die breite Zone der halbmondförmigen Seen und Sümpfe; wie gründlich das Umpflügen des Bodens geſchieht, zeigt die Tiefe des Stromes, die im unteren Theil des Laufes durchſchnittlich zwiſchen 150 und 200 Fuß beträgt. Das Material, welches der Fluß herunterreibt, iſt Driftholz, Thierleichen, thoniger Flußſchlamm, feiner Sand und am Boden liegendes gröberes Gerölle. Häufig mag er aus ſeinen Ufern alte, begrabene Stümpfe herauswühlen, ſie weiter fortführen, und an einem weiter unten gelegenen Punkt, auf einer Sandbank oder in einem halbmondförmigen See wieder ablagern, oft mag er die Stümpfe friſch abgeſtorbener Bäume, die ein Waldbrand, eine Ueberſchwemmung, ein Windſturm oder ſonſt eine Urſache getödtet hat und deren über der Erde ſtehende Theile ſchon verwittert und zerfallen ſind, wegführen; oft auch treibt er vollſtändige Bäume hinab. Dieſelben lagern ſich an den ruhigeren Stellen ab; beim Sinken des Hochwaſſers bleiben die leichteren Theile, Stamm und Aeſte, in der Luft. So kommt es, daß der obere Theil des Baumes in der Regel morſch wird, verfault und endlich bei weiteren Ueberſchwemmungen von der Strömung weggeführt wird, während der ſchwerere und im Waſſer gut erhaltene Wurzeltheil zu Boden ſinkt. Nur ſehr ſelten wird es ſich ereignen, daß dieſer Theil, der nur wenig Höhe, aber eine beträchtliche Breite hat, ſich auf die hohe Kante

ſtellt, in der Regel wird er ſich in ſeiner natürlichen Stellung zu Boden ſenken und in dieſer Stellung begraben werden. Legt dann der Fluß in ſpäterer Zeit, vielleicht nach Jahrhunderten, dieſe Ablagerungen wieder bloß, dann wird man häufig genug die niedergeſunkenen Stümpfe ſo finden, als ob ſie generationenweiſe übereinander gewachſen wären. So beweiſt das Vorkommen von Stümpfen noch ganz und gar nicht ihren autochthonen Urſprung. Bei dieſer unentwirrbaren Mannigfaltigkeit der jüngſten Anſchwemmung iſt es ganz unmöglich, irgend welche Zeitberechnung aufzuſtellen.“ [1] Damit fallen alle Zeitbeſtimmungen über das Alter des Miſſiſſippideltas, damit auch diejenigen Bennet Dowler's über das hohe Alter des Menſchen im Boden von New-Orleans. Die aus den erwähnten Ausgrabungen ſtammenden Menſchenknochen ſind ſpurlos verſchollen; nach Drake's Beſchreibung ſoll der Schädel denen der heutigen Indianer geglichen haben; das würde durchaus nichts Auffallendes haben, da es ſich ſehr wahrſcheinlich um rezenteſte Ablagerungen handelte.

Eine abſolute Zeitbeſtimmung des Alters der älteſten Menſchenſpuren iſt nicht möglich; alle Verſuche dazu, die ſowohl in der alten, als in der neuen Welt angeſtellt wurden, haben zu keinem haltbaren Reſultat geführt. Die Urgeſchichte des Menſchen muß ſich beſcheiden, hierin auf die Genauigkeit der Geſchichte im engeren Sinne zu verzichten, und zufrieden ſein, wenn es ihr gelingt, ihre Funde mit Sicherheit in die jüngſten Phaſen des Ablaufs geologiſcher Geſchichte einzureihen. Wir fragen nicht mehr: „wie viel Jahre ſind ſeit dem erſten Auftreten des Menſchen verfloſſen,“ ſondern nur: „in welche geologiſche Periode ſind die erſten Spuren des Menſchen einzureihen?“ Aber hier begegnet uns ſogleich die

[1] Schmidt, Z. Urgeſch. Nord-Amerikas, Arch. f. A., V., p. 163.

Schwierigkeit, daß ſelbſt die jüngſtabgelaufenen geologiſchen Veränderungen der Erdoberfläche noch lange nicht ſo gut bekannt ſind, als wir es wünſchen möchten; keineswegs beſteht eine volle Klarheit über die jungtertiären und der quartären Ereigniſſe und die Geologen ſind über wichtige Dinge noch durchaus nicht immer derſelben Meinung. Dennoch hat die jüngere Gletſcherforſchung in vielen Punkten Licht gebracht, und wenn auch noch nicht alle einzelnen Erſcheinungen ſich gut einfügen laſſen, ſo beginnen doch ſchon die Grundzüge in deutlicheren Umriſſen ſich hervorzuheben, ſo daß wir die Geſchichte der Quartärzeit in ihrer geologiſchen, geographiſchen und paläontologiſchen Entwickelung in ihren Haupterſcheinungen ſchon jetzt feſtſtellen können.

Wenn wir die klimatiſchen Verhältniſſe am Ende der Tertiärzeit mit denen der Jetztzeit vergleichen, ſo begegnen wir ſowohl in Europa, als in Amerika ſehr ähnlichen Zuſtänden, wie die ſind in welchen wir jetzt leben. Aber doch ſind beide Epochen durch einſchneidendſte Klimaveränderungen voneinander geſchieden. Schon während der Tertiärzeit, die ſich in ihren früheren Abſchnitten eines weit wärmeren Klimas erfreute, begann ein langſames Sinken der Temperatur, und als ſich nach dem Rückzug der Tertiärmeere, nach der Erhebung der jetzigen größten Gebirgsſyſteme, der Anden, der Pyrenäen, Alpen, Kaukaſus, Himalaya, ungefähr die Grenzen der jetzigen Land- und Waſſervertheilung gebildet hatten, da bedeckten ſich die höheren Gebirge und die nördlichen Länder mit Eishüllen, von deren Größe wir uns nur ſchwer eine Vorſtellung machen können. Weit über die jetzigen Grenzen von Schnee und Eis hinaus erſtreckte ſich das Gebiet ehemaliger Vergletſcherung; der Rhonegletſcher, der jetzt ſich gleichſam in den hinterſten Winkel an der Furka verkrochen hat, ſchob ſeine Eismaſſen bis in die Gegend von Lyon vor; längs des Jura lagen die Gletſcher-

Endwälle der kleineren Thäler der Aar, der Reuß, bis nahe an die Donau heran reichten die mächtigen Eisströme des Rheinthals und des ganzen tiroler Gletscherstockes, und weit in die sarmatische Ebene hinein schoben sich ostwärts von den Alpen ungeheure Eismassen vor, während auch der Südfuß der Alpen, wenn auch nicht in dem hohen Maße, viel weiter vergletschert war als jetzt.

Seit lange sind die Erscheinungen der sog. nordischen Drift bekannt, die man als Ablagerungen von Schuttmassen, herbeigeführt durch schwimmende Eisberge, ansah. Aber erst die letzten Jahre haben zwingende Beweise dafür herbeigebracht, daß das ganze Gebiet jenes angenommenen, von schwimmenden Eisbergen durchzogenen nordeuropäischen Meeres nichts war, als eine einzige ungeheure Gletscherwüste. Vom submarinen Steilabfall des atlantischen Oceans an, der mit der 100 Fadenlinie westlich von der europäischen Küste zusammenfällt, war ganz Nordeuropa bis zum Ural hin eine einzige Eismasse, deren südliche Grenze sich durch das nördliche Belgien, längs des Nordrandes der mitteldeutschen Gebirge, des rheinischen Schiefergebirges, des Harz, des Thüringerwaldes, des Erz- und Riesengebirges, der Karpathen, bis nach Charkow hinzog. So blieb zwischen dieser riesigen Eismasse und den großen Alpengletschern nur ein verhältnißmäßig kleiner Streifen unvereisten Landes; aber auch von ihm waren nicht unbeträchtliche Bezirke der höheren Mittelgebirge mit Gletschern bedeckt. Soweit diese ehemalige Vergletscherung reichte, finden wir überall Spuren derselben, ungeheure Schuttmassen, Abrundung hervorstehender Felsen, Ritzung und Schrammung der Oberfläche, Riesentöpfe, Stauchung, Verquetschung, Zertrümmerung des Untergrundes. Wir dürfen annehmen, daß von den 540000 Quadratkilometern Deutschlands 350000, also beträchtlich mehr als die Hälfte unter Eis begraben waren, und daß die ganze Gletscherbedeckung Europas in runder Summe 6½ Millionen Quadratkilometer betrug.

Sehr allmählich hat sich die Ausbildung dieser Eiszeit vollzogen, und sehr allmählich lief auch ihre weitere Entwickelung und ihre Rückbildung ab. Die Glazialforschung hat gezeigt, daß seit der größten Intensität der Vergletscherung ganz beträchtliche Oszillationen stattgefunden haben. Fast überall zeigten sich deutliche Spuren, daß wiederholte Vergletscherungen durch Zeiten milderen Klimas unterbrochen wurden. Arnold Escher von der Linth war es, der zuerst an verschiedenen Stellen der Nordschweiz auf das Vorkommen von Schieferkohlen zwischen ächt glazialen Bildungen aufmerksam gemacht hatte, deren pflanzliche und thierische Einschlüsse ein viel milderes Klima (Heer schätzt seine mittlere Jahrestemperatur auf 6—9° C) bewiesen, als es vor und nach ihrer Bildung geherrscht haben mußte. Weitere Forschungen zeigten, daß wahrscheinlich mehrere solcher großer Klima-Oszillationen stattgefunden hatten. Und ganz zu gleichem Ergebniß führten die Beobachtungen im Gebiet der ehemaligen nördlichen großen Gletscherwelt; so sind, um nur ein Beispiel anzuführen, die Sande von Rixdorf bei Berlin, die zahlreiche Säugethierknochen einschließen, zwischen zwei verschiedenen Moränen eingelagert.

Es läßt sich nun zeigen, daß keine der späteren Vergletscherungen an Intensität und Umfang die älteste erreicht hat. Unter den typischen Moränen, sog. Endmoränen, liegen überall noch ältere Schuttmassen, die sich peripherisch noch wie ein großes Band vor jener hinziehen, und die hier, weil schon viel länger denudirenden, erodirenden, nivellirenden Einflüssen ausgesetzt, weniger deutlich das Bild einer typischen Moränenlandschaft darstellen. In den Pyrenäen wie in den Alpen und wie am Saume der ehemaligen großen nordischen Vereisung läßt sich dieser doppelte Gürtel nachweisen, ein äußeres von Thälern und Flüssen durchzogenes Schuttgebiet und ein innerer, deutlicherer Moränengürtel, unregelmäßig hügelig, reich an Seen und Torfmooren.

Trat ein wärmeres Klima nach starker Vereisung ein, so mußte das Abschmelzen der Gletscher die Flüsse beträchtlich füllen, deren Stoßkraft erhöhen, und sie mußten wenigstens einen Theil der Schuttmassen der Riesengrundmoränen mit sich fortführen, rollen, ausbreiten. Am stärksten mußte dieser Vorgang eintreten nach dem Rückzug der größten Vereisung, d. h. nach der ersten Glazialzeit, aber auch wenn nach mehrfach wiederholtem Vorrücken die Gletscher wieder von neuem abschmolzen, mußte sich diese Flußalluvion wiederholen. Und so finden wir auch an allen aus Gletschergebieten kommenden Flüssen das aus den Moränen stammende Gerölle weithin den Grund und die Seitenwände des Thales, oft bis zu bedeutender Höhe hinauf bedecken. Meistens können wir eine terrassenförmige Anordnung dieser Schottermassen konstatiren, der Querschnitt eines Thals pflegt treppenförmig nach dem Fluß hin abzufallen. Wenn wir uns nun vorstellen, daß während des Abschmelzens jedes Eismaximums ein solcher Schub von Schotter in das Thal vorwärts geschah, daß aber in der Zwischenzeit der Fluß erodirend in diese Schottermassen hineinschnitt, so gestalten sich daraus folgende Verhältnisse: der erste Rückgang, der der mächtigsten Gletscherentwickelung folgte, hat auch am meisten Geröllmaterial in die Flußthäler vorgeschoben: dieselben wurden bis zu sehr hohem Niveau hinauf mit einer Decke von Schotter erfüllt. Ließ die Anbildung nach, so folgte eine Erosion des Flusses in den abgelagerten Schotter hinein, so daß jetzt innerhalb des letzteren eine neue, engere Thalrinne entstand. Wiederholte sich derselbe Prozeß des Verschiebens von Schotter in dieser engeren Thalrinne (bei dem Abschmelzen der neuen Vergletscherung) und der späteren Erosion, so mußten sich allmählich neue Terrassen ausbilden, die, wenn die Schuttmassen jedes folgenden Abschmelzens geringer wurden, auch immer niedriger werden und sich immer weniger weit thalabwärts erstrecken mußten. Und dies ist auch

wirklich überall der Fall, wo mehrere Terraſſen ausgebildet ſind: die tiefere Terraſſe iſt daher — entgegen der ſonſt in der Geologie herrſchenden Regel — jünger als die höhere; in der That liegt ſie ja höher als die letztere, denn ſie iſt dem Einſchnitt in dieſelbe aufgelagert. Flußauf- und flußabwärts können wir die größte, älteſte Schotterablagerung am weiteſten verfolgen: wo die Niederterraſſen ſchon in erſter Richtung aufgehört haben, breitet ſich noch das älteſte Geröll aus, und nach dem Gebirge zu, ſetzt ſich dasſelbe noch unter die neueren Moränen fort, deren Schuttmaterial erſt den jüngeren Flußſchotter geliefert hat.

Wenn ſo Hoch- und Niederterraſſen in unmittelbare Beziehung zur Eiszeit treten, ſo iſt das Gleiche der Fall mit dem Löß. Es war bis vor kaum anderthalb Decennien eine von den Meiſten angenommene Anſicht, daß der Löß nichts anderes ſei, als die in ruhigem Süßwaſſerſee abgeſetzte Schlammtrübe des Waſſers. Aber als v. Richthofen gegen Ende der ſechziger Jahre zum erſtenmal in die rieſenhaft entwickelte Formation des Löß in den abflußloſen Gebieten Central-Aſiens vordrang, da erkannte er bald, daß hier die alte Erklärung abſolut unzulänglich war. Mit zwingender Macht drängte ſich hier die Vorſtellung auf, daß es ſich um ein, aus der Luft niedergeſchlagenes Gebilde handele: die Agentien, welche das Material für die Lößbildung herbeiſchafften, waren nicht die Gewäſſer von Seen, ſondern Regenwaſſer und beſonders der Wind.

Ueberall, wo es ſich um ächten Löß handelt, iſt derſelbe eine ſubaërale Bildung. Es lag nun nahe, in allen Lößgegenden für die Bildung dieſer Formation auch dieſelben Bedingungen anzunehmen, wie ſie in Central-Aſien zu ſo mächtigen Lößmaſſen geführt hatte, abflußloſe, regenarme Steppen- und Wüſtengebiete. Aber ſchon die Konfiguration Europas während und nach der Eiszeit ſpricht nicht für eine ſolche Hypotheſe, die die ausge-

dehnteſten Bodenbewegungen und klimatiſchen Veränderungen in Anſpruch nehmen muß; noch mehr ſpricht aber dagegen der Umſtand, daß die horizontale Verbreitung des Löß weſentlich an die Verbreitung der Schotter gebunden iſt. Während er in vertikaler Richtung bis zu Höhen aufſteigt, die eine Abſetzung desſelben aus Waſſerbecken von vornherein ausſchließen, folgt er doch im ganzen den Flußläufen, aber nur ſo weit, als in ihnen die diluvialen Schotter verbreitet ſind. Das findet ſeine einfache Erklärung darin, daß der Löß in den alten Gletſchergebieten aus Schotterſtaub hervorgegangen iſt. Man braucht nur einen Rollſtein anzuſehen, um zu begreifen, wie viel Material durch die Reibung auf dem Grund der Flüſſe in Staub verwandelt wurde. Wenn in trockenen Zeiten das weitausgebreitete feinſt zerriebene Material austrocknete und in Staub zerfiel, dann faßte es der Wind und trieb es als Staubwolken die Gehänge hinauf, wo es, von Gräſern und anderen Pflanzen geſchützt, ſich auf allen dazu geeigneten Stellen feſtſetzte. Die Hauptentwickelung der Löß fällt in das Gebiet der älteren, ausgedehnteren Schottermaſſen, alſo in die Außengletſcherregion und das Niveau der Hochterraſſen; auf den Niederterraſſen iſt er nur ſpärlich oder gar nicht entwickelt.

Wir gewinnen ſomit aus dieſen ſtratigraphiſchen Verhältniſſen wichtige Anhaltepunkte für die Chronologie der Eiszeit: der älteren Periode derſelben gehören die äußeren, ausgedehnteſten Moränenzonen der großen Gletſcher an, der Interglazialzeit die Bildungen von Schieferkohlen, knochenführenden Sanden, Tuffen ꝛc., die zwiſchen ältere und jüngere Moränen eingelagert ſind, ſowie die Hauptmaſſe des über der Gletſcherrandzone abgelagerten Löß; der jüngeren Eiszeit dagegen die jüngeren Moränen, die Hoch- und Niederterraſſen der Flußthäler und der auf den Hochterraſſen abgelagerte Löß. Leider geben uns die paläontologiſchen Verhältniſſe nicht gleich präziſe Hilfsmittel der Orientirung. Im allgemeinen werden wir da, wo ſich blos

arktiſche Formen finden, nicht irren, wenn wir dieſelben auf die Kulmination der älteren oder jüngeren Eiszeit beziehen, während eine Vermiſchung von nördlichen und ſüdlichen Formen, wie z. B. in den Tuffen von Weimar und Cannſtadt mit Wahrſcheinlichkeit der Interglazialzeit zugerechnet werden darf.

Das ſind im Weſentlichen die für die Chronologie der Eiszeit in Europa gewonnenen Geſichtspunkte. Es fragt ſich, ob wir ſie ohne weiteres auch auf Amerika übertragen dürfen.

Auch hier treten Erſcheinungen auf, die das Vorhandenſein einer Eiszeit mit Sicherheit annehmen laſſen; ja die Verhältniſſe ſind dort, der größeren Ausdehnung des Landes entſprechend, noch viel großartiger. Während in Europa zur Zeit der größten Vergletſcherung 6½ Millionen Quadratkilometer von Eis bedeckt waren, hatte die zuſammenhängende Eisfläche in Nordamerika eine Ausdehnung von 20 Millionen Quadratkilometer, alſo faſt das Dreifache der europäiſchen Gletſcherbedeckung. Gletſcherſchliffe und Ritzungen fallen dem Europäer auf, ſobald er den Fuß in New-York ans Land ſetzt, ſie finden ſich am Potomac bei Waſhington, auf dem Cumberlandplateau in Kentucky, in den Plains des Miſſouri, in den Felſengebirgen, der Sierra Nevada Californiens, in Columbia, auf Vancouver-Island und den Queen Charlotte-Islands. Können wir in Europa im allgemeinen den 50. Breitegrad als Südgrenze des großen nördlichen Gletſchers anſehen, ſo rückt dieſe in Amerika bis zum 40. und 39. Breitegrad, alſo bis in die Breite von Neapel und Valencia herab. Noch am Delaware ſteigen Gletſcherſchliffe und Streifen bis zu 400′ Höhe hinauf, am oberen Hudſon erreichen ſie an den Catskill-Mountains und am Mount Monadnock in New-Hampſhire eine Höhe 3250′, auf dem Gipfel des Jay-Peak ſind ſie bis 4000′, an den Green Mountains bis 5000′ nachgewieſen — ſo maſſig waren alſo ſelbſt in dieſen verhältnißmäßig ſüdlichen Breiten die Eismaſſen, die ſich, wie die Gletſcher-

ſtreifen zeigen, im ganzen in nordſüdlicher Richtung herab-bewegten.

Gerade wie in der alten Welt, läßt ſich auch in der neuen das Eintreten ſehr beträchtlicher Oszillationen während der Vergletſcherung nachweiſen; wie hier, ſo liegt dort dem Wall der jüngeren Moränen eine Randzone älteren Gletſcherſchuttes vor. Unſere baltiſche Seenplatte, die Moränenlandſchaft der jüngeren Eiszeit findet ihr ſtriktes Analogon in der rieſigen Kettle-Moräne Nordamerikas, dem Gebiet der mächtigen Seenentwickelung; in beiden Gebieten lagert dieſem Steinwall der jüngeren Vergletſcherung ein flaches, von Strömen durchzogenes Gebiet von Schuttmaſſen vor, deren Moränencharakter mehr verwiſcht iſt; es iſt das Gebiet der Grundmoränen, der größten, älteſten Vergletſcherung.

Wenn ſo die Gleichheit in den Verhältniſſen der Moränenbildung es ſchon wahrſcheinlich macht, daß der zeitliche Ablauf der Gletſcherzeit in Amerika in gleicher Weiſe ſich vollzog, wie in Europa, ſo wird dieſe Vermuthung noch durch weitere Analogien faſt zur Gewißheit. Die Schieferkohlen der Schweiz ſchieben ſich, als Beweis von Interglazialzeit mit milderem Klima, zwiſchen die älteren und jüngeren Moränen hinein: genau ebenſo iſt zwiſchen zwei Lehmſchichten unzweifelhaft glazialen Urſprungs am Ohio ein forest bed eingelagert, in welchem Newbury zahlreiche Baumſtümpfe und Knochenreſte von Mammuth, Maſtodon und einem großen Biber nachgewieſen hat, die Zeugen einer milderen, zwiſchen kältere Perioden eingeſchobenen Interglazialzeit.

Auch die Schotterterraſſen treten in beiden Welttheilen mit überraſchender Gleichartigkeit auf; ſie zeigen auch in Amerika dieſelben Beziehungen zur Eiszeit und deren einzelnen Abſchnitten, wie in Europa; auch hier laſſen ſich die weithin ausgebreiteten Deckenſchotter der älteren Eiszeit von den jüngeren Hoch- und

Niederterraſſen, die räumlich viel weniger weit ausgedehnt ſind, in allen mit dem ehemaligen Gletſchergebiet in Verbindung ſtehenden Thälern nachweiſen, von Neu-England quer durch ganz Nordamerika bis nach Oregon und Kalifornien.

Als Lyell 1842 zum erſtenmal Amerika bereiſte, fielen ihm ſchon dieſe Hoch- und Niederterraſſen von je 60′ im Thal des Ohio bis Cincinnati auf;[1] Durchſchnitte durch dieſelben zeigten zugleich, daß die Niederterraſſe die jüngere Bildung war: ſie war in eine Auswaſchung der Hochterraſſe eingelagert. Beim Graben eines Brunnens in Cincinnati traf man nach Durchteufung der Terraſſenſchotter ein hoch von Schotter bedecktes „Lager von Schlamm", in welchem Holzſtücke und Wallnüſſe gefunden wurden — wahrſcheinlich der Interglazialzeit angehörig. Dieſe Terraſſen werden in dem Maße höher, als man ſich den Quellen des Fluſſes nähert, und zugleich enthalten ſie immer gröberes Material. Dieſelbe Terraſſe, welche an der Mündung des Kanawha in den Ohio 60′ hoch iſt, erreicht bei Georgetown, weiter ſtromaufwärts, eine Höhe von 80′. An der Mündung des Connecticut-River erhebt ſich die Hochterraſſe 30′ über den Waſſerſpiegel des Fluſſes, bei Eaſt-Hartford, 36 engliſche Meilen von der Mündung, 30′; bei Eaſt-Windſor (48 Ml.) 50′, bei Long-Meadow (62 Ml.) 112′, bei Willimanſett (68 Ml.) 170′, noch weiter aufwärts, bei Hanover N.-H. 182′. In der Richtung des Stromlaufs dagegen werden dieſe Terraſſen immer niedriger, zunächſt hören die Niederterraſſen, ſpäter auch die Hochterraſſen auf, und weit vom ehemaligen Gletſchergebiet entfernt, im ganzen Unterlauf des Miſſiſſippi bildet nur noch eine aus feinerem Gerölle und Sand beſtehende Anſchwemmung, welche überall den Löß unterlagert, der ſog. Orange-Sand, den Repräſentanten der weit verbreiteten, aus der früheren Eiszeit ſtammenden Deckenſchotter Europas.

[1] Lyell, Erſte Reiſe, p. 241, Fig. 9.

Damit keine der ſtratigraphiſchen Parallelen fehle, bildet auch der amerikaniſche Löß die genaueſten Analogien mit dem europäiſchen dar. Hier wie dort erhebt er ſich in ſehr verſchiedenen Niveaus, die die Annahme eines Niederſchlags aus Waſſer unthunlich erſcheinen laſſen, ganz abgeſehen davon, daß das Vorkommen derſelben Genera von Landſchnecken Helix, Helicina, Achatina, Cyclostoma, Pupa ꝛc., ſowie die häufigen Spuren von aufrechtſtehenden Gräſern und anderen Landpflanzen gegen eine ſolche Entſtehung ſpricht. Dagegen folgt auch in Amerika die horizontale Ausbreitung des Löß den Flußthälern, oder vielmehr den Schotterablagerungen in denſelben. Ueberall ſehen wir die Flußterraſſen bedeckt von gelben Löß; ganz beſonders aber iſt der Löß zu einer mächtigen Formation entwickelt im Gebiet des Miſſiſſippi, des gewaltigen inneren Sammelbeckens welches allen Schutt des Rieſengletſchers zwiſchen Alleghanies und Felſengebirge aufnahm und durch fließendes Waſſer über die ganze mächtige Mulde ausbreitete. Hier ſteigt der Löß hunderte von Fuß an, am höchſten mehr nach Norden hin, in der Richtung der Randzone des älteſten größten Gletſcherſchuttwalles, in ſüdlicher Richtung immer mehr an Mächtigkeit abnehmend. So fallen die Lößklippen am Rande des Miſſiſſippi bei Natchez noch 200′ ſteil ab; weiter abwärts bei Port Hudſon ſind ſie nur noch 75′ und am Beginn des eigentlichen Delta, bei Baton-Rouge nur noch wenige Fuß hoch. Je nach der Natur des ausgebreiteten und zerriebenen Schottermaterials war der Löß mehr ſandig oder mergelig oder thonig; es geſchah während der Bildung des Löß wohl auch, daß ſich über ſolchen, mehr thonigen Schichten Waſſertümpel bildeten, in welchen uns dann die Reſte der Thiere erhalten ſind, welche zum Trinken dieſe Tümpel beſuchten. Solche Fundorte kommen beſonders in den unteren Lößſchichten vor, z. B. bei Natchez; ſie zeigen uns in der Miſchung von nördlicheren und ſüdlicheren Thierformen, daß

wir es hier mit Ablagerungen aus der Interglazialzeit zu thun haben. Repräsentanten südamerikanischer Typen, wie die des Riesenfaulthiers, des Megalonyx, des Mylodon ꝛc., mischen sich hier mit nördlichen: dem Bison, dem Moschusochsen, dem, dem irischen Megaceros verwandten Riesenhirsch, dem Mammuth und dem Mastodon — im ganzen ist es eine fremdartige, zum größten Theil ausgestorbene Vierfüßerfauna, während die Landmollusken des Löß sich viel zäher erwiesen haben und fast sämmtlich noch lebenden Arten angehören.

Die paläontologische Bestimmung giebt uns in diesen Fällen einen Anhalt für genauere Zeitbestimmung; in den meisten Fällen freilich wird sie sich darauf beschränken müssen, wenn es sich um das Vorkommen ausgestorbener Diluvialthiere handelt, den betreffenden Fund nur im allgemeinen der Quatärzeit zuzurechnen.

Wenn wir nun nach den so gewonnenen Gesichtspunkten für die Chronologie der Quartärzeit Amerikas dazu übergehen, die einzelnen hierhin gehörigen prähistorischen Funde kritisch zu betrachten, so wollen mit denjenigen beginnen, bei welchen es sich nur im allgemeinen um das Zusammenvorkommen des Menschen mit Diluvialthieren handelt, ohne daß stratigraphische Daten uns ein genaueres Einfügen in die einzelnen Abschnitte der Quartärzeit ermöglichten.

Zu den wichtigsten Fundstellen des quartären Menschen gehören in Europa die Höhlen; in ihnen wurde zuerst, und auch am allerhäufigsten die Coexistenz des Menschen mit den ausgestorbenen Thieren der Eiszeit, mit Höhlenbär und Hyäne, mit Mammuth und wollhaarigem Nashorn nachgewiesen. Merkwürdigerweise hat bis jetzt Amerika noch keinen einzigen derartigen Fund geliefert; ja eine eigentliche Höhlenfauna, wie sie in Europa so charakteristisch auftritt, existirt dort gar nicht, und

wie der Höhlenbär,[1] die Höhlenhyäne, der Höhlenlöwe dort fehlen, giebt es auch keinen Höhlenmenschen. Außerordentlich ausgedehnt sind in kalkreichen Gegenden dort die Höhlen; sie bilden z. B. in Kentucky und Indiana Systeme unterirdischer Räume, denen sich keins der europäischen Höhlen an die Seite stellen kann. Aber nirgends hat bis jetzt der ungestörte Höhlenboden Zeichen der Anwesenheit eines quartären Menschen ergeben — nur moderne Indianer haben gelegentlich den vordern Theil der einen oder andern Höhle als Begräbnißplatz benutzt.

In den Höhlen Südfrankreichs hat der Mensch, der Zeitgenosse der Diluvialriesen, diese Thiere nach dem Leben gezeichnet und uns damit den sprechendsten Beweis für seine Coexistenz mit denselben hinterlassen. Aehnliche Darstellungen sollten auch in Amerika ein gleich hohes Alter der Menschen erweisen. In dem, an sonderbar gestalteten, in ihrem Umriß an verschiedenen Thierformen erinnernden Erdhügeln besonders reichen Wisconsin findet sich auch in der Nähe der Einmündung des Wisconsin-River in den Mississippi ein 135′ langer, 66′ breiter Mound, der ein Thier mit rüsselähnlicher Verlängerung am Kopfende darstellt und deshalb den Namen Elephant-Mound erhalten hat. Es dürfte diese Bezeichnung jedoch kaum einer ernstlichen Kritik standhalten. Von Stoßzähnen, die bei einer Nachbildung gewiß nicht vergessen worden wären, findet sich nicht die Spur einer Andeutung; auch Schwanz und Ohren fehlen, und das, was man als Rüssel deutet, ist für einen Mammuthrüssel viel zu kurz. In keinem Fall kann man diese Erdhügel ernstlich für einen Beweis der Gleichzeitigkeit von Mensch und Mammuth ansehen. In neuerer Zeit haben dann zwei angeblich alte Mammuthdarstellungen viel von sich reden gemacht, welche Rev.

[1] Nur in Californien wurde ein Höhlenbär, bei welchem die Zähne in geschlossener Reihe (ohne Diastema) standen, aufgefunden, den Cope deshalb von den echten Bären trennt und Arctotherium simum nennt.

Gaß in Davenport, Iowa, an das Licht gebracht hat. Es ſind die berühmten ſog. Mammuthpfeifen, die 1881 und 1882 in der Nähe von Davenport, Iowa, gefunden worden ſind, rohe Darſtellungen rüſſeltragender Thiere, die ſehr an den Umriß des ſog. Elephant-Mound in Wisconſin erinnern, und ebenſo wie dieſe der charakteriſtiſchen Stoßzähne und des Schwanzes entbehren. Gaß iſt ein beſonders glücklicher Entdecker; während Niemand ſonſt in Amerika etwas Aehnliches gefunden hat, iſt es ihm gelungen, auch noch eine dritte, auf ein Steintäfelchen eingeritzte Mammuthdarſtellung zu entdecken; außerdem haben ihm ſeine Nachforſchungen eine Anzahl beſchriebener Steintäfelchen geliefert, auf welchen u. A. auch Buchſtaben, die in alten Alphabeten der alten Welt vorkommen, ſich finden. Alle dieſe Funde ſind mehr als verdächtig; jedenfalls dürfen wir ſie, ſo lange ſie nicht durch einwandfreiere neue Funde beſtätigt werden, nicht für beweiskräftig für die Exiſtenz von Menſch und Mammuth anſehen. Das Gleiche gilt von Koch's Fund eines Maſtodon, über welchem nach ſeiner Angabe unmittelbar eine Feuerſtelle nebſt menſchlichen Artefakten lag. Man hatte es im Jahre 1839 am Bourbeux-River in Gasconade-County, Miſſouri, beim Graben eines Brunnens entdeckt; die oberen Knochenpartien, beſonders der Kopf, zeigten Spuren intenſiver Hitzeeinwirkung, und die Aſchen- und Kohlenſchicht, welche unmittelbar über dem Skelett lag, enthielt Pfeilſpitzen, eine Speerſpitze, Steinbeile, angebrannte Maſtodonrippen und -Wirbel. Koch ſah hierin einen Beweis für die Gleichzeitigkeit von Menſch und Maſtodon. Es bleibt hier aber doch die Erklärung die einfachere und deshalb wahrſcheinlichere, daß moderne Indianer zufällig den Platz unmittelbar über einem foſſilen Maſtodonſkelett zu ihrer Feuerſtelle gewählt haben. Leider iſt aber die Glaubwürdigkeit Koch's nicht über jeden Zweifel erhaben. Nicht nur, daß in verſchiedenen Berichten über dieſen Fund ſich erhebliche Verſchiedenheiten finden, auch

sonst hat sich Koch zu Schwindeleien verleiten lassen, die ganz im Stile Barnum's auftraten und daher auch seinen übrigen angeblichen Beobachtungen die Bedeutung wissenschaftlich zuverlässigen Materials rauben.

Größere Beweiskraft scheint ein Fund zu haben, der in Louisiana während des amerikanischen Bürgerkrieges gemacht wurde. Es brechen dort aus Kreidekalk eine Anzahl salzführender Quellen hervor; in der Nähe einer dieser Quellen auf der kleinen Insel Petite-Anse im Mississippi wurde von den Konföderirten, denen die Salzzufuhr aus dem Norden abgeschnitten war, ein Steinsalzlager ganz nahe unter der Oberfläche aufgefunden, und nun durch Tagebau eröffnet; es war nur von einer 15′ mächtigen Schicht von Sand und Erde, in welchen die mineralogische Untersuchung Körnchen von Granat und Olivin auffand, bedeckt. Es dürfte jetzt wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß dieses letztere von weither stammende Material zur Zeit des Abschmelzens der ersten größten Vergletscherung hier abgelagert wurde; eine moderne Anschwemmung desselben ist kaum wahrscheinlich, wenigstens hinterläßt der Mississippi heute nach Hochfluthen nirgends derartige Ablagerungen. Die Zeit, wo seinem Gebiet mehr Material zugeführt, als abgeführt wurde, d. h. die Periode der Anbildung, wie sie in der Eiszeit stattfand, ist für ihn verloren, er ist jetzt im Stadium der Denudation und Erosion.

Nun fand man in einer Tiefe von 10′ unter der Oberfläche Mammuthknochen, und zwar, wie der frühere Direktor des Smithsonian-Institution, Professor Henry, angiebt, in ihrer gegenseitigen natürlichen Lage. Unter ihnen aber, dicht über den Steinsalzlagern, wurden Reste von Mattenflechtwerk gefunden, ja ganze Körbe, die aus dem Rohr der Arundinaria macrosperma geflochten waren. Augenscheinlich waren sie bei der Gewinnung des Salzes von den früheren Bewohnern des

unteren Miſſiſſippi benutzt worden; ihr häufiges Vorkommen an dieſem Ort zeigt, daß die Salzgewinnung damals eine recht ausgedehnte geweſen ſein muß. Wenn die Deutung jener Sand- und Erdſchichten als Repräſentanten der weit ausgebreiteten Deckenſchotter richtig iſt, ſo würde dieſer Fund das Alter des Menſchen in jene Zeit zurückverſetzen, wo die erſten ausgedehnteſten Gletſcher in ſtarkem Rückgang begriffen waren, und ihr Schuttmaterial durch die ſtärkere Triebkraft der mächtigen Schmelzwaſſermaſſen weithin fortgeführt wurde, wir würden es hier alſo mit großer Wahrſcheinlichkeit um einen Fund der wärmeren Interglazialzeit zu thun haben.

An dieſen Fund von Artefakten des Menſchen iſt anzureihen ein Schädel, welcher im Juni 1866 zu Rock Bluff, am Illinois-River, nordweſtlich von Jackſonville gefunden wurde. Er lag 3′ unter der Oberfläche in dem ſandigen Lehm, welcher eine 3′ breite Felsſpalte anfüllte, und in welchem auch noch ein nicht zu demſelben Schädel gehöriger Unterkiefer, ſowie eckige, vielleicht vom benachbarten Fels abgewitterte Steinfragmente gefunden wurden. Leider war bei der Auffindung durch Arbeiter kein kompetenter Beobachter zugegen; nach dem Zeugniß Mc Connel's aber, der nachträglich den Fundort ſorgfältig unterſuchte, war er in ganz ungeſtörtem Löß eingebettet, würde dennoch, analog unſeren europäiſchen ächten Lößfunden, der Zeit der Lößbildung, d. h. nach der größten Vergletſcherung und vor dem definitiven Rückzug der Gletſcher, einzureihen ſein. Von dem Schädel haben Meigs (Rep. Smithson. Inst. 1867 p. 412) und ich (Arch. f. Anth. Bd. V. p. 238 ff.) eingehende Beſchreibung gegeben. Es iſt der Schädel (ohne Unterkiefer) eines älteren ſehr muskelkräftigen Mannes. Alle für den Anſatz von Muskeln beſtimmten Knochenvorſprünge und Kanten ſind ſehr kräftig entwickelt, die Jochgruben tief, die vom Schläfemuskel bedeckte Fläche ſehr ausgedehnt, Hinterhauptsprotuberanz und Warzen-

fortſätze beträchtlich groß. Der Zuſtand der Nichtverknöcherung am Schädel läßt auf vorgerückteres Alter ſchließen. Die Hirnkapſel iſt ziemlich groß, der Raum für das Gehirn etwas über mittlere Größe ſich erhebend. Die Breite iſt im Verhältniß zur Länge klein (Index 74); die Höhe niedrig (Index 72), von allen drei Durchmeſſern iſt daher der Längsdurchmeſſer relativ ſehr groß,

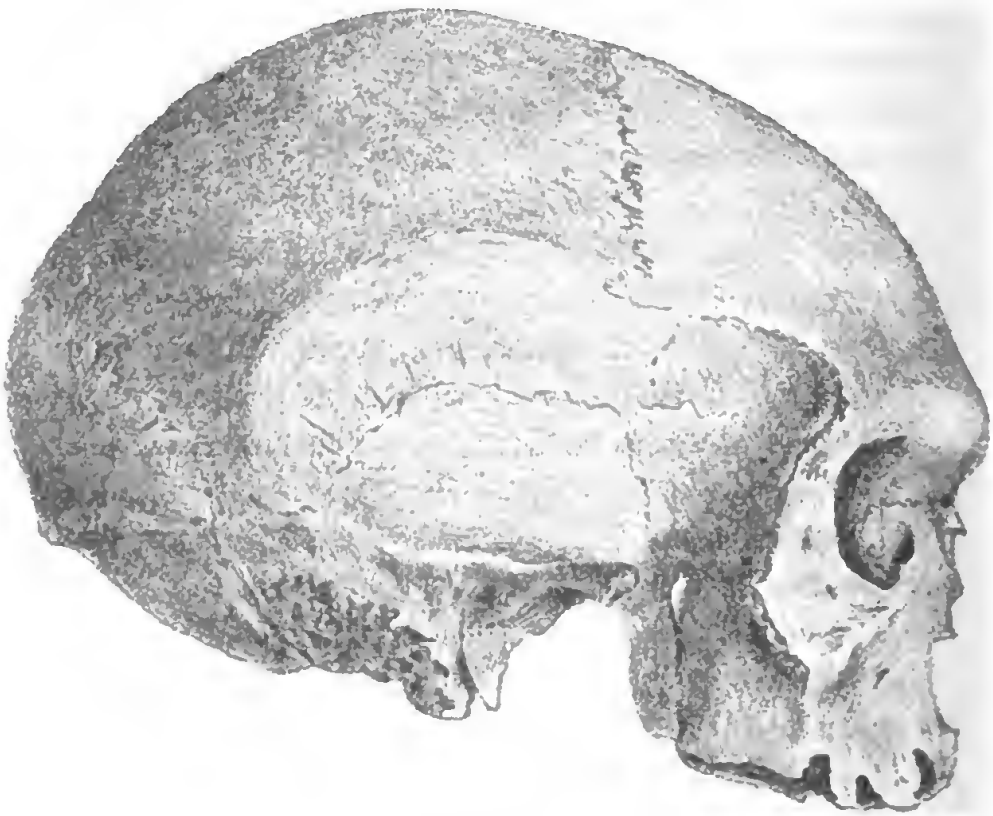


Fig. 1.

es handelt ſich um einen entſchiedenen Langſchädel. Die ungewöhnlich ſtark entwickelten Glabellar- und Augenbrauenwülſte, ſowie die tiefe Lage der größten Breite geben dem Schädel den Ausdruck roher Bildung. Der Geſichtstheil erſcheint breit und niedrig und das Verhältniß ſpricht ſich auch wieder aus in den niedrigen, breit viereckigen Augenhöhlen, in der breiten Naſen-

öffnung (mit kleiner Spina und ſtumpfem unteren Rand) in der Breite des (leider zahnloſen) Oberkiefers. Die Profillinie iſt ſteil, eher orthognath als prognath.

Es iſt leider nicht möglich, dem Schädel von Rock Bluff ſeine ethnologiſche Stellung exakt anzuweiſen. In allen bisherigen Unterſuchungen amerikaniſcher Schädel iſt ſo wenig Rückſicht darauf genommen worden, künſtlich deformirte Schädel (und die bei weitem größte Zahl indianiſcher Schädel in den Sammlungen iſt Kunſtprodukt) von nicht künſtlich bearbeiteten Formen zu trennen, daß gerade die amerikaniſche Kraniologie trotz der Arbeiten von Morton und Meigs ſich noch im Zuſtand großer Unklarheit befindet.

Es iſt ſchließlich hier noch ein Lößfund anzureihen, der, wie mir ſcheint, infolge des abſprechenden Urtheils Lyell's bisher eine unverdiente Nichtbeachtung erfahren hat, der Fund eines menſchlichen Beckenfragmentes bei Natchez durch Doktor Dickeſon. An dieſer Lokalität laſſen ſich die diluvialen Ablagerungen, der tiefere Deckenſchotter und der mächtig entwickelte Löß beſonders gut ſtudiren, da theils die unterwaſchende Thätigkeit des Miſſiſſippi, theils durch das Erdbeben von New-Madrid 1811 und 1812 entſtandene und durch atmoſphäriſche Waſſer erweiterte tiefe Erdſpalten ſtets von neuem friſche Profile bloslegen. Beide diluviale Ablagerungen bilden die ſog. Natchez Bluffs, etwa 200' über dem Spiegel des Miſſiſſippi ſteil aufragende Klippen, den Steilabfall eines ſich nach Oſten zu etwa 12 engliſche Meilen erſtreckenden horizontalen Plateaus, das nur durch tief einſchneidende Bäche ſtellenweiſe zerriſſen iſt. Insbeſondere hat ſich infolge des mehrerwähnten Erdbebens eine etwa 7 Meilen lange, bis zu 60' tiefe, vielfach verzweigte Schlucht gebildet, an Stellen, wo noch im Anfang dieſes Jahrhunderts der damalige Beſitzer Col. Wiley den Pflug über jenes horizontale Plateau hinweggeführt hatte. Es iſt die ſog. Mammuthſchlucht, ſo genannt

von den Resten der großen diluvialen Säugethiere, welche sich in ihr häufig finden; sie ist die Fundstätte jenes menschlichen Beckenfragmentes.

Da wo die Abstürze bis zu tieferem Niveau hinabreichen, also an den Mississippiklippen selbst, erkennt man die ganze Reihenfolge der diluvialen Ablagerungen. Zu unterst liegt der „Orange-Sand", eine aus Rollsteinen, Grus und Sand bestehende Schicht, welche durch Infiltration von Eisenoxyd an vielen Stellen zusammengebacken ist und von der gelbröthlichen Farbe des Eisenoxyds ihren Namen erhalten hat. Sie führt keine Versteinerungen aus der Zeit ihrer Entstehung; die Rollsteine selbst enthalten indeß nicht selten Einschlüsse von oligocänen oder der Kreide angehörigen Versteinerungen, namentlich verkieseltes Holz und Korallen.[1] Diese Einschlüsse zeigen schon, daß der Orange-Sand weither gebracht worden ist. Er ist nichts Anderes, als die ausgedehnte Schotterbildung, die mit der ersten Eiszeit in so nahem genetischen Zusammenhang steht. Wie diese Deckenschotter in Europa die Basis für die größte Entwickelung des Löß bilden, so ist dieser auch hier bei Natchez in bedeutender Mächtigkeit abgelagert. Er wird gebildet von sehr feinem, graulichem und undeutlich geschichtetem Sand, der stellenweise zahlreiche weiße Schalen von Landschnecken führt, die für den Löß Amerikas so charakteristisch sind. Stellenweise finden sich nun in diesem Löß auch einzelne Striche, deren Konchylien anzeigen, daß hier örtlich begrenzte Süßwasserbecken existirten, es finden sich hier Schalen von Limnaea, Planorbis, Cyclas, Paludina, Physa etc. Gewöhnlich bilden mehr mergelige oder thonige Streifen den Untergrund jener ehemaligen Wasserbecken; schon bei Natchez, aber noch mehr weiter südlich, bei Port Hudson sind diese Streifen zähen Thones stellenweise

[1] Vgl. Archiv f. Anthropologie, Bd. V. p. 245.

ſtärker entwickelt, und über ihnen liegen dann oft in großen Mengen die Knochen großer Diluvialthiere. Augenſcheinlich beſtanden hier zeitweiſe Waſſertümpel, an welche die Thiere zur Tränke kamen. Der Erhaltungszuſtand mancher dieſer Knochen, ihre Schwere, ihre dunkle Farbe, glänzende Oberfläche, die vorzügliche Erhaltung ſelbſt weicherer Theile, wie des Gelenkknorpels, Eigenthümlichkeiten, wie ſie manche der aus jenem Fundort ſtammenden Knochen in der Academy of natural Sciences in Philadelphia zeigen, ſprechen dafür, daß dieſelben in Torfmooren eingebettet geweſen ſind. Wenn wir die jetzige Südgrenze der Torfmoore betrachten, ſo finden wir, daß ſie weit nördlich von der geographiſchen Breite von Natchez bleibt. Die Exiſtenz von Torfmooren in ſo weit nach Süden vorgerückten Breiten beweiſt uns daher ein kälteres Klima; das Vorkommen eines Torffundes in Natchez ſpricht daher ſchon an und für ſich für ſeine Herkunft aus der Eiszeit.

Gerade am Grund der erwähnten Mammuthſchlucht ſind ſolche Streifen zäheren Thones häufig, und über ihnen kommen vor die Knochen von Megalonyx, Mylodon, Elephas, Mastodon, Castoroides, Ursus, Cervus, Equus. Aus einer ſolchen Thonſchicht zog Dr. Dickeſon eigenhändig 2′ unter den Knochen von Megalonyx das in Rede ſtehende Beckenfragment hervor. Der Fund machte in Europa wie in Amerika gerechtes Aufſehen; es war natürlich, daß Lyell, als er auf ſeiner zweiten amerikaniſchen Reiſe die Südſtaaten berührte, auch Dr. Dickeſon und mit dieſem die Fundſtelle aufſuchte. Er ſchreibt:[1] „Er (Dr. Dickeſon) war überzeugt, daß der fragliche Knochen aus dem unter dem Lehm liegenden Thon in der erwähnten Schlucht, ungefähr ſechs Meilen von Natchez, genommen wurde. . . Ich konnte indeſſen nicht erfahren, ob das menſchliche Becken

[1] Zweite Reiſe II. p. 190 f.

wirklich in Gegenwart eines Geologen oder geübten Beobachters ausgegraben und ſeine Lage unzweifelhaft beſtätigt worden ſei. Gleich den meiſten anderen Foſſilien war es, wie ich glaube, aus dem Bett des Baches erhalten worden, woraus einfach hervorgeht, daß es aus den Klippen ausgewaſchen worden. Aber das Zeugniß für das Alter des Knochens hängt ganz von dem Theil der Schlucht ab, von welchem er erhalten wurde. Er war ſchwarz, wie wenn er in Torf- oder Pflanzenerde begraben geweſen und iſt vielleicht von einem alten indianiſchen Grabe auf der Höhe gekommen."

Hier wiederholte ſich der paſſive Widerſtand, den man in Europa allen von Esper, Schmerling, Mc. Enery, Boucher de Perthes aufgeſammelten Beweiſen für das hohe Alter des Menſchen entgegenſtellte. Der Satz ſtand für die meiſten feſt, daß es ja unmöglich ſei, daß der Menſch Zeitgenoſſe der großen Diluvialthiere geweſen ſei, und ſo griff man allem Augenſchein entgegen, nur um das Dogma zu retten, zu den geſuchteſten Erklärungen. Wie Boucher de Perthes' paläolithiſche Inſtrumente von der Oberfläche in den Flußkies hinunter geſickert ſein ſollten, ſo nahm auch Lyell zu der Annahme eines Hinunterfallens von einem indianiſchen Oberflächengrabe ſeine Zuflucht, entgegen allen direkten Angaben Dickeſon's und entgegen der Sprache des Fundes ſelbſt. Denn nicht wie Lyell angiebt, wie in Pflanzenerde begraben, wie ſie an der Oberfläche jetzt vorkommt, ſah das Beckenfragment aus, ſondern wie ein echter Torfknochen. Es iſt ein großer Unterſchied für die Erhaltung eines Knochens, ob er in Humuserde oder in Torf eingebettet iſt. In erſterer verfällt er raſcher Verweſung, es wird alle organiſche Subſtanz raſch oxydirt und zerſtört; in vermoderndem Torf dagegen konſervirt ſie ſich ſehr gut. Aber jetzt exiſtirt weit und breit in der Umgebung von Natchez, auf dem Löß-plateau kein Torf, aus dem der Schädel in die Schlucht

hätte herunterfallen können; nur in der Tiefe ſind alte Torfbetten, welche allen in ihnen eingeſchloſſenen Knochen, vom Megalonyx ſowohl, als vom Menſchen das gleiche Gepräge aufgedrückt haben.

Aus dem Saulus Lyell iſt ein Paulus geworden. Zwölf Jahre, nachdem er das Alter des Natchez-Foſſil geleugnet hatte, mußte er ſich durch die Beweiſe, welche die Brixham-Höhle und die Boucher de Perthes'ſchen Funde lieferten, zu einer beſſeren Anſicht bekehren laſſen, und in ſeinem Alter des Menſchengeſchlechts ſchreibt er (1867 p. 151) gleichſam abbittend: Bei meinem zweiten Beſuch in Amerika 1846 ſtellte ich als mögliche Erklärung dieſes merkwürdigen Zuſammenvorkommens eines Menſchenknochen mit Ueberreſten von Maſtodon und Megalonyx die Vermuthung auf, daß der erſtere am oberen Rand der Klippe möchte hinabgefallen ſein, während die Thierreſte aus ihrer tieferen Lagerung losgelöſt wurden und daß ſo eine zufällige Vermiſchung beider ſtattgefunden habe. Die ſchwarze Farbe möchten die Knochen vielleicht durch langes Liegen in einem Torfmoor erhalten haben. Nach dem damaligen Stand unſerer Kenntniſſe und ohne das Zeugniß eines Geologen, der den Knochen ſelbſt aus dem Muttergeſtein hervorgezogen, war ich zu einer ſolchen Erklärung gewiſſermaßen gezwungen, während ich heute die fragliche Bodenſchicht von Natchez mit Reſten von Maſtodon und Megalonyx nicht für älter halten kann, als die Sommethal-Ablagerung mit ihren Feuerſtein-Werkzeugen und den Reſten von Mammuth und Hyäne." Wenn ſo Lyell ſeine frühere Anſicht zurücknimmt, ſo haben wir um ſo weniger Grund, an dem Alter jenes Beckenfragmentes zu zweifeln, deſſen ganzes Ausſehen vollſtändig mit den poſitiven Angaben Dickeſon's über die Fundſtelle, wo es aus dem Thon gezogen wurde, übereinſtimmt.

Läßt ſich nun etwas Näheres über die Epoche der Quartärzeit, welcher jener Knochen angehört, beſtimmen?

Er wurde am Grund der 60′ tiefen Mammuthſchlucht, alſo

da der Löß bis zum Orange-Sand herab eine Mächtigkeit von 150—200′ beſitzt, etwas über die Mitte des Löß, gefunden. Die Deckenſchotterausbreitung der älteren Eiszeit war vollſtändig abgeſchloſſen, der größere Theil des Löß war ſchon gebildet, als jenes Beckenſtück hier im thonigen Boden eingeſchloſſen wurde. Betrachten wir die gleichzeitig dort lebende Thierwelt, ſo begegnen wir jener Miſchung von Formen aus nördlicheren und ſüdlicheren Zonen, wie ſie für die Interglazialzeit ſo bezeichnend iſt. Die Thiere der erſten Eiszeit: das Mammuth, das Maſtodon (auch bei dieſem Thiere hat man wie beim ſibiriſchen Mammuth Kieferſproſſenballen, ſeine Nahrung, zwiſchen den Rippen gefunden), der Bär waren noch von der großen Kälte her ſelbſt in dieſen ſüdlichen Breiten zurückgeblieben, das inzwiſchen eingetretene wärmere Klima hatte aber ſchon Thiere, die ſonſt für Südamerika charakteriſtiſche Typen ſind, wie die großen Faulthiere, das Mylodon, den Megalonyx, herbeigelockt. Wir dürften wohl kaum irren, wenn wir den Fund des Natchez-Beckens, ſowohl wegen der ſtatigraphiſchen Verhältniſſe, als auch wegen der in gleichen Schichten gefundenen paläontologiſchen Reſte der Zeit zwiſchen erſter und zweiter Glazialperiode zurechnen, wenn wir alſo in ihm einen Zeitgenoſſen des Menſchen, von dem uns die Tuffe von Weimar erzählen, erblicken. Das Beckenfragment,[1] welches ſich gegenwärtig im Beſitz der Academy of natural Sciences zu Philadelphia befindet, hat ein beträchtliches ſpezifiſches Gewicht, eine glänzend glatte Oberfläche und dunkelrothbraune Farbe; es beſteht aus dem größten Theil eines rechtsſeitigen Os innominatum. Am vollſtändigſten iſt noch das Os ilium erhalten, doch fehlt auch von ihm der vordere und hintere Rand mit der Spina post. superior und dem hinteren Rand der facies auricularis. Der Bruch des vorderen Darmbeinrandes

[1] Vgl. Arch. f. A. V, p. 246 f.

ſteigt zur Pfanne herab, von welcher er die vordere Hälfte mit der Inciſur abgetrennt hat. Weiter fehlen der ganze Os pubis, der aufſteigende Aſt des Sitzbeins und der iſchiadiſche Rand des for. ovale. Alle vorſpringende Theile ſind ſtark abgerieben und hier, ſowie an den Bruchſtellen iſt das ſpongiöſe, mit gelblichem Lehm erfüllte Knochengewebe freigelegt. Alle Epiphyſen, ſowie auch die Pfannenverbindung der drei Elemente des Knochens ſind vollſtändig verwachſen, ſo daß das Knochenfragment ohne Zweifel einem erwachſenen und nicht, wie Dickeſon annahm, einem 16jährigen männlichen Individuum angehörte. Die Darmbeinſchaufel iſt mäßig nach außen geneigt, ihre innere Fläche kräftig vertieft, lin. semic. superior und inferior der äußeren Fläche ſind ziemlich deutlich ausgeprägt. Alle Dimenſionen ſind für das Becken eines Erwachſenen klein.

Alle bisherigen Funde waren eigentliche Lößfunde; in den durch Waſſer ausgebreiteten Schottern der Eiszeit waren die Bedingungen für die Erhaltung von Menſchenreſten weit weniger günſtig. So eifrig auch die Schotter der Somme nach Menſchenknochen durchſucht wurden, ſo haben ſie doch nur wenige und unbedeutende Bruchſtücke geliefert. Auch in den amerikaniſchen diluvialen Schottern iſt bis jetzt nur ein einziger menſchlicher Backzahn aufgefunden worden; zahlreicher dagegen waren auch hier die aus Stein gefertigten Artefakte von Menſchenhand, die den mechaniſch zerſtörenden Einwirkungen viel ſtärkeren Widerſtand entgegenſetzen konnten. Auch Amerika hat ſein Sommethal mit paläolithiſchen Steingeräthen in ungeſtörten Kiesbetten.

Schon ſeit längerer Zeit hat Dr. C. C. Abbot in Trenton, N. J., mit Eifer Steingeräth geſammelt, welches beſonders reichlich ſich auf den über der Thalſohle des Delaware ſich erſtreckenden Terraſſen fand, die hier wie überall ein von den Indianern ſehr beliebter Anſiedelungspunkt waren. Abbot hatte unter vielen geſchliffenen Steinbeilen, Pfeilſpitzen ꝛc. auch einzelne

Inſtrumente gefunden, die in Form und Ausführung ganz an die berühmten paläolithiſchen Inſtrumente von Amiens und Abbeville erinnerten. Sie kamen in tieferen Bodenſchichten vor, als die ſorgfältiger bearbeiteten Inſtrumente; ihr Material war augenſcheinlich dem Sandſtein entnommen, der bei den Waſſerſchnellen von Trenton das Bett des Delaware bildet und hier ſtellenweiſe auch frei zu Tage tritt. Es fanden ſich darunter plankonvexe (turtle-back) und bikonvexe, in ihrem Umriß breitovale oder breitlanzettförmige Formen, wie ſie auch für die paläolithiſchen Steinwerkzeuge Europas ſo charakteriſtiſch ſind. Eine Gelegenheit auch die tieferen Kiesbetten auf das Vorkommen dieſer Artefakte zu unterſuchen, gab die Erbauung der P. R. R. Eiſenbahn; bei Einſchnitten in den Flußkies wurden tauſende von Kubikmetern desſelben fortgeſchafft, und das Profil dieſer Schotter weithin freigelegt. Leider erfahren wir aus den bisherigen Veröffentlichungen nichts, was uns über die Geneſe dieſer Schotter Auskunft geben könnte, wir erhalten auch keinen Aufſchluß, wie die jüngeren Schotter (der Niederterraſſen) ſich hier zu den älteren (der Hochterraſſen) verhielten, und ob die Steingeräthe ſich beſonders in der einen oder in der andern dieſer Ablagerungen vorfanden. Es wird nur angegeben, daß die Kiesbetten nicht homogen waren, daß ſich zwiſchen gröberes Gerölle feiner Sand abgelagert fand, ein Vorkommen, was bei jedem Flußgerölle erwartet werden darf. In einem ſolchen, zwiſchen gröberes Gerölle eingelagerten, 1′ mächtigen und auf eine Strecke von 300 Yards durchſchnittenen Sandlager wurden fünf paläolithiſche Werkzeuge aus Argillit entdeckt, in anderen Schichten fanden ſich noch andere ähnliche Inſtrumente und 14′ unter der Bodenoberfläche in ungeſtörtem Kiesbett ein menſchlicher Backenzahn.

Die in Rede ſtehenden alten Schotter ziehen ſich auf dem linken Ufer des Delaware in ſüdlicher Richtung von Trenton

bis nach Burlington hin, wo ſie dem faſt ebenen Küſtenſand Platz machen; der Fluß hat tief in ſie eingeſchnitten, ſo daß ſie in ſteilem Abſturz 20—100′ gegen die Thalſohle hin abfallen. Abbot's Funde ſtammen zum größten Theil aus der unmittelbaren Nachbarſchaft Trentons.

Daß der Menſch Zeitgenoſſe der Ablagerung dieſer Flußgerölle geweſen iſt, darf nicht bezweifelt werden; auch das iſt ſicher, daß dieſe Ablagerungen der Eiszeit im allgemeinen angehören, daß wir es alſo hier mit ächten diluvialen Menſchenſpuren zu thun haben. Nur die Einreihung in den einen oder andern Abſchnitt des Quartär iſt nach dem jetzigen Stand unſerer Kenntniß dieſer Schotter noch unthunlich. Hoffen wir daß weitere genauere Nachforſchungen uns Klarheit darüber geben, ob wir es mit Menſchen der älteren oder jüngeren Eiszeit zu thun haben.

Wir haben bisher eine Anzahl Funde aus dem Quartär Amerikas kennen gelernt, welche denjenigen Europas vollſtändig parallel gehen. Nur in Höhlen iſt bis jetzt in Amerika keine Spur eines Menſchen geſunden, im diluvialen Kies der Flüſſe dagegen, wie in den gleichzeitig ſubaëralen Bildungen des Löß hat der Menſch in beiden Kontinenten in gleicher Weiſe ſowohl Werke ſeiner Hand als auch ſeine Gebeine hinterlaſſen. Es fragt ſich nur, ob jene quartären Ereigniſſe, die Bildung der Flußſchotter und des Löß, diesſeits und jenſeits des atlantiſchen Ozeans auch als gleichzeitig anzuſehen ſind? Es ließe ſich ja denken, daß die Eiszeit in Europa rein von lokalen Bedingungen abhängig geweſen ſei und daher in gar keinem nothwendigen zeitlichen Verhältniſſe zur amerikaniſchen Eiszeit geſtanden habe, daß ſie alſo in dem einen Kontinent früher oder ſpäter aufgetreten ſein könne, als in dem andern. Indeſſen iſt doch der Ablauf der einzelnen Phaſen der Eiszeit, das Auftreten mehrerer Kälteperioden, zwiſchen denen wärmere Zeiten ſich einſchoben, die

Gleichartigkeit der Moränenbildungen und der Schotterablagerungen, die uns zeigen, daß in beiden Kontinenten der älteste Abschnitt des Quartär derjenige war, in welchem die intensivste Kälteperiode herrschte, so übereinstimmend, daß wir mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß die gleichartigen Vorgänge in beiden Kontinenten auch in identischen Zeiten abgelaufen sind und daß daher der Mensch der Interglazialzeit Amerikas im großen und ganzen ebensoweit hinter die Jetztzeit zurückzuversetzen ist, als der Europas.

Der europäischen Forschung ist es bis jetzt nicht gelungen, unanfechtbare Beweise für ein noch früheres Dasein des Menschen zu gewinnen. Dagegen schienen in Amerika mehrere Funde für das Auftreten des Menschen in der Tertiärzeit zu sprechen, die, wenn sie der Kritik standhalten, die ältesten bis jetzt aufgefundenen Spuren des Menschen sein würden.

Lebhaftes Aufsehen erregte im Anfang dieses Jahrhunderts die sog. Carson foot-prints, Fußtapfen, in welchen man die Abdrücke von Menschenfüßen in frühquartären oder spätglaziären Schichten erkennen zu können glaubte.

Die Hauptstadt des Staates Nevada, Carson City, liegt drei Meilen vom Fuß der Sierra Nevada entfernt in einem 4630′ über dem Meer sich erhebenden Thal. An einem etwa 60′ hohen Hügel aus Sandstein, der durch dünne Thonschichten in einzelne Bänke abgesondert ist, wurde vor 20 Jahren das Staatsgefängniß angelegt; als Baumaterial diente der Sandstein, der unmittelbar hinter der Baustelle in einem Steinbruch gewonnen wurde. Der letztere wurde so lebhaft betrieben, daß er jetzt eine Fläche von $^3/_4$ Acre bedeckt und eine Tiefe von 15—32′ erreicht. Schon früher war der Gefangenhausdirektor Garrard, der die Fossilien jener Sandstein- und Thonschichten sammelte, auf Fußspuren von Thieren, die über den noch feuchten Thon hinweggegangen waren, aufmerksam geworden, aber erst

im Sommer 1882 drang die Kunde davon nach San Franzisko, und jetzt sandte die Akademie von Kalifornien eine Expedition, den Geologen Le Conte an der Spitze, nach Carson, um die Echtheit und die Bedeutung jener Fußspuren zu untersuchen.

Der Sandstein enthielt Schalen von Süßwassermuscheln, Anodonta californiensis, Sphaerium occidentale, Physa hunerosa, lauter Formen, die noch heute in dortiger Gegend leben; auf den zwischengelagerten Thonschichten hatten sich sehr deutlich die Fußabdrücke von mehreren Vogelarten, vom Mammuth (Mastodon), Hirsch, Pferd, Wolf aufgedrückt. Es ist nicht leicht, die Entstehung des Sandsteines einem bestimmten geologischen Zeitniveau zuzurechnen. Das Vorkommen von noch lebenden Süßwassermuscheln schließt ein höheres Alter nicht aus, denn diese zeigen sich sehr konservativ, wie denn auch z. B. die Lößmuscheln größtentheils noch lebenden Arten, die Lößsäugethiere dagegen meistens ausgestorbenen Formen angehören. Außer jenen erwähnten Säugethieren, die ihre Fußabdrücke in dem weichen Thon hinterlassen haben, kommen in der Formation von Carson noch mehrere Arten Riesenfaulthiere vor, zwei Arten Morotherium und eine Art Mylodon. Nach der Ansicht Le Conte's gehören jene Sandsteine entweder dem Quartär oder dem spätesten Tertiär (der Uebergangszeit zum Quartär) an; Cope, einer der ersten amerikanischen Paläontologen, hält sie für entschieden älter, dem Pliocän zugehörig. Außer jenen Fußspuren von Thieren fand man nun aber auch noch eine Anzahl von Eindrücken, die eine auffallende Aehnlichkeit mit Menschenspuren darboten, nur daß sie in allen Dimensionen zu groß dafür waren. Dieselben waren verschieden tief (augenscheinlich wegen der geringeren oder größeren ursprünglichen Weichheit des feuchten Thonbodens), 1 bis 5 und selbst 6 Zoll tief eingedrückt. Die Länge eines Eindruckes beträgt im Mittel 18 bis 18½ Zoll, einzelne erreichen selbst eine Länge von 20 Zoll; am Fersentheil ist die

Breite durchschnittlich 6, vor dem Zeheurande, am Ballen 8 Zoll; die vordersten 2 bis 3 Zoll sind bei fast allen Abdrücken ganz eben. Die Mitte ist etwas tiefer eingedrückt als der Rand. Die Form des Umrisses erinnert sehr an den Umriß eines Menschenfußes; manche der Abdrücke zeigen jedoch eine stärker ausgesprochene (nach innen konkave) Krümmung, als ein Menschenfuß. Die Schrittlänge beträgt 2¼ bis 2½, ja bis 3 Fuß, die Spurbreite (der Abstand zwischen rechts und links) 18 bis 19 Zoll.

Diese Eindrücke waren in regelmäßigen Reihen gestellt, und solcher Reihen ließen sich sechs erkennen, von den die kürzeste 8, die längste 17 Schritte enthielt. Auf den Wunsch der wissenschaftlichen Kommission wurde da, wo eine Spur am Ende des Steinbruches unter dem Sandstein verschwand, in das unberührte Gestein ein Stollen getrieben: die Fortsetzung jener Spur wurde in acht neuen, sehr wohlerhaltenen Eindrücken, von denen einer durch eine kreuzende Mammuthspur verwischt war, freigelegt.

Die Meinungen über die Bedeutung jener Spuren waren getheilt. Die enthusiastischeren Beurtheiler erblickten in ihnen Menschenspuren. Harkneß findet in der Größe keine Schwierigkeit; er besitzt selbst die Umrißzeichnung vom Fuß eines großen Mannes dortiger Gegend, die an Größe jenen Abdrücken kaum nachsteht; außerdem sei es wahrscheinlich gewesen, daß jene Menschen ihrem Fuß auf dem schlammig-weichen Boden durch weit überstehende Sandalen eine größere Widerstandsfläche gegeben hätten; auch die große Spurweite sei bei dem Gehen auf schlammigem Grund natürlich. Cope hielt die Spuren für unzweifelhafte Fußabdrücke eines Zweifüßers, nicht eines Simiiden, sondern eines Hominiden. Ob sie zum genus homo selbst gehörten oder nur ihm verwandt seien, könne nicht aus den Spuren allein, sondern nur aus etwa noch aufzufindenden Knochen oder Zähnen bestimmt werden. Auf jeden Fall sei es sehr wahrscheinlich, daß hier die Spuren des pliocänen Vorfahren des Indianers vorlägen.

Andere Beobachter ſehen die Sache ruhiger an. Schon Le Conte wies darauf hin, daß die Fußgröße, die Schrittlänge und beſonders die Spurbreite für eine menſchliche Spur viel zu groß ſeien. Die Spurbreite beträgt genau ſo viel wie die des Elefanten. Auch die ſtarke Krümmung der Spur entſpricht nicht dem Abdruck eines Menſchenfußes.

Es war zuerſt Marſh, der auf die Möglichkeit aufmerkſam machte, daß jene Spuren von einem der erwähnten Faulthiere herrühren können, die mit ihren Klauen weiche Klumpen Thons bei jedem Schritt aufgehoben hätten, wonach dann die Vertiefung in dem nachgiebigen Boden ſich zu der Form ausgeglichen hätte, wie ſie jetzt vorliegt. Und dieſe Vermuthung wurde bald zur Gewißheit: an guten Abdrücken, die von jenen Spuren genommen worden waren, konnte Marſh noch die bis dahin nicht bemerkten Eindrücke kleiner Vorderfüße darthun. Damit war die ganze Sache abgethan — der Fund gehörte nicht mehr der Paläanthropologie, ſondern nur noch der allgemeinen Paläontologie an.

Größere Bedeutung dagegen kommt den zahlreichen, in und unter den vulkaniſchen Laven und Aſchen Kaliforniens gemachten Funden ſowohl von Menſchenknochen als von Artefakten zu.

Im Juni 1866 ſchrieb Dr. Jones in Murphys, Calaveras County, an die Leitung des Geological Survey in Kalifornien, daß er im Beſitz eines vor kurzem von Herrn Mattiſon gefundenen, aus deſſen Goldgrube in Bald Mountain bei Altaville ſtammenden Schädels ſei. Derſelbe ſei 130′ unter der Oberfläche in dem von Lavaſchichten überdeckten vulkaniſchen Tuff gefunden worden. Die Grube war auf dem Nordoſtabhang des Bald Hill in der Nähe von Altaville und Angels angelegt. Dieſer Hügel iſt eine der höchſten Erhebungen der Gegend; er ſteigt mit ſeinem oben flachen Gipfel 388′ über der Thalſohle und 1768′ über dem Meer auf. Seine höheren Theile ſind,

wie die aller Hügel jener Gegend, zuſammengeſetzt aus abwechſelnden Schichten vulkaniſcher Tuffe und Flußgerölle. Der 153′ tiefe Schacht, der übrigens wenig goldergiebig war und deshalb ſchon kurze Zeit nach dem Auffinden des Schädels verlaſſen wurde und erſoff, ſo daß eine nachträgliche Unterſuchung nicht mehr auszuführen war, durchteufte die folgenden Schichten:

1)	dunkler Tuff	40 Fuß,
2)	Kies	3 „
3)	heller Tuff	30 „
4)	Kies	5 „
5)	heller Tuff	15 „
6)	Kies	25 „
7)	dunkelbrauner Tuff	9 „
8)	Kies	5 „
9)	rother Tuff	4 „
10)	rother Kies	17 „

Der Schädel war nach Mattiſon's Angabe im Kies der Schicht 8, dicht über der rothen Tuffſchicht gefunden worden.

Whitney, der Direktor der geologiſchen Landesunterſuchung, ſuchte ſofort den Fundort und den Beſitzer der Grube auf. Letzterer, ein durchaus glaubwürdiger Mann, ſagte aus, daß der Schädel, nebſt einigen Stücken alten Holzes, im Februar 1866 aus ſeiner Grube herausgefördert worden ſei; er ſei ſo in Erde und Steinchen eingehüllt und eingebacken geweſen, daß er, Mattiſon, ihn zuerſt gar nicht als Schädel erkannt hätte, ſondern daß man erſt beim Reinigen auf ſeine Natur aufmerkſam geworden wäre. In der Meinung, daß es ſich um einen foſſilen Baumſtumpf handle, habe er das Objekt, noch ganz von ſteiniger Erde umhüllt, zum Agenten Scribner in Angels gebracht, und hier habe erſt der Klerk des Letzteren, nachdem er etwas von dem Einhüllungsmaterial abgekratzt habe, entdeckt, daß es ein menſchlicher Schädel ſei.

Die Thatſache, daß ein menſchlicher Schädel in Schichten gefunden worden war, die wahrſcheinlich der Pliocänzeit angehörten, war wichtig genug, daß Whitney kurze Zeit, nachdem der Schädel in ſeinen Beſitz gekommen war, einen kurzen Bericht darüber an die California Academy einſandte. Der Schluß, zu welchem die Thatſachen nothwendig führen mußten, erregte natürlich die Oppoſition der bibelſtrengen Geiſtlichkeit, und es wurde, ohne auf die Sache ſelbſt einzugehen, in deren Zeitſchriften im Weſten und im Oſten Amerikas der Welt verkündet, daß es ſich hier um einen ſchlechten Witz der Goldgräber handle, auf den denn der der Bibellehre feindliche Gelehrte hereingefallen ſei. Bret Harte machte ſich dann auf ſeine Weiſe daran, dieſen Witz der Goldgräber weiter auszumalen. Die Franzoſen nahmen den Scherz Bret Harte's für Ernſt, und der Träger jenes Schädels wurde in der Revue des deux mondes mit voller Ueberzeugung zu einem Goldſucher aus Miſſouri geſtempelt, deſſen Schickſale durch jenes Blatt natürlich die weiteſte Verbreitung fanden. Es kam noch ſchlimmeres hinzu, Neid und perſönliche Feindſchaft, und ein Geologe, der Whitney nicht das Waſſer reichen kann, beeiferte ſich, wie alle ſeine Leiſtungen, ſo auch ſpeziell die Bedeutung des Calaveras-Schädels nach Möglichkeit herabzuſetzen.

Das iſt die Geſchichte der Oppoſition gegen den Calaveras-Schädel. Betrachten wir dieſer negirenden Seite gegenüber die Thatſachen, die für die Echtheit des Fundes ſprechen.

Zunächſt ſind alle Männer, deren Ausſagen hier in Betracht kommen, als ernſte, wahrheitsliebende Männer bekannt. So oft ſie auch von den Mitgliedern der geologiſchen Landesunterſuchung ausgefragt wurden, ſo wiederholten ſie doch immer in derſelben ungeſchminkten Weiſe ihre Angaben. Nie wurde ein Zweifel laut, nie war von einem ſchlechten Witz die Rede, vordem die orthodoxen Blätter dieſe Entdeckung gemacht

hatten, und es liegt doch in dem Weſen ſolcher ſchlechten Späße, daß ſie von allen anderen — nur vom Gefoppten nicht — als ſolche erkannt werden ſollen. Auch die Art des Gegenſtandes ſchließt einen ſolchen Witz aus: die Erfahrung lehrt, daß man dem, über welchen man ſich luſtig machen will, einen beſchriebenen Stein, ein Plättchen mit Zeichnungen, fein gearbeitete Steingeräthe, vielleicht auch plumpe Nachbildungen des Menſchen in die Hände ſpielt. Aber wie hätten jene einfachen Goldgräber gerade auf eine Täuſchung verfallen ſollen, die eine Würdigung geologiſcher Thatſachen vorausſetzt, für die jenen Männern die wiſſenſchaftliche Bildung fehlte. Man denke ſich nur auf die Stufe eines Goldgräbers: für ihn iſt Kies der gleiche Kies, mag er ſich an der Oberfläche oder in der Tiefe der Berge finden. So unähnlich den heutigen Formen auch die Pflanzenabdrücke ſind, die in den tiefen Schächten Kaliforniens gefunden werden, ſo identifizirt ſie doch der Goldgräber regelmäßig mit ihm bekannten Pflanzen, die foſſilen Thierknochen ſchreibt er heute lebenden Thieren zu. Wie ſollte ein ſolcher Mann darauf kommen, im Vorkommen eines Menſchenſchädels unter der Lava etwas Beſonderes zu erblicken, wo bliebe bei einer für ihn ſo natürlichen Sache der Witz? Aber laſſen wir die Ausſagen der Finder ganz außer Frage und betrachten wir blos den Schädel. Die chemiſche Analyſe des Knochens zeigt uns, daß es ſich nicht um einen modernen Schädel handeln kann; die organiſche Subſtanz iſt faſt völlig verſchwunden, der phosphorſaure Kalk zum großen Theil in kohlenſauren Kalk umgewandelt, kurz der Knochen ſtimmt in ſeiner chemiſchen Veränderung vollſtändig mit den Knochen der pliocänen Säugethiere überein. Man hat, um nur das unbequeme Alter jenes Schädels nicht zugeben zu müſſen, angenommen, der Schädel möchte von der Oberfläche erſt in den Schacht gefallen ſein, oder er ſei durch Spalten, Erdrutſche

oder auf irgend andere unklare Art in die Tiefe geſunken. Gegen das Herunterfallen in den Schacht ſpricht die gute Verzimmerung desſelben, gegen die Spaltenverſenkungs-Theorie der Umſtand, daß nie etwas Aehnliches ſonſt beobachtet worden iſt. Wenn das ſo leicht geſchehen könnte, müßte man doch ſonſt auch Aehnliches geſehen haben. In der Umgebung der Bai von San Franzisko iſt der Boden auf und dicht unter der Oberfläche reich an modern-indianiſchem Geräth und Gebein. Auch die Tiefe iſt dort ſehr ausgiebig und gründlich durchgraben worden — niemals hat man in tieferen Schichten, die Mammuth- und andere foſſile Thierreſte enthielten, ein menſchliches Artefakt oder einen menſchlichen Knochen gefunden.

Aber noch mehr! Gegen eine derartige Herkunft von der Oberfläche des Bodens, und für ſeine urſprüngliche Lagerung in der Tiefe ſpricht die ganze Beſchaffenheit des Schädels: ſie ſtimmt vollſtändig mit den gleichlautenden Angaben der Finder und erſten Beſitzer desſelben überein. Als Whitney den Schädel erhielt, war er an ſeiner Baſis, ſeiner linken Seite und am ganzen Oberkiefer noch dick und feſt inkruſtirt mit eiſenſchichtiger Erde, kleinen Lavarollſteinen, Kalktuff und Knochenfragmenten. Erſt zwei Jahre ſpäter zeigte er den Schädel dem Anatomen Whyman in Boſton, und beide Gelehrte meißelten jetzt erſt die Schädelbaſis von Tuff und Kies vollſtändig frei. Hierbei wurden außer einigen Stückchen Kohle noch eine Anzahl Knochenfragmente entfernt, die alle in die Kittmaſſe eingebettet waren: ein ganzer und ein zerbrochener Metatarſusknochen, das untere Ende einer linken Fibula, Stücke einer Ulna und eines Sternum. Der Größe nach mochten dieſe Fragmente demſelben Individuum angehören, wie der Schädel; außerdem aber fand ſich noch ein Stück einer Tibia, die augenſcheinlich zu klein dafür war. Auch Fragmente kleiner Säugethierknochen, ſowie ein kleines Schneckenhaus von helix Mormonum, die jetzt noch in den Felſengebirgen lebt, wurden gefunden. Am Gaumen war ein durchbohrtes

Muſchelſchalenplättchen, wahrſcheinlich ein Glied eines Halsbandes, angekittet. Erſt jetzt, nach der Entfernung der angebackenen Maſſen, fand man, daß alle Zähne (bis auf eine rechte Backenzahnwurzel) während des Lebens ausgefallen und der Kieſer ſtark geſchrumpft war. Ein Bruch ging quer durch Geſichts- und unteren Schädeltheil.

Fig. 2.

Lieſt man aus dieſem Befund die Geſchichte des Schädels ab, ſo geſtaltet ſie ſich folgendermaßen: Augenſcheinlich hatten mechaniſche Inſulte zunächſt auf den Schädel eingewirkt: dafür ſprechen die Frakturen, ſowie die in die Vertiefungen an der Schädelbaſis eingekeilten Knochen: der Schädel macht den Eindruck, als ob er auf unebenem Grund fortgeführt und mit jenen Knochenfragmenten zuſammengeſchwemmt worden iſt. Nachdem er dann zur Ruhe gekommen, wurde er von Kalkſalzen impräg-

nirt, welche die in ſeiner Nachbarſchaft liegenden Knochen, Kohlenſtückchen, die Muſchelperle und die Tuff- und Kiesſtückchen mit ihm zuſammenkitteten. Während dieſer Zeit kroch eine Landſchnecke unter den Kiefer und ſtarb hier. Später wurde dann das Ganze in lockereren Kies eingehüllt, der von den Findern

Fig. 3.

leichter entfernt werden konnte. All' das ſtimmt ganz mit den Angaben der Finder überein: Mattiſon hatte ihn mit eigenen Händen aus der achten Schicht unter der Oberfläche ausgegraben, einem Kiesbett, in welchem auch noch angeſchwemmtes Holz lag.

Der Schädel iſt von Wyman[1] beſchrieben worden: „Das Volum der Stirngegend iſt groß, ſo daß in der norma verticalis die Jochbogen faſt verdeckt ſind. Da ein großer Theil des

[1] Contributions to American Geology, vol. I. Auriferous gravels, p. 272.

Hinterhaupts fehlt, bleibt es unsicher, ob der Schädel ein Lang- oder ein Breitschädel war. Das Gesicht ist etwas unsymmetrisch, die linke Orbita kleiner, und das linke Jochbein höherstehend als das rechte. Die Augenbrauenwülste sind stark ausgeprägt, der untere Rand der Nasenöffnung nicht scharfkantig, sondern abgerundet, wie bei den Schädeln mancher niederer Rassen, die Wangenbeine treten stärker hervor. Die auffallendste Eigenthümlichkeit des Schädelfragments ist die starke Entwickelung der Orbitalränder." Wyman giebt für den Schädel die folgenden Maße: Breite 150,0 mm, Breite der Stirn 101,0 mm, Stirnbogen 300,0 mm, Länge des Stirnbeins 128,0 mm, Höhe der Hirnkapsel 134 mm (sehr unsicher), Jochbreite 145,0 mm. — Bei der fragmentarischen Erhaltung des Schädels wird man darauf verzichten müssen, eine Vergleichung mit modernen Rassentypen durchzuführen. Im allgemeinen läßt sich mit Wyman nur sagen, daß der Schädel, insbesondere die Hirnkapsel, durchaus keine niedere Formentwickelung zeigt. Was vom Gehirntheil übrig ist, spricht für eine, besonders in der Stirngegend geräumige Schädelkapsel. Die starken Augenbrauenwülste, die hohen, vortretenden Jochbeine, die Breite der Nasenöffnung und der stumpfe Nasenrand (welch' letztere Merkmale auf eine wenig hohe, breite Nase schließen lassen) geben dem Gesicht einen physiognomisch roheren, plumperen Ausdruck, aber doch kaum mehr, als dies auch bei Individuen vorkommt, die jetzt lebenden Kulturvölkern angehören.

Wenn aus dem Bisherigen hervorgeht, daß, wenn man die Thatsachen ohne Vorurtheil betrachtet, alles für die Echtheit des Fundes spricht, so gewinnt diese Auffassung eine Stütze von überwältigender Beweiskraft durch die hunderte von Funden aus derselben Gegend, die alle zeigen, daß der Mensch schon zur Zeit der vulkanischen Eruptionen und vor denselben dort gelebt hat. Es ist wahr, daß alle diese Funde älteren Datums sind, und daß die neuere Zeit keine weiteren solchen Funde geliefert

hat; aber das erklärt ſich ſehr einfach aus der verſchiedenen Technik der Goldgewinnung in früherer und jetziger Zeit. Als man zuerſt die Fundſtellen des Goldes im alten goldführenden Kies kennen gelernt hatte, ſuchte man dieſelben durch regelrechten Grubenbau zu erreichen, wobei jeder Cubikdecimeter der ausgegrabenen Erde die unterſuchende Hand des Goldgräbers paſſiren mußte. Gegenwärtig aber lohnt ſich ein ſolcher mühſamer Detailbergbau nicht mehr: die hydrauliſche Methode zermalmt durch die Gewalt des aufprallenden Waſſerſtrahls alles nachgiebige Material, ſo daß in der Regel alle urgeſchichtlich bedeutungsvollen Funde zerſtört, in keinem Fall aber eine Beobachtung eines Fundes in situ mehr möglich iſt. Auf der anderen Seite iſt die Zeit, in welcher jene Funde gemacht worden ſind, ein Beweis mehr für ihre Echtheit. Niemand dachte bis zum Ende der fünfziger Jahre daran, daß der Menſch ein geologiſch hohes Alter beſitzen könne, keiner der Goldgräber hatte ein Intereſſe an ſolchen Fragen. Wenn in einer ſolchen naiven Zeit, wo noch kein Intereſſe die Beobachtung zu trüben oder zu fälſchen im ſtande iſt, unabhängig voneinander zahlreiche Funde gemacht werden, die alle in gleichem Sinne ſprechen, ſo iſt das der beſte Beweis für die Echtheit derſelben.

Schon im Jahre 1853 waren Menſchenknochen im Lehm unter baſaltiſcher Lava gefunden worden. Dr. H. H. Boyce, praktiſcher Arzt in Placerville, El Dorado County, hatte ſelbſt Bergbau auf Gold getrieben und dabei jene Menſchenknochen gefunden. Auf eine Anfrage Whitney's antwortete er dieſem:[1] In jenem Lehm ſtießen wir auf die Knochen. Beim Ausräumen des Eimers ſah ich einzelne Stücke, die ſich bei näherer Unterſuchung als Knochenſtücke und zwar als Scapula, Clavicula und Theile der erſten, zweiten und dritten rechten Rippe eines Menſchen

[1] Aurif. gravels p. 276.

herausstellten. Sie waren fest aneinander gebacken, begannen aber an der Luft zu zerbrechen. Weitere Entdeckungen machten wir nicht; solche Dinge interessirten mich ja auch damals zu wenig, als daß ich mir zu ihrer weiteren Erforschung viel Mühe gegeben hätte.

Boyce's Entdeckung von Menschenknochen fand bald ihr Gegenstück in der Auffindung von menschlichen Knochen und Knochenfragmenten unter den alten vulkanischen Schichten des Table Mountain in Tuolumne County. Derselbe ist ein tafelförmiger Berg, dessen oberster Theil von 140—150′ mächtigen, dunklen, dichten, schweren basaltischen Lavabänken gebildet wird, die ringsum am Rand steil, fast senkrecht abfallen, und dem Berg sein charakteristisches Aussehen geben. Sie ruhen auf horizontal geschichtetem lockeren Sandstein, zwischen dessen Schichten Streifen von hellem, feinen Thon und konglomeratartigem Gerölle eingelagert sind. Diese Sandsteine und Gerölle füllen ein in dem unterliegenden goldführenden Fels (Rim Rock) ausgewaschenes altes Thal aus, in dessen tiefstem Niveau, der alten Flußrinne, das Gerölle am gröbsten und am goldreichsten ist (Pay gravel), weshalb auch der Bergbau besonders auf Erreichung dieses lohnenden Kieses gerichtet war.

Die Museen der Nat. hist. Soc. of Boston und der Academy of nat. Sciences zu Philadelphia bewahren kleine Fragmente eines menschlichen Schädeldaches auf, die 1857 in einem der Schächte des Table Mountain 180′ unter der Oberfläche, in goldführendem Kies gefunden worden waren. Die Funde erregten damals gar kein Interesse — man glaubte noch nicht an den diluvialen und antediluvialen Menschen. Whitney wandte sich direkt an den Finder, Herrn Paul Hubbs in Vallejo, Kalif., früher State superintendent of public instruction, und er erhielt die Auskunft, daß das Schädelfragment, von dem jene Stücke herrührten, in dem Valentine-Schacht des

Table Mountain in echtem goldführenden Kies gefunden wurde. Der Schacht war bis oben hin mit Brettern ausgezimmert, so daß an ein Hinunterfallen von Menschenknochen von der Oberfläche her nicht zu denken war. Hubbs hatte das Schädelfragment aus dem frisch heraufgeförderten Schutt mit eigenen Händen herausgelesen.

Ein weiterer Fund menschlicher Ueberreste, ein Unterkiefer (5½ Zoll Kondylenbreite), stammte aus denselben untervulkanischen Schichten des Table Mountain; er kam in die Sammlung des Hrn. Dr. Perez Snell in Sonora, wurde aber leider, wie diese ganze Sammlung, durch Feuer zerstört.

Andere Funde von menschlichen Resten waren die 1869 bei Horse shoe bend 12′ unter der Oberfläche unmittelbar neben Mastodon-Knochen gefundenen menschlichen Gebeine, die aber nicht konservirt wurden, die von Blake[1] erwähnten menschlichen Backzähne im goldführenden Kies ꝛc.

Diesen vereinzelten Funden von Menschenknochen steht nun eine ungemein große Reihe von Funden menschlicher Artefakte zur Seite, alle aus gleichen intervulkanischen oder prävulkanischen Schichten entnommen, wie die Menschenknochen selbst. Es würde eine ermüdende Aufzählung sein, wollte ich auch nur die von Whitney konstatirten Funde dieser Art hier vorführen, ich verweise daher auf Whitney's Angaben;[2] in Mariposa-, Merced-, Stanislaus-, Tuolumne-, Calaveras-, Amador-, El Dorado-, Placer-, Nevada-, Butte-, Siskiyon- und Trinity-County — überall brachten die Goldsucher unabhängig voneinander aus Schichten, die der Zeit der vulkanischen Eruptionen in der Sierra Nevada angehörten oder noch älter waren, zahlreiche gleichartige, von des Menschen Hand gefertigte Geräthe hervor. Einen großen Theil der in der Gegend des Table Mountain gesammelten Arte-

[1] Aur. Naturalist vol. II. p. 387.

[2] Auriferous gravels p. 268—278.

fakte vereinigte früher die schöne Sammlung des Dr. Perez Snell in Sonora; auch das Museum der University of California ist reich an diesen Gegenständen.

Ein einziger solcher Fund, gemacht in vulkanischen ungestörten Schichten Kaliforniens, würde ausreichen, um das Dasein des Menschen zur Zeit jener Eruptionen zu beweisen; kann hier, wo hunderte von Funden alle in gleichem Sinne Zeugniß ablegen, noch ein Zweifel an dem hohen Alter des Menschen in jener Gegend bestehen?

Die Steingeräthe selbst zeigten einen nicht geringen Grad von Vollendung; die meisten sind geschliffen und in schön symmetrische Formen gebracht. Daß auch die Kunst des Steinbohrens ihren Verfertigern nicht fremd war, zeigen mehrere durchbohrte Instrumente. Nicht immer ist der Zweck eines Instrumentes ganz klar. Die beiden abgebildeten Steinlöffel gleichen ganz dem aus einem Pfahlbau bei Yverdon heraufgeholten Thonlöffel. Zu den häufigsten Fundgegenständen jener alten Schichten gehören Steinmörser, während solche bei den modernen Diggerindianern jener Gegenden nicht in Gebrauch waren.

Wir haben bisher blos die Thatsachen betrachtet, welche für das Vorhandensein des Menschen zur Zeit jener vulkanischen Eruptionen sprechen; auf das Alter jener Menschenknochen führenden Schichten wurde noch nicht eingegangen, um bei der Frage nach der Echtheit oder Unechtheit jede Voreingenommenheit auszuschließen, wenn sich ein besonders hohes Alter für dieselben ergeben sollte.

Es ist keine leichte Aufgabe, jene Schichten in das uns geläufige Schema der Tertiärzeit einzureihen, sie mit einer der Bezeichnung Pliocän, Miocän ꝛc., geologisch charakterisiren zu sollen. Bekanntlich sind jene von Lyell eingeführten Bezeichnungen der Untergruppen des Tertiär wesentlich auf das Verhältniß ausgestorbener mariner Muscheln gegründet. Will man

aber damit terreſtriſche Formationen, wie ſie hier vorliegen, in chronologiſche Parallele ſtellen, ſo begegnet man faſt unüberwindlichen Schwierigkeiten. Beſonders im ſpäteren Tertiär, wo die Klimaſonderungen deutlicher hervortreten, werden die Thatſachen ſo komplizirt, daß eine exakte Parallele von Land- und Waſſerbildungen kaum durchzuführen iſt. Whitney hält es für wahrſcheinlich, daß die Summe der Ablagerungen zwiſchen

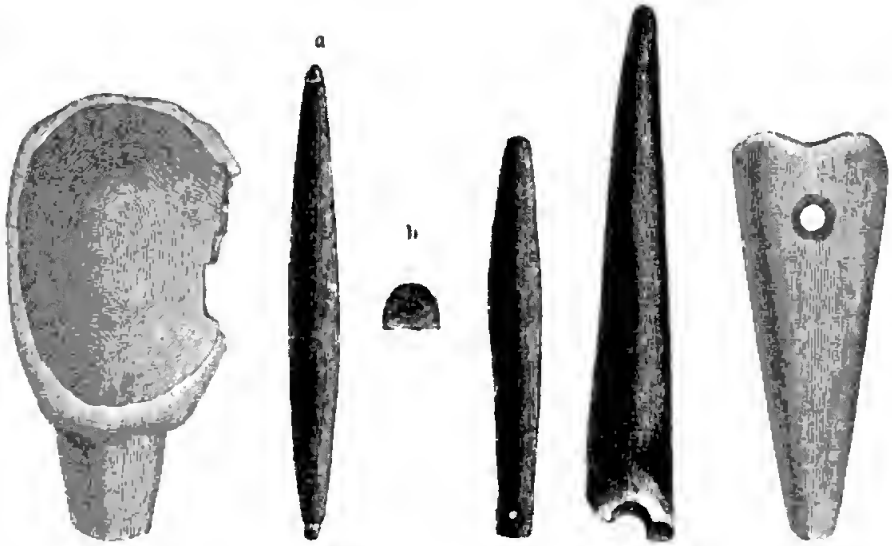


Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6. Fig 7. Fig. 8.

Steingeräth aus der Urzeit Kaliforniens, zum Theil aus den Schichten unter der Lava des Table Mountain, zum Theil aus deſſen Umgegend ſtammend.

Fig. 4 ſteinerne Stielſchüſſel, Fig. 5 bis 8 Hausgeräth (Fig. 7 u. 8 vielleicht Waffen). Fig. 5b ſtellt den Querſchnitt von Fig. 5a dar. Alle Figuren in 1/4 natürlicher Größe.

den tiefſten Einſchnitten in den älteren Fels und den überliegenden vulkaniſchen Schichten eine ſehr lange Zeit — wahrſcheinlich größere Abſchnitte der ganzen Tertiärzeit — für ihre Bildung in Anſpruch genommen haben, während die jüngeren, dicht unter den Tuffen und Laven liegenden Sandſteine und Thone mit großer Wahrſcheinlichkeit dem Pliocän zuzurechnen ſeien. Während Lesqueureux die Pflanzenabdrücke in den tieferen

Thonſchichten für miocän hält, glaubt Newberry ſie der ſpäteren Pliocänzeit einreihen zu müſſen. Von Thieren findet ſich unterhalb der Laven kaum irgend eine rezente Art: die ganze Fauna beſteht wohl ausſchließlich (den Menſchen ausgenommen) aus ausgeſtorbenen Arten. Während der vulkaniſchen Eruption tritt das Maſtodon auf, das dann ſpäter, während des Quartär, ſeine größte Entwickelung erlangt und ſich in Amerika bis in verhältnißmäßig junge Zeiten erhalten zu haben ſcheint. Unter dem Baſalt, dem jüngſten Produkt der vulkaniſchen Zeit, mit welchem dieſe abſchließt, findet ſich nach Leidy: Rhinoceros hespericus, Rhinoceros occidentalis, Elotherium superbum. Weniger ſicher ſind konſtatirt: Felis imperialis, Canis indianensis, Canis latrans, Bos latifrons, Auchenia californica, Hipparion, Reſte von Cervus, Tapir; endlich Mastodon americanus, Mastodon obscurus, Elephas columbi und verſchiedene Arten Equus. Nach dieſem Befund erſcheint es vielleicht am richtigſten, die den Laven und Aſchen unterliegenden Schichten dem Pliocän zuzurechnen; die mächtigen vulkaniſchen Ausbrüche, welche den geologiſch-geographiſchen Charakter der Sierra Nevada weithin veränderten, dürften wohl, nach dem Auftreten des Maſtodon zu ſchließen, gegen das Ende der Pliocänzeit eingetreten ſein. So weit würde alſo das Daſein des Menſchen an dieſer Stelle ſich zurückverfolgen laſſen.

Ein Verſuch, dies Alter mit dem uns gewohnten Zeitmaßſtab zu meſſen, dürfte noch viel hoffnungsloſer ſein, als jene Rechnungen, welche die Zeit viel jüngerer prähiſtoriſcher Daten in Jahreszahlen zu beſtimmen verſuchten. Aber die allgemeine Vorſtellung drängt ſich uns doch mit zwingender Gewalt auf, daß dieſe Zeitgröße für unſeren beſchränkten Zeitbegriff eine ungeheuer große geweſen ſein muß. Von Grund aus ſind Flora und Fauna jener Diſtrikte ſeither umgewandelt. Alles ſpricht aber dafür, daß das Ausſterben alter Lebens-

formen, das Auftreten und Entwickeln neuer, von den früheren weit verſchiedener Arten ganz und gar kein raſch ſich vollziehender Prozeß iſt, ſondern nur ſehr allmählich, Schritt für Schritt abläuft.

Schon dieſe Betrachtung zeigt uns, wie unfaßbar groß der Zwiſchenraum ſein muß, der die Jetztwelt von der damaligen trennt. Noch unmittelbarer aber tritt dieſer Eindruck an uns heran, wenn wir den Betrag von Anbildung und Eroſion ins Auge faſſen, die ſtattgefunden haben, ſeit jene Schädelſtückchen in der Sand- und Thonſchicht in dem Table Mountain, oder ſeit der Calaveras-Schädel in Bald Hill eingebettet worden iſt. Wiederholte Ausbrüche der Vulkane und Ausbreitungen vulkaniſcher Maſſen wechſelten ab mit Anſchwemmungen von Bächen; Tuff und Lava lagerten ſich über Geröll, und Geröll wieder über Tuff. Die Maſſe dieſer ganzen Anbildungen ſtieg bis zu 200′ Höhe an. Mögen wir alle einzelnen Faktoren noch ſo groß in Rechnung ſetzen, immerhin wird für die Periode der Anbildung eine ſehr beträchtliche Zeitgröße anzuſetzen ſein; dafür ſprechen alle Analogien mit andernen vulkaniſchen Erſcheinungen. Und doch erſcheint dieſe Periode der Anbildung verhältnißmäßig ſehr klein gegenüber der Dauer der Eroſion, wie wir ſie nach dem Betrag ihrer Wirkungen z. B. am Table Mountain annehmen müſſen. Wie die Modellirung des felſigen Untergrundes der Sandſtein- und Thonſchichten zeigt, ſind die letzteren in einem alten Thale abgelagert worden, deſſen Felſenboden ſeitlich mindeſtens bis zur Höhe jener alten Alluvionen, wahrſcheinlich aber noch höher hinaufſtieg; denn auch die darüberliegenden, 140—150′ mächtigen baſaltiſchen Lavamaſſen ſcheinen in ihrer Richtung durch das alte Flußthal beſtimmt worden zu ſein, deſſen Rinne alſo dann ſeitlich über die Thon- und Sandſteinſchichten hinaufgereicht haben muß. Die nach der Bildung der Lavaſtröme folgende Eroſion grub neue Thäler ein, aber nicht mehr an der früheren Stelle, die durch die harte, dicke Lava-

bank geſchützt war, ſondern ſeitlich davon: der ältere Fels bot weniger Widerſtand als die Lava, und ſo wurden hier am Rand der letzteren neue Thäler eingeſchnitten, die allmählich bis unter das Niveau der alten goldführenden Thalſohle hinab ſich vertieften. Auch die reſiſtente, kompakte Lava widerſtand nicht ganz der Zerſtörung, aber ſie wurde mehr durch Unterwaſchung des Untergrundes ſeitlich angeſchnitten, als von obenher zerſtört. Auf dieſe Weiſe entſtanden die faſt ſenkrecht abſteigenden Wände des Tafelberges. Die Verwitterungsfähigkeit der Lava iſt eine ſehr geringe: auf ihrer Oberfläche findet ſich nur eine ſehr dünne Humusſchicht. Und auch der felſige Untergrund der Sandſteine und Thone iſt ein ſehr zähes, ſchwer zerſtörbares Material. Trotzdem ſind beide bis zu beträchtlichem Grade durch Eroſion zerſtört. Ein vergleichender Blick auf die neue und die alte Thalbildung zeigt uns einen außerordentlich großen Betrag von Anbildung und von Zerſtörung. Wir können die Zeit, welche für beide Prozeſſe erforderlich war, natürlich nicht in Jahreszahlen ausdrücken, aber die Ueberzeugung drängt ſich uns hier mit Gewalt auf, daß es ſich dabei um Zeiträume handeln muß, gegen welche unſere menſchliche Zeiterinnerung verſchwindend klein erſcheint. Und doch lebte noch vor allen dieſen Veränderungen in der Sierra Nevada der Menſch.

(578) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Illustrirtes Hühner-Buch.

Enthaltend das Gesammte der Hühnerzucht.

Herausgegeben von **Julius Völschau.**

Mit 40 naturgetreuen Pracht-Farbendrucktafeln nach Original-Aufnahmen von Chr. Förster und vielen Text-Illustrationen.

Quart. In prachtvollem Original-Einbande mit Goldschnitt. Preis M. 28.—

Elegant broschirt in einem Bande in feinem Carton-Umschlag. Preis M. 25.—.

(Auch in 20 Lieferungen, beliebig zu beziehen, à Lieferung 1.20.)

Das „Illustrirte Hühnerbuch" steht als mustergültig und einzig in der deutschen Fachliteratur da und übertrifft die bisher auf diesem Gebiete allein existirenden sehr kostspieligen englischen Werke nicht nur an Gediegenheit und Ausführlichkeit des Textes, sondern ganz besonders auch durch die meisterhaften Darstellungen der Hühnerrassen in Farbendruck. — Das Werk ist für den Hühnerzüchter durchaus unentbehrlich, denn es bietet ihm das langentbehrte Musterbuch für alle vorkommenden Fälle. Es giebt daher kein besseres und passenderes Festgeschenk für den Ornithologen als das „Illustrirte Hühnerbuch".

Illustrirtes Mustertauben-Buch.

Enthaltend das Gesammte der Taubenzucht.

Herausgegeben von **Gustav Prütz.**

Mit 81 naturgetreuen Pracht-Farbendrucktafeln nach Original-Aufnahmen von Chr. Förster und vielen Text-Illustrationen.

Quart. In prachtvollem Original-Einband. Preis M. 54.—.

Elegant broschirt. Preis M. 48.—.

(Auch in 40 Lieferungen, beliebig zu beziehen, à Lieferung 1.20.)

Das „Mustertauben-Buch" bietet nicht nur allen Ornithologen bezw. Kolombophilen vom Fache, sondern überhaupt allen Tauben-Züchtern und Tauben-Freunden in Stadt und Land ein wirkliches Leitbuch, welches durch naturgetreue farbige Abbildungen und Darstellung sämmtlicher standardmäßiger Merkmale der vielen Tauben-Rassen eine feststehende Norm begründen und dadurch die bisher vermißte Klarheit in diesen so wichtigen Theil der Ornithologie bringen soll. Der Herausgeber Herr G. Prütz behandelt außer den eingehendsten Vorschriften über Zucht, Pflege, Veredelung 2c. der existirenden Tauben-Arten, auch die Krankheiten derselben, deren Heilung 2c.

Verlag von J. F. Richter in Hamburg.

Soeben erschienen:

Die politische Weisheit

des Grafen Camillo von Cavour und des Fürsten von Bismarck.

Dargelegt von

Filippo Mariotti,

Mitglied des Italienischen Parlaments.

Autorisirte Uebersetzung von M. Bernardi.

2 Bde. Lex.-8°. Preis eleg. brosch. Mk. 10.—.

Der Verbrecher

in

anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung.

Von

Professor Cesare Lombroso

in Turin.

In deutscher Bearbeitung von Dr. med. **O. Fränkel,** Sanitätsrath.

Mit Vorwort von Professor Dr. jur. von Kirchenheim.

Lex.-8°. Preis eleg. broschirt Mark 15.—.

Dem Lichte zu!

Gedichte

von

Waldemar Colell.

Preis eleg. broschirt Mk. 2.—, eleg. gebunden Mk. 3.—

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.

(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 16:

Ueber Recht und Billigkeit.

Von

Geh. Rath Prof. Dr. Abbeloßde

in Marburg.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Im Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienen:

Çunita. Ein Gedicht aus Indien von **Leopold Jacoby.** Quart, ff. Kupferdruckpapier, in prachtvollem, nach indischem Motive ausgeführten Original-Einband mit Goldschnitt, Preis Mk. 10.—.

Die „Schlesische Zeitung" in Breslau schreibt u. A. Bei seiner vollkommenen Zartheit und Keuschheit, seiner sinnigen und sinnlichen Anmuth, empfiehlt sich das schöne Werk ausnehmend als Festgabe für Frauen und junge Mädchen.

Der Ruhm im Sterben. Ein Beitrag zur Legende des Todes von **Feodor Wehl.** 8°, elegant broschirt Mk. 5.—, fein gebunden Mk. 6.50.

Die deutsche Literatur wird hierdurch um ein ganz eigenthümliches Werk bereichert. Dasselbe schildert die letzten Augenblicke und Worte berühmter Personen aus allen Ständen und Zeiten und giebt eine gedrängte Biographie derselben. Diese Bilder machen einen oft ergreifenden, oft erhebenden Eindruck und bieten dem Gebildeten eine ernste und weihevolle wie hochinteressante Lektüre. Das schön ausgestattete Buch wird in gebildeten Kreisen gewiß gute Aufnahme und auch als Geschenkbuch gute Verwendung finden.

Biblische Sterne. Drei Idyllen von **Alfred Friedmann.** Kl. 8°, elegant broschirt Mk. 1.—.

Leichtsinnige Lieder. Leichtsinn, Herzenslieder, Reisen, Vermischtes von **Alfred Friedmann.** Kl. 8°, elegant broschirt Mk. 4.—.

Ersetzter Verlust. Novelle von **Alfred Friedmann.** Kl. 8°, elegant broschirt Mk. 1.—.

Alfred Friedmann ist einer der begabtesten Dichter der jüngeren Schule und erfreut sich allseitig bereits großer Beliebtheit. Seine „Biblischen Sterne" sind von duftigster Behandlung und hoher poetischer Schönheit; dagegen lächelt uns in den „Leichtsinnigen Liedern" eine heitere Lebenslust entgegen, immer aber quillt der ewig reine Strahl echter Poetik aus jedem einzelnen Liede.

Am Kamin. Geschichten und Träumereien von **Hieronymus Lorm.** Zweite Auflage, broschirt Mk. 5.—.

Intimes Leben. Novelletten von **Hieronymus Lorm.** Zweite Auflage, broschirt Mk. 4.—.

Späte Vergeltung. Roman von **Hieronymus Lorm.** Zwei Bände, broschirt Mk. 8.—.

Die „Breslauer Zeitung" schreibt: Feinfühligen Lesern wird Lorm stets ein willkommener Gast sein.—

Alltagsmärchen. Novelletten von **Dr. Julius Stinde.** Zweite Aufl., broschirt Mk. 2.—, elegant gebunden Mk. 3.—

Die „National-Zeitung" schreibt: Der bekannte Verfasser der „Familie Buchholz" entwickelt in diesen „Alltagsmärchen", die in hübscher Ausstattung vorliegen, alle die Eigenschaften, die seinen Schöpfungen einen so weitverbreiteten Ruf eingetragen und ihn zu einem Liebling der Lesewelt gemacht haben. Die Novelletten zeichnen sich durch ihre fein ciselirte Arbeit, durch ihren gemüthvollen Inhalt und ihre poetische Sprache gleich glänzend aus, und diese ihre Vorzüge sichern ihnen einen Ehrenplatz neben den übrigen Werken des Autors.

Die Opfernacht. Ein episches Gedicht aus der wendischen Sage von **Thomas Schlegel.** Miniatur-Ausgabe, elegant broschirt Mk 2.—, fein gebunden mit Goldschnitt Mk. 3.—.

Das epische Gedicht „Die Opfernacht" nimmt unter den neueren epischen Dichtungen einen hervorragenden Platz ein. Es behandelt in reimlosen Trochäen einen Stoff aus dem Gebiete der wendischen Sage, und der Dichter hat es verstanden, diesen Stoff wirkungsvoll zu gestalten. Der Leser fühlt sich völlig der Gegenwart entrückt und zurückversetzt in das geheimnißvolle Dunkel der Vorzeit, in das die ersten Lichtstrahlen des Christenthums hineinfallen. Die schöne Form schmiegt sich dem schönen Inhalt harmonisch an. Das Buch eignet sich vorzüglich als Festgeschenk für sinnige Gemüther.

Rothe Rosen. Neue Gedichte von **Harbert Harberts.** Kl. 8° ff. Kupferdruckpapier, in feinstem Original-Einband mit Goldsch., Preis Mk. 6.—

Die „Gegenwart" in Berlin schreibt u. a. Der Eindruck, den die Rothen Rosen machen, ist ein durchaus wohlthuender, sie tragen ihren Namen mit Recht, denn sie sind echte Kinder des Lenzes; sie haben Farbe und Duft.

Ueber Recht und Billigkeit.

Von

Geh. Rath Prof. Dr. Abbelohde

in Marburg.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wie können und dürfen zwecks der Zutheilung des einem Jeden Gebührenden in Rechtssetzung und in Rechtssprechung die besonderen Verhältnisse des einzelnen Falles berücksichtigt werden?

Vielleicht möchte es auf den ersten Blick als erstrebenswerth gelten, daß ohne jegliche äußere Richtschnur würdige Männer nach ihrer eigenen besten Ueberzeugung jeden einzelnen vor ihren Richterstuhl gebrachten Rechtshandel entschieden. Jugendlicher Schwärmerei erscheint es so selbstverständlich auch für den Richter die Anforderung aufzustellen:

— „Das Orakel
In seinem Innern, das lebendige —
Nicht todte Bücher, alte Ordnungen,
Nicht modrigte Papiere soll er fragen."[1]

Aber dieser völlige Verzicht auf feste Schranken für den Inhalt der richterlichen Entscheidung würde ein verderblicher Irrthum schöner Seelen sein. Denn wo gäbe es einen Sterblichen, und wäre er der Beste und Edelste, der ungeachtet Schwachheit und Erdennoth, unbefangen von Freundschaft und Abneigung, unbeirrt durch drohende Mißgunst und unempfänglich für erhofften Vortheil, sei dies auch kein gemeinerer als der freundliche Blick eines Machthabers, der, sage ich, in jedem Augenblicke sogar nur den unerschütterlichen Vorsatz festzuhalten vermöchte, stets und unwandelbar keiner anderen, als der Stimme

der Gerechtigkeit zu folgen, wenn es dem eigenen Gewiſſen allein überlaſſen bliebe, auf den leiſen Ruf dieſer Stimme zu horchen? Doch geſetzt ſelbſt, es gebräche nicht an ſolcher Heldengröße des Willens: ganz und gar ungewiß würde es trotzdem bleiben, ob zur gegebenen Friſt dem Willen die Fähigkeit zu Gebote ſtünde, die Wahrheit zu vernehmen. Wohl iſt tief in die Menſchenbruſt das Vermögen gelegt, zu unterſcheiden, was gut und was böſe iſt; aber ach! nur wehmüthige Sage kündet von jener Zeit:

— da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keuſch noch das Gefühl ſich bewahrt,
Da noch das große Geſetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
Und verborgen im Ei reget den hüpfenden Punkt,
Noch der Nothwendigkeit ſtilles Geſetz, das ſtetige, gleiche,
Auch der menſchlichen Bruſt freiere Wellen bewegt,
Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger am Uhrwerk,
Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies![2]

Auch für den Einzelnen iſt ſie nicht vorhanden, jene goldene Zeit der Kinderunſchuld; und

Das entweihte Gefühl iſt nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verſtummt in der entadelten Bruſt.[3]

Der Willkür alſo wäre das Schwert der Gerechtigkeit in die Hand gelegt, wenn der Richter lediglich nach eigenem Ermeſſen das Urtheil fällen dürfte. Zwar ergötzt uns in den Erzählungen des Morgenlandes mancher Kadiſpruch wegen der Schärfe ſeines natürlichen Verſtandes, wegen der Geradheit ſeines geſunden Gefühles; aber beweiſt nicht ſchon der Umſtand, daß derartige Sprüche der Ueberlieferung werth erachtet wurden, wie gar abweichend geartet die große Menge der Kadiurtheile iſt? Und ſicherlich nur fromme Einfalt konnte jenes berühmte Urtheil Salomos als Vorbild guter Rechtspflege hinſtellen: denn wie, wenn der Einfall, von welchem die Entſcheidung abhing, eben

nicht vom treffenden Witze des weisen Salomo geleitet worden wäre?

Nein! außerhalb des Einzelnen muß die Ordnung gesucht werden, welche ihm selbst zur sicheren Richtschnur seines Handelns dienen, welche die Entscheidung des Richters vor dessen Willkür beschränken soll. Und nur eine solche Vorschrift kann als Theil der Ordnung für die äußeren Lebensverhältnisse einer menschlichen Gemeinschaft, d. i. als Rechtssatz, gelten, welche kraft einer alle Angehörigen dieser Gemeinschaft bindenden Macht erkennbar festgestellt worden ist, sei es in gewohnheitsmäßiger Uebung, sei es in bewußter Satzung: das Gesetztsein gehört zum eigensten Wesen des Rechtes.

Es will aber das Recht im voraus alle künftigen Verhältnisse gewisser Art ordnen, indem es Gleiches gleich, Ungleiches ungleich regelt. Von vornherein jedoch ergiebt es sich als unmöglich, hierbei jede Ungleichheit zu berücksichtigen: sonst müßten jeder Mensch, jede Sache, jedes Verhältniß ihre eigenthümliche Ordnung empfangen, denn keines ist dem andern völlig gleich. Die Rechtssetzung ist folglich genöthigt, eine große Menge thatsächlicher Verschiedenheiten unbeachtet zu lassen; nur an gewisse Unterschiede der ihrer Regelung unterliegenden Dinge kann sie ihre Vorschriften anknüpfen, indem sie damit eben diese Unterschiede als rechtlich-bedeutsam anerkennt.[4]

Begreiflicherweise ist es für das Wohlbefinden der Rechtsgenossen von der allergrößten Erheblichkeit, in welchem Maße und mit welcher sachlichen Angemessenheit die Rechtsordnung die ihr angehörigen Verhältnisse unterscheidet. Hierauf beruht der Gegensatz von Recht, genauer: strengem Rechte einerseits und von Billigkeit, genauer: billigem Rechte andererseits, ein Gegensatz, der im täglichen Leben oft erwähnt, nicht immer jedoch deutlich erfaßt wird. Seine Darlegung soll die Aufgabe meines Vortrags bilden.

Für die noch einfachen Zustände eines jugendlichen Volkes genügt eine geringe Menge von Rechtssätzen, mit anderen Worten eine Theilung der, rechtliche Regelung erheischenden, Lebensverhältnisse in wenige große Massen. Gegenüber dem ungeübten Unterscheidungsvermögen ungelehrter Richter erscheint es geradezu unerläßlich, die thatsächlichen Voraussetzungen der Urtheilsfällung, die sog. Thatbestände, durch einfache Umrisse möglichst greifbar zu kennzeichnen, und dementsprechend den Inhalt des Urtheils so genau zu bestimmen, daß mit der richterlichen Entscheidung über das Dasein eines gewissen Thatbestandes die Rechtsfolge desselben ohne weiteres gegeben ist. Demgemäß vollzieht sich der Rechtsverkehr in einer kleinen Anzahl von Geschäften, deren Form die Eigenart der bezweckten Rechtswirkung außer Zweifel stellt, während der Umfang dieser Wirkung ohne Rücksicht auf die besonderen Umstände des Einzelfalles vom Wortsinne der gebrauchten Willenserklärung abhängt. Die Ahndung von Rechtsverletzungen will nicht sowohl nach der Größe des Verschuldens die Strafe abwägen, als vielmehr entweder eine Gefährdung des Gemeinwesens unschädlich machen, oder dem verletzten Rechtsgenossen persönliche Genugthuung für die erlittene Unbill gewähren. Unbekannt ist deshalb die Unterscheidung zwischen Versuch und vollendetem Verbrechen, zwischen Thäterschaft, Anstiftung, Beihülfe und Begünstigung: soweit überhaupt Strafbarkeit angenommen wird, ist stets die volle Strafe verwirkt. Diese aber ist bald als ein für allemal gleiche vorgeschrieben, oder sie berechnet sich nach feststehendem Ansatz aus dem Werthbetrage des Gegenstandes der Verletzung. Auch das gerichtliche Verfahren bewegt sich in scharf begrenzter Bahn. Die für den Verlauf des Rechtshandels maßgebende Tagefahrt[5] ist im alten römischen Rechte unerstreckbar; ihre Versäumniß, meist nicht einmal durch Vertretung abwendbar, zieht mindestens für den Beklagten unweigerlich Sachverlust nach sich.[6] Die Ueberweisung

der Sache zur richterlichen Entſcheidung[7] und vollends dieſe Entſcheidung ſelbſt, deren ſachliche Richtigkeit urſprünglich ſogar innerhalb des nämlichen Verfahrens nicht angefochten werden konnte, ſchneidet im älteren römiſchen Rechte jede neue Anhängigmachung derſelben Sache ab.

Unzweifelhaft iſt eine derartige Rechtsordnung den Zeitverhältniſſen, denen ſie entſtammt, durchaus angemeſſen geweſen. Allein allmählich verändern ſich die Zuſtände. Neue wirthſchaftliche Bedürfniſſe machen ſich geltend; der geſteigerte Verkehr nimmt ein unüberſehbares Gewirr von Verwickelungen in ſich auf; während auf der einen Seite mit der Fülle der Genüſſe die Verderbtheit der Sitten wächſt, verfeinern ſich auf der andern die Empfindungen und die Anſchauungen. Jetzt beginnt bald hier bald da die alte Rechtsordnung zu drücken: was bisher unterſchiedslos gleich behandelt worden iſt, erheiſcht verſchiedene Behandlung.

Wie kann nun die Rechtsordnung dieſer Anforderung Genüge leiſten? Drei Wege ſind es, welche ſie hierzu einzuſchlagen vermag.

Der erſte, einfachſte Weg beſteht darin, daß ſie ſelbſt unmittelbar Unterſchiede macht, welche ihr bisher fremd waren. Einige Beiſpiele mögen dies veranſchaulichen. Im älteſten Rom hatten alle Geſchlechtsreife, die ſog. Mündigen, in Beziehung auf ihre Verfügungsfähigkeit durchaus gleichgeſtanden: ein 14jähriger Knabe konnte mit der nämlichen Rechtswirkung ſein Eigenthum veräußern, Schulden machen, wie ein reifer Mann. Das war ohne Bedenken geweſen, ſo lange der Verkehr ſich auf wenige Geſchäfte durchſichtigen Inhalts beſchränkte, deren augenfällige Form obendrein die Aufmerkſamkeit der kleinbürgerlichen Nachbarſchaft auf ſich zog. Nach dem zweiten puniſchen Kriege aber wuchs Rom zur Weltſtadt mit allen Uebelſtänden einer ſolchen. Jetzt würde jugendliche Unerfahrenheit dem wirthſchaftlichen

Untergange preisgegeben sein, wenn nicht die Rechtsordnung ihr besondere Fürsorge gewidmet hätte. Es geschah dies durch Aufstellung eigenthümlicher Schutzmittel für diejenigen Mündigen, welche das 25. Lebensjahr noch nicht überschritten hatten: zunächst wurde die betrügerische Uebervortheilung dieser sog. Minderjährigen mit schwerer Strafe bedroht,[8] dann schlechthin die richterliche Aufhebung solcher Vermögensgeschäfte derselben zugelassen, welche sie benachtheiligen,[9] endlich ihnen gestattet, sofern sie des väterlichen Schutzes entbehrten, sich einen Vormund zu erbitten. — Der altrömische Verkehr kannte nur einseitig verpflichtende Schuldverträge; sofern solche einen beliebigen Inhalt in sich aufnehmen sollten, war dazu die Form der Stipulation erforderlich. Dieselbe besteht in der vorangehenden mündlichen Frage dessen, der eine Schuldzusage verlangt, des künftigen Gläubigers also, und in der solcher Frage entsprechenden, alsbald folgenden mündlichen Antwort des Schuldners. Diese überaus einfache Form hatte unleugbar große Vorzüge: sie läßt keinen Zweifel darüber zu, daß ein Geschäft bindend abgeschlossen ist; sie sichert den Schuldner davor, bei einem nicht mit voller Ueberlegung gesprochenen Worte festgehalten zu werden, und meist drückt sie auch den Inhalt der Verpflichtung deutlich aus. Die Alleinherrschaft dieser Form aber wurde mit der Erweiterung des römischen Gebietes dadurch unerträglich, daß sie die Anwesenheit beider Theile beim Geschäftsabschlusse voraussetzt. Jetzt stellte man ihr für solche Schuldverträge, in denen der alltägliche Verkehr des bürgerlichen Lebens sich bewegt, namentlich für Kauf, Miethe und Pacht, Gesellschaftsvertrag und Auftrag, die Möglichkeit eines bindenden Abschlusses kraft formloser Erklärung zur Seite, also auch durch Boten oder Brief; für verwandte Fälle galt es immerhin als genügend, wenn zu derartiger Erklärung die gemäß derselben dem Gläubiger obliegende Leistung gekommen war. In Deutschland ist die Entwickelung

noch darüber hinausgegangen: gemeinrechtlich ist, abgesehen vom Wechsel und wenigen Geschäften des Handelsverkehrs, jeder Schuldvertrag von rechtlich überhaupt zulässigem Inhalte schon kraft formloser Erklärung der Abschließenden bindend. — Gemäß einem alten Volksschlusse[10] unterlag in Rom die widerrechtliche Beschädigung fremder Sachen der Ahndung nur dann, wenn sie erfolgt war durch unmittelbare körperliche Einwirkung auf dieselben: Vergiftung eines fremden Thieres z. B. nur dann, wenn der Thäter diesem das Gift geradezu eingegeben, nicht jedoch, wenn er es ihm zu fressen vorgeworfen hatte. Später schied man auch die Fälle der Sachbeschädigung durch derartige mittelbare Einwirkung auf den Sachkörper aus der Reihe straffloser Verletzungen fremden Eigenthums aus. Die Ahndung von Widerrechtlichkeiten überhaupt ist das Gebiet, auf dem vorzugsweise die Rechtsordnung für unmittelbare Unterscheidung Spielraum gefunden hat. Und zwar ist dies theils so geschehen, daß Handlungen, welche früher straflos waren, durch Aufstellung ganz neuer Begriffe der Verfolgung unterworfen wurden; theils dadurch, daß die mannigfachen Thatbestände, welche bisher unter einem Gesammtbegriffe einer gleichmäßigen Ahndung unterlagen, kraft einer Spaltung jenes Begriffes in eine Reihe selbständiger Begriffe nunmehr je ihre gesonderte Strafbestimmung erhielten. Das römische Recht z. B. faßte alle möglichen Handlungen, wodurch sich jemand in rechtswidriger gewinnsüchtiger Absicht an einer beweglichen Sache widerrechtlich vergreifen kann, als Furtum zusammen; das heutige Strafrecht scheidet hiervon zunächst die bloße Gebrauchsanmaßung, sie sei denn von einem öffentlichen Pfandleiher an den von ihm in Pfand genommenen Gegenständen begangen,[11] als straflos aus, und sondert sodann die übrigen als Diebstahl,[12] Unterschlagung,[13] Raub[14] und Gebrauchsaneignung an der eigenen Sache mit Verletzung eines fremden Gebrauchs- oder Zurückbehaltungsrechtes an dieser

Sache.[15] Ja noch weiter. Zwecks der geeigneten Strafzumeſſung wird die Unterſchlagung gefundener Sachen unterſchieden von derjenigen anvertrauter;[16] der einfache Diebſtahl einerſeits[17] von den ſog. ſchweren Diebſtählen[18] und dem Diebſtahle im zweiten Rückfall,[19] andererſeits von mehreren geringerer Strafe unterliegenden Fällen, wie dem ſog. Mundraub,[20] dem Feld- und Forſtdiebſtahl;[21] endlich ſind hinſichtlich der Strafverfolgung der Familiendiebſtahl und der Hausdiebſtahl[22] begünſtigt u. ſ. w. Von entſcheidendem Einfluſſe auf die Strafe ſind heute ferner die, wie erwähnt, früher einflußloſen Unterſcheidungen zwiſchen Verſuch und vollendetem Verbrechen oder Vergehen, zwiſchen Thäter, Anſtifter, Gehülfen und Begünſtiger. — Auch auf dem Gebiete des gerichtlichen Verfahrens hat die Rechtsordnung in gleicher Weiſe einem feineren Rechtsgefühle gehorcht. Dahin gehört es, wenn ſie eigenthümliche Rechtsmittel gegen Verſäumniß aufſtellt,[23] ſofern dieſe bezwecken, dem unverſchuldet Benachtheiligten Hülfe zu gewähren; ferner, wenn ſie die Wiederaufnahme eines durch rechtskräftiges Urtheil beendigten Verfahrens wegen einer Nichtigkeit oder aus anderen dringenden Gründen[24] geſtattet, z. B. weil jenes Urtheil auf eine gefälſchte Urkunde, auf ein eidwidriges Zeugniß geſtützt iſt. — Schließlich mag noch erwähnt ſein, daß eine derartige unmittelbare Berückſichtigung erheblicher Umſtände durch die Rechtsordnung ſelbſt auch dem Verwaltungsgebiete nicht fremd iſt. So zählt das deutſche Militärgeſetz eine Reihe von Gründen für die Zurückſtellung Militärdienſtpflichtiger auf;[25] ſo geſtattet das preußiſche Geſetz bei der Veranlagung zur Klaſſenſteuer und zu den beiden unterſten Stufen der Einkommenſteuer beſondere, die Leiſtungsfähigkeit bedingende, wirthſchaftliche Verhältniſſe der einzelnen Steuerpflichtigen zu berückſichtigen, z. B. große Kinderzahl, andauernde Krankheit u. dergl.[26] So bleiben nach geſetzlicher Anordnung manche an ſich zollpflichtige Gegenſtände vom Eingangszolle frei,

z. B. gebrauchte Hausgeräthe und andere Sachen von Anziehenden zu deren eigener Benutzung, Reisegeräth, Kleidungsstücke, Wäsche u. dergl. von Reisenden u. s. w.[27]

Im Vergleich nun zu jener älteren, weniger unterscheidenden, Rechtsordnung, die eben deshalb jetzt als eine strenge erscheint, ist die neue, mehr unterscheidende eine billige. Möglicherweise wird auch sie wieder einem späteren Geschlechte für zu streng gelten, so daß dieses durch weitere Unterscheidung sich eine noch billigere zu gestalten sucht. Es haftet also die Eigenschaft eines strengen Rechtes oder umgekehrt eines billigen Rechtes einer gegebenen Rechtsordnung durchaus nicht als eine ein für allemal feststehende an: sie wird vielmehr durch die jeweiligen Verhältnisse bedingt. Uebrigens setzt der Begriff dieser Eigenschaften keineswegs die Vergleichung mehrerer, sei es nach einander, sei es neben einander, wirklich bestehender Rechtsordnungen voraus: der ihm zu Grunde liegende Gegensatz läßt sich füglich gewinnen durch die Gegenüberstellung mehrerer als bestehend blos gedachter Rechtsordnungen. Insofern kann und soll auch bei ganz neuen Rechtsbildungen der Gesetzgeber danach fragen, welche Umstände er zu berücksichtigen habe, um ungeeignete Strenge zu vermeiden, billige Bestimmungen zu treffen.[28]

Einen verhängnißvollen Mißgriff jedoch würde der heutige Gesetzgeber begehen, wollte er jeden Unterschied, der ihm rechtlicher Berücksichtigung werth dünkt, unmittelbar im Gesetze als solchen ordnen. Ganz unvermeidlich würde sein Werk sich auflösen in eine unübersehbare Menge von Einzelheiten. Und doch würde sich mit Sicherheit voraussagen lassen, daß auch die größte Fülle bei weitem nicht ausreicht, in der That alle und jede, Berücksichtigung erheischende, Verschiedenheit der Dinge zu treffen. Denn von Tag zu Tage gestaltet sich die Reihe der rechtlichen Verflechtungen und Verkettungen anders; für immer neue Erscheinungen und Bedürfnisse des Lebens muß der Rechtsverkehr

unbetretene Bahnen ſuchen. Im günſtigſten Falle alſo wäre der Endzweck jener geſetzgeberiſchen Fülle doch ein mehr oder minder verlorener. Und hätten gleich die Entſcheidungen des Geſetzes über die Einzelheiten der Verkehrsgeſchäfte in vollem Maße den Anſchauungen ſeiner Zeit entſprochen, ſo würden doch gar viele von ihnen bei der Schnelllebigkeit der Gegenwart binnen kurzer Friſt der wechſelnden Auffaſſung nicht mehr als angemeſſen erſcheinen; trotzdem immer noch mit Geſetzeskraft ausgerüſtet, bewirkten ſie dann ſtatt der beabſichtigten Förderung eine höchſt unwillkommene Hemmung für die geſammte Entwickelung des Verkehrs. Faſt bedenklicher aber noch dürfte es ſein, daß ſelbſt der ſcharfſinnigſte Geſetzgeber nicht imſtande iſt, für eine ſo zahlloſe Menge von Einzelbeſtimmungen, wie die ausdrückliche Regelung auch nur der wichtigſten Einzelfälle ſie mit ſich bringen würde, die gemeinſamen Geſichtspunkte unverrückt feſtzuhalten, nach denen ſie ſich erſt zu einer wahrhaft gerechten Geſammtordnung zuſammenfügen können, d .h. zu einer ſolchen, welche in der That überall das Gleichartige mit gleichem Maße bemißt. Mit anderen Worten eine Geſetzgebung, welche, ſtatt bei leitenden Grundſätzen ſtehen zu bleiben, in Einzelentſcheidungen ſich einläßt, läuft Gefahr, die Grundſätze ſelbſt zu verlieren. Und was das Schlimmſte iſt, ſie würdigt damit die Rechtſprechung zu einem gedankenloſen Handwerk herab. Wo ſich die Entſcheidung nicht fertig aus dem Geſetzesparagraphen ableſen läßt, da mangelt dem Richter dann die Fähigkeit, dieſelbe nach eigenem Ermeſſen der Sache anzupaſſen.

Jener erſte Weg, zu billigem Rechte zu gelangen, findet alſo ſein Ziel in der Anforderung an den Geſetzgeber, ſich auf die Feſtſtellung der Grundſätze zu beſchränken. Eben hier öffnen ſich die beiden anderen Wege: beide geben lediglich für den Einzelfall das Maß.

Der eine dieſer Wege gleicht dem Wege der Geſetzgebung

darin, daß auch er zur Erzeugung der regelnden Vorschrift führt. Während aber die Gesetzgebung allgemeine Vorschriften hervorbringt, beschränkt er sich auf die Vorschrift für ein einzelnes Verhältniß. Es ist der Weg der Einzelverfügung, sei es seitens der gesetzgebenden Gewalt, also durch Privileg, sei es seitens einer Verwaltungsbehörde; und als solche ist auch ein Gericht zu betrachten, wenn es zu einer Thätigkeit berufen wird, welche eben keine richterliche ist. Eine derartige Verfügung ist z. B. die Verleihung der Großjährigkeit,[29] die Entbindung von Ehehindernissen, sofern nämlich beides nur erfolgt, falls gehörige Erwägung der Sachlage Umstände, denen das Gesetz die allgemeine Berücksichtigung nicht gewährt, ausnahmsweise der Berücksichtigung werth findet. Weiter dürfte hierher zu rechnen sein die Ertheilung der Korporationsrechte: auch diese verleiht eine Einzelverfügung nur dann, wenn dieselbe im gegebenen Falle diejenigen thatsächlichen Voraussetzungen als vorhanden ansieht, welche einerseits die sog. juristische Persönlichkeit wünschenswerth machen, andererseits deren Gläubigern die erforderliche Sicherheit bieten, für welche jedoch das Gesetz allgemeine Kennzeichen noch nicht festgestellt hat. — Auf dem Gebiete des Strafrechts gehört hierher die Begnadigung, sofern sie mit Rücksicht auf solche Eigenthümlichkeiten des Einzelfalles stattfindet, welche die Ausschließung oder die Herabsetzung der Strafe rechtfertigen, vom Richter jedoch nicht berücksichtigt werden durften oder etwa verkehrterweise nicht berücksichtigt worden sind.[30] Aehnlich kann die Niederschlagung einer Einzelsache wirken. — Im Verwaltungsrechte vermittelt eine Einzelverfügung die Beobachtung der Billigkeit z. B. bei der Befreiung von gewissen Erfordernissen der Zulassung zu einer Staatsprüfung, zu einem Staatsamte. Von besonderer Wichtigkeit war der Weg der Einzelverfügung in der hier fraglichen Richtung gegenüber dem früheren Gewerbewesen. Hier kam er zur Geltung

in der Beſeitigung des Hinderniſſes der ſog. Unehrlichkeit beim Eintritt in eine ehrbare Zunft, z. B. für einen unehelich Geborenen; in der Ernennung eines ſog. Gnadenmeiſters, ſofern Zahl oder Leiſtungsfähigkeit der zünftigen Meiſter für den Bedarf nicht ausreichte, oder die ordentliche Erlangung der Meiſterſchaft ungehörig erſchwert wurde; in der Verleihung des Gewerberechts an Mühlen, Brauereien, Fabriken, um vorhandenem Bedürfniſſe nach ſolchen Betrieben zu genügen. Mit der Freigebung des Gewerbes iſt die Einzelverfügung hier gegenſtandslos geworden. Umgekehrt haben die Privilegien gegen Nachdruck und dergl., welche die Billigkeit unerläßlich erheiſchte, ſolange das Geſetz die Urheberrechte nicht ſchützte, ihre Bedeutung verloren, ſeitdem dieſen Rechten geſetzlicher Schutz verliehen worden iſt. Ueberhaupt iſt in der Gegenwart die Anwendung der Einzelverfügung im Dienſte der Billigkeit von großer Erheblichkeit nicht.

Deſto häufiger wird der dritte Weg zur Billigkeit betreten: der Weg des richterlichen Ermeſſens. — Sobald in einem der richterlichen Entſcheidung unterliegenden Verhältniſſe gewiſſe Umſtände Berückſichtigung beanſpruchen, dieſelbe jedoch kraft unmittelbarer Unterſcheidung des Geſetzes nicht füglich vorgezeichnet werden kann, ſo wird die Rechtsordnung von ſelbſt auf den Weg gedrängt, ſie dem Richter für den Einzelfall zuzuweiſen. Eines der älteſten hierher gehörigen Beiſpiele aus dem römiſchen Rechte iſt wohl das folgende. Das ehrwürdige Stadtrecht Roms, die 12 Tafeln, beſtrafte, ähnlich den älteren deutſchen Rechten, die Beleidigung nach rein äußerlichen Merkmalen, und zwar in den gewöhnlichſten Fällen mit geſetzlich ein für allemal feſtgeſtellter Geldbuße.[31] Abgeſehen davon nun, daß mit der Verſchlechterung des Münzfußes und der Werthminderung des Geldes jene Anſätze zu gering geworden waren, mußte ein ausgebildetes Gefühl die Einſicht gewinnen, daß zwei äußerlich durchaus gleichartige Beleidigungen in ihrer richtigen

Schätzung gewaltig verſchieden ſein können. Es kommen hierbei in Betracht: das perſönliche Verhältniß zwiſchen Beleidigtem und Beleidiger, Alter, Lebensſtellung, Achtbarkeit des Beleidigten Oeffentlichkeit oder Heimlichkeit der Handlung, Ort und Art der Ausführung, die Thatſache, ob die Beleidigung von Seiten des Beleidigten hervorgerufen worden und auf welche Weiſe etwa, oder ob ſie ohne erkennbaren Anlaß ſeinerſeits begangen iſt, ob mit vorgängiger Ueberlegung oder in Aufwallung der Leidenſchaft, und wohl noch manches Andere.[32] Es erſcheint demnach geradezu unthunlich, alle erheblichen Umſtände und vollends ihre Verkettung geſetzlich zu ordnen. Deshalb hat das ſpätere römiſche Recht die Veranſchlagung der Geldbuße dem Beleidigten ſelbſt überlaſſen, dem Richter aber vorbehalten, dieſen Anſchlag nach Abwägung der Verhältniſſe zu ermäßigen.[33] Ebenſo wird es uns nur natürlich erſcheinen, daß für die in der Kaiſerzeit neu aufgeſtellten Straffälle nicht, wie für die ſchon in republikaniſcher Zeit geregelten, eine ein für allemal beſtimmte Strafe vorgeſchrieben wurde, vielmehr die Ermittelung der Strafe dem richterlichen Ermeſſen, meiſt innerhalb eines mehr oder minder feſten Strafrahmens, anheimfiel.[34] Eben dieſe richterliche Strafzumeſſung übertrug ſich demnächſt auf die alten Straffälle, nachdem dieſelben von den in der Republik angeordneten Gerichtshöfen auf die kaiſerlichen Gerichte übergegangen waren.[35] Und einen ähnlichen Standpunkt nimmt auch unſer Strafgeſetzbuch ein. Schlechthin feſt beſtimmt iſt nur die Androhung der Todesſtrafe für Mord und für hochverrätheriſchen Mordverſuch und die Androhung einer Geldſtrafe in den Fällen, wo dieſe als Bruchtheil oder umgekehrt als Mehrfaches eines beſtimmten Geldbetrages zu berechnen iſt.[36] In allen übrigen Fällen wird die Höhe der Strafe innerhalb eines geſetzlichen Strafrahmens durch den Richter zugemeſſen;[37] und dabei iſt ihm vielfach noch geboten, aus geſetzlich beſtimmten ſog. Straf-

ſchärfungsgründen ſich eines ſchwereren Strafrahmens zu bedienen,[38] und umgekehrt bald geboten, bald wenigſtens geſtattet, im Falle mildernder Umſtände einen leichteren Rahmen anzuwenden.[39] Die Bemeſſung aber der Strafe im Einzelfalle ſoll nach einem zweifachen Geſichtspunkte erfolgen, nämlich einerſeits nach der Würdigung, welche dem durch die ſtrafbare Handlung angegriffenen Rechtsgute ſeitens der Rechtsordnung zutheil geworden iſt, ſowie nach dem Umfange der durch die Handlung bewirkten Verletzung desſelben, andererſeits nach der Größe des verbrecheriſchen Verſchuldens.[40] — Ein ähnliches Ermeſſen findet ſchon nach römiſchem Rechte bei Vermögensanſprüchen da ſtatt, wo es ſich darum handelt, auf Grund eines unter den Betheiligten feſtſtehenden oder etwa durch Richterſpruch feſtzuſtellenden Verhältniſſes zu ermitteln, wie der Eine dem Andern gemäß der Anſchauung eines verſtändigen, billig denkenden Mannes Genüge leiſte.[41] Hier kommt insbeſondere in Betracht, ob und in welchem Maße Jemand verantwortlich wird für die Unterlaſſung von Vorſichtsmaßregeln, welche die Vereitelung der ihm obliegenden Leiſtung, ſei es durch eigene Handlung, ſei es durch Handlungen Dritter oder durch Naturereigniſſe verhütet haben würden; ob er mit der Hauptſache etwa noch Nebenſachen herausgeben muß; ob und in welchem Umfange er dafür einſteht, daß er von dem Gegenſtande, welchen der Gegner beanſprucht, zu deſſen Vortheil Erträgniſſe, z. B. Früchte, Zinſen, Miethgelder, gewinne, und welche wirthſchaftlichen Grundſätze hierbei maßgebend ſind; ob er umgekehrt den Anſpruch hat, daß ihm Verwendungen auf den Leiſtungsgegenſtand erſtattet werden, und nach welchen Geſichtspunkten etwa. Auch kann es von Einfluß ſein, ob und ſeit wann er ſich in gutem oder in ſchlechtem Glauben befand; ob ihm die Verzögerung der Befriedigung des andern Theiles zur Laſt zu legen iſt u. ſ. w. — Weit inhaltreicher noch iſt, ebenfalls ſchon nach römiſchem

Rechte, das Ermeſſen des Richters gegenüber einer großen Anzahl von Schuldverhältniſſen aus Verträgen und ähnlichen rechtmäßigen Entſtehungsgründen. Hier wird gemäß der Billigkeit nicht nur die Frage geſchlichtet, auf welche Weiſe eine ihrem Daſein nach feſtſtehende Forderung zu befriedigen ſei, vielmehr entſcheidet eben die Billigkeit ſchon darüber, ob überhaupt eine Forderung beſtehe, und welcher allgemeine Inhalt ihr zukomme.[42] Hinſichtlich der hierher gehörigen Schuldverträge des alltäglichen bürgerlichen Verkehres, z. B. bei Kauf und Miethe, geht nämlich die Rechtsordnung davon aus, daß zwar die innerhalb des rechtlich Zuläſſigen ſich haltenden Willenserklärungen der Betheiligten in erſter Reihe Berückſichtigung verdienen; daß jedoch erfahrungsmäßig die Betheiligten an ein Weiteres nicht zu denken pflegen, als an den unmittelbaren Zweck ihres Geſchäftes und allenfalls noch an ſolche Verwickelungen, welche die obwaltenden Umſtände mehr oder minder nahe legen; daß ſie ſich mithin in Beziehung auf alle übrigen möglichen Folgen ihres Verhältniſſes, bewußt oder unbewußt, den Beſtimmungen der Rechtsordnung unterwerfen. Eben für dieſe Beſtimmungen nun hat, von geringfügigen Satzungen abgeſehen, die Rechtsordnung denjenigen Anforderungen ein leeres Blatt zur Ausfüllung überwieſen, welche ein verſtändiger, ehrlicher und erfahrener Mann im Einzelfalle ſtellen würde, wenn er an die vorliegende Frage gedacht hätte. Ihre Beantwortung alſo hat im Streitfalle der Richter der Art und Weiſe zu entnehmen, wie unter den gleichen Umſtänden ein ſolcher Mann gemäß dem Verkehrsbedürfniſſe in Treue und Glauben handelt. Hiernach entſcheidet es ſich, in Ermangelung abweichender Vereinbarung der Betheiligten, ob z. B. der Verkäufer für Entwehrung der Waare einſteht, d. h. dafür, daß ein Dritter auf Grund ſeines ſtärkeren Rechtes dem Käufer die Waare durch Rechtsſtreit entzogen hat; ferner, ob und wie weit der Verkäufer

für gewiſſe Eigenſchaften der Waare hafte oder Schadenserſatz zu leiſten habe, wenn ſie bisher verborgene Mängel zeigt; was für Anſtrengungen ihm obliegen, um ſolche Hinderniſſe zu überwinden, welche ſchon zur Zeit des Vertragsſchluſſes der Leiſtung entgegenſtanden, z. B. um die ſchon damals ihm abhandengekommene Sache wieder zu erlangen; ob er das nur nach Maß, Zahl oder Gewicht aus einer größeren Menge verkaufte Stück auf eigene Gefahr dem Käufer bringen müſſe, oder ob er nur verpflichtet ſei, dasſelbe Jenem auf deſſen Gefahr zu überſenden, oder endlich, ob er es bereit zu ſtellen habe, damit der Käufer es abhole; umgekehrt, ob der Verkäufer den bedungenen Kaufpreis fordern dürfe, wenngleich er ſelbſt wegen einer ihm nicht zur Laſt fallenden Vereitelung der vertragsmäßigen Leiſtung der Waare von jeder Verbindlichkeit befreit iſt, und weiter, ob es hierbei keinen Unterſchied begründe, welcher Art jene Vereitelung ſei, etwa Untergang der Sache, oder Zwangsenteignung, oder ungerechter Richterſpruch; ferner, ob es nicht auch darauf ankomme, daß die untergegangene Sache ſchon damals dem Verkäufer gehört oder doch auf deſſen Gefahr geſtanden habe u. ſ. w. Hier, wo ſein freies Ermeſſen walten ſoll, öffnet ſich vorzugsweiſe das Feld, auf welchem der Richter ſeine Thätigkeit als die Kunſt des Gerechten und Billigen zu entwickeln berufen iſt, wie einer der geiſtvollſten Rechtsgelehrten des römiſchen Alterthums ſie nennt.[43] Eben derſelbe Gelehrte aber fühlt ſich an einer andern Stelle[44] zu dem ſchmerzlichen Ausrufe bewogen, daß gerade bei der Ermittelung deſſen, was gerecht und billig ſei, unter dem ehrwürdigen Scheine der Rechtskunde gar oft die allerverderblichſten Irrthümer unterlaufen. Gewiß! wenn der Richter und der Anwalt, wie ein anderer römiſcher Rechtsgelehrter es verlangt, echte Prieſter jener Kunſt ſein wollen,[45] ſo dürfen ſie den heiligen Schweiß der Arbeit nicht ſcheuen, welcher auch hier vor die Meiſterſchaft geſtellt iſt. Die Kunſt

der Billigkeit erwirbt ſich freilich, wie eine jede andere Kunſt, nur mittelſt der Uebung in ihrer Bethätigung; allein die Uebung würde der Leitung des Zufalls überlaſſen bleiben, zeichnet ihr nicht eingehende Unterweiſung die Richtung vor. Es haben wohl die benutzten Beiſpiele ſchon darauf hingedeutet, daß zum Verſtändniſſe deſſen, was rechtliche Berückſichtigung verdient, außer umfaſſender und gründlicher Kenntniß des Rechtes ſelbſt noch manches Andere erforderlich iſt: Bekanntſchaft mit der Kulturgeſchichte, Vertrautheit mit den Lehren der Volkswirthſchaft, Würdigung der Anforderungen des Sittengeſetzes — alles Dinge, welche der künftige Richter und der künftige Anwalt vielleicht nicht unbedingt gebraucht, um die vorgeſchriebene Staatsprüfung erfolgreich zu beſtehen, um ſo dringender aber, um diejenige Ausbildung ſich anzueignen, welche der Hoheit ſeines Berufes entſpricht. Und einem Zweifel unterliegt es wohl kaum, daß die Ausbildung in dieſen Dingen leichter und ſicherer in der Unbefangenheit der Hochſchule erlangt wird, als im Drange des von unberechenbaren Einflüſſen abhängigen Berufslebens. Für die eigene Handhabung des Rechtes aber findet der Jünger der Rechtswiſſenſchaft nirgends beſſere Vorbereitung, als im ſorgfältigen Studium deſſen, was die römiſchen Juriſten in Auslegung der Billigkeit lehren. Unübertroffen und in der That unübertrefflich wiſſen dieſe Meiſter mit dem überzeugenden Takte, welcher das reife Ergebniß einer innigen Durchdringung der Wiſſenſchaft und ihrer Anwendung bildet, ſtets die den Verhältniſſen entſprechende Unterſcheidung zu finden; und mögen ſchon die Tage gezählt ſein, für welche dem römiſchen Rechte noch geſetzliche Geltung zukommt, nimmer, wir dürfen es mit vollſter Ueberzeugung ausſprechen, wird gerade dieſes Stück ſeiner Ueberlieferung aufhören, die tüchtigſte Schule für die vornehme Kunſt der Gerechtigkeit und Billigkeit als ſolche zu bieten. Zudem aber ſcheint es unmöglich, jene Schuld-

verträge, welche die Römer ganz und gar nach Treu und Glauben beurtheilt haben, in einer geſitteten Welt jemals auf eine weſentlich verſchiedene Grundlage zu ſtellen: ſachlich wird, weil es eben nicht anders geht, auch gegenüber dem erhofften bürgerlichen Geſetzbuche für Deutſchland, die von den römiſchen Juriſten entwickelte Billigkeit nach wie vor für jene Verhältniſſe maßgebend bleiben.

Damit ſind die Wege bezeichnet, auf denen eine Rechtsordnung zur Billigkeit gelangt. Zugleich iſt hierin ausgedrückt, daß alles, was auf einem jener Wege als billig anerkannt worden iſt, in der That auch Recht iſt; und weiter, daß die Billigkeit in ganz der gleichen Weiſe nach feſten Grundſätzen ſich richtet, wie das ſtrengſte Recht. Alſo: es iſt durchaus keine Billigkeit, ohne Rechtsgrund einen guten Menſchen, der etwa unverſchuldet in traurige Vermögensverhältniſſe gerathen iſt, von der ihn drückenden Schuld frei zu ſprechen; ebenſo wenig, einem Böſewichte ſein wohl begründetes Recht deshalb abzuerkennen, weil er dasſelbe vorausſichtlich mißbrauchen wird. Und nur da darf eine Unterſcheidung, welche das Gefühl vielleicht ſtürmiſch verlangt, als billige zur Anwendung kommen, wo und ſofern die Rechtsordnung es geſtattet. Es iſt ja unvermeidlich, daß Geſetze, daß Rechtsanſchauungen veralten; dann ſuche man ſie auf ordnungsmäßigem Wege nach dem Bedürfniſſe der Gegenwart zu berichtigen; ſolange ſie aber als Rechtsordnung in Kraft ſtehen, ſollen ſie unverbrüchlich beobachtet werden. Hochachtung nöthigt uns das engliſche Gericht ab, welches, weil nach ſeinem Rechte der ſog. Nothſtand das Daſein einer ſtrafbaren Handlung nicht ausſchließt, jene Schiffbrüchigen, die, um das eigene Leben zu retten, ihren Gefährten getödtet und verzehrt hatten, mit der vollen Strafe der Menſchentödtung belegt. Hier mag die königliche Gnade, der das Gericht die Unglücklichen anempfahl, die Strenge des Geſetzes lindern. Als furchtbare Verletzung der Majeſtät

des Geſetzes dagegen muß es uns erſcheinen, wenn es in den Gerichten des Nachbarlandes faſt zur Uebung wird, angeſchuldigte Frauenzimmer freizuſprechen, welche ihren Beleidiger niedergeſchoſſen, den treuloſen Geliebten vergiftet, den Gegenſtand ihrer Eiferſucht grauſam mißhandelt haben, — furchtbar, ſage ich, denn derartige Urtheile unterwühlen die Herrſchaft des Rechtes überhaupt, löſen die Ordnung des Staates in wüſte Geſetzloſigkeit auf, — um ſo furchtbarer, je lauter die bethörte Menge ſolcher Freiſprechung Beifall jauchzt, die freigeſprochenen Verbrecherinnen als Heldinnen feiert.

Haben wir bis jetzt den Gegenſatz des billigen Rechtes zum ſtrengen darin geſucht, daß jenes mehr unterſcheidet, als dieſes, ſo darf er doch durchaus nicht darin allein gefunden werden. Es wäre eine Uebereilung, zu wähnen, daß eine Rechtsordnung ſchlechthin in dem nämlichen Maße vollkommener werde, je weiter ſie der Unterſcheidung Raum giebt. Oder möchten wir es für einen Fortſchritt der Billigkeit erachten, wenn auch für die Strafe des Mordes, die, wie wir geſehen, jetzt unterſchiedslos der Tod bildet, ein Strafrahmen aufgeſtellt würde? Iſt es unbillig, oder iſt es nicht vielmehr, ich möchte ſagen: bis zur unerläßlichen Nothwendigkeit angemeſſen, wenn nach dem Militär-Strafgeſetzbuche[46] die Strafbarkeit einer Handlung oder Unterlaſſung dadurch nicht ausgeſchloſſen wird, daß der Thäter nach ſeinem Gewiſſen oder den Vorſchriften ſeiner Religion ſein Verhalten für geboten erachtet hat? daß die Verletzung einer Dienſtpflicht aus Furcht vor perſönlicher Gefahr ebenſo zu beſtrafen iſt, wie die Verletzung der Dienſtpflicht aus Vorſatz? daß bei ſtrafbaren Handlungen gegen die Pflichten der militäriſchen Unterordnung, ſowie bei allen in Ausübung des Dienſtes begangenen ſtrafbaren Handlungen die ſelbſtverſchuldete Trunkenheit des Thäters einen Strafmilderungsgrund nicht bildet? Sicherlich iſt es kein Zufall, daß im ausgebildeten römiſchen Rechte neben jenen ganz

und gar von der ins Einzelne gehenden Billigkeit beherrſchten Schuldverträgen andere ſtanden, bei denen für die Frage nach Daſein und Inhalt der Verbindlichkeit Unterſcheidungen, wie wir ſie geſchildert haben, grundſätzlich keinen Platz fanden. Die Schuldverträge der letzteren Art, namentlich die vorhin erwähnte Stipulation, waren eben ſolche, in denen der eigentlich geſchäftsmäßige Verkehr ſich vollzog, gewiſſermaßen das Gegenſtück zu den heutigen Wechſelverträgen und verwandten Geſchäften des Handelsrechtes. Nimmt aber auch hinſichtlich dieſer heutigen Verträge die Billigkeit die gleiche Stellung ein, wie ſie es hinſichtlich der Stipulation that, ſo dürfen wir in jener ihrer Zweckbeſtimmung die Erklärung eines ſolchen Verhaltens erblicken. In der That würde eine weitgehende Unterſcheidung in den Vorausſetzungen und Wirkungen ſolcher Verträge deren glatte Abwickelung leicht hemmen, ſomit das Vertrauen des Gläubigers auf widerſpruchsloſe Befriedigung beeinträchtigen, mit anderen Worten für einen Verkehr, welcher vor allem ſicheren und raſchen Umſatz verlangt, wenig geeignet ſein. Andererſeits begreift ſich, wie unerläßlich gerade für derartige Schuldverträge eine feſtbeſtimmte Form iſt, welche ihrerſeits Abſchluß und Inhalt über allen Zweifel erhebt. Völlig dementſprechend finden wir für Forderungen gewiſſer Art und Bekundung zwecks der Sicherung des geſchäftlichen Vertrauens im ſog. Urkundenprozeſſe eine Form der gerichtlichen Geltendmachung, welche die Vertheidigung auf ſofort beweisbare Einwendungen beſchränkt.[47] Die nämliche Rückſicht auf die Zuverläſſigkeit des Verkehrs hat nach einer anderen Seite hin in der Gegenwart zu der Einrichtung geführt, daß ſämmtliche äußerlich formgerechte, auf den dinglichen Rechtszuſtand eines Grundſtücks bezügliche Einſchreibungen im Grundbuche formelle Wahrheit zu Gunſten Dritter bilden, ſelbſt wenn dieſe Einſchreibungen ſachlich unrichtig ſein ſollten.[48] Es verſteht ſich für alle dieſe vermögensrechtlichen

Verhältniſſe freilich von ſelbſt, daß es demjenigen, welcher ſich infolge der Nichtberückſichtigung ihm vortheilhafter Umſtände verletzt glaubt, unbenommen bleibt, hinterher ſeine Anſprüche ſo gut als thunlich durchzuführen. Trotzdem oder vielmehr: um ſo deutlicher leuchtet es ein, wie ſehr es den Dingen angemeſſen iſt, wenigſtens in erſter Reihe ein ſtrenges Recht anzuwenden: gerade dieſes iſt hier das billige Recht.

Noch dringender verlangt das Gefühl für Billigkeit die Beſeitigung ſolcher Unterſcheidungen, welche rechtliche Berückſichtigung überhaupt nicht verdienen. Allerdings wird das ſich kaum ereignen, daß ein Geſetzgeber die Berückſichtigung von Unterſcheidungen vorſchreibt, welche nicht mindeſtens er ſelbſt für berückſichtigenswerth hält. Nicht ſelten aber verlieren anfangs berechtigte Unterſcheidungen im Laufe der Zeit ihre Begründung, werden alſo überflüſſig oder gar unbillig. Unter den Schutzmitteln der Minderjährigen lernten wir vorhin eine Strafe für deren betrügeriſche Uebervortheilung kennen. Dieſe konnte als zwecklos verſchwinden, nachdem der Betrug allgemein mit einer vom richterlichen Ermeſſen abhängigen Strafe bedroht war, welche auch die Ehrenminderung der alten Sonderſtrafe nach ſich zog.[49] Nach der Geſetzgebung des alten deutſchen Reiches[50] iſt für jeden nicht in väterlicher Gewalt befindlichen Minderjährigen eine allgemeine Vormundſchaft erforderlich; damit iſt den Minderjährigen als ſolchen die Vermögensverfügung unter Lebenden entzogen; wirkſame Veräußerungs- oder Verpflichtungsgeſchäfte können für ſie nur kraft verantwortlicher Mitwirkung oder Vertretung ihrer Vormünder oder Gewalthaber eingegangen werden. Es iſt demnach zum Schutze der Minderjährigen nicht mehr nöthig, die ihnen nachtheiligen Geſchäfte derart durch Richterſpruch aufzuheben; ſie mögen Vormund oder Gewalthaber um Schadloshaltung belangen. Andererſeits dagegen iſt dieſe Aufhebung formell gültiger Geſchäfte oft hart wider

die betheiligten Dritten. Und ſo iſt es wohl nur billig zu heißen, daß in Preußen auch ſie beſeitigt worden iſt.[51] — Das ältere deuſche Recht legt großen Nachdruck auf die Standesverhältniſſe, — mit gutem Fug, weil die Gliederung des Gemeinweſens eine ſtändiſche war. Es iſt einigermaßen begreiflich, daß dieſe Unterſchiede noch eine Zeit lang fortwirkten, nachdem ihre Grundlage bereits hinfällig geworden. So mag es vielleicht bei Erlaß des preußiſchen Landrechts im Jahre 1794 noch erträglich geweſen ſein, zwiſchen niederem Adel und geringerem Bürgerſtande mit der Wirkung zu unterſcheiden, daß ein Edelmann mit einem Frauenzimmer des anderen Standes keine Ehe zur rechten Hand ſchließen konnte.[52] Anders aber ſah ſich dieſe Vorſchrift in unſeren Tagen an. Vor etwa zwanzig Jahren wurde der Nachkommenſchaft aus der Ehe zwiſchen einem Adligen und einer Dame vom Ballet der Königlichen Oper zu Berlin die Erbfolge in den väterlichen Lehensbeſitz beſtritten, weil jene Verbindung als Ehe zur linken Hand gelten müſſe. In dieſem Falle gelang es nun zwar, aus den Verzeichniſſen der Königlichen Oper den Nachweis zu erbringen, daß die Mutter nicht blos im corps de ballet gewirkt, ſondern gelegentlich auch Solotänze ausgeführt habe. Nach dem Geſetze gehörte ſie ſomit als Künſtlerin zum höhern Bürgerſtande; ihre Ehe war voll wirkſam, die Nachkommenſchaft auch zur Lehnsfolge berufen. Wer aber hätte angeſichts ſolcher Verhandlungen verkennen mögen, wie unbillig es ſei, von derartigen Zufälligkeiten das Geſchick angeſehener Familien abhängig zu machen, daß die Aufhebung jener Vorſchrift[53] im Jahre 1869 eine, allerdings einigermaßen verſpätete, Handlung der Billigkeit war?

Aber ſelbſt die Angemeſſenheit der gemachten Unterſcheidungen als ſolcher erſchöpft das Weſen der Billigkeit noch nicht. An die angemeſſene Unterſcheidung eines Thatbeſtandes muß die angemeſſene Rechtsfolge ſich anſchließen. Ein Strafrecht

z. B. würde ungeachtet durchaus ſachlicher Unterſcheidung der einzelnen ſtrafbaren Handlungen dem Vorwurfe der Unbilligkeit nicht entgehen, wenn die von ihm angeordneten Strafen für die einzelnen Handlungen zu hoch oder umgekehrt zu niedrig ſind. Auch das hierin liegende Mißverhältniß wird begreiflicherweiſe am häufigſten durch den Wechſel der Anſchauungen im Laufe der Zeit herbeigeführt. In größtem Umfange iſt es bekanntlich mit den Strafbeſtimmungen der Halsgerichtsordnung Karls V. ſo ergangen; als viel zu hart ſind ſie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts außer Uebung gekommen. Aus dem umgekehrten Grunde iſt das Mindeſtmaß des Strafrahmens für einzelne Handlungen, wie es unſer Strafgeſetzbuch urſprünglich feſtgeſetzt hatte, im Jahre 1876 erhöht worden.[54]

So haben wir als Ergebniß unſerer Erörterung die auch von Anderen[55] bereits anerkannte Begriffsbeſtimmung gewonnen:

> Billigkeit iſt die angemeſſene rechtliche Berückſichtigung derjenigen Verſchiedenheiten der Dinge, welche eine rechtliche Berückſichtigung verdienen; — ein Recht alſo iſt dann und ſoweit billig, wenn und ſoweit es dieſe Berückſichtigung eintreten läßt.

Anmerkungen.

[1] Max Piccolomini in Schiller's „Die beiden Piccolomini", Akt I, Auftritt 4.

[2] Schiller's „Der Genius".

[3] Ebendaſelbſt.

[4] Vgl. Thöl, Einleitung in das deutſche Privatrecht, § 37.

[5] D. i. der Termin der litis contestatio, welche innerhalb der periodiſchen Gerichtsverſammlung, dem rerum actus, ſtattfand. S. O. E. Hartmann, Der ordo iudiciorum und die iudicia extraordinaria der Römer, Theil 1, S. 447.

[6] O. E. Hartmann a. a. O. S. 432 ff.

[7] D. i. das deducere rem in iudicium; es bewirkt die ſog. prozeſſualiſche Konſumption.

[8] Durch die lex Plaetoria, zuerſt erwähnt bei Plautus, Pseudol. I, 3, 69 ff. (zuerſt aufgeführt i. J. 562 d. St.).

[9] Die ſog. restitutio in integrum propter minorem aetatem.

[10] Der lex Aquilia, einem plebiscitum aus der Zeit bald nach der dritten secessio plebis und der lex Hortensia v. J. 468 d. St.

[11] Deutſches Strafgeſetzbuch § 290.

[12] D. St.-G.-B. § 242—245.

[13] D. St.-G.-B. § 246.

[14] D. St.-G.-B. §§ 249 ff.

[15] D. St.-G.-B. § 289.

[16] D. St.-G.-B. § 246.

[17] D. St.-G.-B. § 242.

[18] D. St.-G.-B. § 243, § 252.

[19] D. St.-G.-B. §§ 245 f.

[20] D. St.-G.-B. § 370, Ziffer 5.

[21] Einführungsgeſ. zum St.-G.-B. § 2.

[22] D. St.-G.-B § 247.

[23] Der Einſpruch — deutſche Civilprozeßordn. §§ 303 ff. — und die Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, daſ. §§ 211 ff.

[24] C.-P.-O. §§ 541 ff.

[25] Reichsmilitärgeſ. v. 2. Mai 1874, § 20.

[26] Geſ. v. 1. Mai 1851 in der Abänderung durch Geſ. v. 25. Mai 1873 § 7 u. § 20.

[27] Reichsgeſ. v. 15. Juli 1879 § 5.

[28] Vgl. Thöl, Einleitung in das deutſche Privatrecht § 38. Windſcheid, Lehrbuch des Pandektenrechts, Thl. 1, § 28.

[29] Sie erfolgt in Preußen durch das Vormundſchaftsgericht nach der Vormundſchaftsordnung v. 5. Juli 1875 § 61.

[30] Vgl. v. Liszt, Lehrb. des Deutſchen Strafrechts, § 80, 2. Aufl., S. 279.

[31] Si membrum rup[s]it, ni cum eo pacit, talio esto. Manu fustive si os fregit libero, CCC, [si] servo, CL poenam subito. Si injuriam faxsit, viginti quinque aeris poenae sunto. S. Bruns Fontes juris Romani, ed. 4. Leges XII. tabularum tab. VIII. Nr. 2—4.

[32] Vgl. l. 7 § 8, l. 8, l. 9 pr. §§ 1—3. D. de injur. 47, 10.

[33] § 7 J. de injur. 4, 4.

[34] O. E. Hartmann, Ordo iudiciorum, Thl. 1, S. 486 f.

[35] Daſ. S. 490 f.

[36] v. Liszt, Strafrecht, § 73, 2. Aufl., S. 263.

[37] Daſ. unter II, 1—3, S. 263 f.

[38] Daſ. § 74.

[39] Daſ. § 75.

[40] Daſ. S. 264 unter III.

[41] Bei den ſog. actiones arbitrariae. § 31. J. de actt. 4, 6.

[42] Bei den ſog. actiones bonae fidei. §§ 28 ff. J. de actt. 4, 6.

[43] Der jüngere P. Juventius Celſus (zum zweiten Mal Konſul unter Hadrian i. J. 129 n. Chr.) nach Ulpians Mittheilung in l. 1 pr. D. de just. et jure. 1, 1: ut eleganter Celsus definit, jus est ars boni et aequi.

[44] Nach Mittheilung des Paulus in l. 91 § 3. D. de V. O. 45, 1: in quo genere (bono et aequo sc.) plerumque sub auctoritate juris scientiae perniciose, inquit, erratur.

[45] Ulpian (geſt. 228 n. Chr.) in l. 1 § 1. D. de just. et jure 1, 1: Cujus (artis sc. boni et aequi) merito quis nos sacerdotes appellet: justiam namque colimus et boni et aequi notitiam profitemur, aequum ab iniquo separantes, licitum ab illicito discernentes, bonos non solum metu poenarum, verum etiam praemiorum quoque exhortatione efficere cupientes, veram, nisi fallor, philosophiam, non simulatam affectantes.

[46] Militär-Strafgesetzbuch v. 20. Juni 1872, §§ 48 f.

[47] Civilprozeßordn. Buch 5.

[48] Vgl. Dernburg, Lehrbuch des Preußischen Privatrechts. Bd. I, § 202, 3. Aufl., S. 479.

[49] Seit Aufstellung des crimen extraordinarium stellionatus.

[50] Reichspolizeiordnung v. 1548, Tit. 31, § 1 und v. 1577, Tit. 32, § 1.

[51] Ges. v. 12. Juli 1875 § 9.

[52] Allgem. Preuß. Landrecht, Thl. II, Tit. 1, § 30—33 und hinsichtlich der Lehnsfolge Thl. I Tit. 18, § 360.

[53] Ges. v. 22. Febr. 1869.

[54] Nämlich für St.-G.-B. §§ 113, 114 und 117.

[55] Windscheid a. a. O. (s. Anm. 28).

(606) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

☛ Hochelegantes Festgeschenk. ☚

Fünfzehnte Auflage

von

Robert Hamerling's „Ahasver in Rom".

Epische Dichtung in 6 Gesängen.

Pracht-Salon-Ausgabe.

Mit weit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin in Berlin.

Gr. Fol., auf feinstem Velin- und Kupferdruckpapier, in doppelfarbigem Kunstdruck und **prachtvollem**, nach altrömischen Motiven gezeichnetem **Original-Einband** mit Goldschnitt. **Preis 50 Mark.**

(Diese Pracht-Ausgabe erscheint auch in 19 Lieferungen [in beliebigen Zwischenräumen zu beziehen] à 3 Mark. Der Original-Pracht-Einband bildet die 19. Lieferung.)

Diese Pracht-Salon-Ausgabe ist eine der bedeutendsten Leistungen der heutigen Typographie und Holzschneidekunst, ein Prachtwerk allerersten Ranges.

Auszüge aus den Urtheilen der Presse

über

Robert Hamerling's „Ahasver in Rom", Prachtausgabe.

„Die Gegenwart" in Berlin: Ein Prachtwerk ersten Ranges ist die illustrirte Ausgabe von Hamerling's „Ahasver". Ein künstlerischer Schwung, eine wahrhafte Genialität lebt in diesen Blättern, wie wir ihnen nur noch in Menzel's Illustrationen zum Zerbrochenen Krug begegnet sind.

Die **„Kölnische Zeitung"** schreibt: Ein Prachtband, wie schöner und kostbarer ein solcher seit vielen Jahren nicht erschienen, ist die Dichtung „Ahasver" von R. Hamerling, illustrirt von E. A. Fischer-Cörlin. Ueber die in zahlreichen Auflagen verbreitete, in Wohllaut und Farbengluth der Sprache vollendete Dichtung selbst Neues zur Empfehlung zu sagen, ist eben so unmöglich wie unnütz; der Hinweis auf die neue Ausgabe kann daher ganz und ungetheilt der Ausstattung und dem künstlerischen Schmucke derselben gewidmet sein. Alles ist glänzend und kostbar an diesem Buche, vom Papier und Druck bis zum eigenartigen Pracht Einbande; aber alles Bild- und Figurenwerk, von den ganzseitigen Bildern bis zu den Titeln, Kopfleisten und Schlußstücken, ist in meisterhafter Weise gehalten; sogar die Deckelpressung und das Vorsatzpapier zeigen eine strenge Nachahmung römischer Formen. Die ganze Reihe der Illustrationen schwingt sich durchweg zu der vom Dichter vorgeschriebenen Höhe auf, und das will bei einem Werke von Hamerling, zumal aber dem „Ahasver", nichts Geringes besagen.

☛ **Ausführliche Prospekte sind durch jede Buch- und Kunsthandlung oder den Verlag von J. F. Richter gratis zu beziehen.**

☛ Neu! ☚

Blätter im Winde.

Neuere Gedichte

2. Auflage

von

Robert Hamerling.

In prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt Mk. 6.50,

elegant broschirt Mk. 5.—.

Gediegene Fest-Geschenke

aus dem Verlage von J. F. Richter in Hamburg:

Soeben erschien:

Homunculus.

Modernes Epos in zehn Gesängen

von

Robert Hamerling.

Preis broschirt Mk. 4.—, eleg. gebunden Mk. 5.—.

Hans Besenried.

Ein Spielmannssang aus der Zeit nach dem großen Kriege

von

F. H. Benary.

Pracht-Ausgabe mit über 120 Illustrationen von C. W. Allers.
In hochelegantem Original-Einband Mk. 15.—.

Oktav-Ausgabe ohne Illustrationen:
Eleg. brosch. Mk. 2.—, in eleg. Original-Einband Mk. 3.—.

Das „Berliner Tageblatt" schreibt: Seit Scheffel, Julius Wolff und Baumbach die deutsche Vorzeit aus den verschiedensten Jahrhunderten für die poetische Empfänglichkeit unserer Tage zurückeraberten, hat sich im deutschen Dichterwalde ein trochäen- und reimfrohes Jubiliren und Tiriliren nach den Weisen dieser Meister erhaben, bei welchem sich Viele als berufen und Wenige als auserwählt erweisen. Unter den Auserwählten begrüßen wir mit Freuden das Werk eines schneidigen Publizisten, der sich als ein begnadeter Poet enthüllt: „Hans Besenried", ein Sang aus der Zeit nach dem großen Kriege von F. H Benary (Hamburg, J. F. Richter) ist eine dichterische Gestaltung jener merkwürdigen Zeit, wie sie — bei allem Zauber einer poesieumflossenen Darstellung — lebensvoller und realistischer kaum gedacht werden kann. Benary hat es verstanden, durch sein treues, sittengeschichtliches Gemälde die Töne zarter Liebesromantik erklingen zu lassen, und so ist ein dichterisches Werk entstanden, das den Poeten ehrt und ihm allerwärts Freunde und Verehrer erwerben dürfte.

Ein reich illustrirter Weihnachts-Katalog ist durch jede Buchhandlung oder den Verlag von J. F. Richter in Hamburg gratis und franko zu beziehen.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

VIII. 175 a

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

HARVARD COLLEGE
JAN 1888
LIBRARY

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 17:

Hannibal's Zug über die Alpen.

Vortrag

von

Dr. J. Buchheister
in Hamburg.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

Gediegene Geschenke

aus dem Verlage von J. F. Richter in Hamburg.

Das hohe Lied Salomonis.

Von

Prof. **Dr. Daniel Sanders.**

2. Auflage.

Elegant broschirt Mk. 1.50, elegant gebunden Mk. 2.

Nanno.

Eine Idylle in antiker Form

von

C. Vosmaer.

Aus dem Holländischen von **A. Crouz.**

Elegant broschirt Mk. 1.50, elegant gebunden Mk. 2.

Luise.

Königin von Preußen

von

A. v. Kluckhohn.

Prachtausgabe mit dem Bildniß der Königin in Photographie Mk. 4.50
gebunden Mk. 6.50;
Einfache Ausgabe Mk. 1.80.

ÇUNITA.

Ein Gedicht aus Indien

von

Leopold Jacoby.

Quart, ff. Kupferdruckpapier, in prachtvollem, nach indischem Motive ausgestatteten Original-Einband mit Goldschnitt, Preis Mk. 10.

Die „Schlesische Zeitung" in Breslau schreibt u. A. über „Çunita": — Bei seiner vollkommenen Zartheit und Keuschheit, seiner sinnigen und sinnlichen Anmuth empfiehlt sich das schöne Werk ausnehmend als Festgabe für Frauen und junge Mädchen.

Digitized by Google

Hannibal's Zug über die Alpen.

Vortrag

von

Dr. J. Buchheister
in Hamburg.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Es war im Jahre 241 v. Chr. Der 25jährige Krieg zwiſchen Rom und Karthago um die Oberhoheit auf Sizilien war zu Ende. Der Konſul Gajus Lutatius Catulus hatte mit einer Flotte von 200 Linienſchiffen und einer Beſatzung von 60000 Mann die Karthager vor Sizilien vollſtändig auf's Haupt geſchlagen. Die Karthager, welche bis jetzt Herren auf Sizilien geweſen waren und die wichtigſten Plätze in ſtarke Feſtungen verwandelt hatten, mußten, nachdem ihre Flotte durch dieſen Seeſieg vollſtändig vernichtet worden war, zuſehen, wie ein feſter Platz nach dem anderen dem römiſchen Sieger nach längerer Belagerung in die Hände fiel. Als das Mutterland ſich aufraffte, um den bedrängten Truppen auf Sizilien Entſatz zu ſchaffen, wurde die 120 Linienſchiffe ſtarke, ausgeſandte Flotte vor dem Hafen von Lilybaeon von Catulus überfallen, 50 Schiffe verſenkt und die übrigen 70 als Kriegsbeute abgeführt. Dieſer letzte große Sieg der Römer brachte die Entſcheidung und den Frieden. Die Karthager mußten ganz Sizilien räumen und eine namhafte Kriegsentſchädigung zahlen. Während das karthagiſche Heer die ganze Inſel verlaſſen mußte, hielt ſich noch ein Mann in ſeinen unbezwinglichen Burgfeſtungen verſchanzt, wehrte jeden Angriff der Römer auf das Entſchiedenſte ab und war durch keinen Anſturm zu bezwingen. Dies war der karthagiſche Feldherr Hamilkar, genannt Barkas, der Blitz. Er hatte es verſtanden, in einem jahrelangen Freibeuter-

kriege seine geworbenen Söldner zu Soldaten auszubilden, welche dem gefürchteten römischen Legionär an Tapferkeit gleichkamen. Auf dem Berge Eirkte, dem jetzigen Monte Pellegrino bei Palermo, der wie eine Festung das umliegende Land beherrscht, setzte er sich mit seinen Leuten fest und ließ sie sich hier mit ihren Frauen und Kindern häuslich einrichten, das platte Land nach allen Richtungen nach Beute durchstreifen, während zugleich seine Kaperschiffe Italien bis nach Kymae brandschatzten. So ernährte er seine Soldaten, ohne je von Karthago Geld zu begehren. Die Römer vermochten ihn nicht nur nicht von seiner Stellung zu vertreiben, sondern, nachdem an der Eirkte der Kampf eine Zeitlang getobt hatte, schuf sich Hamilkar eine zweite ähnliche Stellung am Eryx. Als nun nach der Vernichtung der karthagischen Flotte zwischen Rom und Karthago der Frieden schon lange abgeschlossen war, saß Hamilkar noch immer unbezwungen auf seinen Bergen. Nach längeren Unterhandlungen mußte der römische Sieger sich entschließen ihm freien Abzug mit den Waffen zu gewähren. „Der unbesiegte Feldherr einer überwundenen Nation," sagt Mommsen, „stieg herab von seinen lange vertheidigten Bergen und übergab den neuen Herren die Inselfestungen, die die Phönizier seit wenigstens 400 Jahren ununterbrochen im Besitze gehabt hatten. Karthago mußte die ganze Insel räumen und 5½ Millionen Thaler Kriegskosten zahlen."

Der lange Krieg war auf beiden Seiten in den letzten Jahren mit einer solchen Lässigkeit und so sehr bis zur gegenseitigen vollständigen Erschöpfung aller Hülfsmittel geführt worden, daß der endliche Friedensschluß sowohl Karthago als Rom vollständig unfähig fand, sich zu einer energischen Aktion aufzuraffen. Der Vertrag mit Rom gab den Karthagern den ersehnten Frieden, allerdings um theuren Preis. Nicht allein, daß ja nun die Einkünfte aus der reichen Insel dem Todfeinde zuflossen,

ſondern hauptſächlich empfindlich war der Schlag, daß die bisherige Oberhoheit über das Mittelmeer ihnen aus den Händen geriſſen war. Als drohendes Geſpenſt ſtand außerdem auch noch immer die Befürchtung in Ausſicht, daß die Römer ſich jetzt nicht mit der Eroberung Siziliens allein begnügen würden, ſondern daß ſie es verſuchen könnten, wie die Kriegspartei in Rom es laut genug forderte, den gefährlichen Feind in ſeinem eigenen Lande, in Afrika, zu vernichten. Karthago mußte daher den Frieden von 241 nur als einen Waffenſtillſtand auffaſſen und die Zeit benutzen, um ſich für die unvermeidliche Erneuerung des Krieges zu rüſten. Dieſer energiſchen Abſicht, ſich zu rüſten, ſtand aber eine außerordentlich einflußreiche Friedenspartei gegenüber, hauptſächlich zuſammengeſetzt aus den Regierungsbehörden und den reichen Kaufleuten, während die Kriegsparthei durch den angeſehenen Hasdrubal und die Offiziere des ſiziliſchen Heeres, welche unter Hamilkar gedient hatten, repräſentirt wurde und ihr Möglichſtes that, um die Patrioten aufzufordern energiſch ſich für einen neuen Krieg zu rüſten. Als nun im folgenden Jahre ſich die unterjochten Numidier empörten, erſuchte die Regierung den Helden von der Eirkte, Hamilkar Barkas, den Oberbefehl über das nothdürftig zuſammengebrachte Heer zu übernehmen und die Empörer zu züchtigen. Es gelang ihm, trotz aller Anfeindungen, welche ihm von der Friedenspartei fortwährend in den Weg gelegt wurden, in kurzer Zeit den Aufſtand zu unterdrücken und als Sieger heimzukehren. Auf das Andrängen der Kriegspartei wurde er nach dieſen Erfolgen zum Oberfeldherrn ernannt. Die Regierungspartei jedoch, eiferſüchtig auf ſeine Erfolge und beſorgt über den ſtets wachſenden Einfluß, welchen er ſich errang, ließ ihn, der in dem nächſten Jahre wieder gegen die Numidier in's Feld ziehen mußte, ohne jede Unterſtützung, ſo daß er, gleich wie vor Jahren in Sizilien, ganz allein auf ſich angewieſen war, daß er, ein Vorbild

Wallenstein's, sich seine Armee aus Zwangsrekruten und Söldnern schaffen mußte und den Krieg selbst die Soldaten ernähren ließ.

Als es ihm nach fünf Jahren gelungen war ein schlagfertiges Heer zu bilden, brach er plötzlich im Frühjahre 236 auf, um längs der Küste nach Westen zu ziehen, um, wie er sagte, die freien Libyer, welche sich verdächtig benähmen, zu züchtigen. Zweifellos war jedoch der Hauptplan, der ihn beschäftigte, der, sein Heer allmählich so zu stärken, daß er es wagen konnte die den Karthagern von den Römern angethane Schmach zu rächen und ihnen Sizilien wieder zu entreißen. Hierfür spricht die Erzählung, daß er bei dem Verlassen Karthagos seinen neunjährigen Sohn Hannibal am Altar des höchsten Gottes dem römischen Namen ewigen Haß schwören ließ und ihn auf allen seinen Kriegszügen mit sich nahm, um ihn, wie Mommsen so treffend sagt, als den Erben seiner Entwürfe, seines Genies und seines Hasses einzusetzen.

Sein Heer, welches nach Westen marschirte und besonders reich an Elephanten war, zog an der Küste hin, neben ihm segelte die Flotte, geführt von seinem treuen Bundesgenossen Hasdrubal. Unendliches Erstaunen erregte die anfangs kaum glaublich erscheinende Nachricht, welche nach Karthago gelangte, daß Hamilkar durchaus nicht nach Libyen gezogen, sondern bei den Säulen des Herkules über die Enge des Mittelmeeres gefahren sei und in Spanien erobernd vorwärts dringe, überall mit den Eingeborenen Krieg führend, wo sie sich ihm widersetzten. Ueber die genaueren Thaten, welche er in Spanien verrichtet, ist uns leider nichts überliefert worden. Jedenfalls muß er es verstanden haben ebenso weise wie kräftig die eroberten Provinzen zu leiten, da in den nächsten Jahren schon für Karthago eine reiche Einnahmequelle von hierher erwuchs, und als er nach neun Jahren in einer Feldschlacht den Helden-

tod fand, verstand es sein Tochtermann Hasdrubal, an dem begonnenen Werke weiter zu schaffen. Die schönsten Landschaften Spaniens, die Süd- und Ostküste wurden phönizische Provinzen, Städte wurden gegründet und der einzige brauchbare Hafen an der Südküste Spaniens, Karthagena, angelegt. Noch jetzt findet man in Catalonien und Andalusien Reste gewaltiger Bauwerke, besonders Brücken, deren Ursprung insgesammt den Karthagern zugeschrieben wird. Die meisten Gemeinden bis zum Ebro wurden von Karthago abhängig und zahlten Zins.

Diesen Erfolgen gegenüber verstummten allmählich die anklagenden Stimmen der Friedenspartei, daß die Feldherren ihre Macht dazu mißbrauchten, um friedliche Leute, welche ihnen kein Leids zugefügt hätten, mit Krieg zu überziehen. Da für das Heer vom Mutterlande nicht nur nichts gefordert wurde, sondern der allmählich sich bildende einträgliche Handel und die regelmäßigen Tribute der unterjochten Provinzen die erschöpfte Staatskasse mächtig wieder zu füllen begannen, so wurde das spanische Heer und der spanische Krieg mit seinen glänzenden Siegen und seinen wichtigen Erfolgen bald so volksthümlich, daß es sogar möglich wurde, Nachsendungen afrikanischer Trupen nach Spanien durchzusetzen.

Auf den ersten Anblick erscheint es wunderbar und befremdend, daß von Rom aus nichts geschah, um in die spanischen Angelegenheiten einzugreifen. Ein Hauptgrund mag wohl der gewesen sein, daß den Römern die Vorgänge auf der entlegenen Halbinsel gar zu unbekannt waren, ein anderer der, daß man sich in Rom mit den Versicherungen des karthagischen Heerführers beruhigte, daß man für den Handel Karthagos neue Absatzquellen eröffnen müsse, hauptsächlich, um die Kriegskontributionen für Rom regelmäßig aufbringen zu können. Als jedoch in den nächsten Jahren die karthagische Macht sich so gewaltig und rasch weiter ausbreitete, schloß Rom, um dem

weiteren östlichen Vordringen der Karthager ein Ziel zu setzen, mit dem östlich vom Ebro gelegenen Saguntum (dem jetzigen Murwiedro) und Emporiae (dem jetzigen Ampurias) ein Bündniß und setzte den karthagischen Oberbefehlshaber Hasdrubal hiervon in Kenntniß, indem er ihn anwies, den Ebro östlich erobernd nicht weiter zu überschreiben. Hasdrubal sagte dies zu. Rom nahm nun die freien Gemeinden zwischen dem Ebro und den Pyrenäen unter seinen Schutz, um einen sichern Anhaltspunkt zu haben, wenn es doch nun einmal zu einem Kriege zwischen Rom und Karthago in Spanien kommen sollte. Daß die römische Regierung dem fortwährenden Andrängen einer kleinen Partei im Senate, schon jetzt den Krieg gegen Karthago in Spanien und Afrika zu eröffnen, nicht nachgab, zeigt deutlich, daß sie sich der außerordentlichen Wichtigkeit und Bedeutung der Hamilkarischen Eroberungen in Spanien durchaus nicht bewußt war. Durch die langen Jahre glücklichsten Erfolges war es Hamilkar und nach ihm Hasdrubal gelungen, ein wohlorganisirtes, schlagfertiges und wohlausgerüstetes Heer zu schaffen, welches gewohnt war mit Begeisterung seinen großen Feldherren zu folgen.

Im Jahre 220 fiel Hasdrubal durch Mörderhand, und nun beriefen die karthagischen Offiziere des spanischen Heeres an seine Stelle den ältesten Sohn Hamilkar's, Hannibal. Geboren im Jahre 249, war er jetzt 29 Jahre alt, seit seinem neunten Jahre gewohnt, die großen Kriegsthaten seines Vaters im Lager mit anzusehen. Von Jugend auf durch körperliche Anstrengungen und Erduldung jeglicher Strapazen gestählt, an den Kriegslärm, an blutige Schlachten von seiner Kindheit gewöhnt, verstand er es, trotz des wüsten Lagerlebens, sich die Sitten und die Bildung der vornehmen Phöniker anzueignen. Unter seinem Onkel Hasdrubal zeichnete er sich als kühner und verwegener Befehlshaber der Reiterei aus. Die Urtheile

seiner Zeitgenossen über seinen Charakter gehen weit auseinander. Die Römer schildern ihn als verrätherisch, unzuverlässig und grausam, die Friedenspartei in Karthago warf ihm Habsucht vor, — die mehr unparteiischen Schriftsteller stimmen aber alle darin überein, daß er wie kaum ein Anderer Besonnenheit und Begeisterung, Vorsicht und Thatkraft mit einander zu vereinigen verstanden hat. Von Allen bewundert ist seine eigenthümliche Schlauheit und Verschmitztheit, welche er überall bewies. Er war Meister in der Anwendung der Spionage, er soll sogar stehende Kundschafter in Rom selbst gehabt haben, — häufig verkleidete er sich und wagte sich selbst in das feindliche Lager hinein, wenn er glaubte, seinen Spähern nicht recht trauen zu dürfen. Gleich Wallenstein muß er eine unglaubliche Macht über die Menschen besessen haben, da sein buntgemischtes und aus aller Herren Länder zusammengewürfeltes Heer selbst in den schlimmsten Zeiten niemals gegen ihn gemeutert hat.

Sofort nach seiner Ernennung beschloß Hannibal den Krieg gegen Rom. Es war ihm unmöglich in Karthago die Regierung zu einer Kriegserklärung gegen Rom zu bewegen. Er versuchte nun, die Saguntiner, die Verbündeten Roms, zum Friedensbruch zu reizen, aber vergebens. Er behandelte eine römische Kommission, welche infolge dessen vom Senate zur Untersuchung hingeschickt wurde, so beleidigend, daß er hoffte, sie zur Kriegserklärung zu treiben, und erreichte nichts weiter, als daß sie sich Beschwerde führend nach Karthago wandten. Da Hannibal erfuhr, daß Rom entschieden rüste und seine Grenzfestungen befestigte, schien ihn jeder Tag kostbar, und unter dem Vorwande, daß die Saguntiner den karthagischen Verbündeten, den Torboleten, Unrecht thäten und er sie deshalb züchtigen müsse, griff er im Jahre 219, ohne die Antwort von Karthago abzuwarten, das mit Rom verbündete Sagunt an und begann dadurch den Krieg gegen Rom. In Karthago machte dieser

Schritt den ungünstigsten Eindruck. Alle angesehenen Männer, so schreibt Mommsen, mißbilligten den ohne Auftrag geschehenen Angriff und man verlangte sogar die Absetzung und Auslieferung des kühnen Generals. Da man aber in Karthago wohl wußte, daß eine solche Forderung wohl aufzustellen, bei der Beliebtheit Hannibals beim Heer aber nicht durchzusetzen war, so that man zuletzt nichts und ließ den Krieg gehen, der doch nicht zu verhindern war. Als nun endlich nach langer und anstrengender Belagerung das tapfer sich vertheidigende Sagunt erstürmt und die reiche Kriegsbeute zum Theil nach Karthago gewandert war, ward der Patriotismus und die Kriegslust unter der Volkspartei bald so sehr gesteigert, daß nun von einem Frieden mit Rom nicht mehr die Rede war. Ja, als infolge des Falles von Sagunt eine Gesandtschaft von Rom in Karthago erschien und die Auslieferung des Feldherrn verlangte oder Krieg androhte, da nahm die Regierung den letzteren an, im Jahre 218.

Hannibal hatte durch die Belagerung Sagunts fast ein volles Jahr verloren. Seine Armee bestand aus ungefähr 120000 Mann zu Fuß, 16000 Reitern und 58 Elephanten. Mit dieser Armee beschloß er nun so bald als möglich über die Pyrenäen und Alpen in Oberitalien einzurücken. Auf einen Angriff zur See konnte Hannibal sich nicht stützen, da Rom jetzt auf dem Meere herrschte. Es war für ihn nur möglich, von Oberitalien aus seinen Angriff zu beginnen, da bis dahin das zwischen ihm und Oberitalien liegende Land nicht in Händen der Römer war, sondern die dort wohnenden Stämme der größten Mehrzahl nach Rom feindlich und mit ihm im Kampfe begriffen waren. Besonders waren es hier die Bojer und Insubrer, welche ihm die ernstlichsten Zusicherungen ihrer Unterstützung und der Verpflegung seines Heeres gaben. Er brach mit 90000 Mann zu Fuß und 12000 Reitern auf, der Rest

verblieb in Spanien als Beſatzung. Im Jahre 218 marſchirte er von Karthagena aus gegen den Ebro.

Wäre nicht in Rom die Herrſchaft der Ariſtokratie fortwährend gezwungen geweſen, gegenüber der Volkspartei nur mit Mühe ihren Willen durchzuſetzen, wäre die Kriegspartei energiſcher und entſchloſſener geweſen, als ſie es war, ſo hätte man längſt Herr der Alpenthore ſein können, um die man jetzt noch mit den Kelten kämpfte. Als nun Hannibal durch die Einnahme Sagunt's thatſächlich den Krieg gegen Rom eröffnet hatte, war eine gewiſſe Rathloſigkeit vorhanden, in welcher Weiſe man dem Angriffe begegnen ſolle. Daher kam es auch, als Rom ſich endlich aufraffte, Sagunt zu Hülfe zu kommen, dieſes ſchon gefallen war, und nun blieb nichts anderes übrig, als ein Heer in das Land zwiſchen Ebro und Pyrenäen zu werfen, welches von Hannibal noch nicht beſetzt war und deſſen Bewohner die natürlichen Bundesgenoſſen Roms waren. Rom verfügte zur Zeit, als Hannibal den Krieg eröffnete, faſt über eine halbe Million Soldaten, und beſaß 220 Linienſchiffe, Fünfdecker, — mithin wäre es eine Leichtigkeit geweſen, eine ſolche Armee nach Spanien zu ſchaffen, daß das Heer Hannibal's bald erdrückt werden mußte. Dem zweiten Konſul, Publius Cornelius Scipio, wurde das Heer für den Ebro übergeben. Anſtatt nun aberungeſäumt dorthin zu eilen, verwandte er einen Theil ſeines Heeres, um einen Aufſtand, welcher am Po ausgebrochen war, niederzuſchlagen, und mußte infolge deſſen dann erſt neue Legionen für Catalonien ſammeln.

So fand Hannibal am Ebro zwar den heftigſten Widerſtand, aber nur von den Eingeborenen. In unaufhörlichen kleinen und größeren Schlachten, in denen er rückſichtslos für ſeine eigene Armee vorging, ſchlug er die Eingeborenen überall, allerdings nicht ohne große Verluſte, ſo daß er von ſeinem eigenen Heere ſelbſt mehr als 20000 Mann einbüßte. Nach fortwährenden und blutigen

Kämpfen erreichte er endlich die Pyrenäen. Hier entließ er einen Theil seines Heeres, welches aus den jüngeren spanischen Soldaten bestand, um sie zur wirksamen Vertheidigung ihrer Heimath zurückzusenden. Nach sicheren Mittheilungen bestand sein Heer, mit welchem er die Pyrenäen überschritt, nur aus 50000 Mann zu Fuß und 9000 Reitern, allerdings lauter alten Soldaten, von denen jeder bereit war, seinen letzten Blutstropfen für seinen geliebten Feldherrn zu opfern. Das Gebirge wurde ohne Schwierigkeiten überschritten und nun der Küstenweg über Narbonne und Nimes durch das Land der Kelten bis an die Rhône eingeschlagen. Hier schien Hannibal ein ernstlicher Widerstand bei Avignon werden zu sollen. Der Konsul Scipio war auf seiner Reise nach Spanien in Massalia angekommen. Hier erfuhr er, daß Hannibal bereits die Pyrenäen überschritten habe. Als Hannibal in Avignon angekommen war, stand Scipio noch in Massalia vier Tagemärsche zurück. In Avignon wollte Hannibal die Rhône überschreiten und warf hier den größten Theil seines Heeres über den Fluß, an dessen anderem Ufer die den Römern verbündeten unterjochten Stämme der östlichen Kelten kampfbereit standen. Einen Tag vor seinem Uebergange hatte er eine starke Abtheilung seines Heeres unter dem General Hanno stromaufwärts geschickt, um sie zwei Tagemärsche oberhalb Avignons die Rhône überschreiten zu lassen und den Kelten in den Rücken zu fallen. Der Uebergang gelang vollkommen, in Gewaltmärschen eilte Hanno am andern Ufer zurück und konnte Hannibal zur verabredeten Zeit sein Kommen durch Rauchsignale anzeigen. Als nun die Kelten sich dem übersetzenden Heere Hannibal's entgegen werfen wollten, wurden sie zu ihrem Schrecken von den heranstürzenden Schaaren Hanno's überrascht und zertheilt und zerstreuten sich in eiliger Flucht. Als Scipio diese Nachricht erhielt, brach er eiligst nach Avignon auf, woselbst er aber nur erfuhr, daß der letzte

karthagiſche Soldat ſchon vor drei Tagen abmarſchirt ſei. Es blieb ihm nichts anders übrig, als nach Maſſalia zurückzukehren.

Hannibal war nun an ſeinem weiteren Vormarſche nach den Alpen nicht mehr zu hindern.

Es trat nun an den karthagiſchen Feldherrn die wichtige Entſcheidung heran, welchen von den der damaligen Welt bekannten Alpenpäſſen er wählen müſſe. Er mußte ja vor allem darauf ſehen, ſein Heer unterwegs ernähren zu können, eine Frage, welche noch um ſo wichtiger wurde der großen Anzahl von Elephanten wegen, welche er mit ſich führte.

Nach Strabo's Berichten gab es zur Zeit Hannibal's überhaupt nur vier Wege über die Alpen: der erſte durch das Gebiet der Ligurier über die Seealpen von Genua nach Monako, Nizza nach Arles; dieſer war ſchon eine fertige Straße, die ſogenannte Via Aurelia; der zweite durch das Land der Tauriner, über den Saltus Taurinus, (den jetzigen Mont Genèvre) nach Gallien, der dritte durch das Salaſſer-Gebiet über die Graiſche Alpe, dem jetzigen kleinen St. Bernhard nach Vienne an der Rhône, der vierte durch Mailand von Como über den Splügen.

Es blieben Hannibal nur zwei Wege offen, der Weg über den kleinen St. Bernhard und über den Mont Genèvre, da die beiden anderen von den Römern beſetzt waren.

Das karthagiſche Heer marſchirte zunächſt an der Rhône hinauf gegen das Thal der Iſère, nicht, wie man vermuthen konnte, auf dem nächſten Wege am linken Ufer der unteren Iſère hinauf, von Vabuce nach Grenoble, ſondern durch die ſogenannte Inſel der Allobroger, einen fruchtbaren Landſtrich, welchen Zander als ein dicht bevölkertes, getreidereiches Land ſchildert, das den Namen einer Inſel deshalb erhalten hat, weil es auf der einen Seite von der Rhône, auf der andern von einem Fluſſe, welchen Polybius Skoras nennt, der aber höchſt

wahrſcheinlich Iſaras, die jetzige Iſère ſein ſoll, begrenzt wird und die an ihrem Zuſammenfluſſe einen Winkel bildet. Der beſte Vergleich iſt wohl der mit einem Delta.

Um nun den auf den erſten Blick wirklich etwas räthſelhaften Marſch Hannibal's die Rhône aufwärts zu verſtehen, muß man ſich vergegenwärtigen, daß Hannibal es nicht wagen durfte, ſofort bei ſeinem Uebergange über die Rhône bei Avignon in dem unteren Thale der Durance aufwärts gegen das Gebirge zu marſchiren, da er ja ganz beſtimmt wußte, daß Scipio mit großer Heeresmacht in Maſſalia ſtand und ihn leicht einholen konnte. Sagt doch auch in Beziehung auf dieſen Weg Polybius: daß er deshalb ſtromaufwärts marſchirte, nicht weil dies der geradeſte Weg zu den Alpen war, ſondern weil er glaubte, je weiter er ſich von dem Meere entfernte, deſto weniger den Römern zu begegnen.

Hannibal marſchirte alſo, wie die für dieſe Zeit wichtigſten Schriftſteller des Alterthums Polybius und Livius übereinſtimmend angeben, ſofort nach ſeinem Uebergange über die Rhône ſtromaufwärts bis Valence. Bis hierher liegt der Weg klar vorgezeichnet. Nun aber mehren ſich die Schwierigkeiten, beſonders bei der Frage über den wirklichen Alpenübergang Hannibal's. Hier laſſen uns die beiden älteſten Gewährsmänner Polybius und Livius inſofern im Stich, als ſie ſich in den wichtigſten Punkten gerade widerſprechen. Die Mehrzahl der Alterthumsforſcher entſcheidet ſich für die Glaubwürdigkeit des Polybius, beſonders die Engländer Wickham, Cramer und Law. Er ſei durchaus zuverläſſig, ſagen ſie, ſtehe der Zeit des puniſchen Krieges näher und verdanke ſeine Nachrichten größtentheils Männern, welche noch Zeugen des Krieges geweſen ſeien. Polybius ſchrieb bekanntlich 45 Jahre nach dem puniſchen Kriege.

Forſcht man den Zeitangaben und den geographiſchen

Berichten des Polybius aber genauer nach, so verliert er außerordentlich viel von seiner Glaubwürdigkeit. Es kommt ihm gar nicht darauf an, irgend einen besonderen Namen zu erfinden, oder einen richtigen Namen zu verdrehen, ferner an den wichtigsten Uebergängen und Thälern die Namen derselben gar nicht zu nennen und sie einfach zu verschweigen. Wie nun aber Alles seine Entschuldigung findet, so nimmt der gelehrte Zander, weiland Rektor in Ratzeburg, seinen Lieblingsschriftsteller für diese geographischen Ungenauigkeiten mit den Worten in Schutz: „weil Polybius ja doch wußte, daß er für Hellenen schrieb, die doch den weiten Westen nicht kannten, und denen Namen gleichgültig sein konnten, verschwieg er absichtlich, um sie nicht zu langweilen, die Namen der Thäler, der Flüsse und der Gegenden!“

Aber auch in anderer Beziehung verschwindet nach den neuesten Untersuchungen die Bedeutung seiner Glaubwürdigkeit bedeutend, besonders was seine Maße für Entfernungen betrifft. Er nimmt z. B. gar nichts dafür, einmal zu erzählen, daß der Weg des Hannibal von den Säulen des Herkules bis zum Ebro 8000 Stadien betragen habe, während er Einem ein ander Mal vorrechnet, daß es 7200 gewesen seien. Ebenso ungenau ist er nun mit der Beschreibung des Passes, auf welchem Hannibal die Alpen wirklich überschritten hat. Wie wenig bestimmt er es mit der Geographie nimmt, geht auch schon aus dem Beispiele hervor, daß er den Lauf der Rhône von Avignon aus als direct von Westen nach Osten gehend schildert, während sie doch bekanntlich genau von Norden nach Süden fließt, mithin niemals nach dem kleinen St. Bernhard gelangen kann.

Glücklicherweise ist nun aber in vielen Beziehungen Livius außerordentlich viel zuverlässiger. In manchen Fällen stimmen beide vollkommen überein, z. B. in der Erzählung über die Kämpfe mit den Alpenvölkern, in vielen Nebenumständen, der Kämpfe, Scheuwerden der Pferde u. s. w. Deshalb ist auch

von verſchiedenen Gelehrten behauptet worden, Livius habe den älteren Polybius als Quelle benutzt. Dies kann aber deshalb nicht der Fall ſein, weil Livius an vielen Stellen viel genauere Angaben hat, als Polybius, Angaben, die ſich bei Letzterem gar nicht finden. Beide ſcheinen vielmehr einer und derſelben, uns allerdings unbekannten Quelle gefolgt zu ſein. Polybius hat aber unzweifelhaft das, was ihm in dieſer Quelle nicht paßte oder recht ſchien, nach ſeinen eigenen, meiſtens aber außerordentlich mangelhaften Kenntniſſen umgeändert.

Livius, welcher allerdings 100 Jahre ſpäter ſchrieb, ſteht in einer ſehr wichtigen Frage dem Polybius direkt gegenüber, wahrſcheinlich aber mit vollem Rechte. Es handelt ſich um den nun ſo räthſelhaft erſcheinenden Aufbruch und Weitermarſch Hannibal's von Valence aus. Er ſagt nämlich: Hannibal ging hier nicht rechts, ſondern bog links ab. Vergegenwärtigt man ſich die Stellung der puniſchen Armee, ſo wird der Sinn dieſer Worte klar und verſtändlich. Hannibal ſtand bei Valence im Begriffe, den Vormarſch nach den Alpen anzutreten. Zwei Wege konnte er einſchlagen: 1. in gerader Richtung mitten durch das Gebiet der Vocontier über Dea (heute Die), Lucus (heute Luc) bis nach Vapicum (heute Gap) und von hier über Caturiges (heute Chorges) in das Thal der Durance, um von dort die Paßhöhe des Mont Genèvre zu erreichen. Dieſen Weg konnte er aber höchſt wahrſcheinlich deshalb nicht wählen, weil die Vocontier feindlich waren, und ihm, wenn er noch zur rechten Zeit über die Alpen wollte, keine Zeit für Kämpfe übrig blieb. Deshalb blieb ihm 2. der Weg, daß er ſein Heer links ſchwenken ließ, um durch die Inſel der Allobroger marſchirend, dann im Thale der oberen Iſère vorwärts dringend, über das heutige Saſſenage bei Grenoble in das Drac-Thal gelangend, dieſem bis Vizille folgte.

Den Umweg in die Inſel der Allobroger hat er zweifellos

deshalb gemacht, theils um sein Heer mit der nöthigen Winterkleidung zu versehen, theils aber auch, um sich für seinen Marsch zu verproviantiren.

Bei Vizille nun mündet das kleine Thal der Romagne, und in diesem östlich aufwärts marschirend, gelangte Hannibal über Bourg d'Oisans nach Briançon und von hier auf die Paßhöhe des Mont Genèvre. Daß dieses Thal für eine Armee wohl passirbar war, geht daraus deutlich hervor, daß heut zu Tage eine breite, wohl angelegte Chaussee durch dasselbe führt.

Polybius erwähnt keinen genaueren Weg, welchen die punische Armee von Valence aus eingeschlagen hat, wahrscheinlich, weil ihm die Gegend unbekannt gewesen ist. Anstatt hier auf eine genaue Wegbeschreibung einzugehen, unterhält er seine Leser mit der Eintheilung des Himmels und der Beschreibung der damals bekannten Erdoberfläche. Livius giebt dagegen von dem Laufe und dem Charakter der oberen Durance eine so genaue Schilderung, daß sie noch jetzt Wort für Wort auf diesen reißenden Alpenfluß sich anwenden läßt. So liest man z. B. in Whymper, Berg- und Gletscherfahrten, Seite 36 folgendes: „Die Durance bringt, wenn sie im Frühjahre vom geschmolzenen Schnee geschwollen ist, zuweilen so viele Felsblöcke herunter, daß man an der Stelle, wo sie durch die enge Schlucht von La Bessée strömt, gar kein Wasser, sondern nur Steine sieht, welche einer über den anderen rollen, gegenseitig sich zu Staub zerreiben und so viele Funken schlagen, daß der Strom in Feuer zu stehen scheint."

J. G. Fisch sagt: „Livius macht eine Beschreibung der Durance, die noch immer Zug für Zug paßt. Sobald die Durance aus dem Gebirge hervortritt, verwüstet sie von Malmore bis an die Rhône große Strecken des schönsten und fruchtbarsten Landes und umfaßt mit ihren zwanzig Armen ein weites Bette, mit Inseln von Kieselgeschieben angefüllt. Bei jedem Anwachsen

ihrer wilden Fluthen wühlt sie in der Ebene herum, schleppt dort eine Kieselbank fort und setzt dort eine neue an."

Klingt es nicht, als ob diese beiden Schilderungen aus dem Livius abgeschrieben sind, wenn man bei ihm liest: „Dieser Alpenfluß ist von allen Galliens der reißendste und fast unmöglich, zu überschreiten, denn obgleich er sehr viel Wasser führt, duldet er doch auf sich keinen Nachen, weil er, nicht in ein Flußbett eingeengt, in vielen und nicht immer denselben Rinnsalen fließend, stets neue Untiefen und neue Strudel bildet. Aus diesem Grunde hat auch nicht einmal der Fußgänger einen sicheren Pfad. Die von dem Flusse herabgewälzten Felsstücke und fortwährend bewegten Kiesel machen es außerdem für Denjenigen, welcher den Fluß überschreiten will, unmöglich und unsicher, irgendwo festen Fuß zu fassen. Unmöglich wird das Passiren desselben, wenn durch starke Regengüsse unter donnerähnlichem Geräusche die größten Felsblöcke thalabwärts befördert werden."

Seine Schilderung über den ersten Anblick des Schneefeldes, welchen die Soldaten von Bourg d'Oisans aus hatten: „bei der Nähe der Berge schien die Höhe derselben und die dieselben krönenden Schneefelder bis in den Himmel hineinzureichen," unterstützt in ihrer Wahrheit die Schilderung Whymper's Seite 42, welche folgendermaßen lautet: „Daß die Schneefelder der Dauphinée groß seien, wußten wir, und dennoch erstaunten wir über ihre ungeheure Ausdehnung, die man mit der glühendsten Phantasie nicht ausmalen kann." Man sieht aus diesen angezogenen Einzelheiten, daß die genaue Schilderung des Livius des Thales, welches das Hannibal'sche Heer durchziehen mußte, ganz auffallend auf das Thal der Durance paßt. Bei der weiteren Betrachtung des Vormarsches erkennt man deutlich, daß auch die einzelnen Schilderungen, welche Polybius von dem Marsche giebt, sich sehr wohl mit dieser Gegend vereinigen lassen. Wenn nun aber eine große Anzahl von Gelehrten, ge-

ſtützt auf die weiteren Ausführungen des Polybius, nicht, wie es nach den Angaben des Livius nöthig erſcheint, den Uebergang über den Mont Genévre zu verlegen, dieſem folgt, ſondern annimmt, daß Hannibal im Thale der Iſère weiter aufwärts gehend, die Paßhöhe des kleinen St. Bernhard überſchritten habe, ſo läßt ſich dieſe Annahme nur eben dadurch erklären, daß ſie ſagen: weshalb macht Hannibal mit ſeinem Heere noch von Valence aus den großen Umweg, um endlich in dem ſchmalen Seitenthale des Drac auf Seitenwegen in das Thal der Durance zu gelangen. Polybius erſcheint auf den erſten Blick als der gewichtigere Gewährsmann, weil er kaum 50 Jahre nach Hannibal lebte, alſo faſt ein Zeitgenoſſe zu nennen iſt, dann aber auch, weil er ſagt, daß er Studien an Ort und Stelle gemacht habe. Wie ich aber bereits vorhin erwähnte, iſt auf dieſe ſogenannten Studien nicht viel zu geben, und B. Schwarz hat wohl recht, wenn er ſagt, ſeine Zuverläſſigkeit erſcheint aus verſchiedenen Gründen zweifelhaft und ſeine lokalen Unterſuchungen müſſen als eine leere Aufſchneiderei bezeichnet werden, da gerade ſeine topographiſchen Angaben das Flüchtigſte und Unbeſtimmteſte in ſeiner ganzen Darſtellung ſind. Vielleicht iſt er nur nach Oberitalien gekommen und hat von dort aus ſeine Nachforſchungen angeſtellt.

Da nun Livius auf der andern Seite ſo außerordentlich genau den Weg Hannibal's beſchrieben hat, daß man deutlich ihn verfolgen kann, ſo fragt es ſich, weshalb, wo die Sache ſo einfach zu liegen ſcheint und ein ſo glaubwürdiges und an Wahrſcheinlichkeit reiches Zeugniß zur Hand liegt, der alte Streit noch immer anhält und eine große Anzahl von Gelehrten für den kleinen St. Bernhard ſich entſchieden hat. Der Grund iſt allein in dem Umſtande zu finden, daß man ſich bei Beurtheilung der Angelegenheit mehr an Polybius als an Livius hält. Man möge hierbei aber nicht vergeſſen, daß Beide eigentlich

faſt gar nicht von einander abweichen, nur mit dem großen Unterſchiede, daß der Bericht des Polybius ſehr allgemein und topographiſch ungenau gehalten iſt und faſt mehr oder weniger auf jeden Alpenpaß paßt, während Livius' Beſchreibung, wie ich ſchon oben anführte, mit unverkennbarer Sicherheit auf das Thal der Durance hinweiſt.

Zweifellos wäre es ja für die Armee Hannibal's ein großer Vortheil geweſen, wenn ſie im Thale der Iſère weiter aufwärts hätte marſchiren und auf dieſe Weiſe bequem die Paßhöhe des kleinen St. Bernhard hätte erreichen können. Dieſe mehr gerade Richtung hat nun auch eine Anzahl von Forſchern beſtimmt, den Uebergang Hannibal's als zweifellos hierher zu verlegen, eine Annahme, welche noch durch eine Erzählung des Polybius unterſtützt wird, daß am Eingange des Thales ſich ein charakteriſtiſcher nakter, weißer Felſen, ein λευκόπετρον, befinde, welcher für dieſe ganze Gegend beſtimmend ſei. Nun läßt ſich allerdings nicht leugnen, daß am Fuße des kleinen St. Bernhard ein auffallender weißer Felſen vorhanden iſt, der noch jetzt dort roche blanche genannt wird. Dieſe Entdeckung hat Männer wie Niebuhr, Mommſen, Peter u. ſ. w. beſtimmt, den Alpenübergang Hannibal's hierher zu verlegen.

Aber man möge nicht vergeſſen, wie Linke ſehr richtig ſagt, daß überall in den Alpen ſich ähnliche weiße Felſen finden, ſo daß ſogar diejenigen Forſcher, welche den Mont Cenis für die Uebergangsſtelle halten, ſo glücklich geweſen ſind, an ihnen paſſender Stelle ein λευκόπετρον aufzufinden. Aber auch am Mont Genèvre fehlt es nicht an weißen Gipsfelſen, die durch den Kontraſt mit den dunkeln Bergwänden des Durance Thales unterhalb Briançon Jedem ſofort in die Augen fallen. Das Thal der Durance beſteht auf beiden Seiten aus grauem, bisweilen röthlichem Sandſtein, der zuweilen durch Kohlentheilchen ſchwarz gefärbt wird. Beim Eintritt in das Briançonnées aber ändert

ſich der Anblick der Landſchaft. Statt der dunklen Bergwände ſieht man plötzlich weiße oder bunte Quarzite, Kalke, namentlich trifft man an einer großen Anzahl von Punkten Maſſen von gewöhnlich weißem, bisweilen grauem Gips. Das bedeutendſte von dieſen Gipslagern befindet ſich nun gerade beim Anſteigen nach der Paßhöhe des Mont Genèvre Hier fehlt es alſo auch nicht an einem weißen Felſen!

Ein anderer wichtiger Punkt, welcher entſchieden für den Mont Genèvre ſpricht, iſt der Umſtand, daß zu Hannibal als er nach Frankreich einmarſchirt war, Geſandte der keltiſchen Bojer aus Oberitalien kamen. Dieſelben werden ſelbſtverſtändlich zur Reiſe dorthin den nächſten Weg gewählt haben, und das war eben der Uebergang mittelſt des Genèvre-Joches in das direkt an die untere Rhône führende Durance-Thal. Eine ſolche Wegrichtung mußte aber, wie Schwarz ſagt, für den Zug Hannibal's um deswillen maßgebend ſein, als er nach Livius' und Polybius' Zeugniß ſich ihrer als Führer bediente. Daß er das untere Thal der Durance nicht benutzte, lag ja, wie ich oben ausführlicher anführte, darin, daß er fürchtete, von den Römern angegriffen zu werden. Jedenfalls waren auch bei dem Marſche durch das Thal der Romagne die erfahrenen Bojer die Rathgeber, da ſie wußten, daß man vermittelſt ſeiner das untere Thal der Durance vermeiden konnte, wenn man, von Oberitalien kommend, nach dem mittleren Gallien gelangen wollte.

Auch die bekannte Erzählung, welche ſich bei beiden Schriftſtellern findet, daß die Gebirgsvölker des oberen Alpenthals, in Furcht geſetzt durch das Vorrücken Hannibal's, demſelben mit Friedensanträgen entgegen kamen, um dann in der Annahme, daß ſie ihn ſorglos gemacht hätten, ihn in einen Engpaß zu locken und ihn dort anzugreifen, — welchem Angriffe er aber dadurch auswich, daß er, den Friedensverſicherungen nicht trauend, ſein Heer in zwei Kolonnen theilte, und während die erſte den

Engpaß paſſirte, den Feind mit der zweiten angriff und ſchlug, paßt ganz genau auf den Engpaß, der ſich gleich hinter Briançon auf dem Wege nach dem Mont Genèvre findet, bis zu deſſen Paßhöhe man von Briançon aus drei Stunden zu gehen hat. Nach Mylius' Beſchreibung ſteigt man eine Stunde lang durch eine enge Felſenſchlucht. Dies iſt das unwegſame Hochthal, in welchem Hannibal's Armee eine Nacht zubrachte.

Ein außerordentlich wichtiger Grund, oder richtiger geſagt, zwei außerordentlich wichtige Gründe, welche ferner dafür ſprechen, daß Hannibal über den Mont Genèvre gegangen iſt, iſt 1. die Jahreszeit, zu welcher er den Uebergang bewerkſtelligt hat, und 2. die topographiſche Beſchaffenheit der Paßhöhe ſelbſt.

Livius ſowohl als Polybius ſagen Beide, daß zur Zeit des Ueberganges ſchon Schnee auf der Paßhöhe gelegen habe. Livius beſtimmt die Zeit genauer. Er ſagt: occidente jam sidere Vergiliarum, d. h. beim frühen Untergange der Plejaden, gegen Ende September Wenn nun alſo zu dieſer Zeit, wie es ja auch ſelbſtverſtändlich iſt, ſchon Schnee auf dem Mont Genèvre lag, wie viel mehr mußte ſich auf der Paßhöhe des kleinen St. Bernhard befinden, da dieſelbe 1066 Fuß höher iſt. Der Paß des Mont Genèvre iſt 5726 Fuß hoch, der des kleinen St. Bernhard 6792 Fuß. Alles dieſes wußte der ſo kluge und vorſichtige Hannibal ſelbſtverſtändlich ja ganz genau. Nun kommt noch ein anderer Punkt, über den beide Schriftſteller ebenfalls übereinſtimmend berichten, und das iſt die Erzählung, daß das Heer Hannibal's, erſchöpft durch die Kämpfe mit den Gebirgsvölkern, überangeſtrengt durch die unaufhörlichen Wegeverbeßerungen, durch das rauhe Klima und die ſtarken Steigerungen des Weges, auf der Paßhöhe zwei Tage kampirt habe, theils um den faſt unwegſamen Abſturz zu ebnen, theils aber auch, um ſich zu erholen. Der Marſch vom Beginne der oberen Durance Thales bis auf die Paßhöhe hatte volle neun Tage gedauert.

Man vergeſſe nun nicht, daß dieſes Hannibal'ſche Heer zuſammengeſetzt war größtentheils aus Afrikanern und Spaniern, welche viel eher Hitze als Kälte ertragen konnten, man vergeſſe nicht, daß Hannibal bei ſeinem Aufmarſche noch 47 Elephanten mit ſich führte. Um es nun einem ſolchen Heere nur einigermaßen möglich zu machen, zwei Tage im September auf einer Paßhöhe zu kampiren, auf welcher ſchon Schnee lag, war Holz, viel Holz erforderlich, um einigermaßen den ſchlimmſten Feind eines erſchöpften und ermüdeten, durch den ungewohnten Anblick der Schneefelder in Schrecken geſetzten Heeres, die Kälte, zu überwinden.

Noch jetzt iſt der Mont Genèvre reich bewachſen mit Lerchenbäumen und Geſtrüpp, ſeine niedere Paßhöhe macht es ja möglich, während die Paßhöhe des kleinen St. Bernhard ganz kahl und baumlos iſt und auch in früheren Zeiten kahl und baumlos geweſen ſein muß, da eine Paßhöhe von 6792 Fuß faſt an die Schneegrenze hinanreicht, bei der ſelbſtverſtändlich von einem wirklichen Baumwuchs die Rede nicht mehr ſein kann.

Auf der Höhe des Mont Genèvre dehnt ſich nach Mylius' Berichten eine weite Hochebene aus, auf welcher jetzt noch Roggen und Hafer gebaut wird. Adolphe Joanne ſagt in ſeinem Itineraire general de la France: Der Gipfel des Mont Genèvre iſt der leichteſte aller Alpenpäſſe. Hannibal, Marius, Cäſar, Auguſtus, Claudius, Galba, Domitian, Karl der Große haben der Reihe nach ihre Heere dort hinübergeführt.

Mit der endlichen Gewinnung der Paßhöhe war nun aber für das erſchöpfte, durch beiſpielloſe Strapazen und fortwährende Kämpfe dezimirte Heer noch lange nicht die erſehnte Ruhe gewonnen, vielmehr ſtand ihm nun noch der unbekannte und ſchwierige Abſtieg bevor. Von Feinden wurde das Heer hier wenig beunruhigt, der ſchlimmſte Feind aber, die vorgerückte

Jahreszeit — es war, wie gesagt, gegen Ende September —, ließ mit seinen Schrecknissen nicht auf sich warten. Auf den steilen und schlüpfrigen Abhängen, die des Neuschnees wegen doppelt gefährlich zu betreten waren, verirrten und glitten Menschen und Thiere aus und stürzten in die Gründe, ja auf einer 200 Schritte langen Strecke mußten sie über glattes Eis, auf dem weder Elephanten noch Pferde festen Fuß fassen konnten. Hier mußten sie noch einmal Rast machen, bis durch die unsäglichen Mühen des Fußvolks der Weg einigermaßen gangbar gemacht worden war. Vorspringende Felsen, mürbe gemacht durch große unter ihnen angezündete Feuer, wurden langsam weggemeißelt und mußten Stück für Stück mühsam entfernt werden. Endlich gelang nach viertägigen Mühen der Abstieg, und endlich war es den erschöpften Truppen vergönnt, sich in der Ebene von Ivrea in Oberitalien von den beispiellosen Strapazen zu erholen. Mit wie schweren Opfern dieser Alpenübergang erkauft worden war, geht daraus hervor, daß nach Mommsen's Angaben Hannibal mit 50,000 Mann zu Fuß und 9000 zu Pferde die Pyrenäen überschritten hatte, und daß er, in Italien angekommen, seiner eigenen Angabe nach, nicht mehr als 20,000 Mann zu Fuß, davon drei Fünftel Libyer, zwei Fünftel Spanier, und 6000 zum Theil pferdelose Reiter zählte!

Wenn man die unglaubliche Leistung, welche Hannibal mit diesem Alpenübergange geschaffen, die Ausführung des Planes Hamilkar's, die Römer in ihrem eigenen Lande, in Oberitalien, anzugreifen, sich klar vor Augen stellt, so kann man nicht umhin, einzugestehen, daß wir in Hannibal den größten Feldherrn aller Zeiten erkennen müssen. Ganz allein auf sich selbst angewiesen, von seinem Vaterlande nicht allein verlassen, sondern auch angeklagt und mit Absetzung bedroht, ohne je die geringste Hülfe an Mannschaften oder Geld von Karthago zu erhalten, zwingt er das eroberte Spanien unter seine Macht,

greift das mit den Römern verbündete Sagunt an und führt dann in unzähligen Kämpfen siegreich sein fast zur Hälfte aus einer unterjochten Nation bestehendes Heer über zwei Gebirge, um endlich den Erbfeind in seinem eigenen Lande anzugreifen und während fast zweier Jahre in den blutigsten Schlachten unaufhörlich zu besiegen. Wenn man bedenkt, wie unendlich schwierig allein die Verproviantirung in einem öden Gebirgslande für sein Heer, seine Pferde und die viel verlangenden Elephanten gewesen sein muß, wenn man bedenkt, daß von einem wirklichen, gebahnten Wege im Gebirge nirgends die Rede gewesen sein kann, wenn man bedenkt, welche unendliche Strapazen den Soldaten zugemuthet wurden, die stets kämpfend und kletternd jeden Fuß vorwärts mühsam erobern mußten, dann kann man sich annähernd einen Begriff von der riesengroßen Persönlichkeit des Puniers machen, der es verstanden, sein zusammengewürfeltes Heer nur allein durch seinen fascinirenden persönlichen Einfluß, durch sein anfeuerndes Beispiel und seine nie rastende Sorgfalt so für sich einzunehmen, daß auch nicht ein einziges Mal seine Soldaten, trotz aller ihnen auferlegten Mühen gegen ihn gemurrt haben!

Die bekannten Alpenübergänge zweier der größten Feldherren der Welt, Cäsar's und Napoleon's, verlieren unendlich viel von ihrer Bedeutung gegenüber dieser Leistung des größten Feldherrn aller Zeiten. Cäsar kommandirte eine Elite-Armee römischer Legionaire, welche gewohnt waren nur den Rücken der Feinde zu sehen, ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, welche ihnen das reiche Rom mit auf den Weg geben konnte; Napoleon führte eine Armee, welche damals mit Recht die erste der Welt genannt werden konnte und an deren Ferſen, wohin sie ging, sich der Sieg haftete, eine Armee, der bei den damaligen Verkehrsmitteln leicht aller und jeglicher Proviant nachgesandt werden konnte — während Hannibal zum ersten Male es wagte

auf ſchmalen Saumpfaden durch ein feindliches, unangebautes, von barbariſchen Völkerſchaften bewohntes Land, mit einem Heere die rieſigen Höhen zu erklimmen, deren Schrecken auf die in den warmen Geſtaden Spaniens und Afrikas groß gewordenen Soldaten in unverändertem Maße einwirken mußten. Hannibal's Armee war ganz allein auf ſich angewieſen, auf Zufuhr von Proviant und Zuſendung von Mannſchaften konnte ſie nie rechnen — nur der einzige leuchtende Stern, der ihren mühſamen Weg erhellte und ſie mit ſtets neuer Hoffnung erfüllte, war ihr nie verzagender, großer Feldherr Hannibal!

Anmerkungen.

In dem Oktober-Hefte des Jahres 1886 der „Proceedings of the Royal Geographical Society" in London veröffentlicht Hr. Douglas W. Freshfield ſeine Unterſuchungen über den von Hannibal überſchrittenen Alpenpaß, welche ich mir erlaube im Auszuge hier anzuführen, da ſie die von mir in meinem im Juli 1886 gehaltenen Vortrage aufgeſtellten Anſichten unterſtützen. Herr Freshfield ſagte nach einer kurzen Einleitung Folgendes. Wenn wir dem Polybius allein Glauben ſchenken, ſo bleibt die Unterſuchung offen, ob Hannibal über dem Mont Cenis, dem Mont Genèvre oder dem Col de l'Argentière gezogen iſt, wenn wir jedoch Livius in Betracht ziehen, ſo ſind wir auf den Weg Drap aufwärts nach Gap und auf die Päſſe, welche aus der Durance führen, beſchränkt.

Es ſcheint mir, daß es vielen Leſern der „Proceedings" von Intereſſe ſein kann, von dem großen Wechſel in Kenntniß geſetzt zu werden, welcher kürzlich in dem langdauernden Streite eingetreten iſt, welchen Alpenpaß Hannibal bei ſeinem Alpenübergang benutzt hat.

Zwei Umſtände veranlaßten mich, an dem Streite theilzunehmen. Der erſte war die Ueberzeugung, daß der Charakter des Polybius als Ortsbeſchreiber meiſtens mißverſtanden wurde und ihm in Beziehung auf Genauigkeit ſeiner Detail-Beſchreibungen zu viel Ehre angethan wurde. Der zweite war die Entdeckung, daß die Frage nach dem kl. St. Bernhard an einer engliſchen Univerſität durch Berichte von Einzelheiten unterſtützt werden ſollte, die mit den phyſikaliſchen Thatſachen nicht in Uebereinſtimmung ſtehen, daß nämlich auf den wichtigen Einwand der Entfernung

Digitized by Google

vom Gipfel bis zur italieniſchen Ebene und den ſchwer zu überwindenden tieferen Schluchten des Thales von Aoſta keine befriedigende Antwort ertheilt iſt.

Ich kann mit Befriedigung mittheilen, daß in Frankreich, Deutſchland, der Schweiz und England eine gleichzeitige Gegenwirkung gegen die Geringſchätzung des Berichtes des Livius und gegen die übertriebene Werthhaltung der Mittheilungen des Polybius ſtattgefunden hat und daß folglich die vorherrſchende Meinung nun zu Gunſten eines Weges ſtimmt, welcher durch das Strombecken der Duranee führt. Der kl. St. Bernhard hat, ſowohl in der Fremde, als auch in England die Stellung eines erſten Günſtlings eingebüßt, die er hauptſächlich Mommſen's Einfluß verdankt und die er vor wenigen Jahren erlangte.

Als Erſten, der dieſen Gegenſtand eingehend beleuchtete, erwähne ich Herrn T. W. Arnold, welcher ſich die Aufgabe ſtellte, die Glaubwürdigkeit des Livius und Polybius zu prüfen. Er citirt Aeußerungen ſeines Großvaters, des Herrn Dr. Arnold, bei der Herausgabe ſeines Werkes über den zweiten puniſchen Krieg und welche folgendermaßen lauten: „Ich habe mich eingehend mit Hannibal's Alpenübergang beſchäftigt. Welch' ein ſchlechter Geograph iſt Polybius und wie ſeltſam iſt es, daß er ſo häufig für zuverläſſig gehalten wird. Er iſt ein durchaus unzuverläſſiger Schriftſteller."

Mit dieſer ungünſtigen Anſicht über Polybius ſtand Herr Dr. Arnold zu ſeiner Zeit ganz allein. Jetzt aber iſt die abweiſende Meinung über Polybius als Topograph nicht mehr die Anſicht eines einzelnen Geſchichtsſchreibers, oder die Kühnheit eines Alpenreiſenden, ſondern Männer wie Bunbury, Dreyſen, Ihne und Neumann ſtimmen Herrn Arnold bei: der letzterwähnte Schriftſteller, der Verfaſſer der neueſten, wichtigſten und paſſendſten Erörterung des ganzen Zeitraumes, die in Deutſchland erſchienen iſt, erhebt ſeine Ueberzeugung der Unfähigkeit und der Unglaubwürdigkeit des Polybius als Geograph beinahe bis zur Höhe eines Axioms.

Die allgemeine Richtung der neueren Kritik iſt unzweifelhaft der Anſicht des Herrn Arnold zugeneigt, eine Anſicht, die zur Zeit, als ſie zuerſt aufgeſtellt wurde, als eine aufrühreriſche Ketzerei bezeichnet war und jetzt auf dem beſten Wege iſt, ein Gemeinplatz zu werden.

Herr Arnold befeſtigt auch, auf das Anſehen Niſſen's ſich ſtützend, die Meinung, welche ich aufſtellte, daß die über „Hannibal in Italien" handelnde Schrift des Livius nicht ſorglos und liederlich auf die Ausſage vorangegangener Zuſammenſtoppler aufgebaut und zuſammengedichtet ſei, ſondern nach einem gewiſſenhaften und eingehenden Studium der Chroniſten, welche zur Zeit der Ereigniſſe lebten.

Kein einziger der neueren Schriftſteller entſcheidet ſich mehr für den

kl. St. Bernhard. Prof. Neumann und Hennebert ſind Beide für den Mont Genèvre. Erſterer trägt viele der bereits bekannten Beweiſe zu Gunſten eines Durchzuges durch das Thal der Durance vor. Hennebert beſchäftigt ſich hauptſächlich mit dem Abſtiege, den Hannibal vom Mont Genèvre in die Ebene unternahm. Er läßt Hannibal über den Col de Seſtrières, den Cluſon abwärts nach Pignerol abſteigen. Die Gründe dieſes eigenthümlichen Weges ſollen einerſeits auf dem Einfluſſe des Häuptlings Magilus (dem Haupte eines Stammes der Magali im Cluſon-Thale) und anderentheils auf dem Beſtreben beruhen, nicht direkt auf die Hauptſtadt des Feindes, auf Turin, zu ſtoßen.

Profeſſor Schiller hält ebenfalls dafür, daß die Päſſe der Durance an Wahrſcheinlichkeit gewinnen, und daß der kl. St. Bernhard ganz außer Betracht gelaſſen werden muß.

Herr Freſhfield ſchließt ſeine Betrachtungen mit den Worten: Während ich mit der größten Ueberzeugung gegen alle nördlichen Päſſe, kl. St. Bernhard u. ſ. w. proteſtire, kann es ſich nur um Col Argentière und Mont Genèvre handeln und bin ich nicht imſtande, dem erſteren einen Vorrang über den zweiten zuzugeſtehen. Der Mont Genèvre ſcheint höchſt wahrſcheinlich der Tauriner Paß zu ſein.

(634) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Hochelegantes Festgeschenk.

Fünfzehnte Auflage
von
Robert Hamerling's „Ahasver in Rom".
Epische Dichtung in 6 Gesängen.

Pracht-Salon-Ausgabe.

Mit weit über 100 Illustrationen von E. A. Fischer-Cörlin in Berlin.

Gr. Fol., auf feinstem Velin- und Kupferdruckpapier, in doppelfarbigem Kunstdruck und **prachtvollem**, nach altrömischen Motiven gezeichnetem **Original-Einband** mit Goldschnitt. **Preis 50 Mark.**

(Diese Pracht-Ausgabe erscheint auch in 19 Lieferungen [in beliebigen Zwischenräumen zu beziehen] à 3 Mark. Der Original-Pracht-Einband bildet die 19. Lieferung.)

Diese Pracht-Salon-Ausgabe ist eine der bedeutendsten Leistungen der heutigen Typographie und Holzschneidekunst, ein Prachtwerk allerersten Ranges.

Auszüge aus den Urtheilen der Presse
über
Robert Hamerling's „Ahasver in Rom", Prachtausgabe.

„Die Gegenwart" in Berlin: Ein Prachtwerk ersten Ranges ist die illustrirte Ausgabe von Hamerling's „Ahasver". Ein künstlerischer Schwung, eine wahrhafte Genialität lebt in diesen Blättern, wie wir ihnen nur noch in Menzel's Illustrationen zum Zerbrochenen Krug begegnet sind.

Die „Kölnische Zeitung" schreibt: Ein Prachtband, wie schöner und kostbarer ein solcher seit vielen Jahren nicht erschienen, ist die Dichtung „Ahasver" von R. Hamerling, illustrirt von E. A. Fischer-Cörlin. Ueber die in zahlreichen Auflagen verbreitete, in Wohllaut und Farbengluth der Sprache vollendete Dichtung selbst Neues zur Empfehlung zu sagen, ist eben so unmöglich wie unnütz, der Hinweis auf die neue Ausgabe kann daher ganz und ungetheilt der Ausstattung und dem künstlerischen Schmucke derselben gewidmet sein. Alles ist glänzend und kostbar an diesem Buche, vom Papier und Druck bis zum eigenartigen Pracht-Einbande; aber alles Bild- und Figurenwerk, von den ganzseitigen Bildern bis zu den Titeln, Kopfleisten und Schlußstücken, ist in meisterhafter Weise gehalten; sogar die Deckelpressung und das Vorsatzpapier zeigen eine strenge Nachahmung römischer Formen. Die ganze Reihe der Illustrationen schwingt sich durchweg zu der vom Dichter vorgeschriebenen Höhe auf, und das will bei einem Werke von Hamerling, zumal aber dem „Ahasver", nichts Geringes besagen.

Ausführliche Prospekte sind durch jede Buch- und Kunsthandlung oder den Verlag von J. F. Richter gratis zu beziehen.

Neu!

Blätter im Winde.
Neuere Gedichte
2. Auflage
von
Robert Hamerling.

In prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt Mk. 6.50,
elegant broschirt Mk. 5.

Gediegene Fest-Geschenke

aus dem Verlage von J. F. Richter in Hamburg:

Soeben erschien:

Homunculus.

Modernes Epos in zehn Gesängen

von

Robert Hamerling.

Preis eleg. broschirt Mk. 4.—, eleg. gebunden mit Goldschnitt Mk. 5.—.

Hans Besenried.

Ein Spielmannssang aus der Zeit nach dem großen Kriege

von

F. H. Benary.

Pracht-Ausgabe mit über 120 Illustrationen von C. W. Allers.
In hochelegantem Original-Einband Mk. 15.

Oktav-Ausgabe ohne Illustrationen:
Eleg. brosch. Mk. 2, in eleg. Original-Einband Mk. 3.

Das **„Berliner Tageblatt"** schreibt: Seit Scheffel, Julius Wolff und Baumbach die deutsche Vorzeit aus den verschiedensten Jahrhunderten für die poetische Empfänglichkeit unserer Tage zurückeroberten, hat sich im deutschen Dichterwalde ein trochäen- und reimfrohes Jubiliren und Tiriliren nach den Weisen dieser Meister erhoben, bei welchem sich Viele als berufen und Wenige als auserwählt erweisen. Unter den Auserwählten begrüßen wir mit Freuden das Werk eines schneidigen Publizisten, der sich als ein begnadeter Poet enthüllt: „Hans Besenried", ein Sang aus der Zeit nach dem großen Kriege von F. H. Benary (Hamburg, J. F. Richter) ist eine dichterische Gestaltung jener merkwürdigen Zeit, wie sie — bei allem Zauber einer poesieumflossenen Darstellung — lebensvoller und realistischer kaum gedacht werden kann. Benary hat es verstanden, durch sein treues, sittengeschichtliches Gemälde die Töne zarter Liebesromantik erklingen zu lassen, und so ist ein dichterisches Werk entstanden, das den Poeten ehrt und ihm allerwärts Freunde und Verehrer erwerben dürfte.

Ein reich illustrirter Weihnachts-Katalog ist durch jede Buchhandlung oder den Verlag von J. F. Richter in Hamburg gratis und franko zu beziehen.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

VIII, 17
HARVARD COLLEGE
JAN 3 1908
LIBRARY

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 18.

Ueber die

Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten

und über

Acclimatisation.

Vortrag
gehalten in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft
am 29. Oktober 1886
von

Hans Buchner.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Es wird gebeten den angehefteten Weihnachtskatalog der Verlagshandlung J. F. Richter in Hamburg zu beachten.

Digitized by Google

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen:

Medizin, Gesundheitslehre und Verwandtes.

33 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 ₰ = 16.50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 ₰.

Ackermann, Ueber die Ursachen epidemischer Krankheiten. (177) ... M. —.75
Alsberg, Die gesunde Wohnung. (407) ... „ —.80
Baer, Die Trunksucht in ihrer Bedeutung für die Gesundheit und die Gesundheitspflege. (369) ... „ —.60
Bohn, Bedeutung und Werth der Schutzpockenimpfung. 2. Aufl. (34) „ —.75
Bollinger, Ueber Zwerg- und Riesenwuchs. Mit 3 Holzschnitten. (455) ... „ —.80
Cubasch, Der Alp. (269) ... „ —.75
Czermak, Ueber das Ohr und das Hören. Mit 9 Holzschnitten. (169) „ 1.20
Engelhorn, Die Pflege der Irren sonst und jetzt. (462) ... „ —.60
Flemming, Ueber Geistesstörungen und Geisteskranke. (155) ... „ —.60
v. Graefe, Sehen und Sehorgane. Mit 5 Holzschnitten. 2 Aufl. (27) ... „ 1.—
Magnus, Ueber die Gestalt des Gehörorganes bei Thieren und Menschen. (130) ... „ —.60
Möller, Ueber den Alkohol. 2. Aufl. (41) ... „ —.80
Neelsen, Unsere Freunde unter den niederen Pilzen. (428) ... „ —.60
Pelmann, Ueber die Grenzen zwischen psychischer Gesundheit und Geistesstörung. (444) ... „ —.75
Perls, Ueber die Bedeutung der pathologischen Anatomie und der pathologischen Institute. (187) ... „ —.60
Perty, Ueber den Parasitismus in der organischen Natur. 2. vermehrte Aufl. (91) ... „ 1.—
v. Rittershain, Die Heilkünstler des alten Roms und ihre bürgerliche Stellung. (238) ... „ —.75
Rosenstein, Ueber Aberglauben und Mysticismus in der Medizin. 2. Aufl. (11) ... „ —.75
Rüdinger, Die willkürlichen Verunstaltungen des menschlichen Körpers. Mit 15 Holzschnitten. (215) ... „ 1.40
Schwimmer, Die ersten Anfänge der Heilkunde und die Medizin im alten Aegypten. (255) ... „ 1.—
Szili, Die Brille. 395/396) ... „ 1.60
Uffelmann, Die öffentliche Gesundheitspflege im alten Rom. (357) „ —.60
— Die Entwickelung der altgriechischen Heilkunde. (418) ... „ —.60
— Das Brot und dessen diätetischer Werth. (446) ... „ —.75
Virchow, Ueber Hospitäler und Lazarethe. (72) ... „ —.60
— Ueber das Rückenmark. Mit 8 Holzschnitten. (120) ... „ —.80
— Ueber die Heilkräfte des Organismus. (221) ... „ —.80
Volz, Der ärztliche Beruf. (100) 2. Aufl. ... „ 1.—
Weber, Ueber die Anwendung der schmerzstillenden Mittel im Allgemeinen und des Chloroforms im Besonderen. 2. Aufl. (32) „ —.75
Wernich, Ueber gute und schlechte Luft. (344) ... „ —.80
v. Wittich, Physiognomik und Phrenologie. (98) ... „ —.60
Wolffberg, Ueber die Impfung. (437) ... „ 1.—

Ueber die

Disposition verschiedener Menschenrassen

gegenüber den Infektionskrankheiten

und über

Acclimatisation.

Vortrag

gehalten in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft

am 29. Oktober 1886

von

Hans Buchner.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Acclimatisationsfrage ist schon eine alte Frage, die uns jedoch in der Gegenwart in neuem Gewande vor Augen tritt, seitdem das naturwissenschaftliche Zeitalter die hierher gehörigen Erscheinungen schärfer zu sondern, und das Wesentliche darin deutlicher zu fassen gestattet. Seitdem Deutschland mit seinen Bestrebungen in fremden Welttheilen begonnen hat, ist dieses wichtige Thema schon wiederholt und namentlich in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie auf Virchow's Anregung im Laufe des letzten Jahres von berufener Seite mehrfach behandelt worden. Mehr und mehr stellt es sich da heraus, wie bei der Acclimatisation die Infektionsgefahr und die Widerstandsfähigkeit gegen diese Gefahr die größte Rolle spielt, der gegenüber die anderen Dinge, die Einflüsse des Klimas an und für sich entschieden zurücktreten. Behauptet man doch, daß die Sahara für Europäer einen der gesündesten Aufenthaltsorte darbiete, was offenbar — da es an Hitze nicht fehlt — nur durch den vollständigen Mangel aller infektiösen Einflüsse, infolge des gänzlich sterilen, nicht einmal für Bakterien und dergl. mehr bewohnbaren Bodens, zu erklären wäre.

Jedenfalls erscheint also der Ausgangspunkt von den Infektionskrankheiten her im Augenblick als der am meisten Erfolg verheißende — umsomehr, als man über die Frage der Angewöhnung an ein fremdes, speziell ein heißes Klima als solches irgend welche physiologische Anhaltspunkte, die einen weiteren

Schluß erlauben würden, gar nicht beſitzt. Solange ſolche nicht vorliegen, wird man ſich ſomit in dieſer Hinſicht gedulden müſſen. Aber die umfangreichen Erfahrungen über die Krankheiten, denen der Europäer namentlich in tropiſchen Gebieten ausgeſetzt iſt, erlauben ſchon jetzt einen gewiſſen Einblick. Die geographiſch-mediziniſche Forſchung hat in dieſer Beziehung ſeit längerem ein ziemlich reichhaltiges Material angehäuft, und ich brauche mich nur auf das umfangreiche und allgemein als vortrefflich anerkannte Handbuch der hiſtoriſch-geographiſchen Pathologie von Auguſt Hirſch zu berufen, um darzuthun, daß von Seite der mediziniſchen Wiſſenſchaft bereits von lange her auf dieſem Gebiete gründlich vorgearbeitet iſt.

Nur wurde es bisher, wenigſtens meines Wiſſens, von niemand unternommen, auf Grund dieſes Materials die Dispoſition der verſchiedenen Menſchenraſſen gegenüber den Infektionskrankheiten einer gleichzeitigen und gemeinſamen Betrachtung zu unterziehen. Und doch ergeben ſich gerade hieraus bedeutſame Geſichtspunkte.

Wenn dieſelben ſchließlich zu Konſequenzen führen, die in mancher Beziehung recht ungünſtig lauten für koloniſatoriſche Hoffnungen, ſo möchte ich gleich im vorhinein bemerken, daß dies nach meiner Auffaſſung kein Schreckruf ſein ſoll, der uns beſtimmen könnte, allen Plänen zu entſagen. Kühnheit und Unternehmungsgeiſt ſind große Tugenden, und beſonders von jeher Tugenden der deutſchen Nation; aber ſie werden zum wahren Heldenthume nur, wenn Beſonnenheit und Bewußtſein der Gefahr, der man entgegengeht und der man zu begegnen hat, ſich gleichzeitig damit verbinden. Nie genug können unſerem Volke und denen, die es angeht, die Gefahren vor Augen geſtellt werden. Wer den Beruf fühlt, wird ſich darüber hinwegſetzen. Aber der unheilvolle Rückſchlag, der dem Scheitern der erſten Unternehmungen folgen müßte, wird am eheſten vermieden, wenn

man ſich von vornherein keinen Täuſchungen hingegeben hat. Dadurch am eheſten wird die bei ſo ſchwierigen neuen Dingen nöthige unentwegte Ausdauer gewährleiſtet.

Wenn wir nun die Frage erheben über die Dispoſition verſchiedener Menſchenraſſen gegenüber den Infektionskrankheiten, ſo iſt es — wenn man da überhaupt zu einer gewiſſen Sichtung des Materials und zu einem allgemeineren Reſultat gelangen will, nöthig, eine Scheidung der Infektionskrankheiten vorzunehmen, und zwar nach dem Ort der Entwickelung und des Herkommens der infizirenden Keime — denn daß belebte Keime die Urſache der Infektionskrankheiten ſind, das ſetze ich als bekannt voraus, das iſt in den meiſten Fällen bereits nachgewieſen, in allen anderen aber wenigſtens nach allgemeiner Ueberzeugung als höchſt wahrſcheinlich anzunehmen.

Der Ort der Entwickelung der Keime iſt nun entweder die Lokalität, auf welcher der Menſch lebt, der Boden oder auch das Waſſer, das ſind dann nach Pettenkofer's Bezeichnungsweiſe die ektogenen Keime und die ektogenen Infektionskrankheiten. Oder die Keime entwickeln ſich nur im Innern des menſchlichen Organismus, niemals außerhalb desſelben, und werden daher nur vom Kranken auf den Geſunden übertragen — das ſind die endogenen und die endogenen Infektionen.

Dies aber iſt keine künſtliche Scheidung, ſondern eine höchſt natürliche; es exiſtirt wirklich ein gewiſſer Gegenſatz, indem die endogenen Keime auf ganz andere Lebensbedingungen angewieſen ſind als die ektogenen und deshalb im ganzen eine etwas andere Natur beſitzen müſſen. Die endogenen Keime ſind gewiſſermaßen innerhalb des lebenden Körpers acclimatiſirt; es giebt manche darunter, die man außerhalb desſelben überhaupt noch gar nicht zum Wachsthum gebracht hat, wie z. B. den Paraſiten des Rückfallstyphus; andere ſind außerhalb des Organismus wenigſtens ſehr ſchwer zu kultiviren, wie z. B. der Tuberkelbacillus.

Die ektogenen Keime dagegen ſind weſentlich außerhalb des Menſchen daheim, ſie vermehren ſich im Boden oder im Waſſer und die Exkurſion auf den menſchlichen Organismus iſt für ſie eigentlich nur etwas ganz Zufälliges. Alſo das iſt ein wichtiger Unterſchied, und es kann daher von vornherein nicht ganz unerklärlich erſcheinen, wenn wir im Folgenden in dem Verhalten der ektogenen und endogenen Infektionen auch gegenüber den Raſſen einen Unterſchied antreffen.

Unter den ektogenen Infektionen ſind vor allem die Fieberkrankheiten zu erwähnen in allen ihren mannigfaltigen Formen als: Wechſelfieber, remittirende und Gallenfieber, perniciöſe Fieber u. ſ. w., die wir unter den Geſammtbegriff der Malaria zuſammenfaſſen können. Dieſe über die ganze Erde verbreiteten Malariakrankheiten zeichnen ſich bekanntlich dadurch aus, daß jeweils die einheimiſchen Bevölkerungen und namentlich gewiſſe Raſſen, beſonders die afrikaniſche, in geringerem Grade als die Europäer zu denſelben disponirt ſind. Allerdings wäre es weit gefehlt, ſich dieſe geringere Dispoſition etwa als eine abſolute Immunität vorzuſtellen. Wie ſehr das gegen die Thatſachen verſtieße, zeigen uns, abgeſehen von früheren, auch neue und neueſte Mittheilungen, ſo jene von Bolle für Braſilien, von Heinemann für Mexiko und von Stoll für Guatemala, wo die eingeborenen Indianer und Miſchlinge ſogar weniger reſiſtent gegen die Malaria ſein ſollen als die Europäer. Auch Paſter findet in Sumatra die dort ſeßhaften Einwohner, Malayen und Battaken, durchaus nicht frei von Fieber, und in Indien leidet die muhamedaniſche und Hindubevölkerung in den Malariadiſtrikten in demſelben Grade wie Fremde. Ja ſelbſt die Schwarzen in Afrika, die man doch ſonſt für ziemlich reſiſtent gegen Malaria hält, ſollen nach Max Buchner durchſchnittlich ebenſo ſtark und häufig wie die Weißen am Fieber erkranken. Allerdings wird hinzugefügt, daß Unterſchiede nach Oertlichkeiten und Stämmen exiſtiren.

Also die Immunität mancher Bevölkerungen und Rassen gegen Malaria ist gewiß keine so vollständige und allgemeine, als man vielfach geglaubt hat, aber sie ist trotzdem, wenn man sie nur als eine relative gelten läßt, eine im großen und ganzen nicht wegzuleugnende Thatsache. Vor allem erscheint die Sterblichkeit an Malaria unter den in tropischen Gegenden einheimischen Bevölkerungen als eine geringere, der Krankheitsverlauf ist ein milderer, mehr chronischer, während die Sterblichkeit unter den Europäern oft eine furchtbare ist. Ich verweise hierbei nur auf die im Oktoberheft der Deutschen Kolonialzeitung von Herrn Mähly gegebene höchst interessante Zusammenstellung über die Schicksale der Baseler Missionsgesellschaft an der Goldküste in Westafrika. Es ist eine erschütternde Tragödie, die sich in der hohen Mortalität dieser opfermuthigen Männer und Frauen ausspricht, von denen beinahe ein Drittel ihrem selbstgewählten Berufe erlegen ist. Aber niemand wird in Zweifel sein können, daß die Existenz der einheimischen Negerbevölkerung ganz und gar unmöglich wäre, wenn sich bei ihnen die Fiebereinflüsse mit einer nur annähernd so großen Heftigkeit geltend machten.

Und in der That ist es ja ein zweifelloses, durch die Erfahrung von jeher bekräftigtes Faktum, daß im allgemeinen namentlich die Negerrasse weniger zu Malaria disponirt ist als die weiße. Es giebt hierfür zahllose Belege, aber ich würde nur Bekanntes wiederholen, wenn ich auf diese Beweise, die sich namentlich bei Hirsch in großer Zahl angeführt finden, näher eingehen wollte. Es genüge, an die berüchtigte Nigerexpedition der Engländer zu erinnern, wobei von 145 Engländern und 133 Negern, die den gleichen Fiebereinflüssen ausgesetzt waren, die ersteren eine Menge Erkrankungen und 40 Todesfälle hatten, während die Neger sämmtlich verschont blieben.

Ganz ähnlich scheinen die Verhältnisse auch beim Gelb-

fieber zu liegen, einer für Central- und Südamerika sehr wichtigen, in ihrer Verbreitungsweise der Malaria ähnlichen, also ebenfalls ektogenen Infektionskrankheit. Auch hier giebt es schlagende Beispiele für die relative Immunität der schwarzen Rasse; so die schwere Gelbfieberepidemie in Britisch-Guyana vom Jahre 1852, wo unter 7890 aus Afrika eingewanderten Negern nicht ein einziger Erkrankungsfall sich ereignete; ferner die Gelbfieberepidemien zur Zeit der französischen Occupation in Mexiko, wo die französischen Truppen furchtbar zu leiden hatten, während unter 500 Negern, welche die Armee begleiteten, nicht ein Einziger von der Krankheit ergriffen wurde. Diese Fälle, denen sich zahlreiche ähnliche anreihen ließen, sind um so bemerkenswerther, als es sich dabei nicht um eine individuell erworbene Immunität handeln kann, wie sie auch der Europäer schließlich durch längeren Aufenthalt an Gelbfieberorten oder durch einmaliges Ueberstehen der Krankheit gewinnen kann. Das ist hier völlig ausgeschlossen, denn jene Neger waren ja nicht in Amerika, nicht in den Gelbfieberorten geboren, sondern sie waren von Afrika eingewandert, wo das Gelbfieber zwar an der Westküste vorkommt, aber immer nur in vereinzelten Strichen und nur in einzelnen Jahren. Dieses ist dort keineswegs stationär, sondern wie es scheint nur eingeschleppt. Also in diesem Falle kann man unmöglich an eine erworbene Immunität denken. Vielmehr haben wir hier ein vorzügliches Beispiel dafür, daß eine Rasse gegen eine Infektionskrankheit relativ immun sein kann — auch hier handelt es sich ja blos um relative Immunität — während die anderen Rassen von dieser Krankheit sehr gefährdet erscheinen.

Zu ganz anderen Resultaten gelangen wir nun aber, sobald wir zu den endogenen Infektionskrankheiten übergehen, deren Keime, wie erwähnt, sich nicht in der Lokalität, im Boden oder Wasser entwickeln, sondern lediglich im kranken Or-

ganismus, von wo sie dann, auf gesunde übergehend, auch diese infiziren.

Eine der allgemeinsten und wichtigsten hierher gehörigen Infektionen bilden die Blattern. Uebereinstimmend melden hier die Berichte aus Aegypten, von der Westküste Afrikas, aus Cayenne, aus Peru, ferner aus Nordamerika, aus Boston und Baltimore von einer Zeit, wo die Weißen noch nicht durch Vaccination geschützt waren, nicht nur ein häufigeres, sondern auch ein intensiveres Befallenwerden gerade der Neger. Auch Pruner, der so lange im Oriente weilte, bezeichnet die Neger als die für das Blatterngift empfänglichste Menschenrasse.

Nun wird man freilich sogleich einwenden, das sei natürlich, daß die Neger, wenn sie mit Europäern in Berührung kommen, durch deren Krankheiten dezimirt werden müssen. Dafür, daß die Blattern unter einer bisher niemals durchseuchten Bevölkerung furchtbar hausen, giebt es ja in der That Beispiele genug. Namentlich die Entdeckungs- und Kolonisirungsgeschichte Amerikas hat deren zahlreiche zu verzeichnen. So war gleich der erste Ausbruch der Blattern, der 15 Jahre nach der Entdeckung Amerikas in Westindien erfolgte, so furchtbar, daß ganze Stämme zu Grunde gingen, und in Mexiko, wo die Krankheit ebenfalls bald darauf durch spanische Truppen eingeschleppt wurde, sollen Millionen von Menschen erlegen sein. Aber auch später haben die Europäer immer wieder den Indianern die Krankheit überbracht, und jedes weitere Vordringen der Kultur nach Westen mußte von diesen mit furchtbaren Epidemien gebüßt werden.

Sehr verheerend entwickelten sich die Blattern ferner auf vielen Inselgruppen des Stillen Ozeans. Die Sandwich-Inseln verloren schon beim ersten Auftreten der Seuche im Jahre 1853 acht Prozent ihrer Bevölkerung, und die Markesas-Inseln wurden so schwer betroffen, daß einzelne Bezirke ganz ausstarben und der Gesammtverlust der Bevölkerung auf ein Viertel derselben veranschlagt wurde.

Alle dieſe Beiſpiele von beſonders ſtarkem Vorherrſchen der Blattern unter einer bis dahin niemals durchſeuchten Bevölkerung finden jedoch keine Anwendung auf die Neger, weil gerade Afrika von jeher als ein Haupttheimathsort und als einer der hiſtoriſchen Ausgangspunkte der Blatternkrankheit betrachtet werden muß. Demgemäß erſcheinen die Neger in den meiſten Berichten auch thatſächlich weniger als die von anderen Nationalitäten her infizirten, als vielmehr als die Ueberbringer der Krankheit, wofür die zahlloſen Einſchleppungen der Blatternkrankheit durch Schiffe mit Negerſklaven namentlich nach Südamerika als genügendes Zeugniß dienen.

Man wird alſo ſchließlich nicht umhin können, der Negerraſſe wirklich eine vermehrte Dispoſition zu Blattern zuzuſchreiben, was mit ihrer Widerſtandsfähigkeit gegen Malaria und Gelbfieber denn allerdings in einem auffälligen Gegenſatze ſteht.

Eine andere endogene Infektionskrankheit von ſchlimmſter Bedeutung iſt die Lungentuberkuloſe; ſie verbreitet ſich allerdings nicht anſteckend in dem Sinne wie die Blattern, was damit zuſammenhängt, daß bei ihr die Dispoſition die allergrößte, die entſcheidende Rolle ſpielt. Obwohl wir alle der Anſteckung ausgeſetzt ſind, obwohl ſich niemand, der überhaupt mit Menſchen verkehrt, davor hüten kann, ſo erkrankt ſchließlich doch nur ein gewiſſer Prozentſatz, diejenigen nämlich, die dazu disponirt ſind, da deren Lungengewebe die normale Widerſtandsfähigkeit gegenüber dem Tuberkelbacillus nicht beſitzt.

Die Lungentuberkuloſe nun gilt wie kaum eine andere für eine Krankheit aller Raſſen und Nationalitäten, und doch zeigt ſich auch hier wieder ein gewiſſer Unterſchied, indem wiederum nach den übereinſtimmenden Berichten aller Beobachter die Negerraſſe in beſonderem Grade disponirt erſcheint. Und dies iſt keineswegs blos in Nordamerika der Fall, wo das gemäßigte, dem Neger an und für ſich fremde Klima, allenfalls

als Erklärung dienen könnte, sondern auch in Brasilien, in Peru, ferner auf den ostafrikanischen Inseln, auf Ceylon und im indischen Archipel.

Nun könnte man allerdings einwenden, die Entfernung von der Heimath und von den natürlichen Bedingungen der Existenz, ferner die Mangelhaftigkeit der Nahrung, der Aufenthalt in überfüllten schlecht ventilirten Räumen seien es, welche die erhöhte Disposition des Negers in diesen Fällen bewirken; in ihrer Heimath dagegen zeige diese Rasse eine wesentlich bessere Widerstandsfähigkeit. Ohne die Wichtigkeit derartiger Einflüsse irgendwie bestreiten zu wollen, möchte ich doch erinnern, daß genau die gleichen prädisponirenden Momente sich wohl auch für Gelbfieber und wenigstens mehrere davon auch für Malaria geltend machen müßten, und daß gleichwohl diesen gegenüber, wie wir sahen, sogar eine erhöhte Widerstandsfähigkeit bei der schwarzen Rasse gefunden wird.

Uebrigens herrscht die Schwindsucht auch in Afrika selbst, z. B. im Kamerun- und Gabunlande nach den Mittheilungen Daniell's, in Senegambien nach den Berichten Carbonnel's, unter den Negern sehr verbreitet und sehr bösartig. Also mit diesen Auskunftsmitteln ist es kaum möglich, die erhöhte Disposition der Neger für Lungentuberkulose genügend zu erklären.

Auch für andere farbige Rassen scheint, der europäischen gegenüber, eine erhöhte Disposition für diese Art der Infektion zu existiren. Ich erinnere in dieser Beziehung an die furchtbaren Verheerungen, welche die Phthisis unter den Maoris auf Neuseeland angerichtet hat, an die große Sterblichkeit an Lungenschwindsucht auf den Fidschi- und Tonga-Inseln, auf Taiti, den Markesas- und Sandwich-Inseln.

Nun ist die Lungentuberkulose allerdings unter den Tropen überhaupt eine etwas andere Krankheit als bei uns, d. h. sie entwickelt sich rascher, die Erscheinungen sind drohender, der

letale Ausgang erfolgt in der Regel viel ſchneller als in gemäßigten Breiten; aber das erklärt doch keineswegs, warum dieſer gefährlicheren Infektion gegenüber nicht auch gerade die Europäer in höherem Grade gefährdet ſind, ſo wie ſie es z. B. dem Gelbfieber, der Malaria gegenüber unter den Tropen thatſächlich ſind. Ich möchte daher bei der Anſicht ſtehen bleiben, daß wir auch bei der Lungentuberkuloſe wie bei den Blattern einen gewiſſen Unterſchied in der Dispoſition zu Gunſten der weißen Raſſe anzunehmen haben, der ſich wie dort namentlich den Schwarzen gegenüber geltend macht.

Leider ſind nun bei einer Reihe anderer Infektionskrankheiten die Nachrichten in Bezug auf unſere Frage ſehr ſpärlich und ungewiß. Selbſt bei der Cholera bleibt man im Zweifel, ob das, was man in manchen Fällen als erhöhte Dispoſition einer Raſſe gedeutet hat, nicht anderen Einflüſſen zugeſchrieben werden muß. Das bekannte lokaliſirte Verhalten dieſer Epidemie, die ſehr oft nur beſtimmte Stadttheile, beſtimmte Landſtriche befällt, kann bei ungleicher lokaler Anſiedelung der verſchiedenen Raſſen ſehr leicht den Anſchein einer vorzugsweiſen Dispoſition der einen oder anderen herbeiführen.

Höchſtens bei den Maſern giebt es gewiſſe hierhergehörige Erſcheinungen, indem dieſe bei uns meiſt milde verlaufende Infektionskrankheit ſehr oft unter den Bevölkerungen farbiger Raſſen in furchtbar verheerender Weiſe aufgetreten iſt. Beſonders bekannt wurde in neuerer Zeit die große Maſern-Epidemie auf den Fidſchi-Inſeln, welche, durch die Begleiter des Königs Kakobau von Sidney dorthin eingeſchleppt, 20000 Eingeborene, mindeſtens ein Viertel der ganzen Bevölkerung, dahinraffte. Die Geſchichte der Epidemien zeigt ſich an derartigen Ereigniſſen keineswegs arm, weshalb mit gutem Grund gerade den Maſern ein großer Theil der Schuld an dem Ausſterben der Naturvölker zugemeſſen werden muß. Zu weit ginge man indes, wollte

man dieſes verheerende Auftreten einzig und allein einer verminderten Widerſtandsfähigkeit der farbigen Raſſen in die Schuhe ſchieben; zweifellos haben das Elend, daß ſich im Gefolge ſolcher Epidemien bei unciviliſirten Zuſtänden zu entwickeln pflegt, die mangelhaften Bedingungen der Ernährung und Pflege u. ſ. w. die Tödtlichkeit der Seuchen zu einem großen Theile mit herbeigeführt. Doch wird man immerhin behaupten dürfen, daß wenigſtens eine höhere Widerſtandsfähigkeit gegen die Maſern auf Seite der farbigen Raſſen ebenſowenig anzunehmen ſei, wie bei den anderen bisher beſprochenen endogenen Infektionen.

Und das nämliche läßt ſich, bei aller gehörigen Reſerve, wohl auch über die Influenza oder Grippe ſagen, die bei manchen Naturvölkern ebenfalls viel gefährlicher auftritt, als dies bei uns gewöhnlich der Fall iſt. Ich mache in dieſer Beziehung auf die neueſten Angaben Kubary's in ſeiner intereſſanten Schilderung über die ſozialen Verhältniſſe der Palau- (Pelau-) Inſulaner aufmerkſam. Dieſen zufolge leidet die dortige Bevölkerung an bösartiger, mit Keuchhuſten und Lungenentzündung verbundener Influenza gegenwärtig in einem ſo hohen Grade — einzelne Bezirke hatten während Kubary's Anweſenheit im Laufe eines einzigen Jahres zehn, ja ſogar ſechszehn Prozent Todesfälle — daß das Ausſterben dieſes an Geburten ohnehin, infolge der ſozialen Mißſtände, ſehr armen Stammes in Bälde zu erwarten ſteht.

Auch die Influenza, deren mikroſkopiſchen Erreger man bis jetzt nicht kennt, kann zweifellos nach Art einer endogenen Infektion vom Kranken dem Geſunden mitgetheilt werden. Zeugniß dafür geben die zahlreichen wohlverbürgten Beiſpiele, wonach an den verſchiedenſten Inſel- und Küſtengegenden immer das Eintreffen der Handelsſchiffe den Anlaß zum Ausbruche der Krankheit gegeben hat; ſo beſonders auf den Färöern

und auf Island, ferner auf den Gesellschafts-Inseln, den Nikobaren und Schiffer-Inseln. Ja, angesichts dieser Dinge erscheint auch die merkwürdige Angabe Eduard Andree's nicht mehr unglaubwürdig, der in seinen „Reisen durch die Anden Südamerikas" erzählt, daß dort in gewissen Dörfern die Eingeborenen jede Berührung mit Europäern fürchten, da sie gewiß sind, den Schnupfen der letzteren bei ihnen zur gefährlichen Grippe sich entwickeln zu sehen. Man vermag dabei übrigens kaum den Gedanken zu unterdrücken, ob nicht auch die Pelau-Insulaner die Epidemie, welche sie dezimirt und vernichtet, schließlich einem unglückseligen Geschenk der Europäer zu verdanken haben.

Also auch die Influenza läßt das, was wir bei den bisher besprochenen endogenen Infektionskrankheiten sahen, mit einiger Deutlichkeit erkennen, sie zeigt eine kaum gleiche, eher eine verminderte Widerstandsfähigkeit der farbigen Rasse. Es scheint also, daß wir da ein ganz regelmäßiges Verhältniß vor uns haben. Ich glaube in der That, bei allem Skeptizismus gegenüber den Berichten, die ja natürlich keine statistisch genauen Zahlenangaben zu bieten vermögen, wird man doch die Existenz einer gewissen Verschiedenheit zwischen den Rassen in dieser Beziehung im großen und ganzen anerkennen müssen. Und das ist auch offenbar von vornherein viel wahrscheinlicher als eine ganz gleichmäßige Disposition. Sehen wir doch, daß schon bei ein und der nämlichen Rasse bloße Altersunterschiede — ganz zu schweigen von verschiedenem Ernährungszustand, Alkoholismus u. s. w. — eine wesentliche Differenz bedingen, wie dies z. B. bezüglich der Lungentuberkulose die neuere Statistik für Preußen, für Kopenhagen, die Städte Schwedens und für einige deutsche Städte erwiesen hat, indem keineswegs, wie man bis dahin annahm, gerade das Blüthenalter des Menschen von dieser Krankheit am meisten dezimirt wird, sondern im

Gegentheil das höhere, mit verminderter Widerſtandsfähigkeit ausgeſtattete Alter, zunehmend bis zum 70. Lebensjahre. Da wäre es gewiß höchſt merkwürdig, wenn die ſomatiſch doch ſicherlich differenten verſchiedenen Raſſen ſich gegenüber den Infektionen ganz gleich verhielten.

Aber nicht nur einen Unterſchied haben wir nachgewieſen, ſondern ſogar einen gewiſſen Gegenſatz, nämlich in Bezug auf das Verhalten der endogenen und ektogenen Infektionen. Es fällt mir nun keineswegs ein, dabei von einem ſtrikten Geſetz zu ſprechen, dem eine jede Infektionskrankheit, je nachdem ſie endogen oder ektogen zu entſtehen pflegt, ſich unterwerfen müßte. Ich bin völlig darauf gefaßt, daß jemand eine Infektionskrankheit auffindet, bei der ſich die Sache anders verhält, und bei der trotz ektogenen Charakters die Farbigen eine geringere Widerſtandsfähigkeit zeigen. Ja ich erwähne ſelbſt eine derartige Infektionskrankheit und das iſt die Beri-Beri, dieſe merkwürdige, in Japan und Oſtindien, neueſtens namentlich unter dem holländiſch-indiſchen Militär immer mehr Ausbreitung gewinnende, meiſt chroniſch verlaufende Infektionskrankheit, die ganz entſchieden die farbigen Raſſen, d. h. alſo die Einheimiſchen, in höherem Maße bedroht als die Europäer, und von der gleichwohl jemand behaupten könnte, daß ſie unter die ektogenen Infektionen gerechnet werden müſſe.

Trotzdem kann ich das nicht als eine Widerlegung auffaſſen. Bei einem ſo komplizirten Vorgang, wie ihn die Infektionskrankheit darſtellt, wirken ſo vielerlei Bedingungen mit, daß man eine allgemeine ſtrenge Regelmäßigkeit des Verhaltens eigentlich gar nicht erwarten kann. Gerade bei der Beri-Beri ſpielt, wie mir ein Japaneſe, Dr. H., der ſelbſt die Krankheit überſtanden hat, neuerdings verſicherte, die Ernährungsweiſe eine große Rolle, in dem Sinne, daß die europäiſche Ernährung mit Fleiſchkoſt die Krankheit zum Verſchwinden bringt und

fernerhin Immunität ſchafft. Alſo in dieſem Falle wäre dann freilich die größere Dispoſition der hauptſächlich von Reis lebenden Japanen und Malayen wohl zu begreifen.

Aber auch wenn ſich eine derartige Erklärung in einem anderen Falle nicht ſollte finden laſſen, würde ich eine ſolche Ausnahme doch nicht als eine Widerlegung der allgemeinen Erſcheinung betrachten, daß die Europäer ſich widerſtandsfähiger gegen die wichtigſten endogenen Infektionen verhalten, widerſtandsloſer dagegen für Malaria und Gelbfieber, im Vergleich mit den farbigen Raſſen und insbeſondere mit den Negern. Nach meiner Ueberzeugung iſt es kein Zufall, wenn der Bericht des Sub-Protector of the Aborigines in Südauſtralien für 1875 hervorhebt, daß von 140 Todesfällen unter den Eingeborenen in dieſem Jahre die Hälfte auf Schwindſucht fällt und dazu bemerkt: „gefährlich ſind ihnen außerdem hauptſächlich Maſern und Blattern, während Fieberkrankheiten ſelten ſind".

Da nun die endogenen Infektionskrankheiten die zahlreicheren und, wenigſtens im Verkehr der Raſſen untereinander, die wichtigeren ſind, ſo könnte man von dieſem Geſichtspunkte aus die Farbigen und beſonders die Schwarzen im ganzen als die weniger widerſtandsfähigen den Infektionskrankheiten gegenüber bezeichnen. Relativ widerſtandsfähig ſind ſie nur für die in ihrem Lande einheimiſchen ektogenen Infektionen.

Wollen wir nun von dieſem Reſultat aus zu irgend welcher praktiſchen Anwendung gelangen, ſo fragt es ſich vor allem, ob wir in dieſer relativen Immunität oder Widerſtandsfähigkeit eine jeweils individuell erworbene oder vielmehr eine angeborene Eigenſchaft von uns haben. Beides erſcheint von vornherein möglich, wenngleich die individuelle Erwerbung gerade bei Malaria als unwahrſcheinlich bezeichnet werden muß. Man kann allerdings individuelle Immunität erwerben, z. B. gegen die Blattern durch Vaccination, oder gegen Abdominaltyphus

oder Gelbfieber durch einmaliges Ueberſtehen; aber gerade bei Malaria gehen alle Erfahrungen dahin, daß die Dispoſition ſogar wächſt, je länger die Schädlichkeit einwirkt und je mehr Anfällen der Organismus bereits ausgeſetzt war.

Soviel ich ſehe, neigen daher die meiſten Autoren der Annahme einer angeborenen Immunität zu; doch giebt es auch gegentheilige Stimmen. So ſchließt z. B. Hirſch aus der hohen Malaria-Sterblichkeit der Negerkinder in Senegambien auf eine nicht angeborene, ſondern individuell erworbene Immunität der Erwachſenen. Solange indes die näheren Verhältniſſe in derartigen Fällen nicht bekannt ſind, dürfte es gewagt ſein, ſolche Folgerungen zu ziehen. Wir haben ja genug Erfahrungen darüber, zum Theil aus nächſter Nähe, welchen beſonderen prädisponirenden Einflüſſen, z. B. bezüglich der Ernährung, gerade das Kindesalter unterliegen kann, die dann auf die Mortalität einen Einfluß äußern.

Gerade das allgemeine Verhalten der Neger gegenüber den Infektionskrankheiten ſcheint mir nun aber einen ſchwerwiegenden Beweis dafür zu liefern, daß dieſe relative Immunität gegen die ektogenen Infektionen keine individuell erworbene, daß ſie vielmehr nur eine angeborene ſein kann, die als eine Theilerſcheinung der allgemeinen Anpaſſung tropiſcher Bevölkerungen an ihr Klima aufgefaßt werden muß. Denn dieſe Erſcheinung ſteht in einem bemerkbaren Gegenſatz zu der ſonſtigen geringeren allgemeinen Widerſtandsfähigkeit der Negernatur, und je mehr dies hervortritt, um ſo weniger können wir einer ſolchen im allgemeinen widerſtandsloſeren Raſſe die Fähigkeit zutrauen, eine Immunität gegen ſo intenſiv wirkende Infektionen, wie es Malaria und Gelbfieber ſind, ſich individuell zu erwerben.

Die Verhältniſſe werden noch deutlicher, wenn wir die lokaliſirte Entſtehungsweiſe der Infektionskrankheit im Körper,

auf welche die neueren Forſchungen immer eindringlicher hinweiſen, uns vor Augen halten. Denn die Infektion, welche ihrem Weſen nach in einem Kampf der eingedrungenen paraſitiſchen Mikroorganismen mit den Körperzellen beſteht, iſt keineswegs, wie man ſich dies früher dachte, ein allgemeiner Zuſtand des Körpers. Vielmehr ſind es immer und bei jeder Infektionskrankheit beſtimmte Organe des Körpers, in denen die erſte Anſiedelung und der erſte entſcheidende Kampf erfolgt, z. B. bei Tuberkuloſe in den Lungen, bei Blattern in der Haut, beim Unterleibstyphus in gewiſſen Darmdrüſen. Man braucht ſich alſo demgemäß nur vorzuſtellen, daß im Organismus des Negers diejenigen Organe, welche die Hauptanſiedelungsſtätte der Malaria- und Gelbfieberkeime bilden, ſagen wir beiſpielsweiſe — man weiß das bei dieſen Krankheiten noch nicht genau — die Milz, eine etwas andere, für dieſe Keime ungünſtigere Beſchaffenheit beſitzen, als beim Europäer, während alle übrigen Organe den endogenen Krankheitskeimen ſogar vortheilhaftere Verhältniſſe darbieten. Eine derartige einſeitige Abänderung in der Organiſation des Negers hat an und für ſich nichts Unmögliches, im Gegentheil, ſie iſt ſogar viel wahrſcheinlicher, als eine ganz gleichmäßige Variation.

Worin eine derartige Abänderung beſtehen könnte, darüber laſſen ſich bis jetzt allerdings blos Vermuthungen äußern. Aber vielleicht wäre es gar nicht ſo ſehr ſchwierig, den Grund aufzudecken, wenn man einmal mit Ernſt darnach ſuchen wollte; hat doch neueſtens ein franzöſiſcher Forſcher, Maurel, nachgewieſen, daß im Blute, in der Zahl der Blutkörperchen, woran bisher kaum jemand gedacht hat, Unterſchiede zwiſchen den Raſſen beſtehen, indem die ſchwarze Raſſe am meiſten rothe Blutzellen, die gelbe am wenigſten, die indo-europäiſche dagegen eine mittlere Menge davon beſitzen ſoll, während der Gehalt an weißen Blutkörperchen ſich umgekehrt verhält. Alſo es giebt feinere

ſomatiſche Unterſchiede unter den Raſſen, die mit unſeren heutigen Hilfsmitteln recht gut nachweisbar ſind.

Dürfen wir nun aber die relative Widerſtandsfähigkeit der Neger gegen die ektogenen Infektionen als eine angeborene Eigenſchaft bezeichnen, dann, muß ich geſtehen, halte ich es für eine nothwendige Konſequenz, daß der Europäer dieſe nämliche relative Widerſtandsfähigkeit niemals, d. h. wenigſtens nicht im Laufe einiger weniger Generationen gewinnen wird.

Der einzige Grund, der uns hätte beſtimmen können, trotz der ſchlimmſten Erfahrungen von allen Gegenden der Tropen auf eine mögliche beſſere Zukunft, auf einen Triumph der europäiſchen Raſſe auch unter dieſen für ſie abnormalen Exiſtenzbedingungen zu rechnen, das war eben das Beiſpiel des ſchwarzen Mannes. Aber was nützt uns dieſes Vorbild, wenn es ſich dabei nicht um eine in gegebenen Zeiten erworbene, ſondern um eine von den Urahnen her, vielleicht gleichzeitig mit der ſchwarzen Hautfarbe und den übrigen Raſſemerkmalen herausgebildete beſondere Beſchaffenheit handelt!

Vielleicht wird dies noch deutlicher an einem Beiſpiel. Nehmen wir anſtatt Malaria die Lungenſchwindſucht, ſo giebt es ja hier bekanntlich eine angeborene, eine hereditäre Dispoſition, wenn jemand aus einer phthiſiſch belaſteten Familie abſtammt, und es giebt außerdem auch eine individuell erworbene Dispoſition, durch Ueberanſtrengung, ſchlechte Ernährung u. ſ. w. Jeder Arzt aber iſt froh, wenn er ſeinen Patienten damit tröſten kann, daß bei ihm eine hereditäre Dispoſition nicht beſtehe, denn die erworbene hofft man wieder beſeitigen zu können, während die angeborene bleibt. Nun, bei der Malaria beſitzt der Europäer auch ſo eine Art von hereditärer Dispoſition, und deshalb fürchte ich, wird es ihm kaum gelingen, die hereditäre Immunität des Negers jemals zu erreichen.

Es ist leider nicht an dem, daß die Erfahrung über die Schicksale der Europäer in den Tropen diese bisherigen Folgerungen widerlegen würde. Wenn Sie die neueren und neuesten Mittheilungen über diesen Gegenstand durchgehen, wie sie sich namentlich in den bereits erwähnten Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie angehäuft finden, so werden Sie gleich mir zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Einstimmigkeit aller dieser Berichte kaum irgend eine Hoffnung auf die Kolonisationsfähigkeit des Europäers in tropischen Gebieten noch übrig läßt.

Sehr wichtig ist hierbei der von Virchow hervorgehobene Gesichtspunkt, wonach strenge unterschieden werden muß zwischen der Acclimatisation des Einzelnen und zwischen der Acclimatisation der Rasse, wie sie zu einer Kolonisation erforderlich ist. Zwar finden sich immer Einzelne, die jahrelang ungestraft das Tropenklima ertragen, die dort sich wohl fühlen und ein höheres Alter erreichen können. Aber das beweist nicht das mindeste für eine Acclimatisation der Rasse, und gerade darüber liegen die schwerwiegendsten Erfahrungen vor und nicht nur aus den eigentlichen Tropen, sondern sogar aus viel gemäßigteren Breiten z. B. aus Aegypten.

Nun könnte man freilich fragen, ob denn das Alles nur durch Krankheiten erklärt werden kann, ob nicht das Klima an und für sich mitwirkt, so daß diese Dinge eigentlich etwas anderes beweisen, als das, was in der bisher entwickelten These enthalten war. Dieser Einwand hat entschieden viel Berechtigung, ich gebe das völlig zu. Allein, sobald man auf das Gebiet der praktischen Erfahrungen übergeht, läßt sich eben das eine vom andern, das Klima von der Krankheit nicht mehr sicher trennen, und jedenfalls kann man doch das eine dann mit Gewißheit sagen, daß diese ungünstigen Erfahrungen wenigstens nicht geeignet sind, die bisherigen Folgerungen zu widerlegen.

Wir ſind hiermit auf dem Gebiete der eigentlichen Acclimatiſations-, richtiger Koloniſationsfrage angelangt, für deren kurze Erörterung ich mir noch Ihre Aufmerkſamkeit erbitten möchte.

Wenn allenfalls über die Erfolgloſigkeit der bisherigen Koloniſirungsverſuche der Europäer in tropiſchen Gebieten in dieſem Kreiſe noch Zweifel beſtehen ſollten, ſo möchte ich nur nochmals konſtatiren, daß in Engliſch- wie in Holländiſch-Indien die Ueberzeugung ſich immer mehr Bahn bricht, daß die Europäer ſich dort nicht acclimatiſiren können, und daß namentlich die Beſchäftigung mit dem Bodenanbau ein Ding der Unmöglichkeit iſt. Je länger der Aufenthalt dauert, um ſo größer wird die Erſchlaffung, um ſo mehr wächſt die Dispoſition zu endemiſchen Krankheiten, namentlich Dyſenterie, um ſo mehr droht das Hauptübel, die Anämie der Tropen. Die Geſammtſterblichkeit für Europäer von reinem Blut berechnet ſich denn auch nach neueren Angaben für Niederländiſch-Indien in den letzten Jahren auf 80 pro Mille, während ſie bei der einheimiſchen Bevölkerung 1882 nur 28, 1883 gar nur 22 pro Mille betrug. Die einheimiſche Bevölkerung iſt denn auch in raſcher Zunahme begriffen, ſie hat ſeit 1850 ihre Kopfzahl verdoppelt, eine Erſcheinung, die an vielen Punkten in ähnlicher Weiſe wiederkehrt, wo durch die Europäer geordnete Zuſtände und ein Aufhören der früheren ewigen Kriege herbeigeführt iſt.

Nun exiſtirt allerdings in Engliſch-Indien eine nicht unbeträchtliche Zahl von Familien, die ſeit mehreren Generationen dort gelebt und ſich bei rein europäiſchem Blute fortgepflanzt haben. Es iſt aber bekannt, daß dieſe anglo-indiſchen Offiziere und Beamte eine Art von Wanderleben führen und regelmäßig einen großen Theil des Jahres im höheren Gebirge zubringen, ſowie auch, daß dieſe Familien ausnahmslos ihre Kinder vom 6.—18. Lebensjahre zur Erziehung nach England zu ſenden

pflegen, einfach deshalb, weil dieſelben in Indien verkümmern würden. Alſo das kann man nicht als eine vollgültige Acclimatiſation bezeichnen, obwohl ich keineswegs leugnen will, daß ein derartiger Zuſtand immerhin erträglich iſt und vielleicht auch anderswo Anwendung finden könnte.

Abgeſehen von Indien könnte man aber auf Amerika hinweiſen, in deſſen tropiſchen Gebieten die Europäer ſeit ſo langer Zeit feſten Fuß gefaßt haben. Aber ſelbſt die weſtindiſchen Inſeln, auf denen man die Exiſtenz der Europäer für ſo feſt begründet hielt, ſcheinen nach den zuverläſſigſten Berichten, die wir haben, denſelben ſchließlich verderblich werden zu wollen, da ſelbſt in Cuba, wenn es ſo wie bisher fortgeht, das Ausſterben der Europäer reiner Raſſe zu erwarten ſteht.

Man wird ſchließlich nur einwenden, daß alle dieſe Erfahrungen ſich vorzugsweiſe nur auf Küſtengebiete beziehen, daß aber die binnenländiſchen Hochdiſtrikte der Tropenländer wohl weſentlich beſſere Ausſichten böten. Da muß man aber ſagen, daß wir hierüber, wenigſtens bezüglich Afrikas, noch keine genügenden Anhaltspunkte beſitzen, daß aber ein weſentlich beſſeres Verhalten wenig wahrſcheinlich iſt. Hat doch Dr. Fiſcher im Oſten von Afrika ſelbſt bei einer Höhe von 1900 Meter noch bösartige Fieber herrſchend gefunden.

Allerdings giebt es nun gerade über Oſtafrika auch viel günſtigere Berichte. Allein der Reiſende, ſelbſt wenn er ſich an einem Orte längere Zeit aufhält, vermag doch nie zu beurtheilen, wie ſich ein Landſtrich bei Aufnahme der Kultivirung in größerem Maßſtab bezüglich der Malaria verhalten wird; denn leider iſt es Thatſache, wie dies neuerdings von einer Autorität wie Fritſch wieder hervorgehoben wurde, daß gerade die tropiſchen Kulturen, die ſogenannte Plantagenwirthſchaft ſchon vielfach vordem geſunde Landſtriche zu Fiebergegenden gemacht hat, wofür er auf das Beiſpiel von Mauritius verweiſt, wo

erſt mit Einführung des Zuckerbaues in ausgedehntem Maße die perniziöſen Fieber erſchienen, und auf Unterägypten, wo die mit Beginn des amerikaniſchen Sezeſſionskrieges eingeführte Baumwollenkultur das ſogenannte „Denkafieber" herbeibrachte. Gerade auf afrikaniſchem Boden, in Algier, und ferner in vielen Territorien Amerikas hat man aber von jeher die Erfahrung gemacht, daß Umgraben des Erdreichs behufs Bebauung die ſchlummernde Malaria erweckt, und das iſt ja auch in Italien in ſehr vielen Malariagebieten die alljährliche Erfahrung. Darin liegt eben hauptſächlich der Grund, weshalb die Europäer zum Bodenanbau in tropiſchen Gebieten ganz unfähig ſind, wie dies namentlich die Berichte aus Holländiſch-Indien übereinſtimmend konſtatiren. Beſonders der Anfang, wenn mit der Bodenkultivirung begonnen werden ſoll, bietet die allerſchlimmſte Zeit. Ob es ſpäter beſſer wird, iſt nach den Erfahrungen auf Mauritius und Réunion jedenfalls ſehr fraglich. Ja im Gegentheil, es giebt ſogar Fälle, wo mit zunehmender Bodenkultur die Malaria noch gewachſen iſt; z. B. in Oberindien, wo die amtlichen Berichte über eine mit der wachſenden Bodendrainage und Kultivirung eingetretene geradezu erſchreckende Zunahme der Häufigkeit und Bösartigkeit der Malariafieber klagen, ſo daß in einem einzigen Dorfe des Burdwandiſtriktes im Jahre 1871 von den 600 Einwohnern 100 Individuen der Krankheit erlagen.

Wenn man alſo zur Empfehlung tropiſcher Gebiete die Aeußerung hört, daß der ſterilſte Boden, wenn ihm nur genügend Waſſer zugeführt wird, geeignet ſei, alles mögliche, d. h. die üppigſte Vegetation hervorzuzaubern, ſo mag das gewiß richtig ſein; nur darf man nie vergeſſen, daß bei dieſem üppigen Wachsthum ſich dann ſtets auch diejenigen Miasmen entwickeln, welche die ektogenen malariſchen Infektionen bedingen. Geſund ſind, wie dies Herr Büttner bei Gelegenheit der letzten (Berliner)

Naturforscherversammlung sehr richtig hervorgehoben hat, immer nur die völlig trockenen, wasserlosen, auch von Grundwasser freien Oertlichkeiten, gleichviel ob dieselben hoch oder tief gelegen sind. Aber selbst in der hygienisch zuträglichen Wüste ist die oasenbildende Wasseransammlung stets auch gefolgt von den „Oasenfiebern".

Erfahrung und Theorie stimmen somit dahin überein, die Kolonisirung der Europäer unter den Tropen, wenigstens für die Gegenwart, solange man nicht wirksame Schutzmittel insbesondere gegen die Malaria erfindet, in einem sehr ungünstigen Lichte erscheinen zu lassen.[1] Es frägt sich nun aber doch, ob auch für die fernere Zukunft die Möglichkeit eines solchen Gelingens in Abrede gestellt werden soll, ob die ausgedehnten Tropengürtel der Erde für alle Zukunft ein „Noli me tangere" für die weiße Rasse bleiben sollen. Eine solche Untersuchung schiene mir nicht unwichtig, selbst wenn sie zunächst nur ganz theoretisch bleiben sollte. Ja sogar praktisch wäre es vielleicht von Werth, wenn diese Frage auch jetzt schon von der Wissen-

[1] In einem Aufsatze in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage Nr. 127 vom 8. Mai 1885) habe ich auf die sehr ermuthigenden Resultate hingewiesen, welche in Italien auf Veranlassung Tommasi-Crudeli's mit prophylaktischer Arsendarreichung bei den Eisenbahnarbeitern in Malariadistrikten erlangt worden sind. Auch in Deutschland sind neuestens durch Löwenthal (Sitzungsberichte des Vereins für wissenschaftliche Heilkunde in Königsberg i. Pr. vom 1. Febr. 1886) ganz analoge, sehr günstige Erfahrungen aus den Malariadistrikten in der Umgebung von Königsberg mitgetheilt worden. Es wäre sehr zu bedauern, wenn bei den deutschen Kolonialunternehmungen nicht ebenfalls derartige systematische Versuche angestellt würden. Versuche, von Einzelnen und ohne Konsequenz unternommen, haben in einer derartigen Frage wenig Werth. Man darf überhaupt nicht erwarten, durch ein solches Mittel gleich vollkommene Immunität zu erlangen. Aber nach allem, was man über die Wirkungsweise des Arseniks bei Malaria weiß, scheint dieses Mittel weit mehr als das Chinin geeignet, bei langdauernder Anwendung, ohne irgend welche schädliche Nebenwirkungen, einen wesentlichen Schutz vor Fieberkrankheiten zu gewährleisten.

ſchaft in näheren Betracht gezogen würde, da in Zukunft vielleicht noch viel dringender als gegenwärtig die Nothwendigkeit, tropiſche Gebiete zu beſiedeln, ſich herausſtellen könnte.

Soviel mir nun ſcheint, läßt ſich dieſe Frage durchaus nicht verneinen, die Möglichkeit einer Acclimatiſation der Europäer für die Tropen in künftigen Zeiten durchaus nicht in Abrede ſtellen.

Acclimatiſationen müſſen von jeher ſtattgefunden haben, ganz abgeſehen von der Raſſenbildung im großen, weil die Menſchen von jeher viel gewandert ſind. Daß allerdings auch unzählige Mißerfolge dabei zu verzeichnen geweſen, daß ungezählte Völker zu Grunde gegangen ſind, weil ſie ſich nicht acclimatiſirt hatten, das iſt gewiß zweifellos. Man könnte vielleicht auch bezüglich der Schickſale germaniſcher Völker bei ihren Wanderungen die Anſicht vertreten, daß die ektogenen Krankheiten, namentlich die damals gewiß häufigere Malaria, darauf einen großen Einfluß geübt haben, man könnte vielleicht nicht ohne alle Berechtigung das Verſchwinden der Oſtgothen und Longobarden in Italien, der Weſtgothen in Spanien, der Vandalen in Nordafrika damit in Zuſammenhang bringen.

Ganz das Gleiche muß auch in den anderen Welttheilen zu Zeiten ſtattgefunden haben. Auch dort ſind Wanderungen erfolgt, die eine allmähliche Acclimatiſation in dem neuen Wohnſitz erforderten, wenn die Raſſe nicht benachtheiligt ſein ſollte. Es ließen ſich aber gewiß viele Punkte und viele Bevölkerungen finden, bei denen die Acclimatiſation auch jetzt noch nicht vollendet iſt, und die deshalb möglicherweiſe gegenwärtig noch unter den Folgen dieſes Zuſtandes leiden; denn die Wanderungen haben ſich theilweiſe noch bis in die neuere Zeit herein erſtreckt, wie denn beiſpielsweiſe die jetzigen Neuſeeländer ſicher als eingewandert betrachtet werden müſſen, abgeſehen von den ſonſtigen zahlreichen Wanderungen kleinerer Stämme im Bereich von

Polyneſien und Mikroneſien, über die Ratzel in ſeiner Anthropogeographie jüngſt eine Reihe von Belegen geſammelt hat. Aber auch aus Afrika liegen Berichte von größeren Wanderungen vor. So erwähnt Nachtigal in ſeinem Werke „Sahara und Sudan“ einen Araberſtamm, der in der Neuzeit bis an den Tſadſee gewandert iſt, und die Makololo, die urſprünglich nördlich der Kapkolonie etwa unter dem 30. Grad angeſiedelt waren, haben ihre Wohnſtätten in neuerer Zeit bis an den Zambeſi, alſo etwa um 15 Breitengrade gegen den Aequator zu hinaufverlegt.

In allen derartigen Fällen muß alſo Acclimatiſation ſtattfinden, wenn der Stamm nicht gefährdet ſein ſoll, und gewiß hat ſie thatſächlich in zahlloſen Fällen ſtattgefunden. Da möchte man denn doch fragen, ob nicht auch der Europäer, ſpeziell der Germane, im Stande ſein ſoll, ſich in anderen Breiten, und wären es ſchließlich die Tropen, zu acclimatiſiren.

Mir ſcheinen in dieſer Beziehung hauptſächlich drei Möglichkeiten vorzuliegen, die ich kurz noch beſprechen möchte.

Der Freiburger Zoologe, Herr Weismann, hat in einem auf der Straßburger Naturforſcherverſammlung gehaltenen Vortrage — der viel Beifall fand, ſo daß man annehmen darf, daß ſeine Ausführungen im weſentlichen von einem großen Kreiſe gebilligt wurden — auch die Frage der Erblichkeit erworbener Eigenſchaften berührt und dieſe Möglichkeit direkt in Abrede geſtellt. Wir hätten uns alſo nicht vorzuſtellen, wie man ſich das bisher eigentlich immer dachte, daß die verſchiedenen Menſchenraſſen mit der Anpaſſung, die ſie uns zeigen an die klimatiſchen Bedingungen, die ſie umgeben, an die Eigenart ihres Landes, das ſie mit ſeinen Produkten ernährt, und namentlich an die ektogenen Krankheiten ihrer Gebiete, daß dieſe Menſchenraſſen durch Vererbung und Summation individuell erworbener zweckmäßiger Veränderungen im Laufe zahlreicher

Generationen sich allmählich herausgebildet haben, sondern wir hätten uns vorzustellen, wie das Herr Weismann in seiner Diskussion mit Virchow durch ein Beispiel illustrirt hat, daß zufällig in irgend einem Individuum einer bereits bestehenden Rasse sich solche Eigenschaften finden, welche den neuen Bedingungen entsprechen, weshalb denn dieses Individuum die Aussicht besitzt, unter diesen geänderten Verhältnissen sich fortzupflanzen, während alle übrigen hinwegsterben. Auf diese Art denkt sich Herr Weismann, in rein darwinistischem Sinne also, die Entstehung einer neuen den klimatischen Verhältnissen angepaßten Rasse.

Es liegt mir ferne, auf diese Dinge, die ja gewiß der Anthropologie im höchsten Sinne angehören, hier näher einzugehen. Ich wollte dieselben nur erwähnen, weil jemand behaupten könnte, daß da der Weg bereits gewiesen sei, auf dem die Neubildung einer acclimatisirten Rasse auch in Zukunft erhofft werden dürfe.

Wenn schon die Aussicht auf eine derartige Acclimatisation, die ein Resultat der Auslese, des Kampfes ums Dasein wäre, wenig Tröstliches hätte, so scheinen mir auch die Voraussetzungen, von denen hier ausgegangen wurde, nicht die richtigen zu sein.

Sprungweise Veränderungen von dem Grade, wie sie hier angenommen werden müßten, um aus einer nicht acclimatisirten Rasse eine gegen das Klima und gegen die Malaria widerstandsfähige zu machen, sind in der Natur nicht möglich. Wenn es auch Europäer giebt, die sich in den Tropen wohl befinden, die dort gedeihen, so vermag niemand anzugeben, ob dies nicht gerade auf individuell erworbenen Eigenthümlichkeiten beruht, die sich dann allerdings nicht vollständig auf die Nachkommen vererben können. Ich bin also überzeugt, daß in den Kindern, den Enkeln die Merkmale der bisherigen Rasse, die gerade in der Nichteignung für das fremde Klima bestehen, wieder deutlicher hervortreten werden, weshalb dann eine solche Familie nach

einigen Generationen immer wieder aussterben muß. Und die Erfahrung bestätigt leider diese Auffassung, da wir ja gerade sehen, daß fast nirgends die Nachkommenschaft europäischer Väter, die ursprünglich und für ihre Person das Klima ganz gut ertragen konnten, über die vierte, höchstens fünfte Generation sich hinaus erhält.

Also auf diesem Wege, glaube ich, wird es nicht gehen. Da ist nun eine zweite Möglichkeit, auf die auch bereits von einigen Seiten in empfehlender Weise hingewiesen wurde, diejenige der Erzeugung einer Mischrasse zwischen Europäern und farbigen Eingeborenen, z. B. Afrikanern, die sich ja von selbst überall, wo Europäer hinkommen, in gewissem Maße vollzieht.

Man weiß nun allerdings, daß derartige Mischrassen sich widerstandsfähiger gegen die einheimischen ektogenen Infektionen verhalten, aber es ist doch im ganzen recht fraglich, ob bei einem derartigen Prozeß schließlich ein Vortheil herauskommt; denn voraussichtlich wird dabei andererseits ein relativer Verlust derjenigen Widerstandsfähigkeit, welche der Europäer gegen die endogenen Infektionen in höherem Maße besitzt, sich ergeben müssen, ganz zu schweigen von dem Defizit an geistiger und moralischer Energie, das die Mischrasse gegenüber den Europäern immer und überall zeigen muß. Die unschätzbare Erbschaft unserer höheren Kultur, die uns und unseren Nachkommen, nicht nur bildlich gesprochen, sondern thatsächlich in Fleisch und Blut übergegangen ist, würden wir hierbei wieder aufs Spiel setzen.

Wenn wir also auch hiervon absehen, so ist der letzte Weg, der endlich noch übrig bleibt, derjenige der allmählichen Anpassung. Es fällt mir nämlich keineswegs ein, die Möglichkeit eines allmähligen derartigen Prozesses in Abrede zu stellen, obwohl ich die Annahme einer sofortigen Acclimatisation und Kolonisation von Europäern in den Tropen in Uebereinstimmung mit den vorhandenen Erfahrungen bestreiten muß.

Ich wüßte wenigſtens, da ich mit der Darwin-Weismann'ſchen Theorie der Raſſenentwickelung durch Selektion mich nicht einverſtanden erklären kann, keinen anderen Weg, auf dem ich mir die Entwickelung dieſer zweckmäßigen Anpaſſungen an das Klima, wie wir ſie bei den farbigen Raſſen ſehen, genügend erklären könnte, als eben den der allmählichen, durch zahlreiche Generationen hindurch wirkenden Angewöhnung und erblichen Fixirung individuell erworbener Eigenſchaften.

Herr Weismann proteſtirt allerdings hiergegen und erklärt, es gebe kein Beiſpiel von Vererbung ſolcher durch äußere Einwirkung erzeugter individueller Eigenſchaften. Er beruft ſich darauf, daß die Reſulte der Uebung, des Gebrauchs oder Nichtgebrauchs einzelner Theile nicht auf die nächſte Generation übertragen werden, daß die Kinder des Klaviervirtuoſen die Kunſt des Klavierſpiels nicht erben, ſondern dieſelbe ebenſo mühſam erlernen müſſen wie der Vater; von ihrem Vater erbten ſie nichts, als was dieſer auch als Kind ſchon beſeſſen hat, eine geſchickte Hand und ein muſikaliſches Gehirn.

Es wäre gewiß ſehr wünſchenswerth, wenn die Wiſſenſchaft mit dieſen ſogar praktiſch bedeutſamen Dingen ſich einmal eingehend beſchäftigen würde, und ich bin überzeugt, daß dabei etwas ganz anderes herauskäme, als dieſe von Herrn Weismann vertretene Anſchauung. Gerade die Kulturvölker mit den vielerlei körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften, die ſich bei ihnen entwickelt haben, von denen viele für den Kampf ums Daſein zunächſt ganz ohne weſentlichen Belang ſind, würden gewiß zahlreiche Beweiſe liefern.

Um aber bei dem von Herrn Weismann gebrauchten Beiſpiele zu bleiben, ſo hieße es die Natur auf den Kopf ſtellen, wenn man verlangen wollte, daß das Kind, mit allen Fertigkeiten des Vaters ausgerüſtet, bereits zur Welt komme. Die Fertigkeiten können überhaupt niemals vererbt werden,

denn dieſe beruhen immer auf individueller Uebung, ſondern ſtets nur die Fähigkeiten, die Anlagen. Dahin gehört alſo die geſchickte Hand und das muſikaliſche Gehirn. Um aber von letzterem zu ſchweigen, ſo muß man ſich doch billig fragen, woher denn die Hand des Vaters ihre Geſchicklichkeit hatte. Herr Weismann würde antworten: vom Großvater, oder vielleicht von Großvater und Großmutter gleichzeitig. Aber wenn wir die Geneſe zurück verfolgen, ſo muß die Geſchicklichkeit doch einmal ihren Anfang genommen haben, und da iſt es mir denn nicht beſonders wahrſcheinlich, daß dieſe Entſtehung durch Selektion zu erklären ſei, indem die Menſchen mit zufällig geſchickterer Hand bezüglich ihrer Fortpflanzung im Kampfe ums Daſein bevorzugt geweſen ſeien, ſo daß durch allmähliche Summation der anfänglich nur geringen Vorzüge im Laufe der Zeit Sippen mit beſonders geſchickter Hand ſich herausbilden konnten.

Vielmehr glaube ich, wenn man Menſchenklaſſen, die gewerbsmäßig, z. B. in großen Induſtriebezirken, ſeit Generationen die Geſchicklichkeit ihrer Hände übten, wenn man dieſe genau unterſuchen würde, ſo würde ſich eine allmähliche erbliche Verbeſſerung der Anlagen herausſtellen, ohne daß dabei die Selektion, der Kampf ums Daſein eine Rolle geſpielt hat. Man darf nur niemals ſich vorſtellen, daß die Fertigkeiten vererbt werden ſollen, ſonſt geräth man auf Undinge; ſondern das Reſultat einer ganzen individuellen Lebensarbeit wäre nach meinem Dafürhalten nur eine geringe Verbeſſerung der erblichen Anlage, oder, um mich nach den Vorſtellungen Naegeli's, die von Weismann in dieſer Beziehung adoptirt worden ſind, auszudrücken, eine geringe Verbeſſerung an den Eigenſchaften des erblichen Keimplasma.

Jedenfalls aber iſt es ein Mißverſtändniß, wenn Weismann ſagt: auch die Sprache erben unſere Kinder nicht von uns,

obwohl nicht nur wir, sondern eine beinahe endlos scheinende Reihe von Vorfahren dieselbe ausgeübt hat, und wenn er daraus, daß Kinder hocheiviliſirter Nationen, iſolirt von Menſchen in der Wildniß aufwachſend, keine Sprache aufweiſen, einen Schluß gegen die Vererbung erworbener Eigenſchaften ziehen will. Die Sprache iſt allerdings eine Fertigkeit, die theils durch das Zuhören, theils durch eigene Uebung der Stimmwerkzeuge gewonnen werden muß, und die ohne Uebung ſich wie jede andere Fertigkeit überhaupt nicht entwickeln kann. Alſo, daß ſich dieſe Fertigkeit im iſolirten Zuſtande, bei aller mangelnden Anregung nicht entwickelt und daß die Anlage dann ſchließlich verkümmert, das beweiſt nicht das mindeſte im Sinne Weismann's.

Etwas anderes aber iſt es mit der Sprachanlage, und da muß, wer je ein normales Kind in ſeiner früheſten Entwickelung genau beobachtet hat, beſtätigen, wie die Sprachanlage, d. h. das Verſtändniß für Sinn und Inhalt des Geſprochenen, ſchon in ſehr früher Zeit in einem ganz überraſchenden Maße ſich entfaltet, ſo daß man gar nicht begreifen könnte, wie das Kind ſchon durch Erfahrung zu einer Vorſtellung von allen den Dingen und Beziehungen gelangt ſein ſollte. Vielmehr macht es ganz den Eindruck, als ob, ſowie das eben ausgeſchlüpfte Hühnchen zufolge eines ererbten Vorſtellungsganges nach den Körnchen zu picken beginnt, ebenſo in dem kindlichen Gehirn eine Menge von vererbten pſychiſchen Anlagen vorhanden ſei, welche dem Gedanken- und Gefühlsleben des civiliſirten Menſchen ihren Urſprung verdanken.

Ganz beſonders aber ſpricht, um auch das noch zu erwähnen, gegen die Weismann'ſche Theorie jene Unzahl erblicher nachtheiliger Anlagen, die wir, ohne daß es ſich dabei geradezu um „Krankheiten" handelt, namentlich bei den eiviliſirten Nationen antreffen. Ich erwähne beiſpielsweiſe die

Anlage zur Nervosität, die erbliche Neigung zur Korpulenz, die bei den Frauen oft erbliche Anlage zum raschen Verblühen u. s. w., lauter Dinge, von denen kaum jemand behaupten wird, daß sie ihren Besitzer im Kampf ums Dasein unterstützen und daß sie deshalb ein Anrecht auf erbliche Fixirung durch den Selektionsprozeß gewonnen hätten.

Wie gesagt, ein sicheres Urtheil läßt sich über diese Frage zur Zeit nicht gewinnen, solange nicht die Materialien gerade beim Menschen in einer gewissen Vollständigkeit und wissenschaftlich gesichtet vorliegen. Ich muß aber gestehen, daß ich hierin auf dem Standpunkt Virchow's stehe, der gerade in diesem Punkte Herrn Weismann gegenübertrat und die Möglichkeit der Vererbung erworbener Eigenschaften vertheidigte.

Jedenfalls ist sicher, daß wir bei gewissen sehr niedrig stehenden Organismen eine Vererbung erworbener Eigenschaften thatsächlich beweisen können, nämlich gerade bei den Infektionserregern, den Bakterien, wo niemand mehr zweifelt, daß man z. B. Milzbrandbakterien so züchten kann, daß sie ihre krankheitserregende Eigenschaft dauernd und erblich verlieren. Herr Weismann giebt dies zu, aber er behauptet, etwas derartiges sei nur auf der niedersten Stufe, bei den einzelligen Wesen, bei den höheren Organismen aber nicht mehr möglich. Nun sind die Bakterien allerdings einzellige Wesen, aber sie stehen darum noch keineswegs auf der niedersten Stufe der Organisation. Was aber die Hauptsache für uns bildet, so ist Herr Weismann den Beweis für den behaupteten fundamentalen Unterschied zwischen einzelligen und mehrzelligen Organismen in dieser Beziehung schuldig geblieben.

Die nähere Erwägung spricht also meines Erachtens bis jetzt dafür, eine allmähliche Anpassung von Menschenrassen an andere Klimate, also schließlich auch von Europäern an die Tropen, als möglich erscheinen zu lassen, wohlgemerkt indes nur

eine allmähliche, die aber durch zweckmäßige Vorkehrungen allerdings befördert werden könnte.

Es kommt immer nur darauf an, daß man sich die Sache nicht als ein rasch eintretendes und überhaupt leicht herbeizuführendes Ereigniß vorstellt. Die direkte Acclimatisation und Kolonisation von im gemäßigten Klima geborenen Europäern halte ich in den Tropen nach wie vor für unmöglich. Virchow hat zwar darauf aufmerksam gemacht, und gewiß mit vollstem Recht, daß eine Gradation in der Acclimatisationsfähigkeit unter den Europäern existire, indem die südlichsten Bevölkerungen, namentlich die Spanier, Malteſen, Sizilianer, wahrscheinlich entsprechend der Beimengung von semitischem (arabischem) Blut, sich viel befähigter dazu erweisen. Allein das würde ja für uns Germanen keinen direkten Nutzen bringen.

Aber auch die Acclimatisation der germanischen Nation erschiene nicht undenkbar, wenn man sich einen indirekten Weg hierzu vorstellt. Man müßte vielleicht an eine Art von „Acclimatisation par étappes" denken, aber nicht im Sinne der Franzoſen, die bei ihren Truppen etwas derartiges versuchten, indem sie dieſelben vor ihrer Ankunft in den Tropen zuerst ein halbes Jahr in subtropischen Regionen zubringen ließen. Dieſe Maßregel hat sich durchaus nicht bewährt. Da in einem halben Jahre keine eigentliche Angewöhnung stattfinden kann, so war die Wirkung nur die, daß die Truppen nach dieſer Zeit geschwächt, weil ihrer von Hauſe aus mitgebrachten Widerstandsfähigkeit beraubt, im tropischen Gebiet anlangten.

Einen Sinn aber hätte ein derartiges Vorgehen, wenn sich der Aufenthalt im subtropischen Gebiet nicht auf die Zeit eines halben Jahres, sondern auf die Dauer mehrerer Generationen belaufen würde, weil nur unter dieſer Bedingung eine wirkliche Acclimatisation der Raſſe und eine Umänderung der Natur zu erwarten steht. Ein derartiger Prozeß setzt ohne Zweifel ein

gewiſſes fröhliches Gedeihen voraus; wer von vornherein kränkelt und ſich herumſchleppt, wird weder ſich noch ſeine Nachkommen zu acclimatiſiren imſtande ſein. Ein ſolches Gedeihen aber iſt im ſubtropiſchen Afrika und namentlich im ſubtropiſchen Südamerika, wie uns die Berichte von dort übereinſtimmend verſichern, für die germaniſche Raſſe entſchieden möglich Vielleicht erleben wir von den holländiſchen Transvaal-Booren, die ſich ja ganz allmählich dem tropiſchen Gebiete nähern, mit der Zeit noch ein derartiges Experiment.

Unter dieſem erweiterten Geſichtspunkte betrachtet, erſcheint alſo die Acclimatiſations- und Koloniſationsfrage für die Zukunft als eine durchaus nicht ausſichtsloſe. Vielleicht werden es kommende Generationen der gegenwärtigen Reichsregierung, die ja mit ſo großer Vorſicht an dieſe Dinge herangetreten iſt, zu Dank wiſſen, daß ausgedehnte tropiſche Gebiete unſerer Nation geſichert wurden, die für den Augenblick allerdings beinahe nur durch die Handelsſtationen, die ſich in ihnen finden, von Werth erſcheinen. Für diejenigen aber, die ſchon früher ernten wollen, gäbe es nur einen Weg, und das wäre die wiſſenſchaftliche Erforſchung der ektogenen Infektionen, die ja hauptſächlich dem Europäer die Exiſtenz unter den Tropen unmöglich machen, insbeſondere der Malaria, und ferner die Auffindung eines geeigneten Mittels, um derſelben zu begegnen. Vielleicht wird auch bei uns in Deutſchland einmal die bakteriologiſche Erforſchung der Malaria auf das Programm geſetzt. Bis dahin aber und für eine direkte Koloniſation in der Gegenwart ſtehen die Ausſichten ſo ungünſtig, daß man wenigſtens auf Grund der bisherigen Erfahrungen und Thatſachen vor derartigen Unternehmungen nur warnen kann.

(668) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung“ erschienen:

National-Oekonomie, Statistik, Landwirthschaft.

18 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 9 Mark.

Beta, H., Der wirthschaftliche Werth der Wassernutzung durch Fischzucht. (174) ..... M.—.80
Braun, Karl (Wiesbaden). Der Weinbau im Rheingau. (77) ..... „ —.60
Emminghaus, A., Hauswirthschaftliche Streitfragen. Die Grenzen der hauswirthschaftlichen Produktions-Einschränkung. Markt- und Magazin-Verkauf. Die Dienstboten-Noth. Das Einfamilien-Haus statt der Miths-Kaserne. (84) ..... „ —.75
Engel, E., Der Preis der Arbeit. 2 Vorlesungen. 2. Aufl. (20/21) 1. Vorlesung: Wesen und Preis der Arbeit; 2. Vorlesung: Die Selbstkosten der Arbeit. ..... „ 1.60
Frentzel, Ueber die Landespferdezucht im Reg.-Bezirk Gumbinnen (237) „ 1.—
v. Holtzendorff, Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen. 2. Aufl. (40) ..... „ 1.—
Kapp, Ueber Auswanderung. (125) ..... „ —.75
Karsten, Maß und Gewicht in alten und neuen Systemen. (126) ... „ —.60
Kleinwächter, Die Nationalökonomie als Wissenschaft und ihre Stellung zu den übrigen Disciplinen. (408) ..... „ —.80
Lammers, Die geschichtl. Entwickelung des Freihandels. 2. Aufl. (85) „ —.80
Lette, Die Wohnungsfrage. 2. Aufl. (4 ..... „ —.60
Perels, Ueber die Bedeutung des Maschinenwesens für die Landwirthschaft. 2. Aufl. (28 ..... „ —.75
Schmoller, Ueber die Resultate der Bevölkerungs- und Moral-Statistik. 2. Aufl. (123) ..... „ —.60
Schönberg, Die Volkswirthschaftslehre. (184) ..... „ —.75
Settegast, Aufgaben und Leistungen der modernen Thierzucht. Mit einem Titelbild (106) ..... „ —.75
Vogel, Zur Geschichte der Liebig'schen Mineral-Theorie. (426) ..... „ 1.—
Votsch, Die Vertheilung der Menschen über die Erde und die Ursachen der verschiedenen Volksverdichtung in d. einzelnen Erdtheilen. (450) „ 1.—

Verlag von **J. F. Richter** in Hamburg:

Die Deutschen als Colonisatoren in der Geschichte von **Dr. H. Simonsfeld**, Dozent an der Universität in München. Mit einem Vorwort von Prof. **Dr. Fr. v. Holtzendorff** in München. Zweite Auflage. Gr. 8°, elegant brochirt Mk. 1.—

Die „Histor. Zeitschrift“ schreibt: In lebendiger und anschaulicher Weise wird das heutzutage besonders anziehende Thema entwickelt, und das Lob, das Franz v. Holtzendorff in dem beigegebenen Begleitwort dem Verfasser spendet, ist ein wohlverdientes. Alle erheblicheren Kolonisationen durch Deutsche sind aufgezählt, und wenn man oft genug wahrnimmt, wie unser Volk fremden Nationen Arbeitskräfte lieferte, so wird der Wunsch um so mächtiger, daß die nationalen Hoffnungen sich erfüllen und es endlich aufhören möge von uns zu heißen: sic vos, non vobis!

Der Weinstock
in Privatgärten und als Hausschmuck.

Praktische, leichtfaßliche Winke zur Pflege des Weinstockes
für Gärtner und Gartenfreunde
von **C. A. J. Kruse**.
Mit Holzschnitten. — Preis Mk. 1.50.

Digitized by Google

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg, Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Morell Mackenzie.

Singen und Sprechen.

Pflege und Ausbildung der
menschlichen Stimmorgane.

Deutsch von Dr. J. Michael.
Mit Bildnis des Verfassers u. 19 Abbildg. — Gebunden M. 6.—.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg.
Hohe Bleichen 18.

Immanuel Kant.

Sämmtliche Werke.

In chronologischer Reihenfolge
herausgegeben von
G. Hartenstein.
8 Bände. gr. 8°.
Br. M. 36.—, geb. M. 48.—.

Kritik der Urtheilskraft.

Herausgegeben von
Benno Erdmann.
2 Stereotypausgabe. gr. 8°.
Brosch. M. 2.—, gebunden M. 2.80.

Kritik der reinen Vernunft.

Herausgegeben von
Benno Erdmann.
3., mehrfach verbesserte Stereotypausgabe. Mit Kant's Bildniss.
gr. 8°. Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.80.

Bildniss.

Nach Stobbe, gestochen von Preisel und Geyer.
P. Chinesisches Papier M. 1.—.

Erfahrung und Denken.

Kritische Grundlegung der
Erkenntnisstheorie.
Von
Johannes Volkelt,
Prof. der Philosophie a. d. Universität Basel.
gr. 8°. M. 13.—.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg
Hohe Bleichen 18.

Die
Bildung der Gesangsregister.

Für Musiker und Aerzte
von
Dr. F. Michael
in Hamburg.
Mit 23 Holzschnitten. 8°. Geb. M. 2.—.

Die Haut

als Vermittler der Erkältungskrankheiten.
Von
Stabsarzt a. D. Dr. **E. Lier.**
Badearzt in Kreuznach.
Sonderabdruck aus Monatshefte für praktische Dermatologie 1887.
gr. 8°. Preis 80 Pfennig.

Ueber den
Ursprung des Todes.

von
Dr. Alexander Goette,
Professor in Rostock.
Mit 18 Original-Holzschnitten.
gr. 8°. Preis M. 2.—.

Verlag von Leopold Voss in Hamburg.
Hohe Bleichen 18.

Soeben erschien:

Das Büchlein
vom
Leben nach dem Tode
von
Gustav Theodor Fechner.
3. Auflage. kl. 8°. Preis M. 1.50,
geb. Mk. 2.50.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

Carrand
VIII. 17

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 19.

Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Bauthätigkeit der Menschheit.

Vortrag
gehalten im Verein für Erdkunde zu Sondershausen
von
Paul Stade.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung“ erschienen:

Geographie.

(22 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11 Mark.)

Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) ..... M. —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) ..... „ 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) „ —.60
Buchholtz, Land und Leute in Westafrika. (257) ..... „ 1.—
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204) „ —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) ..... „ 1.—
v. Hochstetter, Der Ural. (181) ..... „ 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) ..... „ 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) ..... „ —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) ..... „ 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) ..... „ —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) ..... „ 1.—
Neumayr, Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens. (392) ..... „ —.60
Sadebeck, Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europ. Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) ..... „ 1.40
v. Seebach, Central-Amerika und der interoceanische Canal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) ..... „ 1.—
Treutlein, Die Durchquerungen Afrikas. Mit einer Karte. (433/434) „ 2.—
Wagner, Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) ..... „ —.60
Wattenbach, Algier. 2 Abz. (35) ..... „ 1.—
v. Zittel, Das Wunderland am Yellowstone. (468) ..... „ —.60

In den früheren Jahrgängen der „Zeit- und Streitfragen“ erschienen:

Vermischtes.

29 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 21.75 Mark. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf.

Beta, H., Die Geheimmittel- u. Unsittlichkeits-Industrie i. d. Tagespresse. (11) ..... M. 1.—
—, Wohl- und Uebelthäter in unseren Großstädten. (61) ..... „ 1.—
Dannehl, Die Verfälschung des Bieres. Ein Wort an das Reichskanzler-Amt. (100/101) ..... „ 1.80
Engel, Aus dem Pflanzer-Staate Julia. Kulturgeschichtliche Streiflichter aus der Gegenwart. (146) ..... „ 1.20
Gätschenberger, Nihilismus, Pessimismus und Weltschmerz. (152) .. „ 1.—
Heinze, Ueber die Fremdwörter im Deutschen. (106) ..... „ —.80
Horwicz, Wesen und Aufgabe der Philosophie, ihre Bedeutung für die Gegenwart und ihre Aussichten für die Zukunft. (78) ..... „ 1.40
Kirchner, Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters. (186/187) „ 2.—
Kleinwächter, Zur Philosophie der Mode. (129) ..... „ 1.—
Laas, Zur Frauenfrage. (184) ..... „ —.80
Lammers, Anleitung zum Guten. (N. F. 11) ..... „ 1.—
—, Umwandlung der Schenken. (195) ..... „ —.80
Mannhardt, Die praktischen Folgen des Aberglaubens mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Preußen. (97/98) ..... „ 1.60
Meyer, J. B., Fichte, Lassalle und der Sozialismus. (110/111) ... „ 1.60
Ney, Ueber den Einfluß des Waldes auf das Klima. (N. F. 5) .... „ 1.—
Nippold, Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens. Mit einem literarisch-kritischen Anhang über die Quellen und Bearbeitungen der Hexenprozesse. (57/58) ..... „ 2.—
Pfleiderer, Der moderne Pessimismus. (54/55) ..... „ 1.80

(Fortsetzung siehe 3. Seite.)

Ueber den
Einfluß des Klimas und der geographiſchen Verhältniſſe auf die Bauthätigkeit der Menſchheit.

Vortrag
gehalten im Verein für Erdkunde zu Sondershauſen
von

Paul Stade.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Es ist wohl kaum in Zweifel zu ziehen, daß die klimatischen Verhältnisse eines Landes, seine geographische Lage und Formation von wesentlicher Bestimmung auf die allgemeinen Lebensformen, Sitten und Gebräuche seiner Bevölkerung sein müssen, daß sie hauptsächlich es sein werden, welche derselben ihren — nur ihr eigenthümlichen — Charakter verleihen werden und daß man also durch genauere Betrachtung dieser Verhältnisse bis zu einer gewissen Grenze imstande sein muß, die Sonderheiten der einzelnen Völkerschaften auf ihre Ursachen zurückzuführen.

Da sich nun aber alle Handlungen, jede Thätigkeit eines Volkes aus seinem allgemeinen Charakter entwickeln, so muß es wohl auch eine lösbare Aufgabe sein, den Einfluß festzustellen, welchen das Klima und die geographischen Verhältnisse speziell auf die Bauthätigkeit der Menschheit ausgeübt haben; eine Aufgabe allerdings, deren erschöpfende Bewältigung einen sehr breiten Raum und eine bessere Kraft als die meine in Anspruch nehmen würde und mich daher von vornherein zwingen muß, andeutungsweise zu verfahren, nur Einiges — und vielleicht gar nicht einmal das Wichtigste — anzuführen.

Liegt es nicht klar auf der Hand, daß schon die Temperatur allein, die größere oder geringere Wärme, sowie die Art des Wechsels derselben bei der Errichtung aller Art von Gebäuden, Gotteshäusern, Wohn- und Versammlungsräumen und sonstigen

der Oeffentlichkeit geweihten Stätten, ein gewichtiges Wort mitzureden hat; da ja nach ihrer Beſchaffenheit ſich mehr oder weniger dringend ein Schutz gegen Hitze oder Kälte nothwendig machen wird. Es muß alſo auch dieſer Einfluß des Klimas ſich deutlich ausprägen, entweder an den ganzen Formen, der ganzen Anlage eines Bauwerkes, oder doch an einzelnen außergewöhnlichen Erſcheinungen an demſelben.

Darf man auch ſehr viele auffällige Bildungen — namentlich an öffentlichen Bauten — nicht einfach auf Rechnung des Klimas ſetzen — weil gerade in dieſem Falle ſo mancherlei Rückſichten beſtimmend einwirken können, Gewohnheit oder Nachahmungsſucht oft den Ausſchlag geben — ſo bleiben doch immerhin noch genug auffällige Unterſchiede zwiſchen den Bauweiſen ganzer Landſtrecken beſtehen, ſo daß man an ihnen die Einflüſſe der Witterung immerhin mit ziemlicher Beſtimmtheit verfolgen kann.

So deckten beiſpielsweiſe die alten Aegypter ihre Gebäude ganz flach zu, weil das außerordentlich trockene — faſt völlig regenloſe — Klima ſie nicht zwang, auf einen Abfluß für die ſich ſammelnde Feuchtigkeit Bedacht zu nehmen, während wir ſonſt bei den alten Völkern — eben des Regens wegen — faſt überall auf ein leicht gehobenes Dach ſtoßen. Meder, Perſer, Babylonier, Griechen und Römer bedienten ſich übereinſtimmend des Giebeldaches, deſſen Winkel aber doch noch ein geringer iſt, weil in jenen Gegenden verhältnißmäßig wenig Niederſchläge ſtattfinden. Dagegen finden wir im nördlicheren Europa, in Deutſchland, Frankreich und England, von Anbeginn der Geſchichte jener Länder zumeiſt den ſpitzen Giebel, welcher dem häufiger auftretenden Regen entſpricht, ſein Eindringen in das Gebäude vereitelt und ihm einen raſchen Abfluß bereitet.

Ganz beſonders in Deutſchland machte der lange Winter mit ſeinen anhaltenden Schneefällen und ſeinem nicht minder ausgiebigen Regen dieſe ſteilen Dächer faſt unumgänglich, und

ein deutlicher Beweis für die zwingende Nothwendigkeit beregter Form ist es wohl, daß die Dächer — oft recht unschön — in den drei genannten Ländern bei allen im Laufe der Zeiten auftretenden Baustilen fast unverändert dieselben blieben, so schwer es auch oft gewesen sein mag, sie mit dem Geist des herrschenden Stiles zu verschmelzen.

Dem trockenen und über Gebühr heißen Klima ist es wohl auch zum weitaus größten Theile — wenn nicht ganz und gar — zuzuschreiben, daß die alten Völker und unter diesen wieder vornehmlich die Aegypter ihre Gebäude aus Mauern zusammensetzten, welche nach unseren Begriffen ganz unglaubliche Stärken aufweisen, daß sie ferner die Räumlichkeiten in denselben so hoch als möglich gestalteten, auf die Anwendung von Fenstern fast gänzlich Verzicht leisteten und die nothwendige Beleuchtung durch die Thüröffnung oder durch Luken an der Decke bewirkten. Denn gewiß erreichte diese seltsame Bauart ihren Zweck vollkommen, indem die großen Steinmassen der Einwirkung der Sonne entgegenarbeiteten, die Gluth der Luft vom Innern des Gebäudes abhielten, demselben eine erfrischende, belebende Kühle verschafften.

So schützten sich ja auch die Völker, welche längs des arabischen Meerbusens wohnten, gegen die unbequeme Hitze, indem sie ihre Wohnstätten in die Felsen hieben, oder wohl auch gleich in natürlichen Felshöhlen aufschlugen.

Gleicherweise haben die Inder ihre Tempel und Klöster zum großen Theil ganz in den felsigen Berg hineingehauen, wobei sich Grotten und Hallen von fast unglaublicher Ausdehnung befinden, deren Herstellung ganz unendlich viel Zeit und Mühe verursacht haben muß. Bei einzelnen dieser Gotteshäuser ist sogar nach Vollendung des Inneren der Berg auch von außen abgesprengt worden, so daß nun ein monolither, aus einem einzigen mächtigen Steine bestehender Tempel von groß-

artiger Ausdehnung vor uns steht. Staunend fragen wir uns vor diesen Wundern der Form und Technik, ob denn bei diesem unbegreiflichen Aufwand an Zeit und Arbeit nur Forderungen des Kultus bestimmend gewesen seien, oder ob nicht vielmehr das Bestreben vorgewaltet habe, die geheiligten Stätten der glühenden, brennenden Einwirkung der Sonne zu entziehen, und wir werden schwerlich fehlgehen, wenn wir letzteren Grund als den älteren, ursprünglicheren annehmen, wodurch allerdings nicht geleugnet sein soll, daß an seine Stelle später der erstere getreten sein kann.

Auch in den Trümmerresten der babylonischen und assyrischen Herrscherpaläste, welche neuerdings in der Nähe der Dörfer Nimrud, Chorsabad und Kudjundschik aufgedeckt worden sind, läßt sich — betreffend die Stärke der Mauern — dieselbe Wahrnehmung machen, wie bei den eben besprochenen Völkerschaften, ja selbst griechische und römische Paläste und Tempel machen keine Ausnahme, überall sehen wir das Bestreben, die Wärme, welche die Sonne in überreichem Maße spendet, durch starke Mauern unschädlich zu machen, aus den Baulichkeiten fern zu halten.

Mauern in der Stärke von $1^1/_2$—3 Meter sind bei Griechen und Römern häufig anzutreffen, während die Aegypter, Assyrer und verwandten Völkerschaften 5, ja sogar 6 Meter tiefe Umfassungsmauern der Gebäude aufzuweisen haben. Diese Beispiele für die erstaunliche Dicke der Wände ließen sich noch bedeutend ergänzen und durch Zahlenangaben weiter ausführen, doch dürfte das Angeführte wohl hinreichend genügen, um uns zu überzeugen, daß hierbei das Klima, die trockene Sonnenhitze, wenn nicht ganz allein bestimmend für die so auffällige Form, so doch ausschlaggebend gewesen sein muß.

Baut man in neuerer Zeit in jenen heißen Gegenden nicht mehr in der nämlichen Weise, ist die auffällige Stärke der

Wände nicht mehr anzutreffen, so liegt die Begründung für diesen Systemwechsel — abgesehen davon, daß die Alten augenscheinlich weit über das Bedürfniß hinausgingen und Zeit, Arbeitskraft und Material verschwendeten — wohl hauptsächlich darin, daß die Einwohnerschaft durch Krieg und Noth aller Art materiell und geistig bedeutend zurückgegangen ist und sich infolgedessen mit der nothwendigsten Einrichtung behelfen muß; theilweis allerdings haben auch im Laufe der Jahrhunderte andere Ansichten Platz gegriffen, sucht man den nöthigen Schutz auf andere Weise zu erhalten.

Aber es ist auch nicht nur die Stärke der Wände, in welcher sich der Einfluß des heißen Klimas auf die Bauweise bekundet, sondern noch viel deutlicher zeigt sich derselbe in der ganzen Anlage der Gebäude und auch in dieser Beziehung treffen wir bei den verschiedenen Völkern eine merkwürdige Uebereinstimmung. Sehen wir uns den Plan des Wohnhauses z. B. etwas näher an.

Durch die von einem säulengetragenen Portikus oder durch ein Vordach beschattete Pforte des altägyptischen Wohnhauses gelangte man in einen Hof, der von Säulengängen umgeben, und vermuthlich zum Empfange der Gäste bestimmt war, hinter demselben aber lag — selbst bei kleinen Häusern — ein zweiter schattiger Hof, an welchen sich rechts und links die Wohnräume anlegten. Eine Terrasse mit auf Säulen ruhendem Dache schloß das meist nur einstöckige Gebäude nach oben ab.

In einer ganz ähnlichen Weise ist auch die griechische Wohnung schon in den Zeiten des Homer angelegt, wie die vor einigen Jahren auf der Insel Theaki (Ithaka) aufgefundenen Reste eines Königshauses zeigen, in welchen man die Wohnung des Odysseus sehen zu dürfen glaubt. Auch hier sind die Wohnräume um einen in der Mitte liegenden Hof gruppirt, dessen Lage ihn sichtlich als einen hauptsächlichen Bestandtheil

des ganzen Baues kennzeichnet, ihm eine ganz andere Bedeutung beimißt, als er bei uns genießt.

Ist die Erbauung dieses Königshauses in eine sehr frühe Zeit zu verlegen, so hat doch die Form der späteren griechischen — und nicht minder der römischen — Häuser noch ganz dasselbe Gepräge bewahrt, worüber uns unter anderem die ausgegrabenen Städte Herkulanum und Pompeji deutlichen Aufschluß geben. Auch hier sehen wir dieselbe eigenthümliche Anordnung! Nach außen, nach der Straße zu, höchst selten ein Fenster, fast gar keine Oeffnung, überall nur kahle, fast schmucklose Wände, alles Leben der Architektur, aller oft sehr verschwenderisch angewendete Schmuck ist für das Innere des Bauwerkes aufgehoben, wo ein oder mehrere reich ausgestattete Höfe den eigentlichen Aufenthaltsort der Familie, die Empfangsräume für die Gäste des Hauses bilden.

Um diese Höfe herum liegen in ein- oder zweistöckigem Bau die Wohn- und Schlafräume, welche aber auch nach dieser Seite hin selten ein Fenster aufzuweisen haben, sondern gemeinhin nur durch eine Thüröffnung Luft und Licht erhalten.

Diese ganze, für uns recht befremdlich erscheinende Einrichtung ist sichtlich nur durch das Bestreben entstanden, den Aufenthalt im Hause recht erfrischend zu gestalten, die übergroße Hitze — welche der bekannte ewig blaue Himmel mit sich führt — von den Wohnräumen fern zu halten, wenngleich sie auch lebhaft unterstützt wurde durch die eigenthümliche Stellung der Frauen und ihr gänzliches Ausschließen vom öffentlichen Leben.

In den arabischen Ländern am Mittelmeere, in Tunis und Marokko, sind die Gebäude heutigen Tags noch in derselben Weise angelegt, in gleicher Weise den Hof als Mittelpunkt des Ganzen betonend, welcher — wie im Alterthum — von Säulenhallen umgeben und durch ein Wasserbecken geschmückt wird. Auch hier ist die Außenwand des Hauses fensterlos und ohne

Unterbrechung der monotonen Form, auch hier sind die Wohngemächer mit dem Hofe unmittelbar in Verbindung gebracht, und die gesammte Anlage weist deutlich darauf hin, daß das heiße Klima die Erbauer veranlaßte, auf solche Weise für Schatten und Kühle zu sorgen.

Allerdings nehmen die Frauen bei den Muhamedanern eine ganz ähnliche Stellung ein, wie im Alterthum, da sie mit noch größerer Strenge vom öffentlichen Leben ausgeschlossen werden als jene, und es läge deshalb bei der ganz unverkennbaren Aehnlichkeit der Hauseinrichtung der Gedanke recht nahe, daß die Familienverhältnisse viel mehr als das Klima ihren Einfluß auf die Gestaltung des Hauses ausgeübt haben, wenn wir nicht durch einen Blick auf die europäische Türkei belehrt würden, daß dies keineswegs der Fall ist; denn trotzdem die Stellung der beiden Geschlechter zu einander ganz eben so ist, huldigen die Türken doch einem ganz anderen Baustil und können dies auch, weil das mildere Klima am goldenen Horn ihnen eine zeitgemäßere, mit der europäischen Bauweise im Einklang stehende Einrichtung des Hauses gestattet, welche dabei immerhin die Absonderung der Frauen ermöglicht.

Endlich sei noch bemerkt, daß in Spanien auch heute noch in vielen Häusern der Hof eine Hauptrolle spielt, besonders schön ausgestattet wird, in seiner Mitte eine Fontäne erhält und durch seine Lage als schattigster, vor der Wärme am meisten geschützter Raum des Hauses vielfach als Empfangssalon benutzt wird, der die Familie und ihre Freunde vereinigt. Schwerlich aber haben wir es hier noch mit einem baulichen Ueberrest aus der Zeit der römischen Herrschaft in Spanien zu thun, welches sich Jahrhunderte lang durch alle Baustile in seiner charakteristischen Form erhalten hat, sondern diese Einrichtung zeigt — bei dem trocknen, heißen Klima Spaniens unverkennbar — auf Einflüsse der Witterung hin.

In der Neuzeit haben die Formen der Bauwerke in Griechenland sowohl, als auch in Italien eine gegen früher gänzlich veränderte Gestalt angenommen. Der sonst so wichtige Hof (das Atrium) ist verschwunden, der ganze Bau hat sich der Weise des nördlichen Europa sehr genähert und dennoch wird er auch in dieser Gestalt den Anforderungen des Klimas gerecht. Ausgegangen ist diese Umgestaltung wohl von dem im zehnten Jahrhundert auftauchenden byzantinischen Hause, dessen oberes Geschoß eine Halle zeigt, welche gewöhnlich durch die ganze Tiefe geht und — von Wohnzimmern umgeben — das gemeinschaftliche Familienzimmer bildet.

Die vollzogene Aenderung ist wohl diesmal nicht ohne Beziehung zu der veränderten Stellung der Frauen, denn in dem Maße, in welchem sie aus der verborgenen Stille des Hauses hervortreten, um immer entschiedener am öffentlichen Leben theilzunehmen, scheint sich auch die bauliche Einrichtung des Hauses verändert zu haben. Neugier und Eitelkeit drängen eben nach außen und wollen befriedigt sein. Und wenn wir ihn auch gleich nicht als den alleinigen anzusehen haben, so ist doch jedenfalls dieser Grund mitbestimmend gewesen dafür, daß an Stelle des Hofes nun der Balkon getreten ist.

Derselbe ist eine weite, geräumige Halle im Innern des Hauses, dessen Wand in der ganzen Länge des Balkons geöffnet ist, gewöhnlich schließt er auch mit der Umfassungsmauer ab und nur selten baut er sich noch über dieselbe hinaus der Front des Hauses vor. In Folge seiner großen Tiefe und günstigen Lage bleibt er — gleich dem antiken Atrium — den Tag über verhältnißmäßig kühl und gewährt so einen erquickenden Aufenthalt. Es hat sich also im Laufe der Zeiten die äußere Form gänzlich geändert, das durch das Klima bedingte Prinzip aber stetig erhalten.

Dieser Balkon, der keine bloße Zier der Außenseite des

Hauſes, ſondern als ein wichtiger, organiſcher Theil desſelben aufzufaſſen iſt, hat ſich im ganzen ſüdlichen Europa einen feſten Platz geſichert, er fehlt dem Hauſe ſelten und giebt ihm ein eigenes Gepräge. Seine nördliche Grenze wäre ungefähr in Venedig zu ſuchen, deſſen Architekturen durch ihn ihren ſchönſten Schmuck, ein außerordentlich leichtes, luftiges Ausſehen erhalten. Von Norditalien ab tritt er nur vereinzelt und in ſehr verkümmerter Geſtalt auf, ſeine Bedeutung erliſcht in unſerem gemäßigten Klima gänzlich, er iſt kein feſtes Glied des Hauſes mehr, ſondern klebt ihm nur noch äußerlich an.

Dagegen erſcheint im Norden der Erker recht häufig, ein Ausbau des Wohnzimmers, der die Annehmlichkeit des Balkons mit der des geſchloſſenen Zimmers verbindet und ſo den Forderungen unſeres Klimas eher gerecht wird als der letztere.

Die größere, nördliche Hälfte Europas hat die antike (griechiſch-römiſche) Bauweiſe niemals angenommen, weil einmal unſere Vorfahren an einen ſo ſoliden Bau in jener Zeit überhaupt nicht dachten und das Holz, welches in der Hauptſache das Material für ihre Bauwerke gab, dem römiſchen Stile widerſtrebte, ſodann aber wohl auch, weil ſie die unklare Empfindung haben mochten, daß dieſe Formen für ihre rauheren klimatiſchen Verhältniſſe, für ihre Bedürfniſſe nicht zweckentſprechend ſeien.

Wohl ſind die Römer bei ihren Anſiedelungen in Gallien und Germanien ihren heimiſchen Einrichtungen trotz des ſtrengeren Klimas treu geblieben, aber kein einziges Zeichen ſpricht dafür, daß die unterjochten Völkerſchaften — auf deren Lebensart und Bildung ſie ſonſt nicht ohne Einfluß geweſen ſind — in dieſer Hinſicht von ihnen etwas angenommen hätten. Selbſt die eigenthümliche Bevorzugung, welche der Hausbau des Mittelalters und der Renaiſſance dem Hofe angedeihen ließ — eine Bevorzugung, welcher ſehr wohl das antike Atrium als Vorbild

gedient haben kann — hat im nördlichen Europa höchſt ſelten Nachahmung gefunden, wenngleich ſich hier ein gewiſſer Einfluß nicht ableugnen läßt.

Das nordiſche Haus iſt in ſeiner ganzen Einrichtung auf den Widerſtand gegen die Unbilden der Witterung zugeſchnitten, es muß vor allen Dingen Schutz gegen die überwiegende kalte Jahreszeit bieten und iſt demgemäß in viel feſteren zuſammenhängenden Maſſen gebaut, kurzum, es folgt dem entgegengeſetzten Prinzip.

Im Norden iſt von jeher die Halle mit ihrem anheimelnden Kaminfeuer der Verſammlungsort, das Hauptgemach des Hauſes geweſen, an das ſich die Wohnzimmer flankirend anſchließen. Wie der Süden immer nur auf Schutz vor Sonne und Sonnengluth Bedacht nahm und es ſelbſt heute noch nicht zu brauchbaren Feuerungsanlagen gebracht hat, weil er Herbſt- und Winterkälte nicht ſonderlich zu fürchten Urſache hat, ſo bildete der Norden die Angelegenheiten der Heizung beſonders ſtetig aus, that ſich in der Erfindung neuer Oefen und Rauchfänge nie genug und wußte — durch das Klima unaufhaltſam gedrängt — immer beſſere Einrichtungen zu treffen, die endlich in dem wunderthätigen ruſſiſchen Schlot und der Centralheizung ihren vorläufigen Abſchluß gefunden haben. Dort ein faſt ängſtliches Vermeiden der Fenſter im Alterthum, ein möglichſt ſpärliches Anbringen in der Neuzeit, um der Sonne thunlichſt die Einwirkung auf die Wohnſtätte zu entziehen, hier dagegen ſo viele Fenſter als irgend möglich, um auch an trüben Tagen die Wohlthat des Tageslichtes nicht zu entbehren, um der Sonne zu geſtatten, die Räume mit ihrer belebenden Wärme zu durchfluthen. Dort das Haus weitläufig, auf möglichſt großer Grundfläche angelegt, hier die Zimmer dicht aneinander gereiht, um Wind und Wetter auf eine nur kleine Fläche einwirken zu laſſen. Kurz, dort wie hier die Bauart den Eigenheiten des Klimas entſprechend eingerichtet.

Im allgemeinen laſſen ſich die Einflüſſe des Klimas auf die Bauweiſe der Völker beſſer im Alterthum, überhaupt in der Vergangenheit verfolgen, als in der Neuzeit, welche — wie in mancher anderen Hinſicht auch — die Unterſchiede immer mehr abſchleift, verfeinert, die Bauwerke in eine Art Uniform ſteckt, ſo daß ſie in den verſchiedenen Ländern einander zu gleichen anfangen, wie ein Ei dem anderen. Der Geiſt der Neuzeit, die allbeherrſchende Mode ſetzt ſich auch vielfach über die durch das Klima gebotenen Rückſichten — allerdings nicht gerade zum Vortheil der Menſchheit — kühn hinweg.

Doch werden wir trotz alledem ſtets wieder finden, daß, je rauher und unfreundlicher ſich in einem Lande das Klima gebärdet, deſto anheimelnder und ſchützender die Wohnſtätten in ihrer ganzen Anlage und Einrichtung werden. Und umgekehrt — je ſonniger und freundlicher das Klima, deſto weniger denkt man daran, das Haus zu einem angenehmen Aufenthaltsorte zu geſtalten, denn in ſolchen Gegenden wickelt ſich der geſammte Verkehr, das ganze Leben mehr auf der Straße, im Freien ab, und das Haus ſinkt faſt zur Bedeutung einer Nachtherberge herab, bis es in den heißeſten Klimaten als ſchützend vor der unerträglichen Hitze in ſein Recht wieder voll eingeſetzt wird.

In den Tropen zwingen die fiebererzeugenden, feuchten Ausdünſtungen des Bodens vielfach dazu, die Hütten auf Pfahlroſte zu ſetzen, ſo daß ſie von der Erde gänzlich iſolirt werden, ſich 5—15 Fuß über dem Erdboden befinden. Zur Verwendung gelangt hierbei nur das Material, welches ſich am leichteſten beſchaffen und mit dem primitiven Handwerkszeug der Einwohner ohne Schwierigkeiten bearbeiten läßt, Holz, Baſt und Blätter. Die Seitenwände ſolcher Wohnungen beſtehen gewöhnlich aus Flechtwerk, welches, je nachdem es die Witterung erlaubt, entfernt werden kann; die Dächer ſind oft in ſehr kunſtvoller Weiſe mit Blättern gedeckt.

Solche Hütten findet man faſt ausſchließlich auf den Luiſiaden, auf Tahiti, den Freundſchafts-, Geſellſchafts- und Mendozas-Inſeln, und ihr Vorhandenſein erinnert überall daran, daß die wunderbare, mit einer Fülle von ſehenswürdigen Formen und Farben, einem landſchaftlichen Reize ſondergleichen ausgeſtattete Natur der Tropen mit Gefahren droht, denen man nur durch die größte Vorſicht zu entgehen vermag.

Auch die Bauten im Innern Nordafrikas zeigen durch ihre ganze Anlage den Einfluß des Klimas auf das Deutlichſte. Die faſt unerträgliche Sonnengluth veranlaßt hier zu einer ganz eigenthümlichen Anlage der Städte, in denen man eigentliche Straßen gar nicht kennt. Die Häuſer ſind vielmehr ſo dicht aneinander gerückt, daß zwiſchen ihnen nur ſchmale Gänge übrig bleiben, in welchen zur Noth zwei Menſchen einander auszuweichen vermögen. Dabei ſind dieſe Gänge auch noch vollſtändig überdeckt durch die hervorragenden oberen Stockwerke der Häuſer, ſo daß ſie auch am Tage gänzlich dunkel ſein müßten, wenn nicht von Zeit zu Zeit eine Art kleinen Lichthofes, ein freigelaſſenes Stück, für nothdürftige Beleuchtung ſorgte. Nur die einzige Hauptſtraße des Ortes, welche vom Thore nach dem Marktplatze führt, iſt etwas breiter angelegt, immerhin aber auch ſo, daß ſie ſtets im Schatten liegt. Dieſes Aneinanderrücken der Häuſer verbannt — ſo weit als das möglich iſt — die Hitze aus der Stadt und erlaubt auch in der beſonders warmen Tageszeit einen Verkehr außerhalb des Hauſes, ohne daß man ſich deshalb einer beſonderen Beläſtigung auszuſetzen Urſache hätte.

Die Bauart des — ſelbſtverſtändlich ganz ſchmuckloſen, außen und innen gleich reizloſen — Hauſes iſt eine äußerſt einfache und folgt im allgemeinen den Normen, welche wir im Alterthume bei Aegyptern und Griechen kennen gelernt haben. So tritt man z. B. in Rhat durch eine Vorhalle, Skiſa genannt,

in einen viereckigen Hofraum, von welchem aus nach allen Seiten kleine Thüren in die Zimmer oder Magazine führen. Ein zweites Stockwerk zeigt keines der Gebäude in Rhat und ebenso sind Fenster oder fensterartige Oeffnungen gänzlich unbekannt. Genügt das durch die Thüröffnung fallende Licht nicht zur Erleuchtung des Raumes, so werden, um dem Uebelstande abzuhelfen, Löcher von beliebiger Zahl und Form in die Lehmwand gestoßen und — sobald sie nicht mehr nöthig sind — wieder zugestopft.

Etwas anders sehen die Häuser in dem nördlicher gelegenen Rhadames aus. Hier fällt der Hof ganz fort, dafür aber besitzt jedes Haus zwei Stockwerke, welche oben durch ein von hohen Mauern umgebenes flaches Dach abgeschlossen werden. Letzteres dient während des Tages der Frau zum Aufenthaltsort für die Verrichtung aller wirthschaftlichen Arbeiten, ist nachts — wenigstens in den Sommermonaten — die Schlafkammer des Hausherrn und besitzt in seiner Mitte ein großes viereckiges Loch, durch welches das Licht in den darunter liegenden einzigen Wohnraum der Familie füllt. In der Mitte der Wände desselben sind nischenartige Vertiefungen angebracht, die als Schlafstellen für die Familienmitglieder dienen, während die Räumlichkeiten des Erdgeschosses nur als Magazin benutzt werden und vollständig dunkel sind. Unverkennbarer als hier ist wohl nirgends der Zweck des südlichen Hauses, Schutz gegen die Sonnenhitze zu gewähren, ausgesprochen und jedenfalls dürfte unter den gegebenen klimatischen Verhältnissen diese Bauart die zweckentsprechendste sein.

Eine der seltsamsten und unerklärlichsten Erscheinungen in der Kulturgeschichte sind die Pfahlbauten, über deren Veranlassung man wohl stets nur in Vermuthungen reden kann, da sich eine nach jeder Seite befriedigende Erklärung für dieselben nicht finden läßt. Pfahlbauten trifft man an den verschiedensten Stellen

unſeres Planeten, faſt bei allen Völkern, die an größeren Waſſern wohnen oder gewohnt haben, ſo beiſpielsweiſe in Irland, in den Marſchen des Euphrat, am Tſchadſee in Central-Afrika, bei den Papuas in Neuguinea und außerordentlich häufig an den Schweizer Seen und in Deutſchland. Am allgemeinſten iſt wohl die Annahme, daß die Furcht vor den Beläſtigungen durch Raubthiere die Veranlaſſung zur Errichtung dieſer eigenthümlichen Behauſungen gegeben habe, doch fällt es uns ſchwer, an das Vorhandenſein ſolcher Angſt zu glauben, wenn wir bedenken, daß der Menſch den Kampf mit den Raubthieren in jenen Zeiten täglich führte, die Scheu vor denſelben alſo wohl nicht groß genug geweſen ſein kann, um ihn zu ſo außerordentlichen Anſtrengungen zu treiben, und daß er wohl auch andere, einfachere Mittel gefunden haben würde, um ſich dieſer Wiederſacher zu erwehren. Die Gefahr iſt zudem auch eine geringe geweſen, da Raubthiere nur ſelten in großen Niederlaſſungen einzubrechen pflegen, die Menſchen aber ſchon damals in Ortſchaften zuſammenlebten. Denn man hat in den Schweizer Pfahlbauten Roſte gefunden, die aus mehr als 40 000 Pfählen beſtehen und demgemäß einer ſehr bedeutenden Anſiedelung als Grundlage gedient haben müſſen.

Viel eher möglich ſcheint es daher, daß die Furcht vor Menſchen, vor dem Ueberfalle eines feindlichen Stammes entſcheidend geweſen ſei, doch will auch dieſer Verſuch, die Frage zu löſen, nicht ganz einleuchten, weil er wohl für die Anlage vereinzelter Phalbauten als ſtichhaltiger Grund zu gelten vermöchte, nicht aber für die Bauweiſe eines ganzen Volkes oder gar ganzer Völkerſchaften zumal, wenn dieſelben wie hier räumlich weit geſchieden ſind.

Nun weiſt man neuerdings für das Vorkommen dieſer Bauten in Deutſchland und der Schweiz darauf hin, daß dieſe Länder in jenen Zeiten noch durchgehend Bruch geweſen, d. h.

noch ſehr ſtark mit Seen und Sümpfen durchſetzt waren und daß den Bewohnern eigentlich nichts anderes übrig geblieben ſei, als ihre Wohnſtätten ins Waſſer zu bauen, wenn anders ſie das wenige kultivirbare Land für ihren Ackerbau (daß ſie ſolchen getrieben, iſt faſt unzweifelhaft) erhalten wollten.

Glaubhafter als die anderen Hypotheſen erſcheint dieſe auch nicht gerade, da bei der ſehr dünn geſäten Bevölkerung, trotz des vielen — angenommenen — Waſſers, ſich wohl noch Land genug zur Erbauung der Wohnſtätten gefunden haben müßte, und es bleibt alſo auch jetzt noch eine offene Frage, ob die geographiſche Beſchaffenheit des Landes oder ſonſtige Urſachen die eigenthümliche Bauweiſe beſtimmt haben.

Das Klima wirkt auch unbeſtreitbar auf die ideale Entwickelung der Baukunſt mittelbar mächtig ein, da günſtige klimatiſche Verhältniſſe ein Volk viel raſcher zur Entwickelung ſeiner geiſtigen Fähigkeiten bringen müſſen und wir ja auch — bis die Zeit und der lebhaftere Verkehr vermittelnd dazwiſchentreten — die entwickelte Kultur, die größten Fortſchritte auf dem Gebiete des idealen Lebens ſowohl, als des realen in den klimatiſch günſtig gelegenen Ländern finden.

Wie deutlich ſpricht für die Wahrheit dieſer Behauptung eine Betrachtung der Zuſtände in Amerika, allwo die eindringenden europäiſchen Eroberer im allgemeinen ein auf niederer Kulturſtufe ſtehendes Volk antrafen, bei welchem ſich beſtimmt nach Norden ein Abnehmen der Kultur nachweiſen läßt. Nur in der herrlichſten Gegend des neuen Erdtheiles, dem heutigen Mexiko, welche eine Lage und ein Klima aufweiſt, die lebhaft an Griechenland erinnern, fanden ſie ein Volk anſäſſig, das in feſtgegliedertem Staatsverbande lebte, bei dem Kunſt und Wiſſenſchaft mit Liebe gepflegt und hoch geehrt wurden, ein Volk das in vieler Beziehung an die Griechen erinnert.

Leider haben die ſpaniſchen Horden bei ihrer Beſitznahme

des Landes ſo ſchrecklich gehauſt, daß von den herrlichen Werken dieſes begabten Volkes — der Azteken — wenig übrig geblieben iſt, dieſes Wenige zeigt aber zur Genüge, daß hier durch rohe Zerſtörungswuth eine reiche Kultur zu Grabe getragen worden iſt. Wohl nie hat ein Volk — abgeſchloſſen von aller Verbindung mit Kulturvölkern — einzig auf ſich ſelbſt angewieſen, ſo viel geleiſtet, ſo prächtige Bauwerke geſchaffen wie die Indianer Mexikos. Schwerlich aber dürfte man annehmen, daß die Azteken und ihre Vorgänger, die von ihnen unterjochten Almeken und Tolteken — deren Kultur ſie weiter ausgebaut haben — eine höhere Begabung beſeſſen hätten, als ihre übrigen von ihnen ſo weit überflügelten Stammesbrüder, wohl aber werden wir nicht irre gehen, wenn wir als die Haupturſache dieſer erſtaunlichen Entwickelung die günſtige Lage, die vortheilhaften klimatiſchen Verhältniſſe Anahuaks (Mexiko) anſehen und ſo in der Anſicht befeſtigt werden, daß als ein Hauptfaktor für die Entwickelung eines Volkes Klima und Lage des von ihm bewohnten Landes zu gelten haben.

Auf dieſem Wege laſſen ſich ſogar die Unterſchiede in der Bauweiſe einzelner Stämme eines und desſelben Volkes erklären, beiſpielsweiſe diejenigen zwiſchen dem doriſchen und joniſchen Stile der Griechen. (Der korinthiſche kommt hier, als eine Spielart des joniſchen, nicht in Betracht.) Nimmt man von vornherein einen lebhaften Gegenſatz im Charakter der beiden Stämme als vorhanden an, die Dorier ernſt und etwas ſchwerfällig, die Jonier leichtlebiger, Luſt und Freude zugänglicher, ſo ließe ſich aus dieſer Annahme gleich die Vertheilung des Landes unter beide Stämme nach ihren Eigenthümlichkeiten erklären. Die erſteren ſuchen die Höhen, das Innere des Landes, das rauhere Klima auf, während die letzteren die Meeresküſte und die Inſeln bevölkern. Iſt dieſer Unterſchied aber urſprünglich nicht vorhanden geweſen oder wenigſtens kaum bemerkbar her-

vorgetreten, dann hat ihn das Klima erzeugt und im Verein mit der durch die Verhältniſſe gebotenen Lebensweiſe im Laufe der Zeit immer mehr verſchärft.

Die Jonier wenden ſich dem Handel, dem leichten Verkehr, der Kunſt zu, während die Dorier die Jagd, den Ackerbau, den Krieg bevorzugen, und wie bei ſolcher Beſchäftigung die Unterſchiede zwiſchen beiden Stämmen immer größer und bemerkbarer werden müſſen, ſo ſpiegelt ſich ihr ganzes Weſen, ihr ganzer Charakter deutlich in ihrer Bauweiſe wieder, hier leicht, anmuthig, lebendig, dort ernſt, ſchwerfällig, gediegen.

Eine eingehende Unterſuchung, wie weit ſich auf dieſem Wege der Einfluß des Klimas bei den verſchiedenen Kulturvölkern auf das Weſen ihrer Baukunſt, auf die feineren Unterſchiede in der Bauweiſe ihrer einzelnen Stämme nachweiſen ließe, kurzum wie weit der Charakter eines Volkes — und damit ſeine durch denſelben bedingte Bauweiſe — ein Produkt der klimatiſchen Verhältniſſe iſt, würde mich hier zu weit führen, weshalb ich es bei dieſer Andeutung bewenden laſſe und mich nun zu dem zweiten wichtigen Faktor, dem naſſen Elemente, wende, um auch ſeinen Einfluß auf die Bauthätigkeit einer näheren Betrachtung zu unterwerfen.

Das Waſſer, deſſen Bezwingung und Nutzbarmachung das Menſchengeſchlecht mächtig angeregt und zu kühner Kraftentfaltung veranlaßt hat, ſpielt in der Geſchichte der Baukunſt eine nicht unwichtige Rolle. Viel, ſehr viel wäre hier zu berichten! Denken wir nur an die großartigen Anlagen, welche das Alterthum in dieſer Beziehung ſchon aufzuweiſen hat, denken wir an die mächtigen Waſſerbauten der Aegypter, die lehrreich und feſſelnd ſind, daß wir uns wohl etwas länger dabei aufhalten dürfen.

Dieſes wunderbare Land iſt bekanntlich eine kahle, von Haus aus ganz unfruchtbare Felſenplatte, in welche das Nilthal gleich einer tiefen Rinne eingeſchnitten iſt. Ein nur mäßig

hohes Felsgebirge trennt es von der großen afrikaniſchen Wüſte und bietet ihm einigen Schutz vor dem alles vegetabiliſche Leben zerſtörenden, unaufhaltſam hereindringenden Flugſande. Solcher Schutz wäre aber in Anbetracht der das ganze Jahr über anhaltenden Dürre des regenloſen Klimas nicht ausreichend, dem Pflanzenwuchs das Leben zu friſten und das Land vor gänzlichem Verſanden zu bewahren, wenn nicht die Natur ſelbſt auf das Nachdrücklichſte Vorſorge getroffen hätte durch die in jedem Jahre mit ſeltener Regelmäßigkeit wiederkehrende Anſchwellung des Nils.

Die damit verbundenen Ueberſchwemmungen bedecken das Land — ſoweit es den ausgetretenen Gewäſſern erreichbar iſt — mit einem Schlamme, der den prächtigſten Ackerboden abgiebt und trotz der ungünſtigen Verhältniſſe eine ſo üppige Fruchtbarkeit hervorruft, daß Aegypten im Alterthum mit Recht die Kornkammer des römiſchen Reiches genannt werden durfte und eine Produktion entwickelte, wie in unſeren Tagen Rußland und Amerika. Da aber das Wohl des Landes ſolchermaßen von dem Strome und der Gleichmäßigkeit ſeiner Ueberſchwemmungen abhängig blieb, ſo waren die Aegypter auch bemüht, die Leitung der letzteren in ihre Hand zu bekommen, den fruchtbringenden Schlamm gleichmäßig weithin über das Land zu vertheilen.

Zu dieſem Ende wurden längs der Ufer des Stromes hohe Dämme gebaut, welche ein zu frühes Austreten des Waſſers verhindern, dasſelbe zunächſt anſammeln ſollten, außerdem aber wurde ein Netz von Kanälen mit dem Fluſſe in Verbindung geſetzt, welche das Land auf weite Strecken durchzogen und das Waſſer an Stellen leiteten, die ſonſt von der Ueberſchwemmung nicht berührt worden wären. Sobald nun der Strom in ſeiner Anſchwellung den Höhepunkt erreicht hatte, ſtach man an beſtimmten Stellen die Dämme durch und öffnete die Schleuſen,

ſo daß die ſegenſpendenden Fluthen ſich weit über das Land ergoſſen.

Es iſt eine erſtaunliche Summe von Arbeit und Fleiß, die uns in dieſer Kanaliſation entgegentritt, Bewunderung abnöthigend für die Kraft und Einſicht ihrer Erbauer, welche in richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit ihres Unternehmens ihr ganzes — keineswegs unbedeutendes — Können daran ſetzten, ſich zu Herren des Elementes zu machen, und ſo feſt und ſicher ihre Bauten auszuführen verſtanden, daß ſie ſiegreich dem nagenden Zahne der Zeit widerſtanden und der größte Theil dieſer Dämme und Kanäle noch heute ſeiner Aufgabe voll gerecht wird.

Gleich Aegypten iſt auch Meſopotamien durch ſeine beiden Ströme — den Euphrat und Tigris — alljährlich heftigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, die aber für die Fruchtbarkeit des Landes ganz eben ſo nöthig ſind, wie diejenigen am Nil. Aber auch hier haben wir wieder Gelegenheit zu beobachten, wie die Einwohner bemüht ſind, die Regulirung des Ausbruches in ihre Hand zu bekommen. Dieſelbe Anlage von Dämmen, Kanälen, Baſſins und künſtlichen Seen wie in Aegypten treffen wir auch hier, welche wie dort den Ueberfluß an Waſſer aufnehmen, ableiten und befruchtend über das Land verteilen. Und dieſe umfaſſenden Vorbereitungen, dieſe großartigen, höchſt koſtſpieligen Arbeiten trugen tauſendfältige Früchte, da ſie die öde, trockene Gegend in ein üppiges Getreideland verwandelten, deſſen Fruchtbarkeit die alten Schriftſteller nicht oft genug rühmen konnten. Uebrigens geben uns die aufgefundenen Bildwerke auch ein vollgültiges Zeugniß dafür, da ſie ſämmtlich Menſchen und Thiergeſtalten vorſtellen, welche überaus wohlgenährt ſind.

Am Tigris — der ein ſehr ſtarkes Gefälle hat — lag zudem die Gefahr nahe, daß der Strom in der heißen Jahreszeit ganz austrockne, es galt alſo dieſem raſchen Verlaufe des Waſſers ein Ende zu machen. So wurden denn von beiden

Seiten in entsprechenden Zwischenräumen gewaltige Steindämme in den Strom hineingelegt, deren Herstellung um so erstaunlicher ist, als das Material zu denselben — bei der großen Steinarmuth des Landes — weit hergeschafft werden mußte. Diese Dämme brachen und stauten das Wasser, verhinderten erfolgreich den zu raschen Abfluß und das Austrocknen des Stromes.

Nur selten aber ist eine Ueberschwemmung als ein Segen anzusehen, gemeinhin verursacht sie vielmehr einen nicht unbedeutenden Schaden, vernichtet, was der Mensch mit Mühe und Fleiß geschaffen hat, und untergräbt oft auf Jahre hinaus den Wohlstand der von ihr heimgesuchten Gegenden. Es ist also viel öfter ein Schutz gegen Ueberschwemmungen von nöthen, als eine Unterstützung derselben.

Ich erinnere hier nur an den gefährlichsten der Flüsse, welche deutsches Gebiet durchströmen, an die Weichsel, deren wilde, reißende Wasser immer und immer wieder die schützenden Dämme durchbrechen und die fruchtbare Niederung verwüsten. Unablässig wird an der Sicherung der bedrohten Landschaft gearbeitet, immer fester die Dämme gefügt und wenn auch der Strom bis heute allen Bemühungen getrotzt hat, so dürfen wir doch überzeugt sein, daß es endlich auf diese oder jene Weise gelingen wird, den Störrigen ins Joch zu schmieden; sind doch dem Willen des Menschen schon ganz andere Aufgaben gelungen.

Eine der merkwürdigsten Proben von dieser alles bezwingenden Macht des menschlichen Willens sehen wir in den Ländern der Rhein- und Maasniederung — in den heutigen Niederlanden — vor uns, die dem Meere förmlich abgerungen und durch unermüdlichen Fleiß aus einem sumpfigen, unwirthlichen Lande zu einem der fruchtbarsten Gebiete Europas geworden sind. Als unter den römischen Kaisern die Feldherren der Eroberer auch in diesen Gegenden sich festsetzten, da waren die Landgrenzen so

verſchwommen, ſo unbeſtimmt, daß die Frage der Krieger: „Wo hört denn das Land endlich auf, wo nimmt das Meer ſeinen Anfang?“ eine ſehr berechtigte war. Denn Sand- und Schlammbänke wechſelten mit freundlichen grünen Inſeln in bunter Reihe ab und zwiſchen ihnen zog ſich in faſt unzähligen Armen nnd Buchten das Waſſer hin. Es war ein Durcheinander von Eilanden, Sumpf und Waſſer, daß die Römer wohl vergeblich verſuchten, Syſtem in das Gewimmel zu bringen.

Da — zum Beiſpiel — wo jetzt die ſieben Inſeln Seelands ſich ausbreiten, gab es zu jener Zeit noch eine große Zahl der verſchiedenſten — oft ganz winzigen — Eilande, deren Grenzen, ja deren Anzahl und Lage ſich unter dem Einfluſſe des anſtürmenden Waſſers faſt täglich änderten. Jetzt allerdings gewähren dieſe Inſeln einen ganz anderen Anblick, denn nun ſind die Landgrenzen dem Andringen des Meeres feſt und ſicher entgegengeſtellt, ſo daß kein Rütteln und Wüthen mehr ſie zu ändern vermag, aber welchen heißen Kampf, welche Anſtrengung hat dieſer Sieg auch gekoſtet.

Denn ſo oft im Laufe der Zeiten die Meeresfluth auch die Anſiedelungen auf den Inſeln zerſtörte, immer wieder drängte die Noth zum Aufbau des Vernichteten. Liebten doch die Bewohner trotz alles Ungemachs die Scholle, auf der ſie geboren worden, und da ihnen zudem auch kein anderes Land zur Verfügung ſtand, das imſtande geweſen wäre ſie zu ernähren, ſo nahmen ſie den Kampf immer von neuem auf. Und wenn auch auf jedes Jahrhundert wenigſtens eine große Landesüberſchwemmung zu rechnen war, welche in einer einzigen Nacht das Werk von Menſchenaltern zertrümmerte, mit unermüdlichem, nie verſagendem Fleiße wurde das Zerſtörte wieder aufgebaut.

Und je mehr das wüthende Element ſtürmte, deſto feſter und ſicherer lernte der Menſch ſeine Dämme und Schutzwehren bauen, bis ihm endlich der Sieg verblieb, die Macht des Sturmes

vergeblich an ſeinen Wällen rüttelte. Solchem zähen, vor keinem Hinderniß zurückſchreckenden Trotze verdanken nicht nur die ſeeländiſchen Inſeln, ſondern die geſammten Niederlande ihr Daſein, denn dieſes ganze Land iſt in unausgeſetztem Kampfe mit den Natur-Sumpfgewalten der Kultur errungen, aus einer öden, ungeſunden gegend in ein üppiges, fruchtbares Erdreich verwandelt. Faſt unzählige Dämme und Kanäle durchfurchen das Land, mit deren Hülfe die Gewäſſer eingeſchränkt, die Sümpfe trocken gelegt wurden.

Das ſind nur wenige Beiſpiele über den Einfluß, den das Waſſer durch ſcheinbar oder wirklich ungünſtige Verhältniſſe auf den Menſchen ausübt zur Entfaltung ſeiner Kraft, zur Bethätigung ſeiner Erfindungsgabe, und ich muß mich hier auf dieſelben beſchränken, um meine Betrachtungen nicht zu ermüdender Länge auszudehnen, kann aber nicht umhin, mit wenigen Worten auf einen Punkt hinzuweiſen, in welchem wiederum das Waſſer die treibende Kraft iſt, welche eine hervorragende bauliche Thätigkeit des Menſchen veranlaßt.

Ich meine die Waſſerleitungen, welche — ſchon den Phöniziern bekannt — von den Römern auf eine hohe Stufe der Vollendung gebracht wurden. Dieſelben verſorgten ihre Städte mit friſchem Quellwaſſer, welches ſie oft 6—7 Stunden weit in überbauten Kanälen leiteten; dabei ſcheuten ſie keine Schwierigkeiten, Berge wurden durchbohrt, Thäler in kühnem Bau überbrückt, um das Waſſer in gleichmäßigem Falle und auf dem kürzeſten Wege an den Ort ſeiner Beſtimmung zu leiten. Während des Kaiſerreiches — namentlich in der Zeit des Friedens unter den erſten Kaiſern — wurden ſolche Leitungen auch für die bedeutenderen Städte in den Provinzen in großer Anzahl geſchaffen und ſo ausgezeichnet gebaut, daß einzelne derſelben — wie der Aquädukt von Segovia — noch heute ihrer Beſtimmung gerecht werden.

Eine der bekannteſten derartigen Anlagen iſt diejenige,

welche den Bewohnern von Nemauſos das Waſſer zweier reichhaltiger Quellen aus zehnſtündiger Entfernung zuführte. Hier bereitete ein tiefes Thal, zwiſchen deſſen ſteilen Abhängen das Flüßchen Gard ſeinen Lauf nimmt, dem Unternehmen ſcheinbar ein unbeſiegbares Hinderniß, aber der Erfindungsgeiſt der römiſchen Baumeiſter wußte auch dieſes zu überwinden. Auf der Sohle des Thales erheben ſich zwei Stockwerke leicht und kühn geſchwungener Bögen über einander und dienen einer dritten Reihe kleinerer Arkaden als Unterlage für den Kanal ſelbſt. In dieſer ſchönen Anordnung durchſchritt die Leitung das Thal und gerade dieſer ſtattlichſte Theil des großartigen Werkes iſt noch vollſtändig erhalten, ein Zeugniß für die Tüchtigkeit römiſcher Bauweiſe.

Eine bedeutende Verbeſſerung erfuhr die Technik der Waſſerleitungen durch die Araber, denn ſie waren es, welche anſtatt der gemauerten Kanäle weite Röhren von gebranntem Thon in Anwendung brachten. Mit dieſer Einrichtung hörte die peinliche Sorge um den ſtetigen, gleichmäßigen Fall der Leitung auf, denn da bekanntlich das Waſſer in geſchloſſenen Röhren faſt wieder ſo hoch hinaufläuft, als es herabgeleitet worden, ſo konnten dieſe Röhren jetzt allen Bodenerhebungen folgen, bergauf und bergab gelegt werden, ohne eine Stockung zu verurſachen. Auf ſolche Weiſe wurden die Anlagen ganz bedeutend billiger und einfacher, wenngleich ſie ihre gefällige Form, ihren ſchönen Charakter auch dabei einbüßten.

Unſere Vorfahren im Mittelalter ließen ſich im allgemeinen auf ſo lange Leitungen überhaupt nicht ein, ſondern entnahmen das Waſſer für ihren Bedarf einem nahe gelegenen Fluſſe — oft ſelbſt innerhalb der Stadt — durch ein Pumpwerk, die ſogenannte Waſſerkunſt, unterwarfen es einer Reinigung in Kiesbetten und leiteten es dann durch Röhren weiter, ein Syſtem, dem wir ja auch im allgemeinen bis heute treu geblieben ſind.

Noch eines ganz eigenthümlichen Einflusses, welchen das Wasser auf die Bauweise der Alten geübt hat, haben wir an dieser Stelle zu gedenken, des Unterbaues für Tempel und Paläste. Derselbe ist ganz allgemein verbreitet in Aegypten, Persien, Babylonien, in Griechenland und Italien, überall haben wir Gelegenheit, dieselbe Erscheinung zu beobachten, stets stehen die genannten Gebäude auf einer mehr oder weniger hohen Plattform, welche von einer oder mehreren Seiten durch Stufen oder Treppenanlagen zugänglich gemacht ist.

Man nimmt gewöhnlich an, daß mit diesem Unterbau eine Trennung des geheiligten Gebäudes, ein Loslösen von der profanen Erde beabsichtigt gewesen sei, befindet sich aber mit solcher Erklärung wohl nicht ganz auf richtigem Wege. Immerhin kann oder muß man zugeben, daß dieser Zweck in späteren Zeiten als der einzige erschienen sein mag — bei Griechen und Römern ist ein anderer bewußtermaßen überhaupt nicht anzunehmen —; die eigentliche Ursache für diese auffällige Bauweise dürfte aber ursprünglich doch eine andere gewesen sein. Das wird uns klar, wenn wir uns die Lage des ältesten — des ägyptischen Tempels ansehen, dessen Formen die antike Bauweise mächtig beeinflußt haben. Derselbe steht fast ausnahmslos in der Nähe des Nils, möglichst dicht an den Ufern des Stromes, und es ist deshalb mit Sicherheit anzunehmen, daß er seinen Unterbau zunächst einzig und allein nur zum Schutze gegen die alljährlich widerkehrenden Ueberschwemmungen erhalten habe, der ihn über das Niveau des höchsten Wasserstandes emporheben sollte. Diese durch die Natur bedingte Anordnung ist dann im Laufe der Zeit typisch geworden und selbst da zur Anwendung gekommen, wo gar keine Ueberschwemmungsgefahr zu besorgen gewesen, und so übertrug sich denn später diese Form als eine selbstverständliche Beigabe zum Tempel durch die Vermittelung der Phönizier auf Griechen und Römer, welche dieselbe an-

nahmen und in ihrem Sinne weiter ausbildeten, ohne auch nur im geringsten durch dieselbe Gefahr, durch eine regelmäßig auftretende Ueberschwemmung, dazu veranlaßt zu sein.

Zwischen Aegypten einerseits und Babylonien, Assyrien und Persien andererseits sind der Berührungspunkte, der Verbindungen so viele gewesen, daß die Form des Unterbaues, welche wir in diesen Ländern wiederum in der nämlichen Art finden, recht wohl aus ersterem entlehnt sein könnte, doch müssen wir bekennen, daß derselbe hier wieder ein nothwendiges Glied des Gebäudes ist, weil in diesen Gegenden die Ueberschwemmungsgefahr in demselben Maße droht, wie in Aegypten. Die vorgenommenen Ausgrabungen an den Königspalästen von Babylon, Niniveh, Persepolis u. s. w. haben für jedes dieser Gebäude eine ungeheure Plattform als Unterlage ergeben, die bei einer ganz erstaunlichen Ausdehnung eine durchschnittliche Höhe von 30 Fuß aufweist. Da aber auch diese Gebäude dicht am Ufer des Stromes liegen, so läßt sich aus ihrer Lage wohl klar erweisen, daß auch hier der Unterbau ursprünglich als ein Schutzwall gegen die von demselben drohende Gefahr errichtet worden ist.

Wo das Wasser als Fluß oder Strom eine Stadt durchschneidet, eine Land- oder Heerstraße kreuzt, da legt man ihm ein Joch auf, spannt eine Brücke von einem Ufer zum andern und weiß so die verursachte Trennung wieder aufzuheben. Auch der Brückenbau hat eine lange Geschichte, denn das Alterthum bereits hat auf diesem Felde vortreffliche Leistungen vollbracht. So berichtet Herodot in seiner Beschreibung der Stadt Babylon von der überaus prächtigen, aus Quadersteinen erbauten Brücke über den Euphrat, welche die Verbindung zwischen den beiden zur Seite des Stromes hingestreckten Theilen der Stadt herstellte.

Die Meister auf diesem Gebiete waren im Alterthume die Etrusker und ihre Schüler, die Römer, welche überall auf

ihren Heerzügen, überall da, wo es galt Vorkehrungen für die Sicherheit der gemachten Eroberungen zu treffen, von dieſer Kunſt den beſten Gebrauch zu machen verſtanden. Noch heute entdeckt man an den verſchiedenſten Stellen Ueberreſte von Römerbrücken. Im vorigen Jahre (1885) hat man beiſpielsweiſe die Reſte einer Brücke über den Main gefunden, welche die Römer zum Zwecke der raſchen Verbindung mit dem ſogenannten Dekumatenlande geſchlagen haben. Die Baggermaſchine ſtieß bei dem Verſuche, die Fahrſtraße des Fluſſes zu vertiefen, in der Nähe des Ortes Klein-Krotzenburg, bei Seligenſtadt, auf den Torſo eines zwölf Meter langen Brückenpfeilers aus Baſaltſtücken, deſſen Pfahlroſt aus noch recht wohl erhaltenen Eichenſtämmen beſteht. Einmal auf der Spur, ſetzte man die Unterſuchung fort und fand auch bald zwei weitere Pfeiler, ſo daß Richtung und Anlage der Brücke feſtgeſtellt werden konnten.

Doch nicht nur Trümmer, ſondern auch noch wohl erhaltene Bauwerke ſind uns aus der Römerzeit überkommen, und welche Meiſterwerke ſie auf dieſem Gebiete geſchaffen, das zeigen uns noch heute die Brücken, welche ſie in Italien, Frankreich, Spanien und Afrika gebaut haben, denn eine beträchtliche Zahl derſelben iſt noch heute in Benutzung. Ebenſo erfahren waren die Araber im Brückenbau, und aus der Zeit, in welcher die Normannen daſelbſt herrſchten, zeigt Sizilien manchen kühnen und wohlerhaltenen Bau.

Auch Deutſchland hat zahlreiche Brücken aus der Zeit des Mittelalters aufzuweiſen, ſtolze, impoſante Bauten, welche ſich in den meiſten Fällen durch eine ungeheure Materialverſchwendung auszeichnen, durch eine ganz unverhältnißmäßige Ausdehnung das Waſſer bedenklich einengen und dadurch nicht wenig zum gelegentlichen Uebertreten des Fluſſes beitragen. Als Beiſpiele für dieſe Bauweiſe ſeien die Elbbrücke in Dresden und die nicht minder ſchöne Nepomukbrücke in Prag genannt.

Die ſtaunenswertheſten Fortſchritte ſind ſeit Erfindung der Eiſenbahnen gemacht, ſeit man angefangen hat, ſich für den Brückenbau des Eiſens in ausgiebiger Weiſe zu bedienen, und was die Neuzeit auf dieſem Gebiete geleiſtet hat, das ſteht wohl jedermann ſo friſch und lebendig vor dem Gedächtniß, daß ich hier nicht näher darauf einzugehen brauche.

Es bleibt mir nun noch übrig, auf den Einfluß hinzuweiſen, welchen die natürlichen Hülfsquellen eines Landes, ſein Reichthum an guten Bauſteinen oder an Holz, wie andererſeits der Mangel an einem oder beiden angeführten Faktoren auf die Bauthätigkeit ſeiner Bewohner ausüben müſſen.

Es liegt doch wohl auf der Hand, daß zur Anlage von Bauten zunächſt nur das Material in Verwendung kommen wird, welches die Natur dem Menſchen in nächſter Nähe und in ausgiebigſter Weiſe zur Verfügung ſtellt, und nur aus ganz beſonderer Veranlaſſung, oder da, wo die Arbeitskraft gar nicht in Berechnung gezogen zu werden braucht, wird man ſich entſchließen können, die Baumaterialien weit her zu beziehen. Das zum Bau verwendete Natur- oder Kunſtprodukt verleiht demſelben aber im weſentlichen ſeinen beſtimmten Charakter, iſt alſo in vieler Hinſicht ausſchlaggebend für den Stil der Baukunſt.

So erhalten wir eine ausreichende Erklärung für die über alle Beſchreibung maſſiven Steinbauten der alten Aegypter, wenn wir uns ihre Hülfsquellen vergegenwärtigen, denn es giebt wohl nicht bald ein Land, das einen ſo unerſchöpflichen Reichthum an vortrefflichen Bauſteinen beſäße, wie Aegypten. Die Urgebirgsſchichten, welche den Katarakt von Aſſuan bilden, führen unter anderem ſchöne Granite und Syenite, welche daſelbſt in koloſſalen Mengen ſeit den älteſten Zeiten gebrochen, durch das ganze Land verſchifft und ſowohl zu Skulpturen, als auch namentlich zum maſſiven Bau vielfältig verwendet wurden. Andere vortreffliche Arten von hartem Geſtein wurden im

arabiſchen Gebirge gebrochen, ſo namentlich eine ſchöne grüne Brăcina, die ſich an der großen Karawanenſtraße von Kenneh nach Koſſêr lagert, ferner ein weiß und ſchwarzer Granit am heutigen Dſchebl-Fatireh, und ebenda ein dunkelrother Porphyr von ganz ausgezeichneter Güte. Unterhalb Aſſuan tritt der Nil in ein weites Gebiet von Sandſtein ein, welches einen feſten, fein- und gleichkörnigen Stein bietet, der vorzugsweiſe das Material zu den großartigen Tempelbauten der Rameſſiden gebildet hat.

Dieſer großartige Reichthum an ganz vorzüglichen Steinen und die außerordentlichen Arbeitskräfte, welche den Pharaonen zur Verfügung ſtanden, machen die mächtigen Tempelbauten, die Koloſſe der Pyramiden erklärlich und weiſen deutlich darauf hin, daß die Natur ſelbſt die Aegypter zum ausſchließlichen Steinbau zwang, um ſo mehr zwang, als ein fühlbarer Mangel an geeignetem Holz auch dieſes vom Bau faſt ganz ausſchloß.

Selbſtverſtändlich iſt es nun auch, daß die Aegypter ſolchergeſtalt frühzeitig zu meiſterhafter, noch heute unerreichter Behandlung des ſchwierigen Materials gelangen mußten, wie andererſeits die Babylonier und Aſſyrer den Erd- oder Backſteinbau auf eine hohe Stufe der Vollendung brachten, weil ihnen ihr Land faſt gar keine natürlichen Bauſteine lieferte und ſie ſich deshalb gezwungen ſahen, bei Errichtung ihrer Gebäude zum Lehm ihre Zuflucht zu nehmen; denn Meſopotamien iſt ein alluvialer Schlammboden, der außerordentlich arm an Steinen ſowohl, als an Holz iſt, und ſo bauten ſie denn mit Ziegeln, die entweder nur an der Sonne getrocknet oder auch im Feuer gebrannt wurden, während ſie bei kleineren Bauten die Wände zwiſchen kaſtenförmigen Rahmen aus Lehm und kleinen Steinchen ſtampften und ſo als die Erfinder des noch heute — namentlich in Frankreich — vielfach angewendeten „Piſé-Baues“ gelten können. Die Steine für Brücken- und Dammbauten, ſowie für die ſehr beliebten Skulpturen, mit

denen die Wände der Paläſte innen und außen reichlich geſchmückt wurden, mußten mit vielen Koſten aus den angrenzenden Gebirgen (Perſien und Aegypten) herbeigeſchafft werden.

Auch die vielgerühmten griechiſchen Marmorbauten ſind erſt in zweiter Reihe ein Ausfluß luxuriöſen Strebens und der Sucht, das feinſte edelſte Material in Anwendung zu bringen, verdanken vielmehr zunächſt ihr Daſein dem Umſtande, daß Griechenland einen unerſchöpflichen Reichthum an prächtigen Marmorbrüchen beſitzt. So liefern unter anderen den beſten weißen Stein der attiſche Blyleſſos und die Inſel Paros, bläulichen der Hymettos, der Ocha auf Euböa bläulich geäderten und die Inſel Tenos grün und ſchwarz gefleckten Marmor. Fügen wir hinzu, daß die angeführten Fundſtellen nur einige der wichtigſten Brüche nennen, keineswegs aber ein erſchöpfendes Bild von dem Reichthum des Landes an gutem Marmor geben, ſo liegt es bei dieſer weitreichenden Verbreitung des edlen Steines wohl nahe, daß die Griechen ſich ſeiner zur Herſtellung ihrer Tempel und Paläſte mit Vorliebe bedienen mußten.

Auch die im Eingange meines Vortrages erwähnten Dächer mit hohem Giebel, wie ſie in Frankreich, England und Deutſchland von jeher zu Hauſe geweſen, finden ihre Erklärung keineswegs nur in den klimatiſchen Verhältniſſen, den vielen Niederſchlägen, dem Schnee, ſondern zum großen Theile auch in dem verwendeten Materiale. Während die alten Völker — mit alleiniger Ausnahme der Perſer — zum Decken des Daches nur Steine, oft ſogar von großem Umfang und Gewicht, verwendeten, kam in dieſen Ländern faſt nur der künſtliche Stein, der Ziegel, in Anwendung und dieſer iſt es, der eine ſtarke Steigung des Daches unbedingt nöthig macht, ohne welche das Waſſer überall zwiſchen den Fugen durchſickern könnte. Erſt in unſerer Zeit iſt man dahin gelangt, auf dieſem Gebiete eine Aenderung anzubahnen, indem man die Mittel fand, auf andere Weiſe als

durch das ſteile Anſteigen des Daches für Schutz des Hauſes zu ſorgen. Abgeholfen wurde dem Uebelſtande dadurch, daß man in der Deckung mit Metall — Kupfer und Zinkblech — ſowie in dem ſogenannten Holzcement die Möglichkeit fand, das flache Dach auch in den nördlichen Landen einzuführen, da dieſe Materiale ſich ſehr widerſtandsfähig gegen die Unbilden der Witterung zeigen und die Näſſe — ſelbſt wenn ſie ſehr reichlich herabfällt — nicht durchlaſſen.

So werden wir bei einer Umſchau überall wieder finden, daß die in einem Lande ſelbſt vorhandenen Hülfsquellen zunächſt allein von Einfluß auf die Bauthätigkeit und den Bauſtil in demſelben ſind, und das letzterer ſein eigenes Gepräge faſt nur durch dieſelben erhält.

Stets werden wir — wenn es ſich nicht um die Erreichung eines ganz beſonderen Zweckes handelt — das Material für den Bau im Lande ſelbſt zu ſuchen haben, und einzig dürfte wohl das Beiſpiel Roms daſtehen, welches — obwohl Italien an brauchbaren Bauſteinen durchaus keinen Mangel litt — dennoch alljährlich viele Schiffsladungen von guten Bauſteinen kommen ließ, welche in Afrika und Griechenland gebrochen und in ſolcher Maſſe nach Italien geſchafft wurden, daß es den dortigen Baumeiſtern ſchlechterdings unmöglich war, dieſelben zu verarbeiten.

Das in größerer Menge vorhandene Naturprodukt wird auch bei der Verwendung zu Bauwerken lebhaft bevorzugt, das minder vorhandene wenig beachtet. Weil der Steinreichthum bedeutend überwog, ſind die griechiſchen Bauten faſt ohne alle Anwendung von Holz zuſtande gekommen, ſelbſt die Decke, ſowie auch die ſie tragenden Balken, ja ſelbſt das geſammte Dach beſtehen ausſchließlich aus Steinen, und es erklärt ſich aus dieſem Umſtande zum großen Theil der ſchwere, gediegene Charakter der griechiſchen Baukunſt, welche ganz andere Formen anzunehmen gezwungen worden wäre, ganz anderen Geſetzen

hätte folgen müſſen, wenn ſie ſich entſchloſſen hätte, das Holz als konſtruktiven Faktor aufzunehmen. Hier liegt ja auch zum Theil der Gegenſatz zwiſchen römiſcher und griechiſcher Baukunſt. Italien beſaß große Waldbeſtände und wußte ſich den Vortheil des Holzbaues wohl zu nutze zu machen; mit Hülfe der Verwendung des Holzes ſchlugen ſeine Baumeiſter bald ganz andere Richtungen ein, als ihre griechiſchen Lehrmeiſter, konnten ſie mit dem Material freier und willkürlicher umgehen als jene.

In den Gegenden, welche über große Holzbeſtände zu verfügen haben, entſtehen die Gebäude auch nur aus Holz oder doch nur mit äußerſt geringfügiger Zuhülfenahme des Steines. Es bildet ſich dann in dieſen Ländern — dem Materiale entſprechend — eine ganz eigenartige Architektur aus, welche ihre Formen faſt unabhängig von dem jeweilig herrſchenden Bauſtile geſtaltet, wie der Blockhausbau in Rußland, Amerika, Schweden und Norwegen, oder das Fachwerkgebäude in Niederſachſen, Bauten von außerordentlich feſſelndem Intereſſe.

Wo aber weder Stein noch Holz im Ueberfluß vorhanden ſind, da benutzt man — wie wir bereits geſehen haben — von Anbeginn her mit Vorliebe den lehmigen Boden zur künſtlichen Erzeugung von Steinen. Dieſer Ziegelſtein hat ſich im raſchen Siegeslaufe die Welt zu erobern gewußt, er verdrängt, begünſtigt durch ſeinen niedrigen Preis, den immer billiger werdenden Transport und ſeine praktiſche Verwendbarkeit ſelbſt in Ländern, welche an trefflichen Bauſteinen durchaus keinen Mangel leiden, das von der Natur gebotene Material immer mehr und ſchränkt deſſen Verwendung auf größere öffentliche Bauten ein. Sein Einfluß auf den Bauſtil iſt aber auch unverkennbar, denn er begünſtigt die monotone Bildung der Faſſade und die im allgemeinen verwerfliche Anwendung des Putzes — der gelogenen Mauerverkleidungen —, die gewöhnlich weit mehr vorſtellen wollen, als ſie ſind.

Aber nicht genug, daß man es vermeidet, ſich mit meilenweiter Herauſchaffung der ſchweren und nicht leicht zu bearbeitenden Bruchſteine herumzuplagen, gelangt man allmählich auch dahin, die mühſelige Zuſammenſetzung der Mauern aus kleinen Ziegelſteinen zu umgehen. So läßt man zum Beiſpiel den ſogenannten Beton — eine Maſſe, welche aus Steinbrocken, Ziegelmehl und Kalk zuſammengemiſcht iſt — in eine durch Dampfkraft in Bewegung geſetzte Trommel fließen, und kann ihn ſo zum Guſſe von ganzen Mauern oder Mauertheilen benützen. Die komplizirteſten Gewölbe ſogar vermag man auf die Weiſe — wie das auch beim Kölner Dombau mehrfach geſchehen — mit all ihren Rippen und ſonſtigen Verzierungen über Blech- oder Holzgerüſte aus einem einzigen Stücke zu gießen.

Was wird überhaupt in dieſen Tagen nicht nutzbringend verwerthet? Hat man doch bei dem Bau des Braunſchweiger Schloſſes ſelbſt Chauſſeeſtaub mit einem geeigneten Bindemittel verſehen und in Formen gepreßt! Welche wichtige Rolle endlich ſpielt heutzutage das Eiſen in der Geſchichte der Baukunſt, als Erſatz für das dem Wurmfraß und Schwamm ausgeſetzte Holz.

Doch kommen wir zum Ende, obwohl mein Thema mit dem, was ich geſagt, noch lange nicht erſchöpft iſt; obwohl ich deutlich fühle, daß ſich noch gar manches ſagen und weiter ausführen ließe, ſo glaube ich doch endlich ſchließen zu müſſen, wenn anders ich die Geduld meiner geehrten Zuhörer nicht erſchöpfen will, und ſo tröſte ich mich denn mit dem Gedanken, daß ich — hier abbrechend — der Diskuſſion noch ein weites Tummelfeld frei gelaſſen habe.

(702) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Pohl, Justus v. Liebig und die landwirthschaftliche Lehre. (219) ... • 1.—
Schasler, Die materialistische und idealistische Weltanschauung. (113) • 1.40
Schwerin, Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes. (131) ..... • 1.—
Sommer, Die Religion des Pessimismus. (199) ..... • 1.—
Weil, Die Zahnheilkunde und der Werth der Zähne für die Volksgesundheitspflege. (222)..... • —.80
Wittmeyer, Ueber die Leichenverbrennung. (71) ..... • 1.20

Soeben erschienen:

Das hohe Lied Salomonis.

Von

Prof. **Dr. Daniel Sanders.**

2. Auflage.

Elegant broschirt Mk. 1.50, elegant gebunden Mk. 2.

Homunculus.

Modernes Epos in zehn Gesängen

von

Robert Hamerling.

20 Bogen 8°. Elegant broschirt M. 4, fein gebunden mit Goldschnitt M. 5.

Blätter im Winde.

Neuere Gedichte

von

Robert Hamerling.

2. Auflage.

In prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt Mk. 6.50,
elegant broschirt Mk. 5.

Nanno.

Eine Idylle in antiker Form.

Von

C. Vosmaer.

Aus dem Holländischen von A. Crous.
Elegant broschirt Mk. 1.50, elegant gebunden Mk. 2.

Verlag von J. F. Richter in Hamburg.

Soeben erschienen in den „Deutschen Zeit- und Streitfragen“:

Die Gefahren

der

Erneuerung des Klosterwesens

für Deutschland.

Von

Dr. R. Schramm,

Domprediger in Bremen.

Mk. 1,—.

Die

Grundfrage der Religion.

Mit Bezug auf

W. Bender: Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung.

Von

H. Frickhöffer.

Mk. 1.20.

Druck von J. F. Richter in Hamburg

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 20.

Der Kampf des niederdeutschen Dialektes gegen die hochdeutsche Schriftsprache.

Vortrag,
gehalten in der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft
zu Basel am 9. Dezember 1886

von

Dr. phil. Adolph Socin.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen:

Sprachwissenschaft.

15 Hefte wenn auf einmal bezogen, à 50 ₰ = ℳ 7.50.

Abel, Ueber den Begriff der Liebe in einigen alten und neuen Sprachen. (Heft 158/159.) ..... ℳ. 1.20
Bezold, Ueber Keilinschriften. (Heft 425.) ..... • — 60
Brugsch, Ueber Bildung und Entwickelung der Schrift. Mit einer Tafel in Steindruck. (Heft 64.) 2. Abz. ..... • —.75
Dannehl, Ueber niederdeutsche Sprache und Literatur. (Heft 219/220.) • 1.20
Devantier, Ueber die Lautverschiebung und das Verhältniß des Hochdeutschen zum Niederdeutschen. Mit 1 Holzschnitt (Heft 376.) .. • 1.—
Ebers, Ueber das hieroglyphische Schriftsystem. Mit vielen Holzschnitten. 2. Auflage. (Heft 131.) .... • — 80
Grünbaum, Mischsprachen und Sprachmischungen. (Heft 473.)..... • 1.—
Kohl, Ueber Klangmalerei in der deutschen Sprache. (Heft 175.) ..... • 1.—
Lefmann, Ueber deutsche Rechtschreibung. (Heft 129.)..... • —.60
Osthoff, Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung. (Heft 327.) ..... • 1.—
— Schriftsprache und Volksmundart. (Heft 411.) ..... • —.80
Roesch, Ueber das Wesen und die Geschichte der Sprache. (Heft 172.) • —.60
Schrader, Thier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung (Heft 427.)..... • —.60

Der Verbrecher

in

anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung.

Von

Professor Cesare Lombroso

in Turin.

In deutscher Bearbeitung von Dr. med. **O. Fränkel**, Sanitätsrath.

Mit Vorwort von Professor Dr. jur. von Kirchenheim.

Lex.-8°. Preis eleg. broschirt 15 Mark.

Das „**Centraldlatt für die juristische Praxis**“ VI schreibt: Lombroso beschäftigt sich nicht mit philosophischen Theorien von Verbrechen und Strafe, mit den Problemen des Versuchs, der Concurrenz u. s. w.; seine Untersuchungen sind gerichtet auf die Erkenntniß der Eigenart des zu Verbrechen geneigten Menschen, die Erforschung der Ursachen dieser Neigung und die Aufdeckung der Mittel, ihr entgegenzuarbeiten. Die Ergebnisse seiner bisherigen Forschungen auf diesem dunklen Gebiete sind in dem vorliegenden Werke in ein geordnetes System gebracht. Dasselbe zerfällt in drei Theile, von denen der erste den „Uranfang des Verbrechens“ behandelt und gewissermaßen eine Embryologie desselben gibt, indem er die Anfänge des Verbrechens bis in die Thierwelt zurückverfolgt. — der zweite die Lehre von der pathologischen Anatomie und der Anthropometrie an den Verbrechern entwickelt und der dritte endlich die Biologie und Psychologie des gebornen Verbrechers zur Darstellung bringt. Auch wer nicht auf dem Standpunkt des Verfassers steht, wird dessen Werk mit großem Interesse und Nutzen lesen und die außerordentliche Belesenheit, Gelehrsamkeit, sowie den weiten Blick des Verfassers bewundern. Das Werk ist jedem denkenden Juristen zu empfehlen.

Digitized by Google

Der Kampf des niederdeutſchen Dialektes gegen die hochdeutſche Schriftſprache.

Vortrag,

gehalten in der Hiſtoriſchen und Antiquariſchen Geſellſchaft
zu Baſel am 9. Dezember 1886

von

Dr. phil. **Adolf Socin.**

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München

Wenn unter den indogermaniſchen Grundſprachen das Griechiſche durch die Alterthümlichkeit und Fülle der Formen für den Sprachvergleicher, das Lateiniſche durch ſeinen gleichſam nach den Regeln der Logik konſtruirten Satzbau für den Sprachphiloſophen obenan ſteht, ſo bieten die germaniſchen Sprachen unzweifelhaft dem Hiſtoriker das dankbarſte Feld der Forſchung. Durch ein Jahrtauſend hindurch können wir ihre Entwickelung in ununterbrochener Weiſe beobachten, und wie mannigfaltig ſtellt ſie ſich dar! Während der ſkandinaviſche Zweig ohne jede Einwirkung von außen ein Sonderleben führt und ſich organiſch fortbildet, erleidet das Engliſche durch politiſche Ereigniſſe eine gewaltſame Durchdringung mit fremdem Sprachſtoff, ſo ſehr, daß es heute dem Auge des Laien kaum mehr als Verwandter des Deutſchen erkennbar iſt; und auf dem Kontinente ſelbſt, im Bereiche des ſpezifiſchen Deutſch, ſehen wir Sprachen untergehen, ſich abſchließen, andere ſich miſchen, ſich emporſchwingen. — Eine Epiſode aus dieſem buntbewegten, vielgeſtaltigen Sprachleben ſoll im Folgenden geſchildert werden: der Kampf der zwei mächtigſten Dialekte, des Hochdeutſchen und des Niederdeutſchen. Es iſt ein typiſches Bild, das ſich unſerm Auge hier bietet: nicht nur zeigen alle Kulturſprachen mehr oder weniger ein ähnliches Ringen verſchiedener Mundarten um die Herrſchaft, ſondern innerhalb des Deutſchen ſelbſt ſpielen ſich die gleichen Kämpfe der Schriftſprache mit andern Dialekten ab.

Dieſer Umſtand mag es entſchuldigen, wenn ein Schweizer ein fremdes Dialektgebiet zu betreten wagt; aus dieſem Grunde ſollen uns aber auch grammatiſche Auseinanderſetzungen nur zur Klarſtellung der Grundbegriffe dienen; im Uebrigen wird unſere Schilderung durchaus im Rahmen der äußeren Geſchichte der Sprache ſich bewegen, wird ſie ſich vorwiegend auf die einſchlägigen Zeugniſſe aus den verſchiedenen Jahrhunderten ſtützen.

Die Entſtehung des ſprachlichen Gegenſatzes von Hoch- und Niederdeutſchen fällt in hiſtoriſch nachweisbare Zeit. Zwar die römiſchen Schriftſteller, ſo ausführlich ſie uns von dem Leben und den Thaten der Germanen berichten, erwähnen deren Sprache nur obenhin: ihre Härte und Rauhheit, kurz geſagt ihre Geltung als barbariſch läßt ſie ihnen näherer Betrachtung nicht würdig erſcheinen. Blos Iſidor von Sevilla, der Enzyklopädiſt des Frühmittelalters, ſpricht ſich ganz allgemein dahin aus, daß die germaniſchen Stämme nach der Sprache von einander abweichen; er unterſcheidet zwei Germanien, „das obere längs der Nordſee, das untere um den Rhein".[1] Daß ihm die Begriffe „Ober"- und „Niederdeutſchland" in umgekehrtem Sinne gelten wie heutzutage, thut nichts zur Sache.

Alſo um die Wende des ſechsten und ſiebenten Jahrhunderts werden wir die ſprachliche Trennung anzuſetzen haben, und die grammatiſchen Rückſchlüſſe aus den in lateiniſchen Texten dieſer Zeit überlieferten germaniſchen Eigennamen beſtätigen dieſe Annahme. — Das unterſcheidende Merkmal liegt in der Lautgeſtaltung. Wo das Nieder- oder Plattdeutſche ſagt dat — wir legen den Beiſpielen die heutige Form zu Grunde; die Laute, auf welche es ankommt, ſind jedoch ſchon für die älteſte Zeit die gleichen —, hat der Ober- oder Hochdeutſche daß, tîd — Zeit; slâpen — ſchlafen; breken — brechen. Die urſprüngliche Lautſtufe iſt die des Niederdeutſchen. — Daß die am meiſten ins Ohr fallende Verſchiebung die von

t zu ß oder z ist, bemerkt schon Aegidius Tschudi, 1538, indem er die Sprache der Aacher, Lütticher, Kölner und anderer umwohnender Völker „watlendisch" nennt, „von wegen das sy mehrteyls kein ſ uß ſprechen; was: wat, das: dat". Die neuere Sprachforschung ergänzt diese Beobachtung dahin, daß dieser Lautwechsel auch der früheste und durchgreifendste ist; wo er Halt macht, da beginnt das niederdeutsche Sprachgebiet.

Wie wir aber heute keinen Dialekt unvermittelt abbrechen sehen, sondern ein allmählicher Uebergang stattfindet, so hat auch die Lautverschiebung ihre Abstufungen. Der Alemanne und Bayer spricht Khind, Chind, wo der gleichfalls hochdeutsche Franke mit dem Niederdeutschen Kind behält; in den ältesten oberdeutschen Handschriften findet sich das gemeindeutsche gib geschrieben kip, und thatsächlich kann man noch jetzt je nach der tönenden oder nach der härteren Aussprache von g und b den Norddeutschen vom Süddeutschen unterscheiden.[2] Wo wir ferner Tochter aussprechen, da sagt der rheinische Franke mit dem Niederdeutschen Dochter, und zwischen die hochdeutsche Pfeife und die plattdeutsche Pipe setzt er seine Paif als Mittelform. Endlich ist dem Niederdeutschen eigen eine gewisse Abneigung gegen Diphthonge: dêl — Theil, rôk — Rauch.

Den Sitz und den Ursprung der Lautverschiebung werden wir da anzunehmen haben, wo sie am strengsten durchgeführt ist, nämlich bei den südlichsten Stämmen: den Langobarden, Bayern, Alemannen. — Ueber das Motiv dieses merkwürdigen Vorganges sagt Jakob Grimm: „In gewissem Betracht erscheint mir das Lautverschieben als eine Barbarei und Verwilderung, der sich andere ruhigere Völker enthielten, die aber mit dem gewaltigen das Mittelalter eröffnenden Vorschritte und Freiheitsdrang der Deutschen zusammenhängt, von welchem Europas Umgestaltung ausgehen sollte. Bis in die innersten Laute ihrer Sprache strebten sie vorwärts, und ich wage sogar

die Gunſt der dem hochdeutſchen Stamme vorzugsweiſe beſchiedenen Herrſchaft in Anſchlag zu bringen, um daraus den Eintritt der Lautverſchiebung abzuleiten. Bei der Geſchichte der Bildung aller Sprachen darf die der Völker ſelbſt niemals außer Acht gelaſſen werden, und es iſt leicht wahrzunehmen, daß der Rede geiſtiger Fortſchritt überhaupt abzuweichen ſcheint von der älteren Sprache leiblicher Vollendung; nicht umſonſt ſehen wir ſiegenden und herrſchenden Völkern eben den Dialekt einer Sprache eigen, der ſich von ihrem früheren Standpunkte am weiteſten entfernt hat. Welcher Schaden ihnen daraus hervorgehen mag, ſie wiſſen dafür Erſatz zu bereiten.“[3]

Wilhelm Scherer, nachdem er den ganzen Prozeß nach ſeinen einzelnen Phaſen dargelegt hat, findet als deſſen Charakteriſtikum Unaufmerkſamkeit für die konſonantiſchen Beſtandtheile der Worte und bloſes Ergötzen am Vokalklang, alſo muſikaliſchen Sinn. Er legt dem Althochdeutſchen ein gewiſſes ſeifenglattes Sprechen bei und fährt dann fort: „Dem Charakter der Zeit, in der die hochdeutſche Lautverſchiebung ſich vollzog, iſt eigen die innige Berührung mit fremden Kulturen; der mangelhafte Formſinn der Deutſchen reinigt und ſteigert ſich durch auswärtige Hilfe. Den ſüddeutſchen Stämmen aber, bei welchen die Lautverſchiebung begann, lag keine fremde Bildung näher als die italieniſche. Wohnten doch die Langobarden mitten unter den Enkeln der Römer. Italien war die natürliche Schule des Formſinns für einen damaligen Deutſchen.“[4]

Es ſei uns geſtattet, an dieſe Bemerkung eine kleine Hypotheſe zu knüpfen. Wenn die Verſchiebung des t zu z der erſte Vorgang der Lautverſchiebung iſt, und wenn ſie bei den Langobarden anhebt, ſollte ſie nicht zuſammenhängen mit dem Wandel in der Ausſprache des damaligen Latein, der aus natio ein nazio, aus cella (ſpr. kella) ein zella machte; alſo einem äußerlichen Anſtoß ihr Daſein verdanken? Das wäre das

Vermächtniß des bald untergehenden langobardiſchen Sprachzweiges an das überlebende Deutſche. Die anderen Uebergänge laſſen ſich freilich auf den Einfluß einer fremden Sprache kaum zurückführen. Vielleicht können wir zu ihrer Erklärung ein Grundgeſetz der Phyſiologie heranziehen, wonach aller organiſche Lautwandel die Bequemlichkeit, die Trägheit der Sprachwerkzeuge zur Urſache hat. Wenigſtens liefert uns das Niederdeutſche ſelbſt ein Beiſpiel hierfür. Jenes dat lautet in den älteſten Quellen that (th wie im Engliſchen), dieſer Laut th wird aber bald als unbequem aufgegeben, wie denn auch das Neuengliſche die Tendenz zeigt, ſich ſeiner allmählich zu entledigen. — Scherer deutet noch an, daß „vornehme Läſſigkeit", ein Streben der oberen ſozialen Schicht, durch die Ausſprache von der unteren ſich abzuheben, ein pſychologiſches Moment alſo, Verſchiebungen veranlaßt haben könnte; der heutige näſelnde Modeton der Offiziere würde ein Analogon dazu abgeben.

Als Grenzen der Germanen giebt Iſidor für das ſiebente Jahrhundert an: im Norden und Weſten der Ozean, im Oſten die Donau, im Süden der Rhein. In der That beweiſen uns verſchiedene Zeugniſſe, daß bis ins neunte Jahrhundert hinein im weſtfränkiſchen Reiche, d. h. im heutigen Nordfrankreich, die Mundart des herrſchenden Stammes die deutſche war. Die öſtlichen Länder dagegen: das heutige Oeſterreich, Meißen, Schleſien, Brandenburg, Mecklenburg, Pommern waren damals ſlaviſch. — Den Sitz der einzelnen Stämme können wir dahin beſtimmen, daß am Oberrhein die Alemannen oder, wie ihr volksthümlicher Name lautet, die Schwaben wohnen; an der Donau die Bayern; im Stromgebiete des Mittelrheins, des Mains und der Moſel die Franken; dann im Tieflande die Niederdeutſchen: Sachſen an der Weſer und Elbe bis zur Eider, Niederfranken am Niederrhein, Maas und Schelde, von den Sachſen getrennt durch die Ems, alſo ungefähr die

heutige politiſche Grenze zwiſchen Holland und Deutſchland; endlich die Frieſen, die Bewohner der Meeresgeſtade.

Das Frieſiſche gehört ſtreng genommen nicht zum Niederdeutſchen, es bildet mit dem Angelſächſiſchen wieder einen beſonderen Sprachzweig. Der große Züricher Gelehrte Konrad Gesner berichtet darüber in ſeinem Mithridates, 1555: „Die Frieſen bedienten ſich einſt eines durchaus originellen, harten und von den benachbarten gar ſehr abweichenden Dialektes, in welchem ſie alle Verträge und Urkunden zu verhandeln und abzufaſſen pflegten. Heute aber bequemen ſich die Weſtfrieſen meiſt an das brabantiſche und holländiſche Idiom als Staatsſprache an, ſei es wegen des Verkehrs mit den holländiſchen Kaufleuten, ſei es, weil der Kaiſer, reſp. die öſterreichiſchen Erzherzöge, die dort die Herrſchaft führen, in ihren oberſten Gerichtshof vorzugsweiſe Brabanter einſetzen, die in ihrer Sprache Recht ſprechen und alle Rechtsfragen und Verträge für die Oeffentlichkeit redigiren. Die Oſtfrieſen aber ſchließen ſich nahe an die ſächſiſche Sprache an."

Auch das Niederfränkiſche ſtellen wir außerhalb des Kreiſes unſerer Betrachtung, da es ſich im dreizehnten und den folgenden Jahrhunderten zu einer beſonderen, der holländiſch-vlämiſchen Schriftſprache ausbildet. Hierüber ſagt der gleiche Konrad Gesner: „Die brabantiſche Sprache gilt heute unter den belgiſchen oder niederländiſchen Mundarten am Rhein und an der Nordſee für die feinſte, wegen ihrer Mittelpunkte, der Univerſitätſtadt Löwen und Brüſſels, des Hofes des Kaiſers oder jetzt der öſterreichiſchen Erzherzöge." Ein niederländiſcher Zeitgenoſſe, der kaiſerliche Rath Busbeck, beſtätigt dieſen Ausſpruch durch die gelegentliche Bemerkung: „Wir Flamänder ſprechen das lateiniſche septem als sevene, ihr Brabanter aber, die ihr euch nach der niederländiſchen Schriftſprache zu reden bemüht, pflegt euch da gewaltig zu überheben und euch über

uns luſtig zu machen, als ſprächen wir dieſes Wörtlein gröber aus denn ihr euer seven."

Somit haben wir unſer Gebiet beſchränkt auf den Umfang der heutigen deutſchen Schriftſprache, niederdeutſch iſt uns identiſch mit ſächſiſch, d. h. niederſächſiſch, denn das Land an der oberen Elbe, welches wir heute im politiſchen Verſtande Sachſen nennen, trägt dieſen Namen erſt ſeit 1423. Die Altſachſen im ſprachlichen Sinne haben als Südgrenze die Linie von Düſſeldorf bis Merſeburg, als Oſtgrenze Saale und Elbe.[5]

Gleichſam als Erſatz für die Einbuße an Sprachgebiet an das Romaniſche beginnt von Karl dem Großen an bis ſpät ins Mittelalter die Koloniſation des ſlaviſchen Oſtens. Der bayriſche Stamm gründet die Oſtmark, die Franken dehnen ſich aus über Meißen, Schleſien und einen Theil von Böhmen, die Niederdeutſchen beſetzen Brandenburg, Mecklenburg und Pommern. Niederdeutſch wird auch die Volksſprache im Deutſchordenslande Preußen, die Herren aber ſind Franken, Schwaben und Bayern, alſo Hochdeutſche. — Wie ſehr gegenüber der merowingiſchen Zeit die Sprachgrenze ſich verſchoben hatte, ſehen wir aus Heinrich von Veldecke, dem höfiſchen Dichter des zwölften Jahrhunderts, der Deutſchland mit Rückſicht auf die weſtliche und öſtliche Abgrenzung bezeichnet als das Land „zwiſchen Rhone und Save". Das Niederdeutſche umfaßt von dieſem Geſammtgebiete zwar nur einen guten Drittel, doch hat es den Vortheil weit größerer Einheitlichkeit gegenüber den vielfach zerklüfteten und zerriſſenen Mundarten des Hochlandes.

Nach dieſer Charakteriſtik können wir übergehen zur Geſchichte der beiden Sprachſtämme, ſoweit ſie mit einander in Berührung gerathen.

Das Aufkommen einer Literatur in deutſcher Sprache knüpft an an die Bemühungen Karls des Großen um die Befeſtigung des Chriſtenthums. Er bekämpft das Vorurtheil, als dürfe

nur die hebräiſche, griechiſche und lateiniſche Sprache im Gottesdienſte Stelle finden, und ſchärft den Biſchöfen Predigt in der Landesſprache ein. Dem entſprechend trägt die älteſte deutſche Literatur einen durchaus praktiſchen Charakter, ſie iſt im weſentlichen eine geiſtliche Ueberſetzungsliteratur. Und aus ihrem Zuſammenhange mit der Perſon Karls fließt die weitere Eigenſchaft, daß ſie in der Hauptſache eine Literatur des Frankenſtammes iſt. — In Karls Zeit fallen ferner die erſten ſchüchternen, nur zu bald wieder aufgegebenen Verſuche einer Verwendung der deutſchen Sprache in Urkunden und Geſetzen. — Direkt auf die Förderung des heimiſchen Idioms bezieht ſich die Nachricht des Geſchichtsſchreibers Einhart, daß Karl den Winden und Monaten genauere Namen gab „nach der eigenen Mundart, während vor dieſer Zeit die Franken die lateiniſchen und die deutſchen Benennungen untermiſcht gebrauchten". Dieſe deutſchen Bezeichnungen der Winde und Monate, die uns an der gleichen Stelle überliefert werden, ſind freilich nicht in der von Karl gewünſchten Ausdehnung in die Sprache übergegangen, z. B. witumanoth d. h. Holzmonat für September, wintarmanoth für den Januar, während der November herbiſtmanoth (Herbſtmonat, jetzt deutſcher Name des Septembers) heißt. „Auch die uralten deutſchen Lieder, in denen der alten Könige Thaten und Kriege beſungen wurden, ließ er für die Ueberlieferung aufſchreiben." Sein Sohn, Ludwig der Fromme, theilte freilich dieſe Verehrung der altheimiſchen Dichtkunſt nicht, und ſo hat ſich jede Spur der unſchätzbaren Sammlung verloren.

Wichtig iſt noch die Tradition, daß Karl unter der Anleitung eines Grammatikers Nanno eine deutſche Grammatik zu ſchreiben begonnen, aber durch anderweitige Geſchäfte und ſchließlich den Tod an der Weiterführung gehindert worden ſei. Wäre ſie zuſtande gekommen, ſo wäre ſie wohl zu einer Art orthographiſchen Geſetzbuches erhoben und auf dieſe Weiſe wenigſtens

für den Schriftgebrauch eine Spracheinheit erzielt worden. Ansätze zu einer solchen sind freilich auch so vorhanden, wenn wir die ansprechenden Thesen, die Müllenhoff in der Einleitung zu der von ihm und Scherer herausgegebenen Sammlung althochdeutscher Sprachdenkmäler über das Vorhandensein einer fränkischen Hofsprache aufgestellt hat, zu den unserigen machen wollen. Aus dem Umstand nämlich, daß die Monats- und Windnamen bei Einhart, ferner die Straßburger Königseide von 842 den gleichen Dialekt zeigen wie das von einem Mönche der flandrischen Abtei St. Amand auf den Sieg des westfränkischen Königs Ludwig über die Normannen 881 gedichtete Lied und wie die aus dem Kloster des heiligen Anianus in Orleans stammende Handschrift der wahrscheinlich zwischen den Jahren 770 und 790 am kaiserlichen Hofe zu Worms entstandenen Isidorübersetzung, zieht Müllenhoff folgende Schlüsse: „Sobald die verschiedenen deutschen Stämme im Reiche Karls des Großen zu einer politischen und religiösen Einheit verbunden waren, konnte auch für die Sprache die Entwickelung zu größerer Einheitlichkeit nicht ausbleiben. Darauf führte schon das Bedürfniß des Reiches. Zunächst die fränkischen Mundarten am Main und Mittelrhein, in der Mitte des damaligen Deutschlands, erlangten damit eine hervorragende Bedeutung, und durch ihre geographische Stellung sowohl als ihre ganz damit übereinstimmende sprachliche Beschaffenheit waren sie berufen, ein Bindeglied zwischen dem Norden und Süden abzugeben. In ihrem ganzen Habitus überwiegend hochdeutsch, hielten sie doch die Mitte zwischen den rauheren oberdeutschen und den noch ganz auf der alten Lautstufe verharrenden niederdeutschen Mundarten, so auch in ihrem Wortvorrath und Wortgebrauch, und Einwirkung und Abneigung, Entlehnung und Austausch waren für sie nach beiden Seiten hin leicht. Aus ihnen ging die karolingische Hofsprache hervor, die Sprache des höheren Lebens,

deſſen Mittelpunkt der kaiſerliche Hof war, das ihm von allen Seiten zuſtrebte und wiederum von ihm ausſtrahlte. Gegen die Volksmundarten war die neue Sprache noch weniger abgeſchloſſen, als ſpäter das Mittelhochdeutſche, geſchweige denn das Neuhochdeutſche, und ihr Abſtand nach unten hin war wohl nur gering. Eine neue Literatur und Poeſie, die ihr Feſtigkeit, Abgeſchloſſenheit und gleichmäßige Ausdehnung gegeben hätte, blühte nicht mit ihr auf. Daher kommt es, daß kaum ein Denkmal in allen ſprachlichen Merkmalen mit einem anderen völlig übereinſtimmt, und faſt jedes die Sprache in einer anderen Geſtalt zeigt. Eine Gleichmäßigkeit in den grammatiſchen Formen ward nicht erreicht, und alte und neue erſcheinen im Gebrauche neben einander. Nicht einmal die Orthographie und Lautbezeichnung ſtellte ſich feſt; ſie artete nach Ort und Zeit verſchieden, wie die Sprache ſelbſt. Sich ſelbſt überlaſſen, behielt die Sprache ihre Wandelbarkeit und Vielgeſtaltigkeit."

Sicher iſt, daß der fränkiſche Dialekt eines gewiſſen Vorrechtes vor den übrigen genoß. Otfrid von Weißenburg, der erſte deutſche Dichter, deſſen Name zugleich mit ſeinem Werke auf uns gekommen iſt, gebraucht ums Jahr 868 den Ausdruck „fränkiſche Sprache" im Sinne von deutſcher Sprache, und das iſt auch, wie aus anderen Zeugniſſen hervorgeht, die allgemeine Anſchauung jener Zeit. Uns ſelbſt gilt ja noch der Ausdruck „altfränkiſch" für gleichbedeutend mit „altdeutſch", die Formel „frank und frei" weiſt den Franken eine bevorzugte Stellung an, in Byzanz wurde den Türken der Name „Franken" für alle Deutſchen überliefert. Erſt im zehnten Jahrhundert, mit dem Aufkommen der ſächſiſchen Ottonen, geht der Frankenname als Geſammtbezeichnung der Deutſchen verloren und auf den romaniſchen Weſten über.

Ihre Hauptwirkung ſcheint die Hofſprache nach Norden hin, alſo gegen das Niederdeutſche, ausgeübt zu haben.

„Wenn," ſagt Wilhelm Grimm, „z. B. in Kaſſel die plattdeutſchen Beſtandtheile in der Sprache des Volkes erſt im Ausgange des vorigen Jahrhunderts zu weichen begannen, und wenn andererſeits vom gleichen Orte ſtammende Schriftſtücke ſchon im vierzehnten Jahrhundert nur geringe und im ſechszehnten gar keine Einmiſchung plattdeutſcher Wörter und Formen mehr zeigen, ſo iſt der Schluß nicht abzuweiſen, daß dieſe Sprachbewegung insgemein ſchon in früheſter Zeit begonnen habe und auf den Einfluß des herrſchenden Stammes zurückzuführen ſei, der eben darum auch im Beſitze der reichſten Literatur war, und deſſen Sprache infolge dieſer beiden Umſtände eine Art Gemeingiltigkeit erlangt hatte." — Die Literatur des Altſächſiſchen beſchränkt ſich beinahe ausſchließlich auf die zur Zeit und vielleicht auf Befehl Ludwigs des Frommen entſtandene, unter dem Namen „Heliand" (d. h. Heiland) bekannte epiſche Darſtellung des Lebens Jeſu; von da an bricht bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts, alſo beinahe für ein halbes Jahrtauſend, alle Verbindung ab. Dieſe merkwürdige Thatſache läßt ſich nicht etwa ſo erklären, als habe das Niederdeutſche für die ſchriftliche Fixirung ſich ungeeignet erwieſen; der hoch entwickelte dichteriſche Stil des Heliand, die Blüthe der angelſächſiſchen Literatur, mit der ſich die althochdeutſche ſchwerlich meſſen kann, die Bildung der niederländiſchen Schriftſprache aus dem nahe verwandten niederfränkiſchen Dialekte widerlegen dieſe Anſicht zur Genüge. Auch auf geiſtige Trägheit der Sachſen können wir nicht unbedingt ſchließen, da im Gegentheil ihre Verſtändigkeit, Klugheit und Redefertigkeit gerühmt werden, und es bleibt uns in der That nichts Anderes übrig, als dieſes Verhältniß auf das drückende Uebergewicht der fränkiſchen oder hochdeutſchen Sprache zurückzuführen. — Die Vorherrſchaft des ſächſiſchen Stammes unter den Ottonen im zehnten Jahrhundert hat hieran nichts geändert. Nicht mit Unrecht hat man von

einer Frührenaiſſancezeit der Ottonen geſprochen; an ihrem Hofe überwog das Latein, wo ſogar die Frauen es verſtanden, und durch die Verbindung mit Byzanz lernten ſie griechiſche Kultur kennen und ſchätzen. Zwar das Zitat des geiſtvollen, aber etwas raſchen Verfaſſers der Geſchichte der neuhochdeutſchen Schriftſprache, Heinrich Rückerts, Ottos I. Sprache ſei geweſen leniter saxonizans, von ſächſiſchem Anflug, und der daraus gezogene Schluß, daß am Hofe hochdeutſch mit leiſer plattdeutſcher Färbung geſprochen worden ſei, beruht auf einer Gedächtnißtäuſchung; die Stellen lauten vielmehr gerade dahin, daß Otto I. wie Otto II. ſächſiſch geredet haben; wohl aber dürfen wir aus der Schreibung der Namen in den Urkunden der ſächſiſchen Kaiſer, aus der hochdeutſchen Lautgebung niederdeutſcher Münzinſchriften und aus ſächſiſchen Geſchichtsſchreibern, welche die Namen der Kaiſer hochdeutſch neben niederdeutſchen ſonſtigen Eigennamen aufführen, auf eine Kanzleiſprache nach fränkiſchem Typus folgern. „Das Verhältniß, wie man es auch definiren mag, hat jedenfalls eine gewiſſe Analogie zu dem Verhältniß von Dialekt und Schriftſprache.“ (Scherer.)

Wir treten in die mittelhochdeutſche Zeit, die klaſſiſche Epoche des Minneſangs und der epiſchen Dichtung. Mit den Hohenſtaufen gedeiht eine lange vorbereitete Literaturbewegung zu reicher Entfaltung, die auch für das Sprachleben von Bedeutung iſt. Es tritt ein Stand in den Vordergrund, der, begünſtigt durch die kühnen und edeln Thaten zugeneigte gehobene Stimmung der Zeit, durch ſeinen Glanz und Geiſt der Literatur alsbald ſeinen Charakter aufprägt und, nicht gehindert durch äußere Rückſichten, nun auch die heimiſche Sprache in ihr volles Recht einſetzt, ſie in ihrer Lebendigkeit, ihrer Anmuth und Feinheit ans helle Licht treten läßt. Der Kirche gebührt das Verdienſt, die deutſche Sprache in die Literatur eingeführt zu haben, die ritterlichen Höfe aber haben ſie erhoben zur

Kunſtſprache, ſie haben ihre Werthſchätzung als eines nationalen Bindemittels dem allgemeinen Latein gegenüber im Volksbewußtſein zum Durchbruch gebracht und damit ihre Eigenſchaft, ihre Herrſchaft als Kultur- und Literaturſprache für alle Zeiten geſichert. Um 1200 reicht die Herrſchaft deutſcher Rede und Dichtung ſogar bis über die Sprachgrenze hinaus, Zeugniß deſſen der Italiener Thomaſin von Cerchiari, der ein langes Lehrgedicht, den Welſchen Gaſt, in deutſcher Sprache abfaßt. Hatte ſich bisher die faſt ausſchließlich geiſtliche Literatur nur unter dem Zwange der Umſtände und mit Widerwillen zum Deutſchen bequemt, ſo wird jetzt deutſchen Büchern, d. h. romantiſchen Gedichten, eine überwiegende Theilnahme entgegengebracht, ſo ſehr, daß deutſch leſen für gleichbedeutend gilt mit leſen überhaupt. Nach Inhalt und Gedanken iſt dieſe ritterliche Dichtung freilich nicht national, ſie entlehnt ihre Stoffe aus Frankreich, durch das Mittel von Brabant und Flandern; ihre erſte Blüthe hat ſie am Rhein, manche Dichter aus dieſem Kreiſe können wir in Verhältniſſen zum hohenſtaufiſchen Hofe nachweiſen. Die rheiniſche und ſchwäbiſche Ritterſchaft, d. h. diejenige des Mittel- und Oberrheins, wird von den Zeitgenoſſen als Muſter hingeſtellt für höfiſches Benehmen; ihre Freigebigkeit, Weisheit und gewandte Rede wird von den Dichtern laut geprieſen. Wie ehedem die Franken, ſo wird jetzt der Name der Schwaben zur Bezeichnung aller Deutſchen gebraucht.[6] Im Gegenſatze zu ihnen gelten die Bayern, Oeſterreicher und Franken für ungeſchickt und plump, die Sachſen für wild und barbariſch. Bis ins vierzehnte Jahrhundert hinein und darüber hinaus beſitzen wir Zeugniſſe, daß das Schwäbiſche im Oſten, Norden und Weſten als beſonders feine Sprache geſchätzt und nachgeahmt wurde. Nicht mehr Franken und Sachſen, ſondern Schwaben und Sachſen werden jetzt als die Hauptſtämme einander gegenübergeſtellt.

Erwägungen dieſer Art haben zur Annahme einer über den

Mundarten und im Gegenſatz zu ihnen ſtehenden mittelhochdeutſchen Kunſt- oder Dichterſprache geführt. „Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert," ſagt Jakob Grimm, „waltet am Rhein und an der Donau, von Tyrol bis nach Heſſen ſchon eine allgemeine Sprache, deren ſich alle Dichter bedienen; in ihr ſind die älteren Mundarten verſchwommen und aufgelöſt, nur noch einzelnen Wörtern und Formen klebt Landſchaftliches an." „Dazu tritt, daß die meiſten Dichter jener Zeit wanderten und mit den Sprachabweichungen anderer Gegenden bekannt wurden, wenn ſich ſchon die Eigenthümlichkeit ihrer Mundart nie ganz verwiſchte." „Dieſe vielen, unter der Bezeichnung mittelhochdeutſch zuſammenbegriffenen Denkmäler heben von der Mitte des zwölften Jahrhunderts an und reichen bis zum Ausgange des dreizehnten, in deſſen erſtes Drittel ſich doch ihre eigentliche Kraft und Blüthe drängt, ſie haben zwar nicht alle eine und dieſelbe Mundart, verrathen aber lange keine ſo abſtechende Verſchiedenheit untereinander als die althochdeutſchen Quellen. Die meiſten mittelhochdeutſchen Dichtungen ſind in Schwaben, in der Schweiz, in Bayern und Oeſterreich entſtanden, verſchiedene in den Gegenden des Oberrheins und in Franken bis nach Thüringen hinein." — Weil die örtlichen Einflüſſe der Dialekte auf die mittelhochdeutſchen Denkmäler lange nicht ſo ins Auge fallend ſeien, als bei den althochdeutſchen Quellen, habe man bisher alles unter dem Namen „ſchwäbiſche Sprache" zuſammengeworfen. Den Schwaben klinge entweder gar nichts von ihrem heimathlichen Dialekte an, oder es zeige ſich doch weit weniger als bei Bayern und Oeſterreichern. — Gelehrte wie Koberſtein, Wilhelm Wackernagel, Heinrich Rückert haben den Anſichten Grimms beigepflichtet. Müllenhoff läßt dieſe Sprache hervorgehen aus einer Ausgleichung des oſtfränkiſchen und des alemanniſchen Dialektes, welche zuerſt an den Höfen der Salier und der Hohenſtaufen ſich müſſe geltend gemacht haben. — In

neuerer Zeit ist das Bestehen einer solchen Schriftsprache überhaupt geleugnet worden (Franz Pfeiffer, Hermann Paul); ihre Einheitlichkeit beruhe einzig auf der kunstreichen textkritischen Behandlungsmethode der modernen Gelehrsamkeit, in der handschriftlichen Ueberlieferung selbst sei nichts davon zu verspüren. Die Ansicht, die dem staufischen Kaiserhause einen bedeutenden unmittelbaren Einfluß auf die Entwickelung der höfischen Sprache und Poesie zuschreibe, sei ein schöner Wahn. In steten aufreibenden Kämpfen mit der Hierarchie und unbotmäßigen Vasallen, erfüllt von politischen Plänen und Gedanken, mehr in Italien als in Deutschland zu Hause und, wenn je in der Heimath, stets mit dem Fuß im Stegreif, hatten die Staufer zur Pflege und Förderung der Poesie weder Stimmung noch Zeit, wenn auch in ihnen innere Neigung und Lust dazu vorhanden war. Gegenüber dem, was die Babenberger und die thüringischen Landgrafen für die mittelhochdeutsche Dichtung gethan, könne von einer Förderung der Poesie, also auch der Hofsprache, durch die Staufer keine Rede sein. — Es wird ferner darauf hingewiesen, daß die mit den Hohenstaufen gleichzeitige französische Literatur durchaus dialektisch ist, trotzdem die Zentralisation und der Einfluß der Könige in Frankreich schon am Ende des zwölften Jahrhunderts größer war als in Deutschland. — Die neueste Schrift, welche diese Frage in der That um einen bedeutenden Schritt ihrer Lösung entgegenführt, ist die Abhandlung von Behaghel in der Baseler Festschrift für Heidelberg. Die Vergleichung der Sprache in unbezweifelt alemannischen Dichterwerken mit derjenigen der Urkunden, in denen wir den heimischen Dialekt als bewahrt annehmen müssen, ergiebt eine Verschiedenheit, die wir nicht anders als aus dem Vorhandensein einer gemeinsamen Dichtersprache erklären können. — Eines ist freilich heute unbestritten: in Mitteldeutschland (Hessen, Thüringen, Meißen) setzt sich der fränkische Schriftdialekt, der noch vom

elften auf das zwölfte Jahrhundert eine Zeit der Blüthe erreicht hatte, fort neben der allgemeinen mittelhochdeutſchen Literatur-ſprache, an welche er jedoch durch Vermeidung des auffällig Mundartlichen ſich wenigſtens anzunähern beſtrebt iſt.

War das Uebergewicht des Hochdeutſchen über das Nieder-deutſche jemals zweifelhaft, ſo iſt es während dieſer klaſſiſchen Periode oberdeutſcher Kunſtdichtung und Kunſtſprache entſchieden. Die niederdeutſche Sprache, von dem ſtärkeren Stamme über-wachſen, blieb zurück, und wer lebendigen Trieb zur Kunſt empfand, mußte in der hochdeutſchen ſein Vorbild ſuchen. Albrecht von Halberſtadt, ein Niederdeutſcher alſo, der 1210 Ovids Metamorphoſen poetiſch bearbeitete, entſchuldigt die Un-beholfenheit ſeiner (hochdeutſchen) Ueberſetzung mit folgenden Worten: „Der ſeinen Scharfſinn an dieſes Buch mit redlichem Fleiß gewendet hat, der iſt weder ein Schwabe noch ein Bayer, weder ein Thüringer noch ein Franke. Daran möget ihr denken, wenn ihr in den Reimen Falſches oder Ungenaues findet, denn ein Sachſe, Albrecht von Halberſtadt, hat euch dieſes Buch gedichtet von Latein zu Deutſch.“ Herzog Heinrich von An-halt in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts dichtete ſeine Minnelieder in hochdeutſcher Sprache, ſo auch Witzlav von Rügen, dem zwar unbeabſichtigt manches Niederdeutſche unter die ungewohnte Modeſprache geräth. — Das erſte deutſche Rechtsbuch, der Sachſenſpiegel, iſt um 1230 in der oberſächſiſch-fränkiſchen Sprache ausgearbeitet worden, und es ſcheint dieſer Dialekt vorbildlich geworden zu ſein für die juriſtiſche Literatur, welche ſich in Norddeutſchland an den Sachſenſpiegel knüpfte; wenigſtens theilt das niederdeutſche Magdeburg ſein Stadtrecht an Breslau in oberſächſiſcher Sprache mit. — Bei den lite-rariſcher Kultur zugänglichen Ständen Niederſachſens mag das Hochdeutſche im dreizehnten Jahrhundert auch als Umgangs-ſprache nicht ungebräuchlich geweſen ſein. Reinbot von Dürn,

ein Bayer in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, wünſcht, daß ſeine Dichtung vom heiligen Georg bekannt werde in allen deutſchen Landen, von Tyrol bis nach Bremen und von Preßburg bis nach Metz, er dehnt alſo das Gebiet der hochdeutſchen Sprache unbedenklich auch über Niederdeutſchland aus.

Den Zeugniſſen über die ſprachlichen Verhältniſſe jener Zeit können wir noch anreihen den großen Prediger aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, Berthold von Regensburg. Da er wandernd durch ganz Deutſchland zog, entäußert ſich ſeine Sprache mit Befliſſenheit der angebornen mundartlichen Schranken; in dieſem Sinne überſetzt er das lateiniſche Wort spes gleichzeitig mit drei je nach den Landſchaften wechſelnden deutſchen Ausdrücken: gedinge, hoffenunge, zuoverſiht. „Wir haben viele Wörter im Lateiniſchen," bemerkt er, „die wir deutſch nicht anders als mit vielen Umſchreibungen wiedergeben können; wir ſind in lateiniſcher Sprache gar reich und können ganze Sätze in kurze Worte faſſen, wo man in deutſcher Sprache viel Redens machen muß." Der Gegenſatz von Ober- und Niederdeutſchen wird veranſchaulicht durch Nennung Derer von Zürich und dem Bodenſee und Derer von Sachſen: „Ihr wißt wohl, daß die Niederländer und die Oberländer gar ungleich ſind an der Sprache und an den Sitten. Die vom Oberlande, dort von Zürich her, die reden ganz anders als die aus dem Niederlande, von Sachſen. Die ſind ungleich an der Sprache, man kennt ſie ganz wohl von einander, die vom Sachſenlande und die am Bodenſee im Oberlande, und ſind auch an den Sitten ungleich und an den Kleidern." „Alſo ſteht es um die Niederländer und um die Oberländer, daß manch Niederländer iſt, der der Oberländer Sprache annimmt. Geſchieht es aber ſo, daß du mich täuſcheſt an dem Gewande und an der Sprache, ſo kannſt du mich an den Sitten nimmermehr täuſchen. Das könnte nimmer geſchehen; und wollte

ein Niederländer nur vier Wochen bei mir wohnen, ich würde wohl inne, ob er ein Niederländer wäre oder ein Oberländer."

Stimmt die Sprache Bertholds mit derjenigen der höfiſchen Dichter den Lauten und Formen nach überein, ſo tritt er doch wieder anderſeits in bewußten Gegenſatz zu ihr. In einer ſeiner Predigten nennt er die Tugend das beſte unter allen Dingen, die Gott ſchuf, das edelſte, reinſte und wonneſamſte, die Freude der Engel, den Schlüſſel zum Himmelreiche; da Gott die Tugend ſelber ſei, wollte er auch, daß Engel und Menſchen tugendhaft würden. „Er meint aber nicht die Tugend, was etliche Leute „Tugend" heißen. Wenn Einer eine Botſchaft in höfiſcher Art ausrichten kann, oder eine Schüſſel tragen kann und die Hände wohlgezogen halten oder vor ſich legen kann, ſo ſprechen etliche Leute: Ei welch ein wohlerzogener Jüngling oder Mann oder Frau iſt das! Das iſt ein gar tugendſamer Menſch, ei, wie tugendſam kann er ſich gebaren! — Siehe, dieſe Tugend iſt vor Gott ein Geſpötte. . . ." Die Predigt verlangt nach einem deutſchen Worte für ihre kirchliche virtus, ſie findet kein anderes als „Tugend" und bekämpft daher mit zorniger Abſicht die alte höfiſche Bedeutung. Damit werden wir auf eine Reihe von Begriffswandelungen hingewieſen, welche zu einer neuen Sprachperiode hinüberleiten.

Die Einheit der mittelhochdeutſchen Sprache war weſentlich bedingt durch die Formvollendung der Dichtung und die konventionelle Gleichförmigkeit ihres Inhalts, dieſe Eigenſchaften aber waren innig verknüpft mit der Pflege der Poeſie durch die höfiſchen Kreiſe. Sobald ſie ſich von der Literatur abwandten, mußte mit dieſer ſelbſt auch das äußere Gewand, die Sprache, einen veränderten Charakter annehmen. Dieſe Abwendung von der Literatur aber, das materielle und geiſtige Sinken des Ritterthums, vollzieht ſich mit dem Aufblühen der Städte und mit der wachſenden Auflöſung des Reiches nach dem Falle der

Hohenſtaufen. Konrad von Würzburg, der letzte hochgeſinnte Vertreter höfiſcher Dichtung, klagt um 1280, daß man Erzählung und Lied nicht mehr in Ehren halte, und doch ſeien ihrer Wenige geworden, die mit der Dichtkunſt den Leuten Freude bereiten können. Reiche und Arme ſchätzen die Meiſter gering, die zierlicher Rede pflegen, während man erwarten ſollte, daß ein gutes Gedicht eben um ſeiner Seltenheit willen an den Höfen freundliche Aufnahme finde. Die Dichtkunſt wolle in deutſchen Landen faſt ganz verſchwinden, ſo daß man in weitem Umkreiſe kaum Einen zu finden vermöge, der ein Meiſter guter Rede und guter Töne heißen könne. Die ungeſtümen jungen Ritter aber ſind ſo unverſtändig, daß gute Rede und edler Sang ihnen gleichgiltig iſt. Ihr Sinn iſt der Dichtung gram; wer ſich mit dem Dichten Mühe giebt, der wird enttäuſcht, man hört nicht mehr gern wohl ſprechen und ſingen. Rohheit verdrängt die maßvolle Haltung und den Anſtand. — Nicht nur inhaltlich, auch ſprachlich geht die Literatur jetzt nach verſchiedenen Richtungen auseinander. „Die Schriftſteller des vierzehnten und der folgenden Jahrhunderte vergröbern ſtufenweiſe die frühere Sprachregel und überlaſſen ſich ſorglos den Einmiſchungen landſchaftlich gemeiner Mundart; oft weiß man nicht, ob ihre Beſonderheit von der alten reinen Sprache her übrig geblieben oder aus dem Gebiete des Volksdialektes eingedrungen iſt.“ (Grimm.)

Es iſt bezeichnend, daß dieſe Periode des Auflebens der Schriftdialekte durch das erſte ausführliche Zeugniß über die deutſchen Mundarten eröffnet wird. Hugo von Trimberg, Rektor der Schule zu Bamberg, um 1300, lobt es zwar, wenn der Schriftſteller das Gute aus den verſchiedenen Mundarten zu ſeinem Gebrauche vereinige, ſagt aber gleich darauf: „Ein jegliches Menſchenkind ſpricht gerne die Sprache, in der es erzogen iſt. Wenn darum meine Worte etwas nach Franken anklingen, ſo zürne Niemand, denn ich bin aus Franken gebürtig.“

In seiner Charakteristik der deutschen Mundarten heißt es: „Wer wähnt, daß die von Aachen reden wie die von Franken, dem sollen die Mäuse danken. Eine jegliche Landschaft hat da ihre Art, die ihren Bewohnern anhaftet. Die Schwaben spalten ihre Wörter, die Franken falten sie ein wenig, die Bayern zerren sie auseinander, Thüringer singen, Sachsen lispeln, Rheinländer pressen, Wetterauer würgen, Meißner sie hübsch schürgen" u. s. w.

In der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ist dann die Reminiszenz an die ehemalige gemeinsame Literatursprache völlig erloschen. Der Franke Konrad von Megenberg, Domherr im bayerischen Regensburg, der sein „Buch der Natur" im bayerischen Dialekte verfaßt, sieht sich genöthigt, eine Anzahl seiner Ausdrücke durch Synonyma anderer Mundarten zu erläutern, z. B.: „den siechtum, der melancolia haißet, das haißent die Dürgen (Thüringer) rasen". „Der kranwitpaum haißt in meiner müeterleichen däutsch ain wechalter (Wachholder)". — Der Vocabularius optimus, ein in der Schweiz entstandenes lateinisch-deutsches Wörterbüchlein, enthält in der Zueignung an einen erdichteten Herzog von Oesterreich folgende Stelle: „Nachdem Ihr und Euer Haus die Verdeutschung der unzweideutigen lateinischen Wörter an dem einen Ende Eurer Herrschaft, nämlich in Oesterreich, gelernt habt und dieselbe wiederum an der entgegengesetzten Grenze, nämlich in Schwaben, für den Gebrauch in öffentlichen und Privaturkunden verwendet, schadet die je nach der Entfernung der Landschaften verschiedene Aussprache und Sprachgebrauch dem klaren Verständniß und führt häufig zu Irrthümern in der Vollstreckung der Befehle." — Der Mystiker Nicolaus von Basel schreibt 1369 den Insassen des Klösterleins zum Grünen Wörd in Straßburg: „Ich hätte euch gerne das alte Büchlein gesandt, aber es ist wohl zur Hälfte in einer so ungewohnten Sprache, die ihr nicht lesen könntet, und ich übte mich selber vier Tage und Nächte daran,

damit ich es euch ſchriebe in eurer Elſäſſer Sprache.“ — Eine in Halle 1343 entſtandene deutſche Ueberſetzung der vier Evangelien bezeichnet ſich ſelbſt als „Uebertragung in das mittelſte Deutſch“.

Das iſt nun auch die Zeit des Wiederaufkommens einer niederdeutſchen Schriftſprache. Schon Hugo von Trimberg beſtimmt ſein Buch nur noch für Schwaben, Thüringer, Bayern, Franken, nicht mehr für die Sachſen. Das Lübecker Stadtrecht von 1298, die gleichzeitige älteſte lübeckiſche Chronik, die Bremer Statuten aus dem Jahre 1302: dieſe Daten geben uns die Zeit des Entſtehens einer niederdeutſchen Literatur an, die bald, im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, ihre Blüthe und ihren Höhepunkt erreicht. Ferner weiſen uns dieſe Nachrichten zugleich auf das Gebiet, auf dem das Niederdeutſche etwas Hervorragendes geleiſtet hat, nämlich das der Proſa. Nicht, daß das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert keine niederdeutſche Poeſien lieferte, aber ſie leiden an der Gleichgiltigkeit gegen formale Vollendung, ein Charakterzug, welcher der niederdeutſchen Poeſie bis auf heute anhaftet. Einzig der „Reineke Vos“, im günſtigſten Augenblick aus dem Niederländiſchen überſetzt, hat eine ſo durchſchlagende Wirkung gehabt, daß er das weitverbreitetſte niederdeutſche Buch geworden, mehrfach, ein höchſt ſeltener Fall in der Geſchichte dieſer Literatur, in fremde Sprachen überſetzt iſt, Jahrhunderte lang für ein Originalwerk gegolten und der niederdeutſchen Sprache den größten Glanz verliehen hat. In den Proſadenkmälern wird die Sprache ohne Unbehilflichkeit gehandhabt, „ſie iſt gewiſſermaßen gleich fertig hervorgetreten“. Die Glanzperiode des Niederdeutſchen umfaßt hauptſächlich die Jahre 1350—1500, alſo beſonders die Zeit, wo der Bund der hanſeſchen Städte in größter Blüthe ſtand, mit denſelben wuchs und ſank es. Als die Hanſa über die ganze niederdeutſche Tiefebene bis nach Riga hinauf gebot und

fremde Staaten und Könige ſich unterthänig und dienſtbar machte, da gebot auch das Niederdeutſche, die diplomatiſche Sprache des Bundes, über dasſelbe Gebiet, ja über dasſelbe hinaus, denn auswärtige Mächte ſandten wohl ihre Schreiben an den Rath zu Lübeck in niederdeutſcher Sprache, und der Rath antwortete ihnen in derſelben Sprache.[7]

Aber dieſe zentrifugale Sprachbewegung trägt ſelbſt wieder den Keim der Einigung in ſich. Die neuhochdeutſche Sprache iſt keine künſtliche Sprache, auch ſie iſt aus einem Dialekte erwachſen, aber nicht am Rhein, nicht als zartes Gebilde in den Händen der Dichter tritt ſie auf, ſie iſt weder zeitlich noch ſtofflich die unmittelbare Fortſetzung des Mittelhochdeutſchen, ſondern ihre Heimath iſt das urſprünglich ſlaviſche Land an der oberen Elbe, ihre Umgebung die Kanzleiſtube der Fürſten und ihr Feld die Proſa. In den Urkunden der Prager Kanzlei Kaiſer Karls IV., um 1350, begegnet uns zuerſt eine Sprache, die von allen mittelalterlichen Dialekten dem heutigen Schriftdeutſch am nächſten kommt. Eine dieſer Urkunden beginnt z. B.:

„Wir Karl von Gotes Genaden romiſcher Keyſer, zu allen Zeiten Merer des Reichs und Kunig zu Beheim, bekennen und tun kunt offenlich mit diſem Brieve allen Den, die yn ſehen oder horen leſen: daß wir mit wolbedachtem Mute und mit rechter Witze, zu Eren, zu Nutze und zu Wirdikeit des heiligen romiſchen Reichs uns mit den erſamen den Burgermeiſtern, dem Rate und den Burgern gemeynlich der Stat zu Nuremberg, unſern lieben Getrewen, ihren Erben und Nachkomen vorbunden haben und vorbinden (= ſich verbindlich machen) unſer Lebetage in ſulcher Schicht und Meynungen, als hernach geſchrieben ſteet . .“ ꝛc. (Weizſäcker, Deutſche Reichstagsakten I, 56.)

Gegenüber den mittelhochdeutſch-alemanniſchen Formen zît, rîch, trûwe haben wir hier die heutigen: Zeit, Reich, Treue.

Dieſe Erweiterungen zuſammt mit der des û zu au (hûs — Haus) ſind eine Eigenthümlichkeit des öſterreichiſchen Dialektes, ſie treten ſchon im elften und zwölften Jahrhundert in Kärnthen und Steiermark auf; ihre Entſtehung iſt vielleicht auf den Einfluß des benachbarten Slaviſchen zurückzuführen, welches von vorneherein zu einer breiten und ſingenden Ausſprache der Vokale geneigt iſt. Andererſeits iſt die Zuſammenziehung Mut anſtatt des früheren muot ein Merkmal des Mitteldeutſchen. Infolge dieſes Charakters als Miſchſprache war der nordböhmiſche Dialekt zur ſchriftlichen Vermittelung zwiſchen dem öſterreichiſchen Hofe und den Kurfürſten Mitteldeutſchlands beſonders geeignet. Im fünfzehnten Jahrhundert, während der langen Regierung Friedrichs III., fällt freilich die kaiſerliche Kanzlei in den öſterreichiſchen Dialekt zurück und gilt in dieſer Form als „gemeines Deutſch", d. h. als offizielle Reichsſprache, die dann auch durch die Druckerſtätten Nürnberg und Augsburg zur Literatурſprache erhoben wird. — Wohl aber ſehen wir bald nach 1400 die neue Sprache nach Norden hin, in den ehemaligen Koloniſationsländern öſtlich der Elbe, aufkommen. Die Literatur Böhmens, Schleſiens, Meißens weiſt am früheſten Formen auf, wie: ich nehme, ich ſpreche (ſüdliche Dialekte: ich nim, ich ſprich), König, Sohn, fromm, geſponnen, konnte (ſüdliche Dialekte: kunig, ſun, frum, geſpunnen, kunnt), gehen, ſtehen (gên, ſtên oder gân, ſtân), ſie geben (ſie gebent), du hingeſt (du hienge), geſchrieben, (geſchriben) — lauter Formen, ohne die wir uns das heutige Schriftdeutſch gar nicht denken können. Und dieſe Sprache, meißniſch genannt, wird ſchon im fünfzehnten Jahrhundert als beſonders vorzüglich gelobt. Sie breitet ſich aus als Kanzleiſprache nach Kurbrandenburg und Thüringen, 1490 wird in Leipzig ein Buch „auf die meißniſche Sprache" gedruckt. Schon greift ſie nach Altſachſen über, das wir bereits ihrer Vorgängerin, der oberſächſiſchen Rechtsſprache, ſich theilweiſe beugen ſahen. Das

niederdeutſche Halle, hart an der Sprachgrenze gelegen und darum der Einwirkung des angeſeheneren Hochdeutſch von jeher ſtärker ausgeſetzt, nimmt dieſes im fünfzehnten Jahrhundert als Urkunden- und Geſetzesſprache an. Als im Jahre 1477 der Rath Abgeordnete aus der Bürgerſchaft vor ſich beſchied, mußte der Rathsmeiſter, der das Wort hätte führen ſollen, ſchweigen und einen Anderen reden laſſen, der niederſächſiſch verſtand und ſprechen konnte. Die Volksſprache war alſo noch niederdeutſch, aber die Geſchäftsſprache des Rathes und die Umgangsſprache der höheren Stände war die oberſächſiſche.

Die neuhochdeutſche Sprache beſteht alſo ſchon vor der Reformation, auch in der Literatur; um 1500 hat ſie ihren Siegeslauf bereits angetreten. Dem ſprachlichen Verdienſte Luthers geſchieht dadurch kein Abbruch. Seine eigene Aeußerung über dieſen Punkt, die ins Jahr 1545 geſetzt wird, lautet: „Ich habe keine gewiſſe, ſonderliche, eigene Sprache im Deutſchen, ſondern brauche der gemeinen deutſchen Sprache, daß mich Beide, Ober- und Niederländer, verſtehen mögen. Ich rede nach der ſächſiſchen Kanzlei, welcher nachfolgen alle Fürſten und Könige in Deutſchland; alle Reichsſtädte, Fürſtenhöfe ſchreiben nach der ſächſiſchen und unſeres Fürſten Kanzlei. Drumb iſt's auch die gemeinſte deutſche Sprache. Kaiſer Maximilian und Kurfürſt Friedrich, Herzog von Sachſen, haben im römiſchen Reiche die deutſchen Sprachen alſo in eine gewiſſe Sprach gezogen.“ — Unter Maximilian hatten alſo Feſtſetzungen ſtattgefunden zum Ausgleich der öſterreichiſchen und oberſächſiſchen Kanzleiſprache. Unſer philologiſch geſchärftes Auge nimmt freilich trotz alledem noch genug Verſchiedenheiten zwiſchen beiden wahr. Daß aber nach langem Ringen nicht nur die öſterreichiſch-ſüddeutſche Reichsſprache, ſondern auch der reichere und poetiſchere alemanniſche Schriftdialekt vom Schauplatze verſchwunden ſind, iſt die Folge des weit über den Tod des Reformators hinaus reichenden,

nicht nur in Dingen des Glaubens allein als kanoniſch geltenden Anſehens und der den Einfluß einer ganzen Literatur aufwägenden Verbreitung ſeiner Schriften, vorab der Bibelüberſetzung; das zweite Moment von Luthers Wirkſamkeit liegt darin, daß er mit ſchöpferiſcher Begabung die dürre und ärmliche Kanzleiſprache verjüngte und bereicherte durch den Wortſchatz ſeiner angeborenen thüringiſchen Mundart, deren nahe Berührung zum Niederdeutſchen dem Norden dieſe Sprache mit der Glaubenseinheit um ſo annehmbarer zu machen geeignet war. Luther iſt der Begründer der deutſchen Spracheinheit, und in dieſem Sinne können wir der landläufigen, von den Grammatikern des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts hergebrachten Anſchauung, wonach die neuere Sprache mit ihm beginnt, ihr Recht laſſen.

In den Aeußerungen Luthers über ſprachliche Dinge werden die niederdeutſchen Mundarten ehrenvoll genannt. „Die märkiſche Sprache", ſagt er in jenem Tiſchgeſpräche über die gemeine deutſche Sprache, „iſt leichte, man merkt kaum, daß ein Märker die Lippen reget, wenn er redet; ſie übertrifft die ſächſiſche." „Die däniſche und engliſche Sprache iſt ſächſiſch, welche recht deutſch iſt. Die oberländiſche Sprache iſt nicht die rechte deutſche Sprache, nimmt den Mund voll und weit und lautet hart. Aber die ſächſiſche Sprache gehet fein, leiſe und leicht ab." „Deutſchland hat mancherlei Dialectos, Art zu reden, alſo daß die Leute in dreißig Meilen Weges einander nicht wohl können verſtehen; die Oeſterreicher und Bayern verſtehen die Thüringer und Sachſen nicht, ſonderlich die Niederländer." „Ja die Bayern verſtehen bisweilen Einer den Andern nicht recht, was grobe Bayern ſind. Alle Nationen gegen Sachſen ſind einfältig." „Dr. Martin Luther gedachte auch der deutſchen Sprache, daß ſie mancherlei Unterſcheid hätte, zog aber die heſſiſche Sprache den andern allzumal für, als welche

die Worte pronuncirte und redete mit einem Accentu, gleich als ſängen ſie dieſelbigen. Oeſterreicher und Bayern hielten keine Diphthongos, ſagen uwer, Fuhr, Brout für euer, Feuer, Brod. Alſo redeten auch die Franken grob mit ungehofelter Zunge: ko, jo ꝛc.“

Daß der Uebergang zur Schriftſprache des Reformators nicht von einem Tag auf den andern ſich vollzog, iſt begreiflich, immerhin iſt er raſcher und gründlicher erfolgt, als bei der großen Ausdehnung des niederdeutſchen Sprachgebietes und der nachwirkenden Tradition der niederdeutſchen Literatur anzunehmen wäre. „Seit 1500“, ſagt Lübben in ſeiner Charakteriſtik der niederdeutſchen Literatur, „iſt ein merklicher Rückgang wahrnehmbar, die Formen werden unreiner, die Orthographie verwildert, die Darſtellung wird unzarter, die ſyntaktiſchen Fügungen, die früher leicht, gefällig und durchſichtig waren, werden unbequemer ... man hört den Wurm bohren, der in das Mark der niederdeutſchen Sprache ſich hineinzunagen beginnt.“ — Niederdeutſche Bibelüberſetzungen ſind ſchon vor Luther verſchiedentlich gedruckt worden, die eine vermuthlich zu Köln um's Jahr 1480, die andere zu Lübeck 1494. Eine dritte niederſächſiſche Bibel iſt zu Halberſtadt 1522 gedruckt. Von der Lutherſchen Bibelüberſetzung erſchien das Neue Teſtament ſchon 1522 niederſächſiſch zu Wittenberg und in den folgenden Jahren bis 1532 an fünfzehn Orten nachgedruckt. Von den vollſtändigen niederſächſiſchen Lutherbibeln, deren Göze in ſeiner Geſchichte der niederſächſiſchen Bibeln vierundzwanzig angiebt, iſt die Lübeckiſche Ausgabe von 1534 die älteſte. In der kleinen Erinnerung, die dieſer Bibel mit Luthers Vorrede vorgeſetzt iſt, ſagt Johannes Bugenhagen: De Uthlegynge Doctoris Martini Luthers, mynes leven Heren unde Vaders in Christo, ys in dysh sassesche Düdesch uth dem Höchdüdeschen vlitich uthgesettet, uth synem Bevele.“ — Eine

neue niederſächſiſche Bibelüberſetzung veranſtaltete 1596 David Wolder, Paſtor zu Hamburg. Als Urſache giebt er an, daß er in den neunzehn Jahren, die er zu Hamburg ſeinen Landsleuten das göttliche Wort in ihrer und ſeiner Mutterſprache gepredigt, an der ſächſiſchen Bibel nicht ohne Seufzen und Schmerzen wahrgenommen habe, daß dieſelbe an ſehr vielen Orten zum Theil mit Dr. Luthers Bibel nicht übereinſtimme, zum Theil auch gegen der ſächſiſchen Sprache feine Natur und Art gezwungen und ſeltſam in aller vernünftigen Niederſachſen Ohren klinge. Seine Leſer nennt Wolder „mine leven Sassen“ und verſpricht, ſeine Ueberſetzung in der „purreinen sassischen Sprake“ zu liefern. — Die letzte niederſächſiſche Bibel iſt zu Goslar 1621 gedruckt, das Neue Teſtament beſonders zu Stettin 1604, zu Lübeck 1615, zu Hamburg 1605, 1619 und 1620, und der Pſalter vermuthlich ebendaſelbſt 1621. Kinderling in ſeiner Geſchichte der niederſächſiſchen Sprache findet in dieſem plötzlichen Aufhören der niederdeutſchen Schriftſprache eine Beſtätigung ſeiner Muthmaßung, daß die niederdeutſche Mundart vornehmlich durch den dreißigjährigen Krieg aus den Schriften verdrängt worden iſt.

Daß hochdeutſche Predigt an manchen Orten Niederdeutſchlands wohl verſtanden wurde, bezeugt Luther ſelbſt in einem Schreiben an den Rath von Göttingen. Die niederdeutſchen Kirchen- und Polizeiordnungen, wie ſie in Hamburg, Lübeck, Lüneburg, Braunſchweig, Stettin, Roſtock, Magdeburg ꝛc. noch beſtanden, machten nach und nach ebenfalls der hochdeutſchen Amtsſprache Platz.[8]

In der Geſchichte der Diözeſen Magdeburg und Halberſtadt von Georg Torquatus, verfaßt 1567—1574, wird angegeben, daß in den genannten Landſtrichen die ſächſiſche Sprache gebraucht werde, aber eine viel weniger barbariſche als die im Weſten und Norden übliche, wie ſie früher allerdings auch in

Magdeburg geherrſcht habe und bei den unteren Ständen und Bauern noch geſprochen werde. Er ermahnt die Hüter und Diener der Kirche, die Verbeſſerung der ſächſiſchen Sprache im Auge zu behalten und ſich von Jugend auf die Anmuth der meißniſchen Sprechart anzugewöhnen. Im Saalkreiſe ſei dieſe bereits durchgedrungen, während noch nicht ſo lange vorher das Sächſiſche dort geherrſcht habe. Etliche alte und glaubwürdige Bürger von Halle, die ſelber noch ſächſiſch redeten, hätten ihm oft verſichert, die meißniſche Sprache ſei erſt zu ihren Zeiten eingeführt worden. Torquatus führt ferner den Einfluß der hochdeutſchen Univerſitäten Wittenberg und Leipzig auf die ſie beſuchenden Studenten an. Gelehrte und durch Reiſen Gebildete könnten nur mit größter Schwierigkeit das Sächſiſche anwenden und nur mit größtem Widerwillen es angewendet ſehen. — Junge Niederdeutſche reiſten nach Meißen, um ein gutes Hochdeutſch zu lernen.

Der Würzburger Laurentius Albertus, Verfaſſer der erſten vollſtändigen deutſchen Grammatik, 1573, ſagt: „Leichtlich wird, was die Sachſen ganz ehrlich meinen, von den Hochdeutſchen zur Herabſetzung und zweideutigen Auslegung verdreht.“ Das Niederdeutſche theilt er ein in die „obere, uns näher ſtehende Sprache, deren ſich bedienen Heſſen, Weſtfalen, Kölner, Belgier, Oberſachſen(??), Märker, Preußen, Pommern, und die niedere bei allen Stämmen, die dem Meere zu wohnen; deren Mundarten und Dialekte ſind heute noch ungepflegt und im Naturzuſtande. Diejenige Sprache aber, die in dieſem Buche gelehrt wird, iſt allen oberdeutſchen Völkerſtämmen gemeinverſtändlich, in ihr ſind auch die aus den bedeutendſten Druckereien ausgehenden Werke verfaßt, nämlich zu Mainz, Ingolſtadt, Nürnberg, Augsburg, Baſel, Frankfurt, Wittenberg. Wenn ein Fremder dieſe Sprache gelernt hat, ſo wird er überall und zur Noth auch von den Niederdeutſchen verſtanden.“

Ungefähr um 1580 iſt der Sieg der meißniſchen, d. h. der Lutherſprache, in Süd und Nord entſchieden, und nun beginnt auch der Name „hochdeutſch“, der bisher ſoviel als „oberdeutſch“ und nur der geographiſche Gegenſatz zum Niederdeutſchen geweſen, die Bedeutung von „gutdeutſch“ anzunehmen, die erhabene, die Schriftſprache zu bezeichnen gegenüber der gemeinen und wandelbaren Volksmundart.

Ein Grund für das Aufgeben der niederſächſiſchen Schriftſprache iſt ſicherlich auch das Fehlen einer gelehrten Literatur geweſen. Die Stralſunder Schulordnung von 1591 beklagt es als eine Hemmung der Studien, daß es keine Interpretation der Klaſſiker auf Niederdeutſch gebe, ſondern nur auf meißniſch, ſchwäbiſch oder elſäſſiſch. — Zwar ſchrieb 1582 der Roſtocker Profeſſor Nathan Chyträus ein lateiniſch-ſächſiſches Wörterbuch für die Schule, wobei er nach ſeinen eigenen Worten es nicht verſchmähte, von Bauern, Schiffern, Metzgern, Handwerkern, ja von geringen Weiblein Ausdrücke zu lernen. Im Jahre 1625 erſchien dieſes Buch zum viertenmal, dann nicht wieder. — Faſt nur noch zu Gelegenheitsgedichten oder Humoresken und Satiren wählte man jetzt die heimiſche Mundart. In den Dramen des Herzogs Heinrich Julius von Braunſchweig (1564—1613) redet der Schalk ſtets niederdeutſch und öfters auch ſonſt die geringeren Perſonen in der oder jener anderen Mundart: meißniſch, thüringiſch, ſchwäbiſch u. a. Nur in dem Akte, wo der Schalk auch Hauptperſon iſt, ſpricht er ebenfalls hochdeutſch. Dieſer Sprachenwechſel ſcheint damals ſehr beliebt geweſen zu ſein. Unter den vielen Schauſpielen, die Niederdeutſches einmiſchen, iſt als beſonders bezeichnend hervorzuheben das zuerſt 1609 zu Magdeburg erſchienene Spiel von der blinden Liebe durch Gabriel Rollenhagen den Jüngeren: „Alles nach Art und Weiſe der jetzigen getroffenen Venusſoldaten auf gut ſächſiſch gereimet“. Von den Perſonen des Stücks reden der Knecht und

die Magd plattdeutſch, die anderen von vornehmerem Stande hochdeutſch.[9] — Der Magdeburger Gabriel Rollenhagen der Aeltere aber, der 1603 altgriechiſche Anekdoten „in unſer gewöhnliches Teutſch“ überſetzte, meint damit nicht das Niederſächſiſche ſeiner Heimath, ſondern die meißniſche Schriftſprache.

Nicht genug alſo, daß aus dem Schriftgebrauche das Niederdeutſche verdrängt ward, auch in der Sprache des Verkehrs begann es bereits gegenüber dem vornehmeren Hochdeutſch für ein Zeichen der Unbildung gehalten zu werden. Johannes Micraelius in ſeiner Beſchreibung des alten Pommerlandes, 1639, klagt darüber: „Wir Sachſenleute haben nun auch eine Zeitlang an unſerer Mutterſprache einen ſolchen Ekel gehabt, daß unſere Kinder nicht ein Vaterunſer, wo nicht in hochdeutſcher Sprache, beten, und wir keine pommerſche Predigt faſt mehr in ganz Pommern hören mögen, weil es Alles muß hochdeutſch gebetet, geprediget, geſungen, geſchrieben, geredet und verabſchiedet werden ..... Das Alte muß dem Neuen weichen, und wer kann wider eines ganzen Leibes Gewohnheit?“

Ein warmer Vertheidiger des Niederdeutſchen iſt der mecklenburgiſche Dichter Johann Lauremberg. In ſeinen niederdeutſchen Scherzgedichten, 1652, geißelt er das Verlaſſen der alten Sitte und Sprache. Wie ſehr er aber tauben Ohren predigte, lehrt die Thatſache, daß ein einziger von ſeinen Zeitgenoſſen dieſe Gedichte erwähnt oder rühmt. Lauremberg hält das Niederſächſiſche für die unverfälſchte deutſche Sprache, das Hochdeutſche nennt er läppiſch und irreführend; aber einen Vertreter desſelben muß er doch zum Niederdeutſchen ſagen laſſen:

Ja ſelbſt in eurem Land, bei euren Landesleuten,
In allen Kanzelei'n iſt unſre Sprach gemein;
Was deutſch geſchrieben wird, muß Alles hochdeutſch ſein.

In Kirchen wird Gotts Wort in unſrer Sprach gelehret,
In Schulen, im Gericht wird nur Hochdeutſch gehöret.
Eur eigne Mutterſprach iſt bei euch ſelbſt unwerth;
Wer öffentlich drin redt, den hält man nicht gelehrt.

So lange in niederdeutſcher Sprache Bücher gedruckt wurden, hieß ſie die „ſaſſiſche", Lauremberg nennt ſie auch „nedderdüdiſch" und „neddерſaſſiſch"; nunmehr kam, gleichſam um ihre Erniedrigung zur bloſen Volksmundart mitzubezeichnen, um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts die Benennung „plattdeutſch" auf. Der Ausdruck muß bald verbreitet und gefeſtigt geweſen ſein, denn ſchon 1704 nimmt ein Vertheidiger des Niederdeutſchen, der Theologe Raupach zu Roſtock, keinen Anſtand, eine Schrift zu betiteln „Von unbilliger Verachtung der plattdeutſchen Sprache". Er erhebt bittere Klagen darüber, daß die plattdeutſche Sprache trotz ihrer Zierlichkeit, Anmuth und Fülle aus öffentlichen Reden, Predigten, Hochzeits- und Leichengedichten verbannt ſei und ihren Aufenthalt in elenden Bauernhütten ſuchen müſſe. Die Schriften, ſagt er, die darin verfertigt werden, laſſe man von den Mäuſen freſſen oder mache Pfefferdüten daraus, ja man müſſe nicht ohne Grund in Angſt ſtehen, daß ſie mit der Zeit in gleichem Werthe mit der Hottentottenſprache würde gehalten werden. Hingegen habe man überall ich weiß nicht was an der meißniſchen Sprache gefreſſen; ſelbige werde ſo gemein, daß wenn ein Pflugknecht höflich thun wolle und ein Bauer ſich den Schnabel begoſſen habe, ſo müſſe er meißniſch reden.

Im Laufe von nicht viel mehr als anderthalb Jahrhunderten iſt mithin eine Bewegung zum Abſchluß gelangt, durch welche die niederdeutſche Sprache nicht blos aus dem ſchriftlichen Gebrauche, ſondern ſogar aus der Mundart Derjenigen verdrängt wurde, die berufen geweſen wären, ſie vor der Verrohung und Verarmung in den niederſten Schichten des Volkes zu bewahren.

Ein Hauptgrund dieſer auffallenden Erſcheinung liegt wohl darin, daß Niederdeutſchland während des ſiebenzehnten Jahrhunderts und ſpäter noch durch eine Reihe von Schriftſtellern an der Ausbildung der deutſchen Literatur ſelbſt hervorragenden Antheil nimmt. Der bedeutendſte Grammatiker des ſiebenzehnten Jahrhunderts, Schottel, iſt ein geborener Niederdeutſcher. Ihm ſind die Mundarten ein „Pöbelgebrauch", mit dem die Grammatik nichts dürfe zu ſchaffen haben. — Die Sprachgeſellſchaften dieſer Zeit, vorab die 1617 vom Fürſten Ludwig von Anhalt geſtiftete Fruchtbringende, welche neben der Bekämpfung der Fremdwörter zum Ziele haben, im Reden und Schreiben der beſten Ausſprache, des Hochdeutſchen natürlich, ſich zu befleißigen, ſetzen ſich vorwiegend aus Norddeutſchen zuſammen. Um 1700 ſchon wird von Grammatikern die Beobachtung gemacht, am reinſten, beſſer als der Oberländer, ſpreche ein geborener Niederſachſe, Märker, Pommer, Weſtfale, Braunſchweiger das Hochdeutſche aus, weil er dieſe Sprache meiſtentheils aus den Büchern erlernen müſſe. Gottſched, der oberſächſiſche Sprachdiktator, der die Schriftſprache nach feſtſtehenden, auf den Gebrauch des Hofes zu Dresden gegründeten Regeln von allen Gebildeten nicht nur gleichmäßig geſchrieben, ſondern auch geſprochen wiſſen will, umſchreibt das Gebiet des reinen Hochdeutſch mit: Meißen, Voigtland, Thüringen, Mansfeld, Anhalt, Lauſitz und Niederſachſen. „In allen dieſen Landſchaften wird in den Städten unter vornehmen, gelehrten und geſitteten Leuten ein recht gutes Hochdeutſch geſprochen." — Von Anderen werden die Schriftſteller Brandenburgs wegen ihrer von Provinzialismen beſonders freien Sprache gelobt. — So findet die Schriftſprache gerade da Pflege und Ausbildung, wo ſie urſprünglich als Feind eingedrungen.

Eine Abhandlung in den „Nachrichten und Anmerkungen" der unter der Leitung Gottſcheds ſtehenden Deutſchen Geſell-

ſchaft zu Leipzig geht von dem Satze aus, „daß es nützlich und möglich ſei, die niederſächſiſche Sprache allmählich abzuſchaffen.“ Wie beſcheiden lautet die Gegenäußerung:

Wo iſt des Sprachrechts Sitz? Wes Beiſpiel ſoll man wählen?
Der Sachſe kann ſo oft als ſelbſt der Schweizer fehlen.
Wenn Niemand klagen kann: ſo iſt die Mundart frei,
Ein ungewohnter Ton iſt keine Barbarei.

(Bremer Beiträge, Jahrgang 1746.)

Erſt in den ſiebenziger Jahren wird durch Herder, der in den epochemachenden „Blättern von deutſcher Art und Kunſt“ auf die ſinnliche, unverfälſchte Sprache des Naturmenſchen hinweiſt und dieſe Anſicht durch ſeine Sammlung von Volksliedern erhärtet, der Bann gebrochen, der über der Volksſprache lag. Herders Auftreten bezeichnet den eigentlichen Ausgangspunkt für die mundartliche Literatur. In dieſem Sinne dichtete zuerſt Voß niederdeutſche Idyllen. Er wollte dadurch „die reiche und wohllautende Saſſenſprache nach den Regeln, wie ſie bis zu ſeinen Elternvätern vor Gericht, auf der Kanzel und in gebildetem Umgang gehört, in geiſtlichen und weltlichen Liedern geleſen wurde, mit Auswahl behandeln.“ Das Ziel der Schaffung eines gemeinſamen niederdeutſchen Literaturdialektes war freilich zu weit geſteckt, nachdem diejenigen Klaſſen der norddeutſchen Bevölkerung, die für dieſe Idee Verſtändniß gehabt hätten, ſogar im mündlichen Umgang das Niederdeutſche verlernt hatten. Die ſprachlichen Zuſtände Hamburgs z. B. werden in einem Reiſeberichte von 1774—75 dahin geſchildert: „Die Sprache der Hamburger ſollte eigentlich plattdeutſch ſein, und die Sprache, wenn man ſie in der Gewalt hat, iſt nervös, (d. h. nervig), angenehm und zum Singen geſchickt, hat ihre eigenen Redensarten und ihre eigenen Schönheiten. Man hat Hochzeitsgedichte, die zum Scherz in dieſer Sprache verfertigt ſind und wahre Meiſterſtücke heißen können, aber Viele ver-

ſtehen ſie gar nicht und lernen ſie nicht. Man redet hochdeutſch, aber in einem erbärmlichen Dialekt.“ — Immerhin haben wir auch Zeugniſſe gegentheiliger Art. Jung-Stilling erzählt von einem Prediger der niederrheiniſchen Stadt Duisburg im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts: „Er predigte in einem ſchönen und ſehr verſtändlichen Stil in hochdeutſcher Sprache, aber nun ſtand er auf und ſagte: Es ſind wohl noch viele alte Mütter und gute fromme Seelen zugegen, die mich wohl nicht ganz verſtanden haben: mit denen muß ich plattdeutſch ſprechen. Dies geſchah nun mit einer ſolchen Würde, Herzlichkeit und Einfalt, daß die ganze Gemeinde tief gerührt weinte.“ — Eine Schilderung des Lebens und Treibens in der preußiſchen Stadt Marienburg zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bemerkt, wie durch das Zuſtrömen vieler fremder Beamten die Sprache gehoben wurde und ſich, wenigſtens in den höheren Schichten der Geſellſchaft, dem früheren Patois entraffte. „Indeſſen hatte auch der Dialekt ſeine Liebhaber. Es ward ein Bund von jungen Damen feierlichſt beſchworen, die affektirte neumodiſche Art zu ſprechen auf keine Weiſe anzunehmen, ſondern feſt und treu bei der edlen Sprechart der Vorfahren zu verharren, und ſie haben ihren Eid treu bis an ihr Ende gehalten.“

Schütze, Verfaſſer eines holſteiniſchen Idiotikons (1800 bis 1806), bemerkt in der Vorrede: „Ich bin der Meinung, daß unſere Prediger auf dem Lande, vorzüglich in weit von den Städten entfernt liegenden Dörfern, nicht übel thun, ihren Gemeinden verſtändlicher werden und mehr Nutzen ſtiften würden, wenn ſie plattdeutſch predigten, als wenn ſie ſich, wie manche unter ihnen, von Lehrſtühlen für das Volk herab in philoſophiſchen, äſthetiſchen, allzu hochdeutſchen oder hohen Redensarten ergießen, die an tauben Ohren verhallen. Beim Katechiſiren wenden einige unſerer holſteiniſchen Land- und Dorfprediger

ſich oft an das Plattdeutſche, wenn ſie mit dem Hochdeutſchen bei der Dorfjugend nicht ausreichen, und es gelingt ihnen, dem Faſſungsvermögen näher zu kommen, woran ſie ſehr wohl thun.“

Welchen Aufſchwung in unſerem Jahrhundert die niederdeutſche Dialektſchriftſtellerei durch Fritz Reuter und Klaus Groth genommen, iſt bekannt. Aber dieſe literariſche Erhebung iſt zu ſpät gekommen, um der Mundart die entfremdeten Kreiſe wiederzugewinnen, und der Beifall, den die Werke Fritz Reuters über die Grenzen ihres Dialektgebietes hinaus gefunden, ſcheint mehr dem ſchriftſtelleriſchen Talente als der Sprache des Autors zu gelten. Die Dialektliteratur ſpricht zwar die Sprache des Volkes oder ſucht ſie zu ſprechen, aber ſie ſtammt nicht aus dem Volk und hat keinen Einfluß auf dasſelbe. Sie iſt ein Erzeugniß einer raffinirten und reflektirten Bildung, die ſich theils aus bloſer Kurioſität, theils aus einem gewiſſen Drange nach einem friſcheren und naturwüchſigeren Material, als es die lebloſe Bücherſprache gewährt, damit beſchäftigt. Und wie beſchränkt iſt ihr wirklicher Erfolg, wenn man nur die Zahl der Leſenden und Theilnehmenden veranſchlagt! Es ſind nicht viele Gebildete imſtande, einen anderen Dialekt als den ihrigen zu verſtehen. Die Mode beſchränkt ſich gewöhnlich darauf, für den mundartlichen Schriftſteller zu ſchwärmen und ſeine Bücher ungeleſen zu laſſen. — Das iſt auch die Meinung des Literarhiſtorikers Karl Gödeke. Seitdem das Plattdeutſche die Sprache der niederen und ungebildeten Stände geworden, beſtehe in Norddeutſchland eine Kluft zwiſchen zwei Sprachen, von denen die eine durch innere Bildung weit vorgeſchritten, die andere in Dürftigkeit und Rohheit zurückgeblieben ſei. Der Norddeutſche denke nur hochdeutſch und der Uebergang ins örtliche Platt habe bei ihm einen vorwiegend komiſchen Charakter. Die mundartliche Dichtung

Norddeutschlands könne deshalb nur komisch sein. Die ganze Richtung auf mundartliche Dichtung sei überhaupt nicht als ein Fortschritt zu betrachten, da sie die Empfindungen und Gedanken des Hochdeutschen der Mundart unterschiebe oder im Platten und Rohen der Mundart versinke. Einzig als Material für den Sprachforscher habe sie einen Werth.

Die Frage, ob das Plattdeutsche als Umgangssprache durch das Hochdeutsche zu ersetzen sei, steht beständig auf der Tagesordnung. Ein Vortrag, gehalten 1824 in der philomathischen Gesellschaft zu Rostock, führt den charakteristischen Titel: „Ueber die Unvollkommenheit der plattdeutschen Sprache und die zu wünschende gänzliche Verbannung dieser Mundart, wenigstens aus den Zirkeln gebildet sein wollender Leute." — Vom demokratischen Standpunkte aus verfocht sodann der Schriftsteller Ludolf Wienbarg die Ausrottung der plattdeutschen Sprache (1834 und 1860). Daß die plattdeutsche Sprache aussterben müsse, gilt ihm als zweifellos; jede Sprache, die nicht Schriftsprache, Sprache der Bildung, des geschichtlichen Fortschrittes, der politischen, religiösen, wissenschaftlichen, artistischen Bildung ist, müsse beim Stand und Gange unserer Kultur einer Schrift- und Bildungssprache Platz machen. Weil die plattdeutsche Sprache seit dem sechszehnten Jahrhundert dieses nicht mehr sei, verurtheile sie den weit größten Theil der Volksmasse in Norddeutschland zu einer Unmündigkeit, Rohheit und Ideenlosigkeit, die vom Zustande der Gebildeten auf die grellste und empörendste Weise absteche. Eine unerträgliche Mundfaulheit und Wortverstümmelungssucht kennzeichne das heutige Plattdeutsch. Dieses sei wahrscheinlich die Fortsetzung einer von den mehr ungebildeten Klassen in Niedersachsen schon im Mittelalter gesprochenen Sprache, die neben der allgemeinen niederdeutschen Schrift- und Landessprache bestanden haben kann.

Die Beseitigung dieses Hindernisses erwartet Wienbarg in allererster Linie von der Aufklärung und von der Schule. Auch die Einführung von periodischen Blättern, Zeitungen könne Vieles wirken. Bestrebungen in dieser Richtung wären weit gemeinnütziger und volksfreundlicher als die plattdeutsche Propaganda, die darauf ausgehe, die Kenntniß des Hochdeutschen zurückzudrängen und die Bevölkerung zu Gunsten des Plattdeutschen von der hochdeutschen Sprache möglichst ferne zu halten.

Würden diesen Angriffen gegenüber die Vertheidiger der Mundart sich beschränken, darauf hinzuweisen, daß weder der Geistliche noch der Richter oder der Beamte ihrer Autorität vergeben, wenn sie mit dem Volke in seiner Sprache verkehren; daß nur der gedankenlos nach der Seminarschablone arbeitende Lehrer in der Mundart ein Hemmniß erblickt, während er im Gegentheil durch die beständige Hervorhebung ihres Unterschiedes zur Schriftsprache ein wirksames Mittel der Befruchtung und Belebung des Unterrichtes in der Hand hat und dadurch zugleich einer charakterlosen Verquickung beider Sprachelemente vorbeugt; daß eine Pädagogik, welche den mundartlichen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler sogar außer der Schulstunde verbietet, zur Unnatur und Entfremdung führt; daß das Verschwinden der Mundart für die große Masse der Bevölkerung durchaus nicht ein reines Hochdeutsch, sondern den greulichen Großstadtjargon und eine geistige Verarmung zur Folge hat; würde der 1875 gegründete Verein für niederdeutsche Sprachforschung neben seiner wissenschaftlichen Aufgabe die praktische Seite mehr ins Auge fassen — so wäre noch Aussicht auf ein harmonisches Nebeneinanderleben vorhanden. — Statt dessen träumt Klaus Groth (Ueber Mundarten und mundartige Dichtung, 1873) von der Schöpfung einer allgemeinen niederdeutschen Schriftsprache, der sich auch Holländer und Vlämen

anſchließen ſollen, und vergißt ob dieſer utopiſchen Forderung die naheliegende, daß auch unter den Gebildeten die Sprache des täglichen Lebens die plattdeutſche ſein ſollte, und daß man ſie nicht zum Aſchenbrödel für kleine Kinder und Dienſtboten herabwürdige.

In Berichten aus den fünfziger Jahren wird bemerkt, daß das Plattdeutſche da, wo es zum Theil noch in den höheren Ständen die gewöhnliche Umgangsſprache ſei, alſo in den Küſtenſtrichen Mecklenburg, Oſtfriesland, Holſtein, am reinſten geſprochen werde, während es im Innern Hannovers, in Braunſchweig und in den angrenzenden preußiſchen Ländern aus den gebildeten Schichten der Geſellſchaft verdrängt und im Munde des niederen Volkes durch die Vermiſchung mit hochdeutſchen Elementen ausgeartet ſei. — 1869 ſagt der Herausgeber des Schlußtheils des bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuches: „In meiner Vaterſtadt nähert ſich die Mutterſprache raſch ihrem völligen Untergang, dank den oberländiſchen Schullehrern, welche das Sprechen derſelben ſogar im Elternhauſe verbieten, und der Eitelkeit der niederen Stände, die, wenigſtens zunächſt, dafür ein gar armſeliges Hochdeutſch eintauſchen. Aber daß die jüngeren Generationen der höheren Stände das Niederſächſiſche ganz aufgeben, iſt auch nicht ohne Bedenken. Bisher konnten wir aus unſerer treuherzig-derben, kraftvollen Mutterſprache, die ſich hoffentlich auf dem Lande noch lange halten wird, in unſere vornehme Schulſprache nichts aufnehmen. Das wird anders werden, wenn ſich erſt ein hochdeutſcher bremiſcher Dialekt herausgebildet hat. Die Niederſachſen redeten deshalb ein reineres Deutſch als andere Stämme, weil ſie zweiſprachig waren, weil das Niederſächſiſche, das dem Hochdeutſchen nicht als Dialekt, ſondern als Sprache der Sprache gegenüberſteht, das letztere gerade vor Verfälſchung ſchützte. Die Forderung aber, daß wir Norddeutſche, die wir doch ein leidlich reines Hochdeutſch ſprechen,

um der politiſchen Einheit willen unſere Mutterſprache aufgeben ſollen, klingt doch zu ſeltſam aus einem ſächſiſchen, pfälziſchen, ſchwäbiſchen, bayeriſchen Munde. Wir ſollten vielmehr alles aufbieten, ſie zu erhalten."

Es würde dem Laufe der geſchichtlichen Entwickelung, deren Zeugen wir ſind, widerſprechen, wäre es in jüngſter Zeit anders geworden. Zu der zerſtörenden Wirkung der Schule tritt der Einfluß der in die abgelegenſten Winkel dringenden Tagespreſſe, das Streben nach dem Firniß der Bildung, bedingt durch den unſerer Zeit angeborenen Gleichheitstrieb. Wer gebildet ſein will, ſucht ſich ſo vollſtändig als möglich der Norm der höheren Sprache anzubequemen. Sein Ideal iſt, zu ſprechen wie ein Buch, ein Ausdruck, der charakteriſtiſch genug oft in lobendem Sinne gebraucht wird. — Die immenſe Steigerung des Verkehrs, der Militärdienſt und berechnete adminiſtrative Maßregeln würfeln die Angehörigen der verſchiedenſten Gegenden und Stände durcheinander. Die Eiſenbahnpfeife hat lokaler Mundart, lokalen Sitten, Sagen und Gebräuchen das Grablied geklungen. Und wo noch ein Vertheidiger der angeſtammten Sonderſprache auftritt, da wird ihm das Motiv entgegengehalten, die Spracheinheit ſei eine Grundbedingung der politiſchen Einigung. — Es iſt unnütz, über dieſe Thatſache in Klagen auszubrechen. . . . „Das Niederdeutſche gleicht jetzt einer umgehauenen Eiche, die zwar von der Wurzel aus noch kräftig Schößlinge treibt, aber ihre majeſtätiſche Krone verloren hat." (Lübben.)[10]

Anmerkungen.

[1] „Superior juxta septentrionalem Oceanum, inferior circa Rhenum".

[2] Beiläufig ſei hier bemerkt, daß die Mönche des achten und neunten Jahrhunderts ihre ſchwierige Aufgabe, die bisher blos geſprochene Sprache durch das traditionelle lateiniſche Alphabet zu fixiren, mit bewunderungswürdiger Genauigkeit und Feinheit in einer auch für uns verſtändlichen Weiſe gelöſt haben. Dieſes Lob, mit den einfachſten Mitteln Bedeutendes geleiſtet zu haben, kommt ihnen viel mehr zu als den verwickelten phonetiſchen Transſkriptionsſyſteuen der Gegenwart, die lateiniſche, griechiſche und Sanskritbuchſtaben unſchön miſchen und ſich ſchließlich inſofern in einem circulus vitiosus bewegen, als ſie zur Erklärung des Lautwerthes ihrer Zeichen doch wieder auf die heutige Orthographie und Ausſprache zurückgreifen müſſen.

[3] Geſchichte der deutſchen Sprache, S. 417.

[4] Zur Geſchichte der deutſchen Sprache, zweite Aufl., S. 171.

[5] Vgl. Piper: Die Verbreitung der deutſchen Dialekte bis um das Jahr 1300. Mit einer Karte. Lahr 1880.

[6] Es ſcheint ſonach die in öſterreichiſchen Landen, in der Schweiz und im Elſaß heute noch übliche vulgäre Bezeichnung der Deutſchen als „Schwaben" auf ein hohes Alter Anſpruch zu haben, wenn ſchon die beiden letztgenannten Landſchaften zu der in Rede ſtehenden Zeit ſeltſamer Weiſe gerade einen Theil von Schwaben ausmachten.

[7] Vgl. Lübben im Jahrbuch des Vereins für niederdeutſche Sprachforſchung, 1875, S. 5 ff.

[8] Vgl. Pietſch: Martin Luther und die hochdeutſche Schriftſprache, S. 75.

[9] Das niederdeutſche Volkstheater, insbeſondere das Hamburger, hat überhaupt von Anbeginn bis auf die neueſte Zeit niemals gänzlich auf die Mitwirkung des Niederdeutſchen verzichtet. Vgl. hierüber das ſchöne Buch von Gädertz: Das niederdeutſche Schauſpiel, Berlin 1884.

[10] Ein ausführliches Werk des Verfaſſers vorliegender Abhandlung, an der Hand der Zeugniſſe aus den verſchiedenen Jahrhunderten die Entwickelung der deutſchen Schriftſprache und ihr Verhältniß zu ſämmtlichen Dialekten darſtellend, iſt unter dem Titel „Schriftſprache und Dialekte im Deutſchen" bei Gebr. Henninger in Heilbronn erſchienen.

(744) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Verlag von J. F. Richter in Hamburg.

Der echte Spanier

oder Anweisung zur gründlichen Erlernung der spanischen Sprache

von

José E. Gomez de Mier.

9. Auflage. 36 Bogen, brosch. 6 Mark.

Dieses Lehrbuch darf unstreitig den ersten Platz unter den Grammatiken der spanischen Sprache beanspruchen. Schon die Thatsache, daß dieselbe in **neunter** Auflage vorliegt, ist vollgütiger Beweis dafür.

Handbuch der neueren spanischen Literatur

in Prosa und Versen.

Zur Erlernung der kastilianischen Sprache

von

José E. Gomez de Mier.

5. Auflage. 28 Bogen, brosch. 6 Mark.

Ein ganz eigenartiges Werk, welches durch seinen Aufbau, seine originelle Zusammenstellung dem Studium des vornehmsten Idioms der spanischen Sprache alles Trockene benimmt und gleichzeitig den Schüler in die poesievollen Schönheiten der spanischen Literatur einführt.

El Comerciante Español

ó Epistolario Comercial

su Autor **José E. Gomez de Mier.**

5. Auflage. 39 Bogen, broschirt 7 Mark.

Dieses Buch ist für Handlungsbeflissene, die sich mit den spanischen Verhältnissen bekannt machen wollen, **unentbehrlich**; dasselbe ist hauptsächlich in Privat-Handels-Instituten eingeführt, deren Lehrplan die spanische Sprache einschließt.

Deutsch-Portugiesische Handels-Korrespondenz.

Von

Dr. H. Robolsky.

15 Bogen, broschirt 4 Mark

Cartas Commerciales

em

Portuguez.

Schlüssel für Lehrer zur

Correspondencia commercial em allemaño e em portuguez compilada

por

H. Robolsky.

Preis broschirt 1 Mark

Digitized by Google

Verlag von **Leopold Voß** in Hamburg, Hohe Bleichen 18.

Niederdeutsches Liederbuch.

Alte und neue plattdeutsche Lieder und Reime mit Singweisen.

Herausgegeben von

Mitgliedern des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung.

8°. VIII und 115 S. Kart. M. 1.50.

Aus Hamburgs Vergangenheit.

Kulturhistorische Bilder aus verschiedenen Jahrhunderten.

Herausgegeben von

Karl Koppmann.

Band I. und II. gr. 8° mit Abbildungen.

Preis jedes Bandes broschirt M. 6.—; in elegantem Halbfranzband M. 7.50.

Verlag von **J. F. Richter** in Hamburg.

Deutsch-Schwedisches Gesprächbuch

mit einer kleinen Grammatik.

Herausgegeben von **C. H. Lindberg,**

Lehrer der schwedischen Sprache.

Brosch. 1.50 Mark.

Deutsch-Schwedisches

Elementar- und Extemporalienbuch

von **C. H. Lindberg.**

Folge des Deutsch-Schwedischen Gesprächbuches.

Brosch. 1 Mark.

Die Lindberg'schen Uebungsbücher sind von besonderem Nutzen, weil sie sich sowohl wegen des Wortvorraths als auch wegen der völligen **Korrektheit** der schwedischen Ausdrücke vor anderen Lehrbüchern besonders vortheilhaft auszeichnen.

Lehrbuch der englischen Sprache

für obere Klassen

von

Dr. John Edwin Kettle.

Eleg. brosch. 2.50 Mark.

Dieses Lehrbuch eignet sich besonders für obere Klassen und solche Lernende, welche eine fertigere Ausbildung im Englischen gewinnen wollen.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

VIII. 17

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 21.

Aus der Geschichte des französischen Dramas.

Akademischer Vortrag,
gehalten im Museum zu Bern am 11. Februar 1886
von

Professor Dr. H. Morf.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In der „Sammlung wissenschaftlicher Vorträge“ erschienen:

Ueber Literar-Historisches:

(31 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 15,50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) ..... M. —.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182) . —.80
Dierks, Die schöne Literatur der Spanier. (372) ..... . —.75
—, Poetische Turniere. (447) ..... . —.60
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229) ..... . —.75
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) ..... . —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305) ..... . —.60
Goetz, Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459) ..... . —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) ..... . —.60
Heldig, Die Sage vom „Ewigen Juden“, ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) ..... . 1.—
Hertz, Die Nibelungensage. (282) ..... . —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) ..... . —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95) ..... . —.60
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21) ..... . —.60
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24) ..... . —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135) ..... . —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22.) ... . 1.—
Reißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445) ..... . —.80
Reményi, Journale u. Journalisten d. franz Revolutionszeit. (340/341) . 1.20
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265) ..... . —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien. 2. Auflage (83) ..... . —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463) ..... . —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) . —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256) ..... . 1.—
Semler, Goethes Wahlverwandtschaften u. die sittliche Weltanschauung des Dichters. (N. F. 18.) ..... . 1.—
Speyer, Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276) . —.75
Stricker, Goethe u. Frankfurt a. M. Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261) ..... . 1.—
Trede, Das geistliche Schauspiel in Süditalien (471) ..... . 1.—
Trosien, Lessing's Nathan der Weise (263) ..... . —.60
Weniger, Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231) ..... . —.75

In den früheren Jahrgängen der **Deutschen Zeit- und Streitfragen**, herausgegeben von **F. v. Holtzendorff**, erschienen:

Ueber Literatur, Kunst und Musik:

(17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 12,75 M.)

Ahrens, Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwicklungsgange von dem XIII. bis XVII. Jahrhundert. (N. F. 9/10) M. 1.60
Cropp, Lessings Streit mit Hauptpastor Göze. (155) ..... . —.80
Eggers, Claus Groth und die plattdeutsche Dichtung. (215) ..... . 1.—
Förster, Mittelalter oder Renaissance? (G. Pfannschmidt und Anselm Feuerbach.) (173) 1.20
Genée, Das deutsche Theater und die Reform-Frage. (99) ..... . 1.—
v. Huber-Liebenau, Ueber d. Kunstgewerbe d. alten u. neuen Zeit. (136/137) . 1.60

Aus der

Geſchichte des franzöſiſchen Dramas.

Akademiſcher Vortrag,
gehalten im Muſeum zu Bern, am 11. Februar 1886

von

Profeſſor Dr. H. Morf.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wer zur Zeit der letzten Pariſer Weltausſtellung durch die ſogenannte exposition rétrospective des Trocadero wanderte, dem mußte eine, exposition théâtrale überſchriebene, Abtheilung auffallen, in welcher in verkleinertem Maßſtabe eine Reihe franzöſiſcher Bühnendekorationen des ſiebenzehnten Jahrhunderts nachgebildet waren: kleine zierliche Szenen mit kleinen zierlichen Kuliſſen, alles kunſtvoll hergeſtellt nach den Zeugniſſen einer Handſchrift des ſiebenzehnten Jahrhunderts, welche die Pariſer Nationalbibliothek aufbewahrt. Es iſt ein waſſerfleckiges, ſchlecht geſchriebenes, dünnes Folio-Manuſkript, mit mehr oder weniger ausführlichen, theilweiſe mit Tintenzeichnungen begleiteten Angaben über die mise en scène, die Inſzenirung, von Theaterſtücken berühmter und unberühmter Dichter jener Zeit.

Neben ziemlich komplizirten Szenerien wunderlicher Tragikomödien und Schäferdramen aus der erſten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts finden ſich da höchſt einfache, armſelige Bühnenarrangements aus der zweiten Hälfte, der ſogenannten klaſſiſchen Zeit. Dieſe haben das gemeinſam, daß ſie als Ort der ſzeniſchen Handlungen einen Palaſt verlangen: le théâtre est un palais, gewöhnlich mit dem Beiſatz: ein palais à volonté. Irgend ein Palaſt, ein imaginärer Palaſt bildet die übliche Szene der einfachen ernſten Bühnenhandlung der klaſſiſchen Zeit Frankreichs, ein Palaſt ohne Individualität, traditionell, monoton.

Das ist heute anders geworden. Heute spielt man in Paris Sardou's „Théodora" mit einer Aengstlichkeit in der Wahrung der Lokalfarbe, die sogar der Satire gerufen hat. Da ist kein palais à volonté mehr, da ist der auf Grund archäologischer Studien rekonstruirte Palast des Kaisers Justinian, der byzantinische Kaiserpalast des sechsten Jahrhunderts. An Stelle der klassischen Einförmigkeit ist romantischer Schmuck getreten. Das wesentlich rhetorische Theater des Klassizismus, das dem Auge nichts bot, ist zum handlungsreichen Stück geworden, das zugleich eine Augenweide ist. Mit andern Worten: das Mittelalter hat über den Klassizismus, über die falsch verstandene Nachahmung des Alterthums gesiegt.

Mit Viktor Hugo's „Hernani", mit Sardou's „Théodora", um die zwei Stücke zu nennen, die, zeitlich gesprochen, die neueren französischen Bühnenleistungen begrenzen, hat Frankreichs Theater gleichsam längst verschollene Erinnerungen seiner mittelalterlichen Dichtung wieder zu Ehren gezogen. Der Geist, der aus den Dramen „Hernani" und „Théodora" spricht, ist der Geist jener vergessenen Stücke, jener Mysterien vergangener Jahrhunderte, welche in farbenreichen romantischen Szenen die Geschichte des Mädchens von Orléans oder den Brudermord Kains darstellten. Diese romantische Bühne des französischen Mittelalters, zu der das heutige Frankreich im Grunde zurückgekehrt ist, soll hier, freilich nur in einem ihrer Anfänge, vorgeführt werden, um dadurch den Zusammenhang der heutigen und der mittelalterlichen Bühne, des heutigen Dramas und des alten Mysteriums zu illustriren. —

Mit dem römischen Reiche war jede Erinnerung an die römisch-griechische Bühne untergegangen. Bei den christlichen Völkern des Abendlandes, in Frankreich speziell, war, nicht zum geringsten Theil infolge der feindseligen Haltung der christlichen Kirche, die antike Theatertradition vollständig verschwunden. Die

abendländiſchen Völker ſchufen eine eigene, nationale Bühne, welche durch eine unüberbrückbare Kluft vom Theater des Alterthums geſchieden iſt. Dieſe Schöpfung iſt in langſamem, aber ſtetigem Fortſchritt im elften und zwölften Jahrhundert unſerer Zeitrechnung vor ſich gegangen und zwar von der Kirche aus. Das Theater der modernen Völker iſt aus dem chriſtlichen Gottesdienſt hervorgegangen, iſt im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kind der Kirche. Sie hat es freilich im Laufe der Zeit manchmal verleugnet, es als einen heidniſchen Findling ausgegeben, und man kann nicht beſtreiten, daß das Kind ſeiner Mutter oft wenig Ehre gemacht hat. Aber wie dem auch ſei — in den Bibliotheken ſind vom Staub der Jahrhunderte bedeckte, vergilbte Blätter gefunden worden, welche in unwiderleglicher Weiſe die Thatſache feſtſtellen, daß das moderne Theater das Kind der chriſtlichen, der katholiſchen, Kirche iſt, hervorgegangen aus ihrer Liturgie, ihrer Gottesdienſtordnung.

Unter den Werken des heiligen Auguſtinus, welche die Benediktiner herausgegeben haben, befindet ſich im achten Bande ein Sermo, eine Predigt, gegen die Juden, Heiden und Arianer, welche die Herausgeber als unecht erklären. Ob ſie Recht haben, mag uns hier gleichgültig ſein; weſentlich iſt, daß die mittelalterliche Kirche dieſen Sermo für echt hielt und den gegen die Juden und Heiden gerichteten Theil desſelben — ungefähr einen Viertheil — ausgezogen und als Leſeſtück (lectio) in die Meßordnung aufgenommen haben und zwar als Leſeſtück der Frühmeſſe des Weihnachtstages. So wurde alſo z. B. im elften Jahrhundert in den meiſten Kirchen Frankreichs am Morgen bei der Weihnachtsmeſſe unter den neun obligaten lateiniſchen lectiones auch ein gegen die Juden und Heiden gerichtetes längeres Stück von den zelebrirenden Geiſtlichen der Menge vorgeleſen.[1]

Der eigenthümliche Charakter dieſes Stückes zwingt mich, einzelne Stellen in verkürzter Ueberſetzung anzuführen.

Der Verfaſſer (alſo in den Augen des Mittelalters der Kirchenvater Auguſtin) reſp. der Vorleſer in der Kirche hebt alſo an:

„Vos, inquam, convenio, o Judei ... Euch Ihr Juden, rede ich an, die Ihr bis auf den heutigen Tag den Sohn Gottes leugnet. Ihr verlangt ein Zeugniß Chriſti? In Eurem Geſetzbuch ſtehet geſchrieben, daß zweier Männer Zeugniß wahr ſei. Und nun mögen aus eben dieſem Eurem Geſetzbuch nicht nur zwei Männer, ſondern zahlreiche Zeugen für Chriſtum auftreten. Sag' an, Jeſaias, ſage Dein Zeugniß Chriſti (und nun folgt dieſes Zeugniß in direkter Rede, indem Jeſaias ſelbſt ſprechend eingeführt wird). „„Siehe — antwortet Jeſaias — eine Jungfrau iſt ſchwanger und wird einen Sohn gebären und den wird ſie heißen Immanuel."" Es mag noch ein anderer Zeuge kommen! Sag' auch Du, Jeremias, Dein Zeugniß Chriſti." Und auch von ihm wird ein Bibelvers citirt. „Zwei Zeugen ſind das — fährt der Vorleſer fort —, aber es mögen noch andere kommen, ut frontes durissimæ inimicorum conterantur. Dic sancte Daniel", und Daniel ſagt ſein Zeugniß. Dic et Moyses und Moſes ſagt ſein Zeugniß, David, Habakuk, Simeon, Eliſabeth, der Täufer, ſie alle. „Sufficiunt vobis ista, o Judei? oder ſoll ich auch noch Zeugniſſe der Heiden anführen, damit auch frontes percutiantur Paganorum?" Z. B. den poeta facundissimus, den Vergil, der in einem ſeiner Verſe ſagt:

Jam nova progenies caelo demittitur alto;

den Nebukadnezar, den der Anblick der drei Jünglinge im Feuerofen bekehrte und endlich — last not least — die Sibylle, von welcher die berühmten Verſe von den fünfzehn Zeichen des jüngſten Gerichts zitirt werden? „Durch dieſe Prophezeiungen, ſo ſchließt die Vorleſung, müßt Ihr Juden als widerlegt gelten."

Der Inhalt dieſer lectio beruht, wie ſie ſehen, auf jener Anſchauung, daß das alte Teſtament eine bildliche Vorbereitung des neuen ſei, une figure, wie der Franzoſe ſagt, voll mehr oder weniger deutlicher Prophezeiungen der Ankunft Chriſti. Neben dieſe bibliſchen Propheten hat das Mittelalter den Vergil geſtellt, indem er ſeine Verſe per figuram erklärte und aus dem Poeten einen Wahrſager und mächtigen Zauberer machte, der bekanntlich in der ganzen mittelalterlichen Dichtung eine große Rolle ſpielt. Die Verſe der Sibylle ſind eine pia fraus vorauguſtiniſcher Zeit und finden ſich im Lauf der Jahrhunderte in zahlreichen Ueberſetzungen mittelalterlicher Poeten.

Inhaltlich hat alſo dieſer Sermo nichts weiter Bemerkenswerthes.[2] Bemerkenswerth aber iſt um ſo mehr die Form. Dieſes patriſtiſche Bruchſtück der Weihnachtsmeſſe iſt von ganz dramatiſcher Haltung. Auguſtinus ruft angeblich die Propheten einen um den andern auf; dieſe antworten in direkter Rede mit ihren Bibelverſen, ſo daß ein Dialog ſich entſpinnt, aus welchem heraus ſich der Kirchenvater dann wieder in heftiger Rede an die hartköpfigen Widerſacher wendet.

Das ganze Stück iſt urſprünglich von einem einzelnen Geiſtlichen vorgeleſen worden, offenbar in jener beſondern rezitativen Weiſe, welche wir noch heute in der Hauptmeſſe hören. Indeſſen iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß dasſelbe allmählich einen kunſtvolleren Vortrag erhielt. Der Leſer modifizirte ſeine Stimme nach den einzelnen Perſonen, deren direkte Rede er las, und fingirte damit einen wirklichen Dialog, und von hier aus geſchah der weitere Schritt, daß an Stelle des einen Leſers mehrere Sprecher traten, welche ſich in die verſchiedenen Perſonen theilten, daß alſo die zelebrirenden Geiſtlichen geradezu verſchiedene Rollen übernahmen. Damit iſt thatſächlich das liturgiſche Proſaſchauſpiel in ſeiner primitivſten Form entſtanden, und in dieſer Form iſt es uns, wenn auch in ſpäterer Ueberlieferung, noch erhalten.

Am Ende des elften Jahrhunderts machte ſich in der franzöſiſchen Kirche von neuem die Neigung geltend, die ohnehin ſchon langen gottesdienſtlichen Uebungen noch zu verlängern. Das elfte Jahrhundert, das die Kreuzzüge inaugurirt hat, iſt ja auch das goldene Zeitalter der Kloſtergründungen, der Pilgerfahrten und der Reliquienverehrung. Die Verlängerung geſchah vorzüglich durch gereimte lateiniſche Geſänge, die man in die Gottesdienſtordnung einſchob. Solche Geſänge, Tropen geheißen, wurden z. B. am Schluß der kanoniſchen Stunden, vor dem Benedicamus, geſungen. Einzelne dieſer Tropen ſind dialogiſch eingerichtet.

Nun finden wir in einem ſolchen Tropenbuch, das aus einem Kloſter von Limoges ſtammt, ein Lied, welches nichts anderes iſt, als die beſprochene Weihnachtslectio mit ihren Prophetenzeugniſſen in gereimte lateiniſche Verſe gebracht und zwar eben in Form eines vollſtändigen Dialogs, zu ſingen beim Benedicamus des Weihnachtstages. Man denke ſich die Mönche im Chor der Kirche ſitzend, in zwei Halbchöre getheilt, vor ihnen der Vorſinger, unter deſſen Leitung ſie anſtimmen:

O Judei
Verbum Dei
Qui negatis hominem,
Vestræ legis
Testes regis
Audite per ordinem!

Der Vorſinger ruft hierauf den erſten der Propheten auf. Der Geiſtliche, der dieſe Rolle übernommen hat, tritt in die Mitte des Chors, ſingt ſeine Soloſtrophe; dann wird der Zweite aufgerufen, der Dritte ꝛc., jeder vielleicht ſchon damals mit irgend einem charakteriſtiſchen Abzeichen der Perſon verſehen, die er vertrat, bis alle vorgetreten ſind, auch Vergil und die Sibylle und der ganze Chor das Benedicamus intonirt.

So ist die Predigt des heiligen Augustin zum versifizirten Musikdrama des elften Jahrhunderts geworden, einem Drama freilich von außerordentlicher Einfachheit und primitivster Inszenirung. Aber immerhin ist das liturgische Weihnachtsschauspiel der Propheten Christi in Prosa und in Versen mit Wechsel- und Chorgesang erstanden.

Es erfreute sich großer Beliebtheit und die unmittelbare Folge derselben ist sein weiteres gedeihliches Wachsthum. An Entwickelungsfähigkeit fehlte es ihm nicht, und zwar nach zwei Seiten hin:

1. konnte die Reihe der Propheten leicht vermehrt werden, man konnte zu dem Dutzend ein Dutzend Neue hinzufügen, die figürliche Erklärung der Bibel gestattete das wohl;

2. konnten einzelne Prophetenzeugnisse erweitert, ja geradezu zu besondern kleinen Szenen innerhalb des großen Défilé ausgebildet werden.

So fügte man z. B. zu den Propheten den Bileam und dieser Bileam trat nicht zu Fuß auf, sondern kam, wie er in der Bibel eingeführt wird, auf einer Eselin in das Chor der Kirche geritten, um sein Zeugniß für Christum abzulegen. Die Andacht der Gläubigen des Jahres 1100 war eben robuster als die unsrige und weit davon entfernt in dem Aufzug des langohrigen Grauen eine Profanation zu sehen. Vielmehr erschien ihr die Prophezeiung des aller Augen auf sich ziehenden Berittenen viel gewichtiger als diejenige des übrigen Propheten-fußvolks. Es zeigt sich hier die Tendenz, auch das Auge der gläubigen Menge zu ergötzen, ihr neben dem Ohrenschmaus lateinischer Gesänge auch eine Augenweide zu gewähren: die Tendenz zu realistischer, romantischer Darstellung. Und auf solch fruchtbaren Boden fiel diese Neuerung, daß der Esel in den Vordergrund des Interesses trat und das ganze Weihnachtsdrama den Namen der Eselsprozession, des Eselsfestes erhielt.

Allein die Einführung des Eſels hatte noch andere Folgen. Die Bibel erzählt von dem Grauen, daß er geſprochen habe. Sie erzählt, daß Bileam ein Engel mit dem Schwerte entgegengetreten ſei. So kommt es, daß die Prophezeiung Bileams innerhalb des Prophetendéfilés zu einer eigentlichen kleinen Szene wird, und zwar ſo: Der Prophet Bileam wird aufgerufen; er erſcheint, ein Greis in langem Gewande, ſein Reitthier ſpornend und treibend. Dasſelbe ſcheut vor einem ihm entgegentretenden Engel, erhebt ſeine Stimme und ſpricht zu ſeinem Peiniger: „Was habe ich Dir gethan, daß Du mich ſchlägſt?“ Auch der Engel ergreift das Wort, Bileam zu mahnen, und der endlich rezitirt ſeine Prophezeiung vom Sterne Jakobs. — Die Szene iſt kurz, die Reden alles in allem kaum zehn Zeilen lang, aber ſie iſt dramatiſch bewegt, ein ſzeniſches Ganze im größern Ganzen. Der dramatiſche Keim, den jede der Prophezeiungen birgt, wächst.

Es zeigt ſich dies noch deutlicher an der Rolle Nebukadnezars. In dem oben erwähnten Muſikdrama *erzählt* der chaldäiſche König zum Zeugniß Chriſti in acht kurzen Verſen die Geſchichte der drei Jünglinge im Feuerofen. Nun wird das Wunder nicht mehr *erzählt*, ſondern *geſpielt*. Der König Nebukadnezar, als Prophet aufgerufen, erſcheint in prächtigem Schmuck, von Bewaffneten begleitet, befiehlt drei Jünglingen die Anbetung eines Götzen; dieſe weigern ſich; auf ſeine Aufforderung hin werden ſie von den Trabanten ergriffen und in den bereitſtehenden Ofen geworfen. Die Flammen ſchlagen auf, die drei Jünglinge bleiben unverſehrt und Gott lobſingend treten ſie aus dem Feuerofen wieder heraus.

Dabei werden uns die Inſzenirungskniffe ausdrücklich angegeben. Als die Eſelin vor dem erſtaunten Publikum ſprechen ſoll, da heißt es: quidam sub asina dicat, es ſoll einer unter der Eſelin verſteckt ſein und für ſie reden. Vom Feuerofen iſt angegeben, daß er aus Linnen und Werg zu errichten ſei.

Man ſtelle ſich das wohl vor: ein ſprechender Eſel, ein ſpornender Reiter, der flammende Ofen, Engel, Soldaten, ein reich geſchmückter König — ein wahres Effektſtück. So ſpielte die Kirche im zwölften Jahrhundert im eigenen Hauſe Theater.

Dieſe ſchon entwickeltere Geſtalt des Weihnachtsdrama liegt im Druck vor nach einem heute leider verlorenen Meßbuche der Diözeſe von Rouen.[3] An der Hand dieſes Druckes läßt ſich der Verlauf der Aufführung folgendermaßen rekonſtruiren:

Das Ganze kleidet ſich in die Form einer Prozeſſion, die ſich am Weihnachtstage im Kloſter aufſtellt und um 9 Uhr Morgens in die Kirche einzieht. Voran die zwei Geiſtlichen, welche als Aufrufer der einzelnen Propheten fungiren ſollen. Dann die Propheten in der Reihenfolge ihres ſpäteren Auftretens. Der Zug hält in der Mitte des Schiffes. Dort iſt der Ofen aufgeſchlagen, dort ſteht der Thron Nebukadnezars, dort ſind zur einen Seite ſechs Juden, zur andern ſechs Heiden, welche die zu bekehrenden Völker darſtellen. Der Reſt der Geiſtlichen bildet den Chor. — Die Vorſingenden wenden ſich an die Ungläubigen mit der Aufforderung Chriſti Zeugniß zu hören; dieſe antworten. Dann wird der erſte Prophet gerufen. Er tritt aus der Reihe ſeiner Kollegen hervor, trägt ſeine Prophezeiung vor und wird hierauf von den Aufrufern unter ihrem und des Chores Geſang ultra fornacem, hinter den Ofen, geführt, der hier alſo zugleich als Kuliſſe dient. Hinter den Ofen wird ſchließlich auch Bileam mit ſeiner Eſelin gebracht, Nebukadnezar mit ſeinen Trabanten und den drei Jünglingen, Vergil und die Sibylle. Dann bewegt ſich der ganze Zug nach dem Chor und die Meſſe beginnt unter Mitwirkung der Propheten. Auch Vergil und die Sibylle ſingen Kyrie und Gloria.

Das alles iſt außerordentlich lehrreich. Wir ſehen die Geiſtlichen hier geradezu Schauſpieler werden, ihre Amtstracht einen Kompromiß eingehen mit dem dramatiſchen Koſtüm, ja

geradezu dieſem weichen. Die Rollen der Soldaten und Boten ſind vielleicht ſchon von Laien übernommen. Die Handlung geht nicht mehr im Chor der Kirche vor ſich; ſie iſt zu umfangreich geworden für den engen Raum und deshalb in das weite Schiff der Kirche vorgerückt, dem großen Portal entgegen, durch welches ſie in kurzer Zeit aus der Kirche hinaus auf den Marktplatz der Stadt dringen wird. Dabei iſt die ganze Aufführung, obwohl ſie noch einen Theil der Meſſe bildet, fakultativ. Sie kann unterdrückt werden, wenn es angemeſſen ſcheint, etwa, wenn zu fürchten ſteht, daß die Freude der andächtigen Menge lärmender ſein würde, als ſich für Ort und Zeit der Feier ſchickte.

Man ſieht, dieſes Schauſpiel iſt ſchon nicht mehr rein und ſtreng liturgiſch. Mit dem dramatiſchen Kirchengeſang des elften Jahrhunderts verglichen, zeigt es in ſeiner ganzen Einrichtung deutlich einen Fortſchritt in der Richtung der Verweltlichung, und ſelbſt das Publikum ſcheint ein ebenſo neugieriger Zuſchauer geworden zu ſein, als es früher ein andächtiger Hörer war.

Das unverhältnißmäßige Anſchwellen einzelner Prophetenſzenen ſtörte natürlich die urſprüngliche Symmetrie des Ganzen. Die ſimple Weisſagung eines Jeremias oder Moſes trat vollſtändig zurück gegenüber der pomphaften Inſzenirung derjenigen Nebukadnezars. Die Verſuchung lag nahe, eine ſolche entwickelte Szene aus ihrem Zuſammenhang im Prophetendéfilé zu löſen und als ſelbſtſtändiges Drama zu behandeln. Es fiel die reife Frucht vom Baume, der ſie gezeitigt.

Zu den defilirenden Propheten gehört auch Daniel. Die Danielſzene ſcheint früh erweitert worden zu ſein. Sie eignete ſich auch unſtreitig vortrefflich dazu durch die romantiſchen Abenteuer, die der Held nach der Bibel am Hofe der Könige Belſazar und Darius erlebt. So hat ſich dieſe Danielſzene

vom Ganzen losgelöst und ist als selbständiges Drama auf uns gekommen, sogar in zwei ziemlich gleichaltrigen Bearbeitungen, beide wohl aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, unabhängig von einander, wenn auch aus gemeinsamer Quelle, entstanden, aber in der ganzen Ausführung einander so ähnlich, wie dies eben eine Zeit mit sich brachte, die, wie das Mittelalter, eine gleichsam unpersönliche Poesie hervorgebracht hat.

Das eine dieser Danieldramen ist von Hilarius und anderen Schülern des berühmten Abälard verfaßt und geht unter dem Namen des „Daniel des Hilarius". Das andere hat die studirende Jugend, die Klosterschüler von Beauvais zu Verfassern. Beide sind also Kollektivarbeiten und beide lateinisch.[4]

Der Daniel des Hilarius umfaßt etwa 350 meist kurze Verse, an gesprochenen Worten also nur etwa den zwölften Theil eines Dramas wie Hernani. Der Inhalt ist folgender.

Der König Belsazar tritt inmitten seiner Soldaten auf, die ihn mit einem Gesang begrüßen, setzt sich auf seinen Thron und befiehlt, daß die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten goldenen Gefäße zur Mahlzeit gebracht werden. Die Soldaten tragen wie in einer Prozession die Geräthe herbei, einen Jubelchor singend. Darauf erscheint die Geisterhand, welche über dem Haupte des Königs die Worte Mene Mene Tekel Upharsin schreibt. Die Magier werden geholt; sie können das Räthsel nicht deuten. Die Königin kommt und räth den weisen Daniel zu befragen. Dieser, vom Chor der Soldaten zur Stelle begleitet, verkündet den Sinn der Worte, wird zum Lohn dafür mit prächtigen Gewändern geschmückt und an Belsazars Seite gesetzt, während die Soldaten die Gefäße wieder wegtragen und die Königin mit Gesang zurückbegleiten. Jetzt tritt der Perserkönig Darius mit einem Heere auf, erschlägt den Belsazar, setzt sich seine Krone auf und nimmt von seinem Throne Besitz. Ein neuer Chorgesang begrüßt ihn. Auch er läßt Daniel durch

ſeine Trabanten holen, die ihn mit Triumphgeſang herführen, und läßt ihn neben ſich ſitzen. Indeſſen klagen die Neider den Daniel vor Darius an, weil er zum Gotte der Juden bete. Darius giebt Befehl, daß der Prophet, dem Geſetze gemäß, in die Löwengrube geworfen werde. Zugleich erſcheint ein bewaffneter Engel, der den Löwen den Rachen ſchließt. Ein anderer Engel führt den Habakuk, der eben, ferne von Babylon, im Begriff iſt, ſeinen Mähern den Imbiß zu bringen, an den Haaren zur Löwengrube, damit er Daniel ſpeiſe. Darius findet bei ſeinem Beſuche den Propheten unverletzt, verfügt ſeine Freilaſſung und läßt die Neider an die Stelle des Gerechten in die Grube werfen. Daniel aber ſitzt wieder zu des Königs Rechten und die Soldaten erhalten vom Herrſcher den Befehl, dem Volk zu verkünden, daß der Gott Daniels anzubeten ſei. Hierauf prophezeit Daniel die Ankunft Chriſti, wie in dem urſprünglichen Prophetendéfilé, und ein Engel erſcheint zum Schluß, die heute erfolgte Geburt des Heilandes in einem liturgiſchen Geſange zu melden.

Wir haben es alſo wieder mit einem Weihnachtsdrama zu thun, das ſich aus der einfachen Prophezeihung Daniels herausentwickelt hat. Man erkennt deutlich, wie dieſe kurze Weisſagung, die nur noch ſo am Ende angehängt erſcheint, zum Vorwand geworden iſt, um die ganze Geſchichte Daniels in Szene zu ſetzen. Die übrigen Prophezeihungen ſind darüber verſchwunden. Dieſes Bruchſtück des ganzen Prophetendéfilé iſt ſelbſtändig geworden.

Wie es indeſſen noch mit dem Gottesdienſte zuſammenhängt, geht aus einer Schlußbemerkung hervor, welche lautet: Wenn die Vorſtellung am Vormittage ſtattfindet, ſo ſoll Darius am Schluſſe das Tedeum anſtimmen, wenn aber am Nachmittag, dann das Magnifikat. Der Anachronismus, daß der Perſerkönig das Tedeum ſingt, ſoll uns im Munde eines Dichters

des zwölften Jahrhunderts nicht ſtoßen. Wir wollen uns darüber vielmehr freuen, denn die Bemerkung lehrt uns, daß die Aufführung des Daniel mit dem Gottesdienſte verknüpft iſt: Das Tedeum iſt der Schlußgeſang der Frühmeſſe, das Magnifikat derjenige der Vesper. Die Aufführung gilt alſo noch als ein Theil des Morgen- oder Abendoffiziums, da ſie eingerahmt iſt von demſelben Geſang, der das Officium ſchließt.[5]

Im übrigen aber iſt das liturgiſche Band ſchon recht locker geworden. Die Vorſtellung kann Vormittags oder Nachmittags ſtattfinden, iſt alſo nicht mehr an eine beſtimmte Stunde gebunden durch die Liturgie. Sie braucht wohl auch nicht mehr in der Kirche ſelbſt ſtatt zu haben, ſondern kann auch auf dem Vorplatze oder in der Vorhalle geſchehen. Die Aufführenden ſind nicht mehr zelebrirende Geiſtliche, ſondern Kleriker überhaupt. Selbſtverſtändlich ſind Frauenrollen durch Männer geſpielt, wie noch Jahrhunderte ſpäter.

Was die Art der Kompoſition anbelangt, ſo iſt gewiß in den ſzeniſchen Bewegungen des Daniel, den Zügen und Chören, mit welchen das Auf- und Abtreten der Perſonen begleitet wird, noch die würdige Feierlichkeit und Schwerfälligkeit kirchlicher Handlungen zu erkennen. In dem kurzen Stücke kommen ſechs ſolcher feierlicher Aufzüge vor, und ihre Verſe füllen mehr als einen Drittel des Stückes. Etwa 200 Verſe von 350 entfallen auf den Dialog, der aber ſelbſt wieder zu einem Drittheil in feierlichen Chören geſungen wird. Sonſt aber iſt die Verweltlichung nicht zu verkennen. Sogar die profane Muſik kommt neben der Orgel zu ihrem Recht, indem beim Aufzug des Königs Darius Saiteninſtrumente und Pauken geſpielt werden. Und dieſe Verweltlichung findet auch ihren Ausdruck in den Titeln der Stücke: die Studenten von Beauvais nennen ihren Daniel einen ludus und Hilarius den ſeinigen in anſpruchsloſem Latein: Historia de Daniel representanda.

Die Inſzenirung iſt nachgerade recht komplizirt geworden. Nöthig ſind: ein Podium (mit Rück- und Seitenwand), den babyloniſchen Königspalaſt darſtellend — in den deutſchen Spielen Palaſtbrügi genannt — mit einem Thronſeſſel; ebenſo auch andere ähnliche Einrichtungen, das Haus Daniels, dasjenige der Magier und die ferne Wohnung Habakuks bedeutend. Endlich die Löwengrube, deren furchtbare Bewohner dem Zuſchauer ſichtbar waren. Auf welche Weiſe die Löwen dargeſtellt wurden, ob durch Schauſpieler, welche ſich in Thierfelle hüllten, iſt nicht angegeben, ebenſowenig leider, auf welche Weiſe die geheimnißvolle Hand des Mene Mene Tekel in Funktion geſetzt wurde. Löwen und Geiſterhand aber zeigen uns, daß ſchon vor dem Jahre 1170 die Inſzenirung ſich an recht ſchwierige Aufgaben gewagt hat.

Geſpielt wird ohne Vorhang, ohne Kuliſſe. Alle Dekorationen, welche im Verlauf der Aufführung nöthig ſein werden, ſtehen gleich von Anfang an da. Wir haben bei der Eſelsprozeſſion geſehen, wie der aus Linnen und Werg gefertigte Ofen ſchon im Schiff der Kirche aufgerichtet und aller Augen ſichtbar iſt beim Einzug der Prozeſſion. Moſes rezitirt ſeine Prophezeiung neben dem Feuerofen, in welchen — Jahrhunderte ſpäter — Nebukadnezar die Jünglinge werfen läßt. Im Daniel ſtehen der Königspalaſt und die Löwengrube von Anfang an neben einander und gleich neben an auch das in Wirklichkeit weit von Babylon entfernte Haus Habakuks. Dieſe Bühne kennt alſo nicht das zeitliche Nacheinander der Dekoration, ſondern nur das Nebeneinander, die Juxtapoſition. Dieſelbe geſtattet, die ganze Handlung von Anfang bis zu Ende vor den Augen der Zuſchauer vor ſich gehen zu laſſen: alle nöthigen Orte ſind ja von vornherein da. Im Wechſel des Handlungsſchauplatzes von einem Hauſe zum andern, von da zur Löwengrube iſt der Dichter völlig uneingeſchränkt.

Das Nebeneinander der Dekoration iſt eine Folge und

wieder eine Bedingung des realiſtiſchen Charakters dieſes ſich entwickelnden Theaters. Dieſes Nebeneinander iſt Jahrhunderte lang das herrſchende Syſtem nicht nur in Frankreich, ſondern in ganz Europa geblieben.

Daß dieſe Realiſtik auch Derbheiten nicht ſcheut, zeigt uns ſchon Bileams beredte Eſelin. Hier in Daniel müſſen wir es mit anſehen, wie der Engel den Habakuk an den Haaren zur fernen Löwengrube führt. Solch' gewiſſenhafte Inſzenirung der bibliſchen Berichte erweckte ohne Zweifel beim Publikum Heiterkeit, aber man fürchtete dieſe Heiterkeit nicht. Die Andacht dieſer Menſchen war, wie ſchon geſagt, robuſter als die unſerige und ertrug einen Wechſel der Stimmung ohne Gefährdung ihrer Würde. Das derb realiſtiſche Element iſt alſo hervorgegangen aus naivſter Frömmigkeit und kindlichſtem Bibelglauben. Er hat ſchon im gottesdienſtlichen Schauſpiel zur, zunächſt unbeabſichtigten, mimiſchen Komik geführt und iſt auch durch die Jahrhunderte hindurch der treue und ſtets einflußreicher werdende Begleiter dieſer in ihrem Weſen ernſten Bühne geblieben.

Immer iſt die Sprache des Dramas noch lateiniſch wie die der Liturgie. Gerade in dieſer Zeit, um das Jahr 1100, zeigt ſich nun das Beſtreben, neben dem Latein auch die Vulgärſprache, das Franzöſiſche, in die Liturgie einzuführen. Solche franzöſiſche Einſchiebſel in den lateiniſchen Text des Gottesdienſtes finden ſich am früheſten überlieſert für den Tag des heiligen Stephan, den Tag nach Weihnachten. Der lateiniſche Text des Märtyrerthums des heiligen Stephan, wie er ſich in der Apoſtelgeſchichte findet, wurde der verſammelten Menge bei der Meſſe als ſogenannte Epiſtel vorgeleſen und nach jedem Verſe des bibliſchen Textes in franzöſiſchen Reimen der Inhalt des Geleſenen umſchrieben. Eine ſolche interpolirte Vorleſung erhielt den Namen épitre farcie, wörtlich: einer geſpickten, gemäſteten Epiſtel.

Man kann ſich leicht denken, daß dieſes Beſtreben, auch dem Laien verſtändlich zu werden, nicht lange zögerte, ſich auch im liturgiſchen Schauſpiel bemerklich zu machen. Auch dieſes wurde nach ſeiner Art ſarcirt, mit Franzöſiſch geſpickt. Zwar hat der Daniel Studenten, Kloſterſchüler zu Verfaſſern, die bei der Abfaſſung und Aufführung des Schauſpiels zunächſt wohl ihr eigenes Amüſement und das der Kleriker überhaupt im Auge hatten. Dem Volke verſtändlich zu werden, mag ihre geringſte Sorge geweſen ſein. Indeſſen, wie dieſe Leutchen in den lateiniſchen Liedern, die wir von ihnen haben, gelegentlich einen franzöſiſchen Refrain zulaſſen, ſo thun ſie dies auch in ihren Dramen, gleichſam ſcherzweiſe, wie folgendes Beiſpiel aus dem Daniel von Beauvais zeigen mag.[6] Als die Soldaten Belſazars Daniel holen ſollen, damit er die geheimnißvollen Worte deute, da ſingen ſie:

vir propheta Dei, Daniel, vien al roi etc.

Ich will in der Ueberſetzung dies ſo nachahmen, daß ich das Latein deutſch und das alte Franzöſiſch wörtlich neufranzöſiſch wiedergebe:

Mann Gottes, Prophet Daniel, viens au roi!
Komm, er wünſcht parler à toi.
Blaß iſt er und verwirrt, Daniel, viens au roi!
Er möchte, was verborgen iſt, savoir par toi.
Dich wird er reich beſchenken, Daniel, viens au roi!
Wenn er die Schrift kann savoir par toi. —

Einen ungleich ernſteren, definitiveren Charakter zeigt die Einführung der Vulgärſprache in einem Prophetendrama, das kaum viel jünger iſt als der Daniel.

Es iſt nämlich neben dem im Vorhergehenden beſprochenen in lateiniſchen Verſen abgefaßten Schauſpiele die urſprüngliche Proſageſtalt des Sermo des heiligen Auguſtin nicht verloren

gegangen. In vielen Kirchen fuhr man fort das Prophetendéfilé mit den Prophezeiungen in lateiniſcher Proſa zu Weihnachten aufzuführen.

Dieſes Proſa-Prophetendrama iſt nun ganz nach Art der épîtres farcies franzöſiſirt worden, und zwar in dem uns überlieferten Exemplar im normanniſchen Dialekt. Ein Geiſtlicher rezitirt das Vos, inquam, convenio, o Judei und ruft, daran anſchließend, die einzelnen Propheten mit Namen auf. Jeder tritt, entſprechend koſtümirt, vor, ſetzt ſich gravitätiſch auf eine bereitſtehende Bank, ſagt erſt in lateiniſcher Proſa ſeine Weisſagung her und dann paraphraſirt er ſie in franzöſiſchen Verſen. Bileam prophezeit und überſetzt von ſeiner Eſelin herunter. Indeſſen iſt ſein Auftreten nicht zu einer kleinen Szene erweitert worden; auch der Ofen Nebukadnezars figurirt nicht, dafür finden wir einen kleinen dramatiſchen Ausbau des Auftretens des Jeſaias, dem ein Jude entgegentritt, um in längerem, franzöſiſch geführten Diſpute von ihm widerlegt zu werden.

Damit iſt das franzöſiſche Drama entſtanden. Noch unſelbſtändig freilich geht es an der Krücke einiger lateiniſcher Sätze, des Kirchenlateins. In Sprache und Inſzenirung hat es ſich von der Kirche noch nicht völlig gelöſt. Bemerkenswerth iſt, daß dieſes ſprachlich ſo fortgeſchrittene Drama in der eigentlichen ſzeniſchen Entwickelung weit zurückgeblieben iſt. So kombiniren ſich in Wirklichkeit in mannigfacher Weiſe die verſchiedenen Entwickelungsmomente.

Die koſtbare Handſchrift des dreizehnten Jahrhunderts (ſie befindet ſich zu Tours), in welcher uns dieſe Form des Prophetendéfilés überliefert iſt, birgt das älteſte erhaltene franzöſiſche Schauſpiel. Sie zeigt dasſelbe aber in merkwürdiger Umgebung. Dem Prophetendéfilé geht nämlich voran ein anderes franzöſiſches Stück, das den Titel trägt: representatio Adæ und das wir kurzweg Adam nennen können.

Die Erſchaffung des Menſchen iſt weggelaſſen. Adam und Eva ſind da, als das Stück beginnt und zwar Adam in rother Tunika, Eva weiß gekleidet. Der Herr in koſtbarem Meßgewand erſcheint ihnen und führt ſie unter ernſtem Geſpräch ins irdiſche Paradies. Er verbietet ihnen den Genuß der Frucht des einen Baumes und geht ab. Hierauf thut ſich die Hölle auf und die Teufel erſcheinen, im Ganzen wohl ihrer zehn, mit ihrem Führer Satanas, häßliche Geſellen, wohl damals ſchon in Thierfelle gehüllt, mit Hörnern und Schweif geſchmückt. Sie tummeln ſich mit entſprechenden Geberden auf der Szene, drängen ſich unter die Zuſchauermenge, ſtreifen ums Paradies herum — kurz, ſpielen die Rolle der grotesk-luſtigen Perſon. Satan verſucht umſonſt in längerem Geſpräch den Adam zu bethören. Er wendet ſich an Eva, die ihm ein geneigteres Gehör ſchenkt. Nachdem auch er mit ſeiner Schaar wieder verſchwunden, windet ſich am Baume der Erkenntniß eine Schlange empor, ziſchelt der Eva ins Ohr, und das Unerlaubte wird gethan. Die Reue folgt; Adam und Eva legen beſchämt ihre reichen Gewänder ab und hüllen ſich in armſelige Kleider, auf denen Blätter aufgenäht ſind, um den Worten der Bibel gerecht zu werden: ſie flochten Feigenblätter zuſammen und machten ſich Schürzen. Der Herr erſcheint und verjagt ſie aus dem Paradieſe, an deſſen Eingang er als Wächter einen Engel ſtellt. Auf Erden angelangt, beginnt das erſte Menſchenpaar den Boden zu harken und Weizen zu ſäen. Der Böſe aber pflanzt, während ſie ruhen, Diſteln und Dornen in die mühſam gezogenen Furchen. Nachdem die Aermſten ſich hierauf noch eine Weile in Vorwürfen und Klagen ergangen, erſcheinen die Teufel wieder, diesmal mit eiſernen Ringen und Ketten, feſſeln ſie und ſchleppen ſie unter rohem Lärmen und Höhnen in die Hölle, aus welcher alsbald ein dichter Rauch hervordringt und Hohngelächter neben betäubendem Getöſe zuſammengeſchlagener Keſſel und Becken erſchallt.

Die Darſtellung des Sündenfalles und des bedauernswerthen Endes der erſten Menſchen hängt noch in intereſſanter Weiſe mit den liturgiſchen Formen zuſammen. Das Schauſpiel hebt nämlich an mit einer lectio aus dem Anfang der Geneſis: Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde ꝛc. Iſt dieſe beendet, ſo ſingt der Chor der Geiſtlichen den von der römiſchen Liturgie für dieſe lectio noch heute vorgeſchriebenen Antwortgeſang mit dem Text: Es ſchuf alſo Gott den Menſchen aus einem Erdenkloß. Nun treten Gott, Adam und Eva auf und während des Verlaufs des franzöſiſchen Dialogs fällt der Chor mit entſprechenden liturgiſchen Antwortgeſängen noch fünfmal ein. Lectio und Antwortgeſang gehören der Frühmeſſe des Sonntags und des Montags Septuagesima an. Im Uebrigen hat ſich das franzöſiſche Adamſchauſpiel in ſeinem ganzen Habitus ſchon vielmehr von der liturgiſchen Form gelöſt als z. B. der lateiniſche Daniel. All die ſchwerfälligen, an die Prozeſſionen gemahnenden Bewegungen fehlen; geblieben ſind nur die Chorgeſänge der Geiſtlichen. So iſt das Schauſpiel des Sündenfalls wie das der Propheten in ſeinem Weſen eine dramatiſche lectio, die eine der Weihnachtsfeier, die andere der Septuagesima.

Dieſer Adam hat frühzeitig eine leicht erklärliche Fortſetzung gefunden. An die lectio vom Sündenfall ſchloß ſich der Bibel gemäß die vom Brudermord Kains an. Und wie jene, ſo wurde auch dieſe dramatiſirt und in dieſer Form dann ohne weiteres an den Adam angehängt. Das Prozedere iſt äußerſt einfach. Kaum haben die Teufel Adam und Eva geholt, ſo heißt es: deinde venient Chaym et Abel (nun treten Kain und Abel auf). Dieſer iſt weiß, jener roth gekleidet. Sie bebauen das Feld. Nach einem Geſpräch über Gottesfurcht und Bruderliebe, in welchem Kain ſeinen ſchlechten Charakter dokumentirt, bringen ſie Gott ihre Opfer dar — ihren Zehnten, ſagt das Mittelalter —, Abel ein Lamm mit Weihrauch, Kain

eine Hand voll Getreide. Gott erſcheint und ſegnet Abels Opfer. Darauf kehren die Brüder jeder in ſein Haus zurück, Kain voller Zorn. In dieſer Stimmung geht er gleich nachher, Abel zu einem gemeinſamen Ausgang zu bereden, worauf er ihn an einem einſamen Ort erſchlägt. Hier fällt wieder der Chor der Geiſtlichen ein, mit dem liturgiſchen Antwortgeſang: Ubi est Abel, frater tuus? Gott erſcheint, verflucht den Kain, und darauf kommen die Teufel, ſchleppen den Brudermörder unter Schlägen und Stößen zur Hölle; ſie nehmen auch den Körper Abels mit, aber mitius, mit ſanfterer Behandlung.

Man ſieht, wie dieſe beiden Ereigniſſe, der Sündenfall und der Brudermord, jeder für ſich ſo dramatiſirt worden ſind, daß ſie zugleich eine verkürzte Biographie ihrer Helden enthalten. Adam und Eva ſterben, Kain ſtirbt. Aus der Aneinanderreihung beider reſultirt alſo eine Verletzung der bibliſchen Chronologie, denn zur Zeit der Ermordung Abels lebte nach der Bibel Adam und Eva noch. Es iſt hier gleichſam der Anfang gemacht zu einer dramatiſchen Behandlung der Bibel in Biographien.

Das Drama des Sündenfalls iſt mit cirka 600 Verſen etwa viermal ſo lang als dasjenige des Brudermordes, ſo daß das letztere wirklich als eine Art Anhängſel zum Adam erſcheinen kann. So wurde es denn mit Adam zuſammen von der Septuagesima weg zum Weihnachtsdrama gefügt. Wie man dazu kam, lehrt uns die Liturgie. Unter den lectiones der Weihnachtsmeſſe befindet ſich neben dem Sermo des heiligen Auguſtinus auch ein antitheſenreiches Stück, in welchem der erſte Menſch, Adam, der ſündige Erdenmenſch, dem zweiten Menſchen, Chriſto, dem ſündloſen Himmelsmenſchen, in künſtlicher Rede gegenüber geſtellt wird. Der Sündenfall des primus homo de terra terrenus, durch welchen die Geburt Chriſti nöthig geworden war, ſpielt ja natürlich in der Weihnachtsandacht eine hervorragende Rolle, wie noch andere liturgiſche

Stücke beweiſen. So kann es nicht wundern, wenn das fertige Adamdrama herübergezogen wurde zum Weihnachtsdrama. Die Verbindung machte ſich nicht komplizirter als die ſchon oben erwähnte. Nachdem Kain und Abel in die Hölle gebracht ſind, heißt es: tunc erunt parati prophetæ etc. (nun ſollen die Propheten bereit gehalten ſein an einem verborgenen Ort) und hierauf beginnt das Prophetendéfilé.

In dieſer rein äußerlichen Aneinanderreihung büßen die drei einzelnen Dramen von ihrer urſprünglichen Konzeption nichts ein.[7] Nur in einem Punkt iſt ein Einfluß des Adam auf das Prophetendrama zu erkennen: auch dieſes wird zur Biographienſammlung, denn ſobald ein Prophet ſeine Weisſagung geendet, venient diaboli et ducent eum ad infernum, holen ihn die Teufel, mitius, natürlich. Hölle und Teufel waren eben einmal ſchon bei der Aufführung des Adam da und wurden im darauffolgenden Prophetendrama nutzbar gemacht, um den Gläubigen ad oculos zu demonſtriren, wie auch die vortrefflichſten Menſchen des alten Bundes der Verdammniß verfallen.

Jede Anſpielung auf den Weihnachtstag als den Tag der Aufführung dieſer Trilogie iſt hier geſchwunden. Das Drama iſt offenbar nicht mehr an einen beſtimmten Feſttag gebunden. Es iſt trotz des liturgiſchen Rahmens frei geworden.

Den Adam begleiten lateiniſch geſchriebene Angaben über die Inſzenirung dieſer in Paradies, Erde und Hölle vorgehenden Handlung, die uns folgendes lehren: Im parvis oder Vorhof der Kirche, neben dem porche, der Vorhalle, iſt, vom Zuſchauer aus geſprochen, links auf einer Art Podium das Paradies eingerichtet und rechts die Hölle. Der die Breite der Vorhalle einnehmende Raum zwiſchen beiden bedeutet die Erde. Dieſe primitive Scene hat alſo ganz anſehnliche Dimenſionen. Die Kirche ſelbſt, das Haus Gottes, ſtellt den Himmel dar. Gott zieht ſich, wenn er abgeht, immer in die Kirche zurück, wo

offenbar auch der Chor der Geiſtlichen ſteht. Vor der Kirche auf dem freien Platze ſteht das Publikum.

Das Podium, welches das irdiſche Paradies vorſtellt, iſt umgeben von ſeidenen Vorhängen und Draperien und zwar in ſolcher Höhe, daß von den im Paradies befindlichen Perſonen nur Schulter und Kopf geſehen werden können. Um dieſe Draperien ſchlingen ſich duftende Blumen und Blätter, über ſie empor ragen aus dem Paradies Bäume mit Früchten beladen. Am Baume der Erkenntniß iſt ein Truc angebracht, durch welchen eine künſtliche Schlange am Stamme emporſteigt.

Die Hölle iſt eine Art Thurm mit einem vergitterten Fenſter. Das Eingangsthor hat die Form eines Drachenmaules, das ſich öffnet und ſchließt und, wenn nöthig, Rauch und Qualm ſpeit.

Die zwiſchen beiden liegende Erde ſtellt weniger große Anforderungen: ein Verſchlag, welcher das Haus Adams und Evas darſtellt, mehr im Vordergrund ein paar Quadratfuß Humus, das zu bearbeitende Feld bedeutend.

Als man die Darſtellung des Brudermordes anfügte, bedurfte man außerdem zweier Steine, auf welchen die Brüder zu opfern hatten, und noch eines Verſchlags, welcher ein weiteres Haus darſtellt. Und als noch das Prophetendéfilé angereiht wurde, hatte man zwei Bänke hinzuzufügen, die eine für den vortretenden Propheten, die andere für die Juden, welche bekehrt werden ſollen.

Man erkennt in dieſem Adambrama das früher erwähnte Nebeneinander der Inſzenirung wieder. Dasſelbe hat naturgemäß zu einer Szene von mächtigen Dimenſionen geführt, die gleichzeitig die ganze chriſtliche Welt umſchließt: Himmel, Paradies, Erde und Hölle, und die damit auch fähig iſt, der breiteſten und wechſelvollſten Handlung zu dienen. Es iſt eine geradezu epiſche Szene. Sie hat keine örtlichen Schranken, keine zeitlichen Schranken. Die Erſchaffung der Welt kann auf ihr geſpielt

werden wie das jüngſte Gericht und, ſagen wir es gleich, ſie ſind auch auf ihr dargeſtellt worden. —

Man wird bei dieſen Ausführungen den Eindruck bekommen haben, daß das liturgiſche Schauſpiel bei ſeinem Uebergang von der Gebundenheit zur Freiheit, von der lateiniſchen zur franzöſiſchen Sprache von ſeinen charakteriſtiſchen Zügen nichts verloren hat. Das Prinzip der ſzeniſchen Einrichtung iſt geblieben und hat ſich als ſehr lebenskräftig erwieſen. Mit einem bemerkenswerthen Aufwand von Maſchinerie wird der Illuſion gedient. Das Auge ſoll ergötzt werden. Die Handlung entrollt ſich vor den Augen der Zuſchauer, mag ſie im Himmel, auf Erden oder in der Hölle ſpielen. Es wird agirt und nicht über unſichtbare Aktionen blos berichtet. Wenn Abel erſchlagen werden ſoll, ſo wird der Streich nicht blos fingirt, ſondern mit ſolcher Wucht geführt, daß ausdrücklich vorgeſchrieben wird, Kain habe den Abel an die Stelle ſeines Leibes zu ſchlagen, an welcher dieſer, unter ſeinen Kleidern verborgen — einen Topf trage, und zur Vermeidung eines bedenklichen Mißverſtändniſſes wird ausdrücklich befohlen, daß Kain ſeinen Bruder nur gleichſam zu tödten habe (quasi eum occideret), als ob man fürchtete, das Spiel könnte Ernſt werden. Das Element der derben Realiſtik hat in einem Schwarm närriſcher und furchtbarer Teufel ſich neu verkörpert, deren Komik aber rein in Maske und Mimik liegt. Im Dialog figurirt nur ihr Führer Satan, und der ſpricht durchaus ernſt. Von Anwendung der couleur locale kann natürlich in dieſer Dramaturgie keine Rede ſein. Nicht deswegen, weil das Streben nach Lokalfarbe zu dieſem ganzen realiſtiſchen Syſtem nicht gepaßt hätte, ſondern deswegen, weil das Mittelalter unfähig iſt, ſich andere Zeiten, fremde Verhältniſſe objektiv zu vergegenwärtigen. Es überträgt bekanntlich in ſeiner ganzen Poeſie in naivſter Weiſe ſeine eigenen Lebensverhältniſſe auf die fremden Stoffe. Die frommen Ge-

ſtalten der Bibel werden demgemäß im Drama zu mittelalterlichen Klerikern, den Herrgott kleidet ein Meßgewand, Aaron iſt ein Biſchof, Adam trägt ein rothes Chorhemd. Wo aber beſtimmte Angaben in der bibliſchen Erzählung ſelbſt ſich finden, da iſt die Autorität dieſer Angaben mächtig genug, um auf Koſten des herrſchenden kirchlichen Koſtüms eine Koſtümirung einzuführen, welche die Abſicht zeigt, hiſtoriſch treu zu ſein. So tragen Adam und Eva nach dem Sündenfall armſelige mit Blättern benähte Kleider. —

Im franzöſiſchen Adam iſt der Dialog viel ausführlicher als im lateiniſchen Daniel. Das Konventionelle, das im Pomphaften liegt, iſt von ihm gewichen, die Rede fließt in naiver Behaglichkeit breit dahin, in acht- und zehnſilbigen Verſen mit geparten Reimen. Bei aller Anſpruchsloſigkeit und Kindlichkeit iſt der Schritt dieſer Rede doch ſicher; ſich ihrer Führung zu überlaſſen, hat ſeinen eigenen Reiz. Man darf ſie nicht ſchmucklos nennen, aber ihr Schmuck iſt Natürlichkeit, Einfachheit. Ihre gläubige Innigkeit ſpricht zum Herzen. Sie leiht dem Dichter das Wort der Freude und des Schmerzes, der Schmeichelei und des Zorns. In Momenten der Spannung, z. B. in der verführeriſchen Unterhaltung des Teufels mit Adam und Eva, im Dialog, der zur Ermordung Abels führt, wird ſie lebhaft, Rede und Gegenrede folgen Schlag auf Schlag. Dieſe Detaillirung des Dialogs führt ſchon zur Darſtellung wechſelnder Stimmungen, zur beginnenden Charakteriſtik. Wenn die langen Reden unſeres Stückes an die damals geläufigen Reimpredigten erinnern, ſo erinnern die belebteren Stellen an die dialogiſchen Partien der epiſchen Kunſtdichtung.

Welches Behagen der uns unbekannte Verfaſſer bei der Durchſicht ſeiner Verſe empfand, geht daraus hervor, daß er Vortragsregeln giebt und dabei die Schauſpieler zu zweien Malen bittet, das Versmaß genau zu beobachten und weder

Digitized by Google

Silben hinzuzufügen, noch wegzulaſſen, ſondern fein ſo zu ſprechen, wie er's niedergeſchrieben. Mag er auch ein Geiſtlicher geweſen ſein, es lag ihm offenbar bei ſeinem Drama ebenſoviel an der Sicherung künſtleriſchen Genuſſes, wie an der Erbauung. Wir haben es, trotz Chor und lectio, mit einem eigentlichen Schauſpiel zu thun.

So habe ich auf etwas mühſeliger Wanderung die Entwickelung eines einzelnen liturgiſchen Dramas bis an die Schwelle der Kirche verfolgt, bis zu ſeiner Vulgariſirung in der Sprache und ſeiner Verweltlichung im Aufbau. Mit ihm ſind ſelbſtverſtändlich eine Reihe anderer Dramen denſelben Weg gegangen, und ihre Betrachtung würde auf die im Vorangehenden beſprochenen Thatſachen manches überraſchende Licht werfen. Doch müßte ihre Behandlung hier zu weit führen. Ich begnüge mich mit einer kurzen Ueberſicht. Wir beſitzen aus dem elften und zwölften Jahrhundert mehr als ein halbes Hundert ganz oder theilweiſe liturgiſcher Dramen, theils rein lateiniſche, theils mit Franzöſiſch farcirte, zum Theil ſolche, deren Ausbildung weiter zurückreicht als die des Prophetendéfilé, z. B. das Weihnachtsdrama von den Hirten, welche das Jeſuskindlein in der Krippe beſuchen. Auch der 28. Dezember, der Tag der unſchuldigen Kindlein, wurde durch Dramatiſirung des Kindermordes gefeiert. Am 6. Januar folgte das Spiel der heiligen drei Könige. Am 15. März inſzenirte man Maria Verkündigung. An die Darſtellung der Leiden Chriſti wagte ſich das liturgiſche Schauſpiel nicht; am Charfreitag wurden etwa die Klagen Marias und ihrer Freunde dramatiſirt. Zu Oſtern aber wurde die Auferſtehung in Szene geſetzt, von ihr allein beſitzen wir wohl ein Dutzend Bearbeitungen. Am Oſtermontag erfolgte die Erſcheinung Jeſus zu Emmaus, das Spiel der Peregrini geheißen. Von den Wundern Jeſu findet ſich nur die Auferweckung des Lazarus behandelt; aus der Apoſtelgeſchichte wurde die Bekehrung des Paulus benutzt. Von den Heiligen

iſt nur einem die Ehre liturgiſch-dramatiſcher Verherrlichung zu theil geworden: dem heiligen Nikolaus. Wir haben geſehen, wie namentlich Studenten zu den Verfaſſern dieſer lateiniſchen Schauſpiele zählten. Nikolaus iſt der Schutzpatron der ſtudirenden Jugend, mit ſeinem Tage, dem 6. Dezember, beginnt die fröhliche Ferienzeit. Was Wunder, wenn uns fünf Dramen überliefert worden ſind, in denen dankbare Kloſterſchüler ihn feiern, eines davon verfaßt von demſelben Hilarius, dem wir einen Daniel zu verdanken haben.

Dieſe Dramen ſind alle kurz. Einzelne zählen kaum 70 Verſe, die wenigſten über 200. Sie zeigen die verſchiedenſten Entwickelungsſtufen, die manigfachſten Kombinationen der Entwickelungsmomente. Einige, wie die Nikolausdramen, haben außer dem zum Theil farcirten Latein und der mit dem Mangel an Detaillirung des Ausbaues verbundenen Schwerfälligkeit nichts Liturgiſches mehr. —

Das Adamdrama, das wir beſprochen, geht noch an der Krücke des Latein. Das älteſte uns erhaltene franzöſiſche Schauſpiel, das ſich vom Latein völlig frei gemacht hat, iſt eine Auferſtehung, leider nur als Torſo von 360 Verſen vorhanden.[8] Das ganze Stück mag wohl deren in die Tauſende gehabt haben. Auch dieſe Auferſtehung gehört dem zwölften Jahrhundert an. Die ausführlich beſchriebene Bühne zeigt uns die Dispoſition, die wir kennen: Himmel, Hölle, dazwiſchen die Erde. Auf dieſer Golgatha mit dem Kreuze, die Grabſtätte, ein Kerker, die Stadt Galiläa, das Dorf Emmaus, der Palaſt des Pilatus, die Wohnung des Kajephas, das Haus des Joſeph von Arimathia, dasjenige des Nikodemus, der Jünger Chriſti, der drei Marien: die Erde umfaßt alſo nicht weniger als elf verſchiedene Handlungsorte.

Während dieſe Auferſtehung ihre ganze Inſpiration aus der Bibel ſchöpft, finden wir ſo ums Jahr 1190 das erſte franzöſiſche Schauſpiel, das neben der bibliſchen auch die weltliche

Inſpiration zuläßt. Es iſt von einem Meiſter altfranzöſiſcher Dichtung verfaßt, von Jehan Bodel aus Arras, und hat zum Gegenſtand ein Wunder des heiligen Nikolaus.[9] Dasſelbe wird dargeſtellt im Zuſammenhang der zeitgenöſſiſchen Kämpfe mit den Sarazenen und des Alltagslebens. Es iſt ein originelles Stück, das in 1500 Verſen uns neben der ſchwungvollen Darſtellung einer Maurenſchlacht eine im Argot geführte Unterhaltung zechender Spitzbuben vorführt. Bitterer Ernſt und ausgelaſſener Scherz reichen ſich die Hand. Alle Stände ſind vertreten: ein Engel und ein Henker, ein Heiliger und drei Schelme, ein König und ein Kneipwirth, vier Emire und ein Schenkburſche ꝛc.; daneben ein chriſtliches und ein mauriſches Heer. Die zeitliche und örtliche Entwickelung der bunten Handlung iſt ganz uneingeſchränkt. Der Schauplatz wechſelt auf der ſich immer gleichbleibenden Bühne gegen vierzig Male. Mit einem Worte: Jehan Bodel hat das geliefert, was wir ſeither ein romantiſches Schauſpiel zu nennen gewöhnt worden ſind, freilich ein romantiſches Schauſpiel ohne Einheit der Handlung.

Wir wiſſen nicht, wie weit die Idee dieſes Dramas ihm angehört. Von der ohne Zweifel reichen dramatiſchen Literatur dieſer Zeit iſt uns nichts weiter erhalten, und ſo fehlen uns hier mehrere Glieder in der Kette der zu unterſuchenden Entwickelung. Aber das können wir leicht erkennen, daß er mit dieſer Miſchung des Grotesken und Erhabenen, des Vornehmen und Armſeligen, mit der Vorführung einer ſo wechſelvollen Handlung den Intentionen des alten liturgiſchen Schauſpiels treu geblieben iſt. Die Figuren der Spitzbuben finden ſich ſchon in dem vorher erwähnten Nikolausſpiel des Hilarius, nur ſteifer und ohne Detailmalerei. Indem Jehan Bodel dieſe hinzufügt, thut er nur, was das franzöſiſche Drama überhaupt gegenüber dem lateiniſchen gethan hat. Viel auffallender erſcheint die Vorführung der Kriege gegen die Ungläubigen. Dieſe Her-

beiziehung der zeitgenössischen Geschichte läßt sich aber wohl verstehen von einem Dichter, der auch im nationalen Epos ein Meister war.

Jehan Bodel ist ein Laie. Er schreibt seinen jeu, so heißt er das Stück, für eine Laiengesellschaft, die confrérie des jongleurs et bourgeois d'Arras. So wird das ursprünglich kirchliche Schauspiel zu Ende des zwölften Jahrhunderts von Laien verfaßt und von Laien aufgeführt. Es wird zur nationalen Bühne.

In diesen Händen nahm es einen gewaltigen Aufschwung. Es verkörperte sich in jenen umfangreichen dramatischen Schöpfungen des fünfzehnten Jahrhunderts, denen dasselbe den Namen Mystères beigelegt hat. Hier entstand das mächtige Mystère du vieux testament aus der Zusammenschweißung einer Reihe einzelner alttestamentlicher Dramen, zu welcher der Keim schon im Prophetendéfilé mit vorgesetztem Adamspiel liegt. Diese Zusammenschweißung hat zu einem mächtigen Drama von 50 000 Versen geführt, zu dessen Darstellung 242 Personen nöthig sind. Keiner der Keime, die wir im liturgischen Drama vorhanden sahen, ist unentwickelt geblieben. Vieles ist hinzugekommen. Jetzt scheut man sich nicht mehr, auch die Passion Christi dramatisch zu behandeln, und das Mystère de la passion ist wohl das berühmteste und am meisten aufgeführt geworden. Schließlich schwillt es auf 65 000 Verse an. Wir kennen im Laufe von 150 Jahren gegen 100 aktenmäßig bezeugte Aufführungen desselben aus allen Theilen Frankreichs; die berühmteste derselben, vom Jahr 1547, zu Valenciennes, hat 25 Tage gedauert, den Tag zu acht Vorstellungsstunden gerechnet. Die Bühne dieses Passionsspieles mag auf 50 Meter Länge und etwa 25 Meter Tiefe geschätzt werden. Die Aufführung der 62 000 Verse der Apostelgeschichte zu Bourges von 1536 nahm vier Wochen in Anspruch.

Seit dem zwölften Jahrhundert, seit der Zeit, da die bisher

einheitliche Geſellſchaft ſich in die Klaſſen der Gebildeten und der Bildungsloſen ſchied, gab es keine Literatur mehr, welche zugleich allen Theilen der Bevölkerung gedient hätte, außer dieſem chriſtlich-nationalen Drama. Es iſt noch die einzige gemeinſame Quelle poetiſchen Genuſſes für Hoch und Nieder, und dieſe Univerſalität verdankt es ſeinem kirchlichen Urſprung, ſeinem religiöſen Inhalt. Das Myſterium des fünfzehnten Jahrhunderts will die Idee eines vollſtändigen Bildes der Geſchichte des chriſtlichen Glaubens verwirklichen. Man reihe die erwähnten Darſtellungen des alten Teſtamentes, des Lebens Chriſti und der Apoſtelgeſchichte aneinander, ſo erhält man eine dramatiſche Encyklopädie des chriſtlichen Glaubens von 180000 Verſen, ſechzig Mal den Umfang des Hernani.

Die Idee dieſes Glaubensdramas iſt grandios. Die Mittel ſind es nicht weniger. Aber die Ausführung iſt mißlungen. Die beſcheidenen Anfänge des zwölften Jahrhunderts erſcheinen uns viel ſympathiſcher als dieſe gewaltigen Kraftleiſtungen. Es fehlt ihnen die σωφροσύνη, das Maßhalten; es fehlt jene Beſchränkung, welche den Meiſter zeigt. Maßloſigkeit iſt die Signatur dieſes Schauſpiels. Die Schönheiten des Details verſchwinden in Myriaden von platten Verſen. Maßlos iſt namentlich auch die Rolle der luſtigen Perſon. Das Element der derben Realiſtik, das die Kirche ſelbſt dem Myſterium als Angebinde in die Wiege gelegt, ward zum Geſchenk der böſen Fee. Das Grotesk-Komiſche, erſt eine rein mimiſche Beigabe naiv frommen Urſprungs, wurde zur eigentlichen Rolle und ſchließlich ſo aufdringlich und übertrieben, daß das Schauſpiel des chriſtlichen Glaubens dem Gelächter verfiel.

So verbietet ein Beſchluß des Parlaments von Paris (17. November 1548) die Aufführung bibliſcher Myſterien: la cour défend de jouer le mystère de la Passion ne autres mystères sacrez sur peine d'amende, permettant néantmoins

de pouvoir jouer autres mystères profanes, honnestes et licites. Denn mittlerweile waren auch Myſterien entſtanden, deren Stoff rein weltlich war, z. B. le mystère du siège d'Orléans in 20000 Verſen, von einem Zeitgenoſſen der Jeanne d'Arc; le mystère de la destruction de Troie in 30000 Verſen; die fabelhafte Geſchichte Huons von Bordeaux ꝛc.

Das Verbot der Aufführung des chriſtlich-nationalen Dramas, welches das Pariſer Parlament 1548 zunächſt nur für die Hauptſtadt ausſprach, iſt der Vorbote einer neuen Richtung der dramatiſchen Poeſie.

1549 erſchien das Manifeſt einer neuen Dichterſchule in Frankreich: Deffense et Illustration de la langue françoise, in welchem die mittelalterlichen Dichtungsformen, auch der Bühne, verächtlich bei Seite geſchoben werden und den franzöſiſchen Poeten zugerufen wird: sus donc et pillons les anciens! 1552 wurde die erſte nach antikem Muſter geſchriebene Tragödie in Frankreich aufgeführt: eine Kleopatra. Die Einheit des Ortes, die Einheit der Zeit iſt im Sinne der antiken Bühne gewahrt. Der Chor iſt da. Die Tragödie trägt durchaus den rhetoriſchen Charakter der römiſchen; ſie iſt nach dem Rezept Senecas verfaßt. Der achtſilbige Vers hat dem gravitätiſchen Alexandriner Platz gemacht.

Solche Stücke konnten zunächſt nur ein gelehrtes Publikum ergötzen. Sie wurden auf den Schulen und bei Hofe aufgeführt. Hier fanden ſie begeiſterte Aufnahme, denn gegenüber der unruhigen Maßloſigkeit der Myſterien mußte die maßvolle Ruhe der griechiſch-römiſchen Tragödie wie eine Offenbarung erſcheinen.

Auf der Hof- und Kollegienbühne alſo machte die vornehme Tragödie dem volksthümlichen Drama zuerſt den Platz ſtreitig. Dann aber begann der Kampf auch auf breiterer Grundlage. Während im Ganzen reichlich 50 Jahren vor und nach dem Jahr 1600 iſt die Geſchichte des franzöſiſchen Theaters die

Geſchichte des Kampfes, den das alte nationale Drama mit der importirten Tragödie geführt hat. Der Ernſt der Lage zwang jenes zu zahlreichen Konzeſſionen. Nachdem es auf den bibliſchen Stoff hatte verzichten müſſen, an welchem es groß geworden war, nahm es den gelehrten Namen Tragikomödie an, welcher den Wechſel der Stimmungen und die Miſchung der Stände, die das Myſterium zeigte, bezeichnen ſollte. Während es an dieſem Prinzip der Miſchung feſthielt, beſchnitt es herzhaft die Uebertreibungen, mit welchen es dieſes Prinzip bisher kompromittirt hatte. Während es ſich die Freiheit der Behandlung von Ort und Zeit, die komplizirte Szenerie wahrte, ſtrebte es nach Einheit der Handlung; es ſuchte faßlich zu werden, um mit Goethe zu reden, und reduzirte ſeinen Umfang auf das Niveau desjenigen der Tragödie.

So iſt das mittelalterliche Drama im Kampf mit der Tragödie nicht verzagt zurückgetreten. Es ſchien vielmehr zu wiederholten Malen, daß es Sieger bleiben würde. Hatte es doch vor der Tragödie, die ihren archäologiſchen Urſprung nicht verleugnen konnte, das voraus, daß es ein Kind des Landes war. Es fand auch geſchickte Vertheidiger. Als 1628 die ſchon zwanzig Jahre früher erſchienene kecke Tragikomödie „Tyr und Sidon" von Jean de Schelandre zum zweiten Mal aufgelegt wurde, ſchrieb der Pariſer François Ogier eine geharniſchte Vorrede dazu, in welcher er gegen die mißverſtandene Nachahmung der Antike dieſelben Gründe vorbrachte, welche noch zwei Jahrhunderte ſpäter nicht eindringlich genug wiederholt werden konnten und in welcher er das Prinzip des Dramas als ein Vorläufer der Romantiker deutlich genug ausſpricht: car de dire qu'il est mal seant de faire paroistre en une mesme pièce les mesmes personnes, traitant tantost d'affaires sérieuses, importantes et tragiques et incontinent après de choses communes vaines et comiques, c'est ignorer la condition de la vie des hommes.[10]

Allmählich aber wandten ſich die Dinge zu ſeinem Ungunſten. Corneille's Auftreten um das Jahr 1630 fällt in dieſe kritiſche Zeit. Seine erſten Werke ſind ihr Bild. Nachdem ſeine, freilich wunderlichen Verſuche in der Tragikomödie mißlungen, macht er ſich daran, zwiſchen dieſer und der Tragödie zu vermitteln.[11] Einen ſolchen Verſuch ſtellt ſein Cid vom Jahr 1636 dar, den er ſelbſt noch eine Tragikomödie nennt, aber eine ſolche, die er ungeſchickterweiſe in die tragiſche Einheit der vierundzwanzig Stunden gezwängt hat.

Unterdeſſen war 1635 in Frankreich jener oberſte literariſche Gerichtshof gegründet worden, die Académie française. Ihre literariſche Kritik war ein Baſtard, den der unkritiſche Enthuſiasmus für Seneca mit der unkritiſchen Interpretation des Ariſtoteles erzeugt hatte. Und dieſe akademiſche Kritik verurtheilte den Verſuch, den Corneille in ſeinem Cid gemacht hatte. Der Dichter, deſſen künſtleriſche Selbſtändigkeit, deſſen moraliſcher Muth, trotzdem er ein begeiſtetes Publikum hinter ſich hatte, der akademiſchen Oppoſition nicht gewachſen war, gab nach.

Fürderhin wird Corneille akademiſche Tragödien ſchreiben. Der Bewegung, die ſtark genug war, den Verfaſſer des Cid mit ſich zu reißen, werden auch die übrigen dramatiſchen Dichter nicht mit Erfolg widerſtehen. Zwar geht die Tragikomödie nicht von heute auf morgen unter, aber nach 1650 kommt ihr Name nur noch ſehr ſelten vor. Nicht als ob ihr Geiſt ſich vollſtändig hätte ertödten laſſen. Die klaſſiſche Tragödie, die nun allein das Feld behauptet, hat in manchen Punkten tragikomiſche Allüren. Die Bühne, auf welche dieſe Tragödie importirt wurde, war eben doch die alte Myſterienbühne, und das Nebeneinander der Dekoration hat auch für die Tragödie bis zur Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts fortbeſtanden. Corneille's erſte Tragödien, wie Cinna, wurden auf dieſer

mittelalterlichen Bühne gespielt und machen sich gelegentlich ihre Freiheit zu Nutze.

Diese Juxtaposition aber verschwand, als um's Jahr 1650 die Unsitte aufkam, auf der Bühne selbst Plätze für reiche Zuschauer einzurichten. Die vornehmen Herren des Hofes, die da in mehrfacher Reihe den Kulissen entlang saßen, von den Spielenden durch eine Balustrade geschieden, verdeckten die Seitendekorationen. Die wurden somit werthlos. Die kombinirte Szenerie fiel dahin. Die Szene wurde unveränderlich. Sie stellte meistens das Vorzimmer eines Palastes vor, jenes immaginäre Vestibul eines imaginären palais à volonté, in welchem die einzelnen Personen der Tragödie aus unerklärlichen Gründen sich einfinden, um ihre Reden zu halten, zu lieben, zu leiden und innerhalb spätestens vierundzwanzig Stunden zu sterben.

So siegt das Konventionelle, Steife, des falschen Anstands prunkende Geberde über die spontane Mannigfaltigkeit. Während es der Tragödie nicht gelungen ist, den Geist des mittelalterlichen Dramas vollständig von sich fern zu halten, sucht sie wenigstens durch den auf die Spitze getriebenen äußern Zwang seine Regungen zu bannen. Wir aber wissen heute, daß das alte, national-religiöse Theater Frankreichs, das Mysterium, das hier der angeblich antiken Tragödie geopfert wird, mit eben diesem griechischen Theater, das ja auch ein nationales, religiöses war, in seinem innersten Wesen viel mehr verwandt ist, als die anspruchsvolle Tragödie des siebenzehnten Jahrhunderts.

Es würde hier zu weit führen, der nie vollständig erlöschenden Opposition gegen diesen falschverstandenen Klassizismus während des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nachzugehen. Ich lasse auch das weinerliche Lustspiel und das bürgerliche Trauerspiel bei Seite — sie haben die Herrschaft der traditionellen Tragödie nicht erschüttert. Das hat erst anno 30 die romantische Schule mit ihrem Drama gethan.

Die Theorie dieſes Dramas hat Victor Hugo in dem berühmten Manifeſt verkündet, das er 1827 ſeinem Cromwell als Einleitung vorausſchickte. Er ſchöpft ſie aus Shakeſpeare; ſie heißt: Le drama qui fond sous un même souffle le grotesque et le sublime, le terrible et le bouffon, la tragédie et la comédie, le drame est le caractère propre de la littérature actuelle, d. h. das Drama, die eigentliche Dichtungsform der neuern Zeit, ſei weder Tragödie noch Komödie, es ſei beides, ein Bild des wirklichen Lebens, mit dem Wechſel der Stimmungen und der Miſchung der Stände dieſes wirklichen Lebens, und dieſes Drama iſt frei von äußerem Regelzwang.

Nun, die romantiſche Schule, die dieſes dramaturgiſche Prinzip verkündete und verwirklichte, ſie glaubte für Frankreich etwas vollkommen Neues zu ſchaffen. Sie hat aber, ohne es zu wiſſen, nur das Prinzip der nationalen Bühne des Mittelalters wieder erneuert. Der Wechſel der Zeiten iſt natürlich an der wiedererſtandenen Bühne nicht ſpurlos vorübergegangen. Dieſes Drama hat ſeinen ſpezifiſch chriſtlichen Charakter verloren; es iſt menſchlich geworden und ſein ideeller Werth iſt unſerem vermehrten geiſtigen Können entſprechend höher. Seinem Streben nach Lokalfarbe, iſt unſere gründlichere Kenntniß der Geſchichte zu Hülfe genommen. Sein äſthetiſcher Werth iſt unvergleichlich größer. Wenn auch gerade der Cromwell Victor Hugo's etwas Monſtröſes hat, das an denſelben Fehler des alten Myſteriums erinnert, ſo iſt dieſem Fehler das eigentliche romantiſche Bühnendrama fern geblieben. Das Nebeneinander der Dekoration iſt definitiv geſchwunden, und unſere Technik ſorgt dafür, daß deswegen die ſzeniſchen Bewegungen nicht weniger frei ſind. Bei all dieſem Wechſel iſt das Prinzip dasſelbe geblieben, das Prinzip, möchte ich ſagen, der pietätvollen Darſtellung des Reellen. —

Wenn wir unſern Blick zurückwenden auf die in ungleichem

Tempo durchlaufene Bahn von acht Jahrhunderten, so erblicken wir am Anfang das seit dem elften Jahrhundert aus der Liturgie hervorgehende Schauspiel, als dessen höchste Leistung das national-religiöse Mysterium des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint. Dann folgt die Entthronung dieses Dramas und sein langdauernder Kampf mit der vom Renaissancehimmel gefallenen antikisirenden Tragödie. Trotz der Läuterung, die dieser Kampf dem Drama bringt, wird es verbannt, wenn auch nicht, ohne Spuren seines Geistes zu hinterlassen und nicht, ohne aus seiner Verbannung eine stetige Opposition zu leiten. Aber erst nach zwei Jahrhunderten gelingt ihm der Staatsstreich, die Tragödie zu stürzen, und in verjüngter Gestalt zieht es in sein altes Reich wieder ein.

Von dieser höheren geschichtlichen Warte aus erscheinen die zwei Jahrhunderte der Herrschaft der Tragödie in Frankreich als eine Zeit der Buße und Läuterung seiner nationalen Bühne. Und diese Auffassung mag uns mit dem sonst wenig sympathischen Wesen dieser Tragödie versöhnen. Dem neu erstandenen Drama aber möge die Katastrophe des sechszehnten Jahrhunderts in Erinnerung bleiben und es vor neuen Maßlosigkeiten bewahren.

Anmerkungen.

[1] Nach Marius Sepet, Les prophètes du Christ, Bibliothèque de l'Ecole des Chartes, XXIXe année 1867, vol. III & IV. von dem ich indessen in einigen Punkten abweiche.

[2] Propheten und Sibyllen, welche Christi Ankunft verkünden, sind ein gewöhnlicher Gegenstand kirchlicher Malerei, cf. Hist. littéraire de la France XXIV, 620.

[3] Du Cange, Glossarium mediæ et infimæ latinitatis s. v. festum asinorum, III. 255.

[4] Die Ausgaben dieſer liturgiſchen Dramen ſ. bei L. Petit de Julleville, Les Mystères, Paris 1880, I. 18 ff. Ich benutze für den Daniel des Hilarius: Champollion-Figeac, Hilarii Versus et Ludi, Paris 1838. — Der Daniel von Beauvais iſt etwas länger (etwa 400 Verſe), pomphafter und zeigt noch mehr Spuren der Verweltlichung; er verſchmäht nicht, wie leider derjenige des Hilarius, die Angaben der Bibel, um einen Verſuch der Darſtellung wechſelnder Stimmungen zu machen.

[5] Cf. Julleville l. c. p. 39. — auch der Nicolas des J. Bodel ſchließt mit einem Tedeum.

[6] Der des Hilarius enthält keine franzöſiſchen Verſe; wohl aber die beiden andern Ludi deſſelben Autors: Lazarus und Nikolaus.

[7] Wie oberflächlich die Anfügung der einzelnen Theile iſt, zeigt das legatur in choro (Adam, p. p. L. Paluſtre, Paris 1877, p. 110) als ob die ganze Representatio Adæ, wie urſprünglich das Prophetendéfilé, noch im Chor geſpielt würde. — Dieſer Titel, Repr. Adæ, kömmt nach mittelalterlicher Auffaſſung augenſcheinlich nur dem erſten Stück zu. Der Ordo (die Inſzenirungsanweiſungen) enthält nur auf dasſelbe bezügliche Angaben. — Ich ergänze ſie nach Sepet's Vorgang durch Berückſichtigung ſpäterer. Der noch unbeholfene Autor hat über der zunächſt in Frage kommenden Szene des Paradieſes die Hölle vergeſſen, ein Mangel, dem die folgenden Rubriken nur theilweiſe abhelfen.

[8] Monmerqué et Michel, Théâtre français au moyen âge, Paris 1847, p. 10—20.

[9] ib. p. 157—207.

[10] Violet le Duc, Ancien théâtre français VIII. p. 10.

[11] Einige nähere Ausführungen über dieſe Stellung Corneille's in meinem Aufſatz: Pierre Corneille, in der „Nation" 1887 Nr. 47.

(782) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Verlag von J. J. Richter in Hamburg.

Mähly, Der Roman des XIX. Jahrhunderts. (10) ..... M. 1.—
Minckwitz, Entwicklung eines neuen dram. Styls in Deutschland (203) • 1.20
Naumann, Zukunftsmusik und die Musik der Zukunft. (82)..... • 1.20
Portig, Die nationale Bedeutung des Kunstgewerbes. (177) ..... • 1.—
Schasler, Ueber moderne Denkmalswuth. (103) ..... • —.80
—, Ueber dramatische Musik und das Kunstwerk der Zukunft. Ein Beitrag zur Aesthetik der Musik. Erste Abtheilung: Ist die Musik eines dramatischen Ausdrucks fähig? (179/180)..... • 1.60
—, dasselbe. Zweite Abtheilung: Die moderne Oper und Richard Wagner's Musikdrama. (190/191) ..... • 2.—

Soeben erschienen:

Das hohe Lied Salomonis.

Von

Prof. Dr. Daniel Sanders.

2. Auflage.

Elegant broschirt 1.50 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

Nanno.

Eine Idylle in antiker Form.

Von

C. Vosmaer.

Aus dem Holländischen von **A. Crous.**

Elegant broschirt 1.50 Mk., elegant gebunden 2 Mk.

Eine Studie

über

Goethe's Iphigenie auf Tauris.

Von

Wilhelm Wittmann.

Gr. 8°. Elegant broschirt 3 Mk.

Im Verlag von J. F. Richter in Hamburg ist erschienen:

Robert Hamerling's neueste Dichtung.

Homunculus.

Modernes Epos in zehn Gesängen.

Gr. Oktav, eleg. broschirt Mk. 4, in prachtvollem Original-Einband Mk. 5.

Urtheile der Presse:

Es ist eine der hochgemuthetsten, witzigsten, schneidendsten und zugleich phantastischesten Satyren, die je geschrieben wurden. (Heimgarten.)

Der gewaltige Eindruck, den die großartige Allegorie dieses Werkes im Ganzen erweckt .... Noch niemals hat ein Dichter die kühne Idee gefaßt, ein seelenloses Menschenthum in seiner, trotz der herrlichsten Errungenschaften des Verstandes, dem ewigen Elende zueilenden Trostlosigkeit zu schildern, und nur selten ist eine ähnliche großartige und neue Idee so fruchtbar und beziehungsreich dargestellt worden. (Die Gegenwart.)

Das Erscheinen eines neuen Werkes von Hamerling ist ein literarisches Ereigniß, das allseitig freudigst begrüßt wird, einer besonderen Empfehlung bedarf es dabei nicht mehr, und so begnügen wir uns denn mit der Anzeige, daß seine jüngste Schöpfung „Homunculus" erschienen ist. An Lesern wird es dem prächtigen Werke nicht fehlen. (Magazin für Literatur des In- und Auslandes.)

Reizende wechseln mit tollen Episoden, schwere wuchtige Satyre mit spielender Ironie, ein schillernder Arabeskenhumor, in dem neben dem Helden auch die Lurley und Ahasverus eine Rolle spielen, durchsetzt die Dichtung, die an wunderbar schönen Szenen reich und außerdem von dem Verfasser mit der unvergleichlichen Formvollendung, die ihm zu Gebote steht, verschwenderisch ausgestattet ist. (Görlitzer Nachrichten.)

Eine hochphantastische, schwer verständliche, aber sehr bedeutende Schöpfung bietet Hamerling in seinem neuesten Werk. .... In der Form der Satyre hat Hamerling eine mächtige Dichtung des Ideals geschaffen, er hat gezeigt, wohin die Welt ohne das Ideal, ohne die Liebe, ohne die Begeisterung gelangt. (Hannov. Courier.)

Hamerling thut es aus einer reinen Fülle von Beobachtungen heraus und ausgerüstet mit jener Gewalt über die Sprache, welche ein Kennzeichen eines wirklichen Dichters ist. . . Der Fluch des Homunculus ist die Liebesleere seines Herzens; von dieser Idee aus empfängt die von Hamerling geübte Kritik und Satire die ethische Tiefe, welche diese Dichtung über ähnliche satirische Versuche weit hinaushebt. (Voss. Zeitung.)

Der Dichter liefert in diesem modernsten Epos eine sehr geistvolle Zeitsatyre, in welcher eine gewisse allzumaterialistische, sich allmächtig wähnende Wissenschaftsmode, die moderne Zeitungs- und Volkswirthschaft, der literarische und Kunstschwindel u. s. w. scharftreffend und gebührend gezeichnet und an den Rand gestellt werden. Wir empfehlen dieses neueste geistvolle Buch zu einem gewiß sehr anregenden geistigen Genusse. (Lyra, Zeitschrift für Musik und Literatur.)

Um in wenigen Zeilen das Urtheil über Hamerlings „Homunculus" zusammenzufassen, so ist die ihm zu Grunde liegende Idee eine hochbedeutende, durchaus zeitgemäße und im Epos trefflich durchgeführte. Als Hauptvorzüge der Dichtung wird man den kühnen Schwung der Phantasie und den Reichthum und die Kraft einer geistvollen Satire anzuerkennen haben. Die poetische Form ist im Allgemeinen eine treffliche. (Hamb. Nachrichten.)

Hamerling's bewährte dichterische Kraft, die Gluth und Schönheit seiner Sprache trägt den Sieg über den spröden Stoff davon. (Die Post, Berlin.)

Auf das Werk dieses gewaltigen deutschen Idealisten, der als Epiker ohne Nebenbuhler ist und aus der Reihe der vielgelobten „modernen Dichter" um Haupteslänge hervorragt, möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser hinlenken. (Deutsche Wacht.)

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

VIII 1,3

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.

(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 22.

Die Dampfmaschine

im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland.

Von

Dr. E. Gerland.

Mit 3 Holzschnitten.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

Digitized by Google

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung" erschienen

Handelswissenschaft, Industrie und Technik.

(17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 8,50 Mark.)

Aron, Ueber Lieferungsgeschäfte u. kaufmännischen Schwindel. (222) M. —.75
Baumeister, Die technischen Hochschulen. (N. F. 5) . . . . . „ —.75
Berger, Moderne und antike Heizungs- und Ventilationsmethoden. Mit 9 Holzschnitten. (112) . . . . . „ 1.—
Buchenau, Petroleum, seine Naturgeschichte und Gewinnung. (157). „ —.75
Cohn, Die Börse und die Spekulation. 2. Aufl. (57) . . . . . „ —.60
Endemann, Die Entwickelung der Handelsgesellschaften. 2. Aufl. (33) „ 1.—
Kühns, Die Bedeutung des Wechsels für d. Geschäftsverkehr 2. Aufl. (10) „ —.75
Marggraff, Badewesen und Badetechnik der Vergangenheit. (380) . . „ —.60
Meyer, Die Industrie der Theerfarbstoffe. (368) . . . . . „ —.60
Roeggerath, Gust., Ad., Die Achat-Industrie im Oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld. (264) . . . . . „ —.60
v. Scherzer, Die Anfänge menschl. Industrie. (419) . . . . . „ —.60
Schmidt, Die Photographie, ihre Geschichte u. Entwickelung. (N. F. 7) „ —.80
Schumacher, Das Rettungswesen zur See. (43) . . . . . „ 1.—
Wedding, H., Das Eisenhüttenwesen. Erste und zweite Abtheil. Mit 5 Holzschn. (93. 108). Erste Abtheilung: Die Erzeugung des Roheisens. Mit 2 Holzschnitten. (93). Zweite Abtheilung: Die Darstellung des Stahls und Schmiedeeisens. Mit 3 Holzschn. (108) à Heft . . . . . „ —.75
Winkelmann, Kautschuk und Gutta-Percha. (235) . . . . . „ —.75
—, Die Terpentin- und Fichtenharz-Industrie. (355) . . . . . „ —.75

Metallurgie, Mineralogie und Geologie.

(38 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 19 Mark.
Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 50 Pf.)

Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit (142) . . . . . M. —.60
Braun, Alex., Die Eiszeit der Erde. Zweite vermehrte Aufl. (94) „ 1.—
Dames, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene. (479) „ 1.—
Hartung, Die Skandinavische Halbinsel. Eine geologische Skizze. (283) „ —.75
Hofmann, Das Blei bei den Völkern des Alterthums (472) . . . . . „ 1.—
Kjerulf, Die Eiszeit. Mit 6 Holzschnitten. (293/294) . . . . . „ 1.60
—, Einige Chronometer der Geologie. Mit 12 Holzschnitten. (352/353) „ 1.60
Kleefeld, Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten. (241) . . . . . „ 1.—
—, Die Edelsteine. Mit 6 Holzschnitten. (277) . . . . . „ —.80
—, Die Halbedelsteine. (334) . . . . . „ —.80
v. Lasaulx, Der Streit über die Entstehung des Basaltes. (76) . . . „ —.60
Möhl, Erdbeben und Vulkane. Hierzu eine Kupfertafel. (202) . . . „ 1.20
Roeggerath, Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen. (104) . . . . . „ —.60
—, Der Torf. (230) . . . . . „ —.75
Rammelsberg, Ueber die Meteoriten und ihre Beziehung zur Erde. (151) . . . . . „ —.60
—, Die Gewinnung von Gold und Silber. (379) . . . . . „ —.60
vom Rath, Der Vesuv. Eine geologische Skizze. Mit 1 Lithographie und 1 Kreidezeichnung. (185) . . . . . „ 1.60
—, Ueber den Granit. Mit 2 lithographischen Tafeln. (300/301) „ 1.60
—. Ueber das Gold. (324/325) . . . . . „ 1.20
Rensch, Ueber Vulkanismus. Nach dem Manuscript des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen von M. Otto Herrmann. (424) „ 1.—
Roemer, Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. 2 Abz. (92) . . . . . „ —.60
Roth, Ueber die Steinkohlen. 2 Abz. (19) . . . . . „ —.75

Die Dampfmaſchine

im achtzehnten Jahrhundert in Deutſchland.

Von

Dr. E. Gerland.

Mit fünf Holzſchnitten.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Kein Ereigniß der Kulturgeſchichte iſt wohl ſo oft behandelt worden, wie dasjenige, dem die bei weitem größte Tragweite in ihr zukommt, wie die Erfindung der Dampfmaſchine. In den Geſchichten der Technik und den daraus ſchöpfenden Konverſationslexiken, wie in den Geſchichten der Phyſik findet man dieſelbe ausführlich beſprochen, wer aber daraus ſich von der Art, wie jene Erfindung zuſtande gekommen iſt, ein von Widerſprüchen freies Bild machen wollte, der würde zu ſeinem großen Verdruß finden, daß das geradezu ein Ding der Unmöglichkeit iſt. Jeder Schriftſteller denkt, wenn er überhaupt darüber eine eigene Meinung hat, anders. Da findet man die Namen Worceſters, Saverys, New Comens und Papins in buntem Durcheinander, und eine ſolche Unklarheit herrſcht noch hinſichtlich dieſer Frage, daß man nicht ſelten erſt weitläufig auseinanderſetzt, daß die Apparate jener Männer, Papin mit eingeſchloſſen, ſo geiſtreich ausgedacht ſie auch waren, noch keine Dampfmaſchine genannt werden konnten, daß aber trotzdem Papin auf einem Dampfſchiff von Caſſel bis Münden gefahren ſei.[1]

Dieſe Lage der Dinge hatte mich in nicht geringe Verlegenheit geſetzt, als ich daran ging, einen Bericht über den hiſtoriſchen Theil der internationalen Ausſtellung wiſſenſchaftlicher Apparate, welche im Sommer 1876 in South Kenſington Muſeum in London ſtattfand, zu liefern. Indeſſen ſchien damals die umfaſſende

Arbeit Aragos[2] über dieſen Gegenſtand den Streit zu Gunſten Papins entſchieden zu haben, und ich glaubte, ſeinen Reſultaten um ſo mehr mich anſchließen zu dürfen, als ſie mit der in Caſſel herrſchenden Ueberlieferung im Einklang waren. In Caſſel hatte ja Papin gerade den arbeits- und erfolgreichſten Theil ſeines Lebens zugebracht, und wenn auch die von ihm hinterlaſſenen Apparate bis auf einen zur Zeit des Königreichs Weſtfalen verloren gegangen waren, ſo ſchien dieſer eine, ein großer gußeiſerner Cylinder, welcher als „Papins Dampfcylinder" in South Kenſington Muſeum das größte Aufſehen erregt hatte, geeignet, über jene Verluſte zu tröſten, denn er konnte nur ein Theil einer großen, ganz beſtimmt betriebsfähigen Dampfmaſchine geweſen ſein.

Ein genaueres Eingehen auf die wichtige Frage ergab jedoch bald, daß ſie ſich in noch größerer Verwirrung befand, als es anfangs den Anſchein gehabt hatte. Die von Henſchel[3] als Erinnerung an Papin in Caſſel aufbewahrte Ueberlieferung erwies ſich als in allen ihren Einzelheiten unhaltbar und ebenſowenig war der Cylinder zu einem der uns von Papin hinterlaſſenen Entwürfe in irgend welche Beziehung zu bringen. Da ſich nun auch Poggendorff[4] in ſeiner 1879 erſchienenen Geſchichte der Phyſik auf Grund einer weitläufigen Unterſuchung für die Erfindung der Dampfmaſchine durch Worceſter ausſprach, da man in techniſchen Kreiſen[5] mehr und mehr für Savery dieſe ruhmvolle That in Anſpruch nahm, ſo erſchien eine abſchließende Unterſuchung der Frage nach dem wirklichen Erfinder der Dampfmaſchine um ſo mehr geboten, als auf der anderen Seite mehrere franzöſiſche Biographien Papins an ſeiner Priorität zwar feſthielten, infolge der unkritiſchen Behandlung ihres Gegenſtandes aber nicht geeignet waren, Zutrauen zu ihren Reſultaten zu erwecken.

Indem ich nun dieſe Arbeit unternahm, ergab ſich ſehr bald

die Nothwendigkeit, auf die Quellen zurückzugehen, als welche sich neben den Schriften Papins die Briefe erwiesen, die Leibniz mit ihm und anderen Gelehrten gewechselt hatte und die theils in Reinschrift, theils nur im Konzept in der Königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt werden. Aus ihnen ließ sich, wie ihr sorgfältiges Studium ergab, jede gewünschte Auskunft erhalten. Eingeleitet durch die Biographie Papins ist im Jahre 1881 diese ganze Korrespondenz auf Kosten der Königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin von mir veröffentlicht[6] worden und dabei der Nachweis geführt, daß der eigentliche und einzige Erfinder der Dampfmaschine Papin war. Ich durfte erwarten, daß, wenn meine Untersuchungen zu Bedenken Anlaß gaben, solche begründet und mir entgegengehalten worden wären, daß im anderen Fall aber ihre Ergebnisse als die allein aufrecht zu erhaltenden sich allgemeiner Annahme erfreut hätten. Es zeigte sich aber, daß man in naturwissenschaftlichen und technischen Kreisen so wenig weiß, welche Bedeutung kritische Quellenstudien für geschichtliche Arbeiten beanspruchen dürfen, daß man, obwohl auch nicht von ferne der Versuch gemacht worden ist, meinen Arbeiten entgegenzutreten, doch sich nicht entschließen konnte, ihnen beizupflichten. Und doch sind seitdem in Deutschland zwei Werke erschienen, die den Titel einer Geschichte der Physik in Anspruch nehmen,[7] schickt man sich an, der ersten betriebsfähigen Dampfmaschine in Deutschland fern von Cassel, wo sie doch gebaut wurde, ein Denkmal zu setzen.[8] Ist nun aber Papin der Erfinder der Dampfmaschine, so gehört ihre Erfindung, mag er auch in Frankreich geboren sein, unserem Vaterlande, im anderen Falle aber den Engländern, und so dürfte es eine patriotische Pflicht sein, für Papins Priorität auch vor einem größeren Leserkreise Zeugniß abzulegen. Dies ist die Veranlassung des vorliegenden Aufsatzes.

Der ihm somit gestellten Aufgabe werden wir am besten

gerecht werden, wenn wir zunächst die Arbeiten Papins und seiner Zeitgenossen auf dem in Rede stehenden Gebiete kurz darstellen, sodann aber seine Ansprüche auf den Ruhm des Erfinders der Dampfmaschine entwickeln. Indem sich diese Darstellung nur auf seine Werke und Briefe stützt, wird sie vor anderen größere Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen dürfen.

Die Versuche der Heron, Salomon de Caus u. a., aus heronsballartigen Gefäße mit Hülfe von Dämpfen Wasser emporschleudern zu lassen, wird niemand für Dampfmaschinen halten wollen. Dazu fehlte der bewußte Zweck, die Einsicht in den stattfindenden Vorgang und vor allem die Möglichkeit einer wirklichen Verwendung. Es waren zufällig gemachte Experimente, fast nur Spielereien, die dann freilich zu phantastischen Deutungen und Hoffnungen Anlaß gaben. Es ist auch von der Wissenschaft nie ein früherer als Erfinder der Dampfmaschine angesehen worden, als der Marquis of Worcester, und zwar auf Grund seines Buches: A century of inventions, deren 68. Erfindung die Beschreibung einer Maschine enthält, die so genau auf die später von Savery angegebene paßt, daß Desaguiliers[9] diesen ernstlich des Plagiats zeiht.

Aus der Beschreibung, die Worcester von seiner Maschine giebt, dürfte dies freilich, wenn man unbefangen prüft, nicht herzuleiten sein. Als Versuch beschreibt der edle Marquis nur den, daß er durch Erhitzen ein theilweise mit Wasser gefülltes und dann verstopftes Kanonenrohr gesprengt habe, und schließt daran die Beschreibung einer Maschine, die auch Poggendorff[10] nicht umhin kann, dunkel zu nennen. Nicht klarer wird sie durch den schwungvollen Bericht über die Leistungen seiner Maschine in der hundertsten seiner Erfindungen, da er eine genauere Beschreibung auch ihr nicht zufügt, und die, wenn sie wahr sein sollte, eine Maschine von solcher Vollkommenheit voraussetzt, wie sie als erste Dampfmaschine nie und nimmer

ins Werk geſetzt werden konnte. Die begeiſterten Erklärungen des Erfinders haben dieſelbe Beweiskraft für den kühnen Flug ſeiner Phantaſie, wie gegen die wirkliche Ausführung der Maſchine, und wenn ſich Poggendorff weiter darauf beruft, daß der Sohn des Großherzogs Ferdinand II. von Toskana, Coſimo, die Maſchine auf einer im Jahre 1667 unternommenen Reiſe ſah, ſo iſt es einmal zu verwundern, daß trotz des offenbar falſchen Datum, an welchem die Maſchine beſichtigt ſein ſoll, dann aber namentlich trotz des offenbar gegen Worceſter ſprechenden Umſtandes, daß in der Beſchreibung die Anwendung von Dampf oder Feuer mit keinem Worte erwähnt wird, Poggendorff darin eine Bekräftigung ſeiner Anſicht ſehen konnte.[11] Man wird demnach dieſe Erfindung Worceſters auf dieſelbe Linie ſtellen müſſen mit der Erfindung des Fernrohrs durch den 1292 verſtorbenen Oxforder Franziskaner Roger Baco. Wenn Poggendorff[12] keinen Augenblick im Zweifel iſt, daß die ebenſo unverſtändliche wie viel verheißende Beſchreibung des 300 Jahre nach Bacos Tode thatſächlich erfundenen phyſikaliſchen Apparates zu der Annahme zwingt, daß ſie lediglich ein Phantaſiegebilde war, ſo hätte es ihm nicht entgehen dürfen, daß wir hinſichtlich der Beurtheilung Worceſters uns genau in derſelben Lage befinden.

So ſind die Anſprüche Worceſters ſo ſchlecht begründet, daß man ſie für völlig unberechtigte zu erklären genöthigt wird. Immerhin könnten ſeine Mittheilungen auf ſpätere Erfinder anregend gewirkt haben. Auf Papin nun wohl nicht, denn er erhielt, wie gleich gezeigt werden ſoll, die Anregung zu ſeinen Arbeiten in dieſer Richtung ganz wo anders her, aber wenn ein Geſchichtchen, welches Deſaguiliers[13] uns auftiſcht, wahr iſt, auf Savery. Gehen wir nun auf die Wirkſamkeit beider Männer, welche am häufigſten als Erfinder der Dampfmaſchine geprieſen ſind, etwas genauer ein.

Dem Beiſpiele italieniſcher Städte folgend, hatte man in England und kurz darauf in Frankreich Geſellſchaften gegründet oder zu Staatseinrichtungen erhoben, deren Zweck die Pflege der Wiſſenſchaften ſein ſollte. Man hatte zu Mitgliedern die berühmteſten Gelehrten berufen, und ſo war 1666 der treffliche Phyſiker, Mathematiker und Aſtronom Chriſtiaan Huygens[14] van Zuylichem nach Paris gekommen, wo ihm in der Königlichen Bibliothek Wohnung angewieſen worden war. Ihm geſellte ſich um 1672 Denis Papin als Amanuenſis zu, ein in Angers nicht lange vorher zum Doktor der Medizin promovirter junger Gelehrter, der die Ausführung der Verſuche übernahm, welche Huygens gemacht zu haben wünſchte. Zu dieſer Zeit war Ludwig XIV. mit der Anlage ſeiner berühmten Gärten in Verſailles beſchäftigt, und da der König dort mannigfache Waſſerkünſte einzurichten beabſichtigte, für welche das Waſſer aus der unterhalb der Gärten vorbeifließenden Seine gepumpt werden mußte, ſo bemächtigten ſich Ingenieure, wie Phyſiker dieſer intereſſanten Aufgabe und überboten einander in der Konſtruktion von Maſchinen, die dieſe Arbeit leiſten ſollten. Die originellſte derſelben konſtruirte wohl Huygens mit ſeiner Pulvermaſchine, einem großen, oben offenen, unten geſchloſſenen Cylinder, in welchem ſich luftdicht ein Kolben bewegte, während der Cylinder in der Nähe ſeines oberen Randes zwei ſich nach außen öffnende Ventile, im Boden aber eine durch eine Schraube verſchließbare Oeffnung hatte. Der Kolben hing an einem ſtarken Strick, welcher über eine Rolle lief und an ſeinem anderen Ende einen Pumpkolben tragen ſollte. Die Gaſe, welche die Verbrennung einer kleinen Menge durch die Bodenöffnung mit einem Stück brennender Lunte in den Cylinder gebrachten Schießpulvers lieferte, ſollten den Kolben emporheben und dann, zum Theil aus den Ventilen entweichend, einen luftverdünnten Raum unter ihm zurücklaſſen, worauf dann der Druck der

atmoſphäriſchen Luft ihn wieder in den Cylinder herabpreſſen würde. Huygens' Idee fand volle Beachtung, Papin wurde mit der Ausführung derſelben beauftragt und ſtellte das zu voller Zufriedenheit gelingende Experiment in Gegenwart des bekannten Miniſter Ludwigs, Colbert, an. Angenommen aber wurde dieſe neue Art von Pumpmaſchine, was freilich kaum verwundern kann, nicht, ſondern die von den Zeitgenoſſen angeſtaunte Waſſerkunſt bei Marly aufgeſtellt, welche das Waſſer mit Hülfe gewöhnlicher Waſſerräder hob. Huygens und Papin verfolgten die angeregte Idee zunächſt nicht weiter, vielmehr beſchäftigte ſich der letztere in London, wohin er ſich von Paris aus begeben hatte, mit mannigfachen Arbeiten ganz anderer Art.

Im Anfang des Jahres 1688 finden wir unſeren Experimentator in Caſſel, wo er ſich dem Landgrafen Karl von Heſſen vorſtellte, der ihn zum Profeſſor an ſeine Univerſität Marburg berufen hatte. In Caſſel wurde er an jene früheren Verſuche auf das lebhafteſte erinnert; denn indem der Landgraf, dem Könige von Frankreich nacheifernd, gerade mit der Anlage der Karlsaue beſchäftigt war, ſtand auch er vor der Löſung der Aufgabe, große Waſſermaſſen in kurzer Zeit zu heben. Freilich war das Gelingen derſelben für ſeine Anlage in ganz anderem Sinne Lebensfrage, wie für die Anlagen zu Verſailles. Denn das von ihm ausgewählte Terrain lag nur wenig über dem Spiegel der es einſchließenden Arme der Fulda, und wenn man es auch durch Dämme vor Ueberſchwemmungen geſchützt hatte, ſo verſuchte man mit zunächſt ſehr zweifelhaftem Erfolge, Theile desſelben zu Teichen und Baſſins auszutiefen, da die von unten nachdringenden Waſſermaſſen ſich durch die damals gebräuchlichen Pumpmaſchinen durchaus nicht bewältigen ließen.

Lebhaften Geiſtes faßte Papin, Abhülfe ſuchend, ſogleich

die Sachlage auf. Er gab zunächst eine neue Pumpe an, die Centrifugalpumpe, einen Apparat, der, seit er auf der ersten Londoner Weltausstellung als neue Erfindung auftrat, in der Technik von durchgreifender Bedeutung wurde und der ganz besonders für den Scharfsinn und das Erfindungstalent seines Urhebers Zeugniß ablegt. Aber dieser Apparat konnte nur brauchbare Resultate geben, wenn er in so rasche Rotation versetzt wurde, daß Menschenkräfte dazu nicht mehr ausreichten. So war die Konstruktion eines neuen Motors nothwendig, und während der Marburger Professor damit beschäftigt war, Huygens' Pulvermaschine zu diesem Zwecke zu verbessern, kam er auf die Idee, sich von dem Pulver ganz zu emanzipiren, mit dessen Anwendung sich die vorliegende Aufgabe nur unvollkommen und in höchst unbequemer Weise lösen ließ.[15] Die hauptsächlichsten Uebelstände der Pulvermaschine waren aber die, daß der Kolben immer nur um vier Fünftel des ganzen Hubes wieder in den Cylinder hereingepreßt wurde, weil der Druck der zurückgebliebenen Verbrennungsgase alsdann dem der Luft gleich wurde und daß vor jedem Hub Pulver und Lunte in den Cylinder eingeführt werden mußte, was zeitraubend und keineswegs ungefährlich war. Beide Nachtheile aber waren zu vermeiden, wenn man das Pulver durch ein wenig Wasser ersetzte und dies erhitzte. Der entwickelte Dampf hob dann den Kolben empor; da er sich aber bei nunmehr folgender Abkühlung völlig wieder niederschlug, so wurde der Kolben durch den Luftdruck bis zu seiner ursprünglichen Stellung wieder herabgedrückt. Indem somit der Hub vollkommen ausgenützt werden konnte, fiel zugleich die Nothwendigkeit, den Cylinder vor jedem Hub zu öffnen, fort und auch die Herstellung desselben mit undurchbrochenem Boden wurde eine viel einfachere. Dagegen ergab sich eine andere Schwierigkeit durch die Nothwendigkeit, den Cylinder bis zur Dampfentwickelung zu erhitzen.

Dieſer ſuchte Papin dadurch zu begegnen, daß er nach Erhitzung des Cylinders den Kolben in ſeiner höchſten Stellung feſthielt, den ganzen Apparat alsdann an den Ort brachte, wo er Arbeit verrichten ſollte, oder das Feuer unter ihm wegnahm und den Kolben nun erſt wieder losließ. Er wurde dann vom Luftdruck herabgepreßt und hob mittelſt eines an ihm befeſtigten, über eine Rolle geſchlungenen Strickes Waſſer in die Höhe oder drehte mit Hülfe von Zähnen, die an ſeiner Stange angebracht wurde, eine Welle oder verrichtete auf irgend welche andere Weiſe Arbeit. Wie dies geſchehen ſollte, zeigt Figur 1, welche den Apparat im Querſchnitt und im Grundriß (Schnitt längs der Linie X Y) darſtellt. B iſt der Kolben, deſſen Stange, ohne luftdicht zu ſchließen, durch den Deckel A geht und einen Ring zur Befeſtigung des Strickes (wie in der Figur angenommen iſt) oder auch Zähne trägt. Ziemlich weit unten beſitzt dieſelbe einen Einſchnitt, in welchen das kürzere Ende eines um E drehbaren Hebels paßt, den eine Spiralfeder D fortwährend gegen die Kolbenſtange drängt. Steigt der Kolben ſo hoch, daß der Einſchnitt vor den Hebel zu ſtehen kommt, ſo ſchnappt dieſer mit hörbarem Geräuſche ein und hält ihn feſt. Das geſchieht, wenn der Dampf den Kolben zu ſeiner höchſten Stellung emporgetrieben hat. Der Cylinder wird nun vom Feuer genommen und kann dann zur Arbeitsleiſtung bereit gehalten werden, welche er verrichten wird, ſobald man mit der Hand auf das längere Ende des Hebels ſchlägt. Um aber den Apparat von vornherein zuſammenſetzen zu können, muß man der Luft, die nach Einſetzen des Kolbens im Cylinder zurück-

Fig. 1.

bleibt, einen Ausweg verſchaffen, und dazu dient die Oeffnung C im Kolben, welche durch den unteren Theil der gleichfalls den Cylinderdeckel durchdringenden eiſernen Stange CC ſchließlich verſtopft wird.

Sollte die geſchilderte Einrichtung aber brauchbar werden, ſo war eine unerläßliche Bedingung, daß die Erhitzung und Verdampfung des Waſſers mit genügender Schnelligkeit vor ſich gehen, daß nachher der zur Arbeit bereite Cylinder raſch vom Feuer entfernt werden konnte. Die damals zur Verfügung ſtehenden Ofenkonſtruktionen waren aber weit davon entfernt,

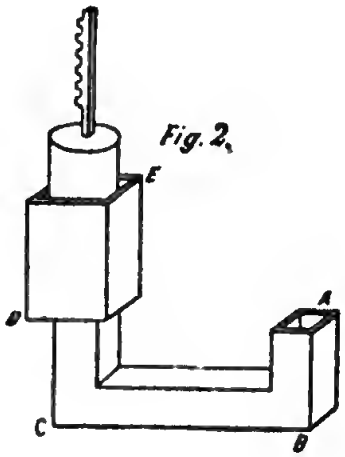


Fig. 2.

derartigen Bedingungen zu genügen, und ſo mußte Papins erfinderiſches Genie auch hier wieder Rath ſchaffen. Da die Cylinder von geringem Gewicht herzuſtellen waren, ſo hielt er es für zweckentſprechender, ſie vom Feuer zu heben, wie umgekehrt, und gewann dabei den weiteren Vortheil, einen Ofen mit ſehr kräftigem Zuge anwenden zu können. Den Ofen und die Art, wie der Cylinder darauf geſetzt wurde, zeigt in ſchematiſcher Darſtellung Figur 2. In dem unteren Theil CB des Ofens ſollte das Brennmaterial eingebracht und dann mit Hülfe eines kräftigen Luftſtromes, welcher durch A Zutritt hatte, zu

heftiger Gluth entfacht werden. Die ſo entſtehende Flamme ſollte in den weiteren Raum DE hineinſchlagen und den hier aufgeſtellten Dampfcylinder umſpülen. Papin fand, daß bei dieſer Einrichtung eine viertel Minute genügte, um hinreichend Dampf zu entwickeln. Für den Augenblick des Herausnehmens freilich mußte die Flamme unterdrückt werden, und dies geſchah einfach dadurch, daß die Oeffnung bei A zugedeckt wurde.

Den Luftſtrom ließ Papin durch ſeine Centrifugalpumpe liefern. Wenn ſie auch als Waſſerpumpe bei nicht ausreichender Betriebskraft noch nicht verwendbar war, durch Menſchenhand in Bewegung geſetzt, lieferte ſie als Ventilator Luft genug, und es iſt ja bekannt, welche Verbreitung ſie in dieſer Form als Kornreinigungsmaſchine gewonnen hat. Somit waren alle Schwierigkeiten beſeitigt. Während Papin im Jahre 1690 der wiſſenſchaftlichen Welt den erſten Plan ſeiner Dampfmaſchine vorlegen konnte, war er fünf Jahre ſpäter imſtande, denſelben zu dem ſo wohl durchdachten Ganzen zu vervollſtändigen, welches wir ſoeben kennen gelernt haben. Dabei gereichte es dem genialen Forſcher zu nicht geringem Ruhme, daß er keineswegs von auszuprobirenden Vorſchlägen redete, er hatte alles, wenn auch durch Experimente in kleinerem Maßſtabe, geprüft und als völlig durchführbar gefunden, und ſo beruhten ſeine Vorſchläge, welche in nichts Geringerem beſtanden, als jede mechaniſche Arbeit, auch den Betrieb von Fahrzeugen zu Waſſer und Land, durch die neue Maſchine verrichten zu laſſen, nicht auf Ideen oder Wünſchen, ſie hatten die Feuerprobe des Verſuchs bereits beſtanden. Namentlich hielt er den Gedanken, mit Hülfe ſeiner Maſchine ein Dampfſchiff zu treiben, mit ſolcher Zähigkeit feſt, daß derſelbe das Fatum ſeines Lebens wurde.

Indeſſen entging ihm die Schwerfälligkeit ſeines Apparates, die auch in damaliger Zeit ſchon ſeiner Einführung ſehr im

Wege ſtehen mußte, nicht. Sie hatte zumeiſt ihren Grund in dem Umſtand, daß, nach unſeren Kenntniſſen zu reden, Cylinder und Keſſel nicht getrennt waren, und da die Technik ſeiner Zeit hauptſächlich das Bedürfniß eines ſelbſtthätigen Motors für Pumpmaſchinen hatte, das Hin- und Hertragen der Cylinder aber dieſe Selbſtthätigkeit ausſchloß, ſo ſann er auf andere Einrichtungen und entſchloß ſich dazu, den Dampf in einem beſonderen Gefäße zu erhitzen, ihn von dort durch Drehung eines Hahnes in einen mit Waſſer gefüllten Behälter treten zu laſſen und dieſes durch ein Ventil in das Steigrohr einer Pumpe zu treiben. Darauf ſich niederſchlagend, ſollte der Dampf den Behälter luftleer zurücklaſſen und nunmehr durch ein ſich in ihm öffnendes Ventil mit friſchem Waſſer von neuem vollſaugen, das Waſſer aus einem tiefer liegenden Behälter mittelſt eines Saugrohres entnehmend. Bei Verwirklichung dieſer Idee ſtieß er aber ſofort auf die Schwierigkeit, daß ſich der auf das kalte Waſſer treffende Dampf verdichtete, ehe er eine nennenswerthe Kraft hatte ausüben können, und ſo wählte er den Ausweg, das Waſſer mit einem Schwimmer zu bedecken, auf den der Dampf ſtieß, und ſo ſeiner vorzeitigen Verdichtung vorzubeugen. Zu ſeiner Freude erhielt er nun Gelegenheit, ſeine Pläne auch im Großen zu verwirklichen, indem ihm der Landgraf den Auftrag ertheilte, das Waſſer der Fulda bis zu ſeinem an derſelben auf felſiger Höhe liegenden Schloſſe zu heben. Die Ausführung dieſes Auftrages ließ nicht auf ſich warten. Das Fundament, welches die Maſchine tragen ſollte, war errichtet, aber leider noch nicht genügend befeſtigt, als ein ganz ungewöhnlich früher Eisgang im November 1698 dasſelbe wieder wegriß, ein Unglücksfall, deſſen bedauerliche Folge war, daß der Landgraf einſtweilen von weiteren Verſuchen in dieſer Richtung abſtand.

Papin, der ſeit 1695 in Caſſel wohnte, entmuthigte dieſe

Widerwärtigkeit indeſſen keineswegs. Er that, was in ſeinen Kräften lag, um den Landgrafen zur Fortſetzung der ſo überaus wichtigen Verſuche zu bewegen. Der Erfolg ſeiner Bemühungen war zunächſt freilich gering, da ſich ſein fürſtlicher Gebieter nunmehr für ein ihm von anderer Seite vorgelegtes Projekt, Waſſer aus der Fulda zu heben, entſchieden hatte, von dem Papin überzeugt ſein mußte, daß es doch zu nichts führen könne. Obwohl die Thatſachen ihm Recht gaben, ſo war doch erſt ein weiterer Anſtoß nöthig, die Angelegenheit in ein für ihn günſtigeres Fahrwaſſer zu lenken, und dieſen lieferte im Jahre 1705 Leibniz, mit welchem Papin ſeit 1690 in eifrigem Briefwechſel ſtand, durch Ueberſendung der Zeichnung einer vor kurzem in England patentirten Dampfmaſchine. Trotzdem Leibniz verſäumt hatte, der Zeichnung die Beſchreibung zuzufügen, die noch bei ſeinen Papieren in Hannover liegt, gelang es doch Papin leicht, den Landgrafen zu überzeugen, daß dieſer Entwurf mit dem von ihm bereits früher vorgelegten, ſpäter allerdings weſentlich verbeſſerten, übereinſtimme. Er hatte die Genugthuung, das Intereſſe ſeines Herrn für ſeine Ideen in ſolchem Grade wieder zu erwecken, daß er den Auftrag erhielt, dieſelben nunmehr im Großen zu verwirklichen.

Die Maſchine, deren Zeichnung Leibniz nach Caſſel geſandt hatte, war die Saverys. Es wird nöthig ſein, ehe wir Papins Arbeiten weiter verfolgen, zunächſt auf die Thätigkeit dieſes ſeines Nebenbuhlers einen Blick zu werfen. Ueber ſie verbreitet ſich Deſaguiliers ausführlicher, dabei freilich eine ſchlecht verhehlte Geringſchätzung durchblicken laſſend, wie dies vor allem das oben bereits erwähnte Geſchichtchen zeigt; Savery habe, ſo erzählt Deſaguiliers, nur Worceſters Maſchine nachgebildet, dann aber, um dies zu verheimlichen, die Exemplare von deſſen Century of Inventions, deren er habhaft werden konnte, aufgekauft und verbrannt, ein Geſchichtchen,

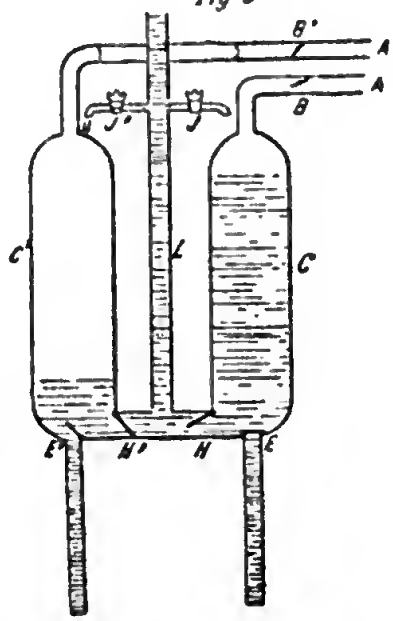
welches um so weniger Wohlwollen verrieth, als mir durchaus kein Grund vorhanden zu sein scheint, in Saverys eigene Erzählung über die Art, wie er auf die Idee seiner Maschine gekommen sei, Zweifel zu setzen. Er habe, erzählt dieser, in einem Weinhaus eine Flasche Florentiner Wein getrunken und dann die leere Flasche auf den Ofen gelegt. Als er sich darauf ein Becken mit Wasser habe reichen lassen, um seine Hände zu waschen, habe er bemerkt, daß die geringe Menge Wein, die in der Flasche zurückgeblieben war, dieselbe mit Dampf gefüllt habe. Er habe sie nun am Hals genommen und ihre Oeffnung in das Wasser gehalten, worauf das Wasser sogleich in die Flasche getrieben sei. Der Grund, den Desaguiliers gegen diese Erzählung anführt, daß ihm selbst, als er den Versuch wiederholte, die Flasche aus der Hand geschleudert sei, ist durchaus nicht stichhaltig, aus seiner Beschreibung geht hervor, daß er die Flasche viel stärker erhitzt hatte, so stark, daß er sie nur mit einem dicken Handschuh anzufassen imstande war, wenn er sich nicht verbrennen wollte.[16]

Von dieser zufällig gemachten Beobachtung ausgehend, konstruirte nun Savery seine Maschine, den Versuch nur dahin abändernd, daß er einen besonderen Kessel zur Erzeugung des Dampfes zufügte. Figur 3 giebt einen Durchschnitt derselben.[17] Durch das zum Kessel führende Rohr A dringt der heiße Dampf, wenn die Klappe B geöffnet wird, in das Gefäß C und treibt das es anfüllende kalte Wasser vor sich her. Zurückweichend schließt dieses das Ventil E, öffnet aber das bei H und tritt nun in das Steigrohr L. Wird alsdann der Hahn B geschlossen, J auf kurze Zeit geöffnet, so ergießt sich ein Strom kalten Wassers über den Dampfbehälter, und verdichtet so den vom Kessel abgeschlossenen Dampf in C. Derselbe wird zu Wasser und, das Entstehen eines luftverdünntrn Raumes verhindernd, treibt der Luftdruck von Neuem Wasser durch das Saugrohr E nach C. Gleich

zeitig wird der Kesseldampf durch B in das andere Wassergefäß C^1 geleitet, wo sich der nämliche Vorgang wiederholt.

Wie schon Desaguiliers tadelte und vor ihm bereits Papin als großen Fehler der Savery'schen Konstruktion hervorgehoben hatte, mußte sich der heiße Dampf, wenn er gegen das Wasser, welches er zurücktreiben soll, trifft, in großer Menge niederschlagen. Der größte Theil der dem Kessel zugeführten Wärme wurde also nicht in mechanische Kraft um-

Fig 3



gesetzt, sondern diente dazu, das Wasser in C zu erwärmen, welche Wärme auf jeden Fall verloren war. Obwohl es Savery nicht an Mühe fehlen ließ, seine Maschine zur größten Vollendung zu bringen, so erreichte er doch nur, daß er Springbrunnen damit betreiben konnte. Für Auspumpen von Bergwerken oder Versorgen von Städten mit Wasser reichte sie nicht aus. Doch versuchte er in York-Buildings Dampf anzuwenden von sieben bis acht Atmosphären Ueberdruck, aber er mußte dazu

ſeine Maſchine ſo ſtark erhitzen, daß das gewöhnliche Loth, welches er benutzt hatte, ſchmolz. Zudem öffnete ſich der Dampf eine Menge Fugen an der Maſchine und blies heraus, ſo daß es viele Mühe machte, dieſelben mit Hartloth wieder zu ſchließen.[18]

Namentlich um der Annahme der beiden Cylinder willen vermuthet Deſaguiliers, daß Savery ſeine Ideen von Worceſter entnommen habe. Wenn dies nun auch der Fall geweſen ſein ſollte, ſo hätte er doch bei der ganz dunkeln Beſchreibung Worceſters den brauchbaren Theil der Maſchine ſelbſtändig erfinden müſſen, und ſollte die Anwendung der beiden Waſſergefäße C, die auf den erſten Blick freilich viel Beſtechendes hat, wirklich von Worceſter herrühren, ſo dürfte auch dies nur ein gewichtiges Argument dagegen ſein, daß dieſer ſeine Maſchine, ſo wie er ſie ſchildert, auch ausführte. Die Zwillingsbildung iſt ganz fehlerhaft, und es iſt ſehr möglich, daß Savery ſelbſt bereits ihre Unzweckmäßigkeit einſah, denn er hatte eine Maſchine für einen Herrn Ball in Kenſington gebaut, die nur ein ſolches Waſſergefäß beſaß und ſich trotzdem bewährte.

Dieſe Sachlage überſahen Deſaguiliers und 'sGraveſande ſogleich, als ſie Saverys Werk genauer unterſuchten. Der letztere, ſpäter Profeſſor der Phyſik in Leiden, war 1716 als Sekretär der holländiſchen Geſandtſchaft nach London gekommen und folgte mit Eifer den Vorleſungen, welche Deſaguiliers damals hielt. Nachher die Gegenſtände derſelben, unter anderem die Maſchine Saverys beſprechend, kamen beide überein, daß der fortwährend mit dem kalten Waſſer der Waſſergefäße in Verbindung ſtehende Keſſeldampf ſich in unverhältnißmäßiger Menge verdichte und deshalb nie zu genügender Druckkraft gelangen könne, während dies ſehr wohl geſchehen würde, wenn der Keſſel nach jedem Hub eine Zeitlang geſchloſſen blieb. Sie nahmen ſich vor, die Sache auf experimentellem Wege zu entſcheiden, indem

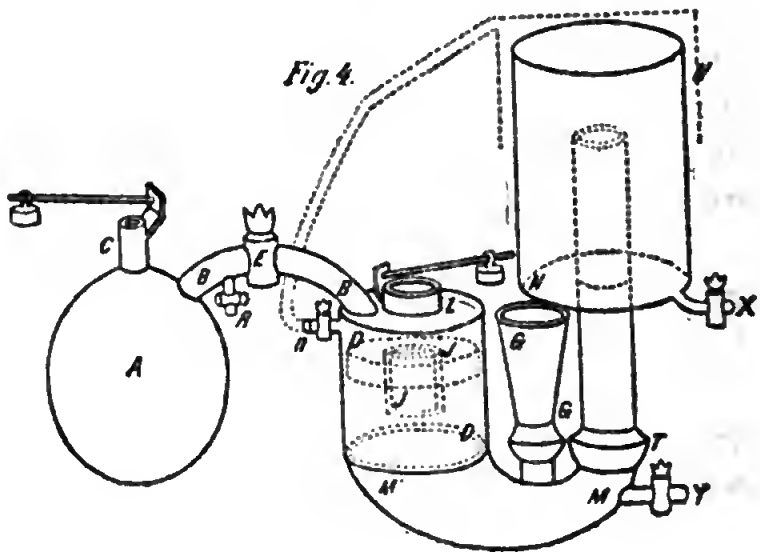
ſie ein Modell bauten, welches mit einem oder auch mit zwei Waſſergefäßen wirken konnte. Der Verſuch fiel zu Gunſten der Maſchine mit einem Waſſerrohr aus. Bei größerer Einfachheit und Billigkeit hob ſie um ein Drittel mehr an Waſſer, und dies ſpornte Deſaguiliers an, unter Anbringung einiger geringfügiger Verbeſſerungen, die namentlich die Füllung und Erhitzung des Keſſels, ſodann die Konſtruktion der Hähne betrafen, aber wohl kaum von ihm herrührten, ſelbſt derartige Maſchinen zu bauen. Es fehlte ihm nicht an Beſtellungen, er lieferte von 1717 oder 1718 bis 1725 ſieben derſelben, da er das Glück gehabt hatte, die erſte für den Garten des Zaren Peter des Großen in Petersburg ausführen zu dürfen.

Die Zeichnung dieſer Maſchine alſo war es, welche 1705 Leibniz ſeinem Freunde in Caſſel überſandte. Für ihn ſtellte ſie allerdings einen überwundenen Standpunkt dar. Er hatte längſt, wie er bei dieſer Gelegenheit ſeinem Freunde in Hannover erwidert, dem Uebelſtand, daß die heißen Dämpfe auf das kalte Waſſer trafen, abgeholfen, er hatte Vorkehrungen getroffen, daß er den Dampf viel ſtärker erhitzen konnte, und endlich hielt er die Einrichtung für verbeſſerungsbedürftig, daß die Pumpen nur durch Anſaugen des Waſſers gefüllt werden ſollten.[19] Wenn alſo auch durchaus für nichts, was die Einrichtung ſeiner Maſchine betraf, ſo hatte Papin Savery doch dafür zu danken, daß der Landgraf durch die Kenntnißnahme des engliſchen Apparates von neuem für die Sache intereſſirt wurde und endlich ſeinem damaligen Rathe den Auftrag gab, eine Dampfmaſchine zum Betrieb einer Mahlmühle zu konſtruiren. Mit großem Eifer ging dieſer an die Ausführung, und die nunmehr von ihm gebaute Maſchine wurde die erſte wirklich betriebsfähige ihrer Art, die die Welt geſehen hat.

Unſere Figur 4 ſtellt ſie nach Papins Zeichnung im verkleinerten Maßſtabe dar. Sie unterſcheidet ſich von ihrer

Vorgängerin zunächſt durch den Umſtand, daß ſie einen eigenen Keſſel beſitzt, ſodann dadurch, daß als wirkende Kraft nicht der Luftdruck, ſondern die Expanſionskraft des Dampfes ſelbſt zur Verwendung kommt. War alſo der erſte Papin'ſche Entwurf der der ſogenannten atmoſphäriſchen Maſchine, ſo haben wir hier die erſte Hochdruckmaſchine vor uns.

Der Keſſel A derſelben war eine kupferne Retorte von 20 Zoll Breite und 26 Zoll Höhe, aus welcher ein Rohr B zu dem gleichfalls kupfernen Cylinder DD ging, während ein



Sicherheitsventil C, bekanntlich eine frühere Erfindung Papins, das Eintreten einer gefährlichen Dampfſpannung verhinderte. Der Cylinder D hatte einen Durchmeſſer von 20 Zoll bei 15 Zoll Höhe. Der Hahn E erlaubte, nach Bedürfniß den Dampf abzuſchließen oder in den Cylinder treten zu laſſen. Hier traf derſelbe auf das emporzutreibende Waſſer, welches durch das trichterförmige Gefäß GG, ein nach unten ſich öffnendes Ventil aufſtoßend, fortwährend eindrang, ſo lange es durch den Dampf nicht zurückgeſtoßen wurde oder der

Waſſerſtand in DD ſo hoch wie in GG geworden war. War der Hahn E geſchloſſen, derjenige n offen, ſo ſtieg das Waſſer im Cylinder DD langſam empor, dabei den hutförmigen, aus hohlen Blechwänden hergeſtellten Schwimmer JJ langſam hebend. Der Schwimmer aber hatte die Form eines Hutes, um in ſeiner Vertiefung ein Stück glühendes Eiſen aufnehmen zu können, welches durch die mittelſt des Sicherheitsventils L zu ſchließende Oeffnung hereingebracht werden konnte. Hatten Waſſer und Schwimmer ihren höchſten Stand erreicht, ſo öffnete ein Arbeiter den Hahn E. Mit voller Kraft ſtrömte der überhitzte Keſſeldampf gegen den Schwimmer, wurde hier durch das Eiſen momentan noch ſtärker erhitzt, expandirte plötzlich und trieb nun, das nach oben ſich öffnende Ventil T aufreißend, das Waſſer in den mit Luft gefüllten allſeitig geſchloſſenen Cylinder NN, deſſen Höhe 3 Fuß, deſſen Durchmeſſer 23 Zoll betrug. Die dadurch zuſammengepreßte Luft lieferte alsdann, ſich langſam wieder ausdehnend, die Triebkraft, welche das Waſſer in das mit Hahn oder Ventil zu verſchließende Steigrohr X trieb und auf die gewünſchte Höhe emporhob. Der gebrauchte Dampf entwich nach Oeffnung des Hahnes n, ſo daß nach beendetem Hube der Cylinder ſich ſofort wieder mit friſchem Waſſer anfüllen konnte, die Hähne R und Y aber erlaubten nöthigenfalls, den Dampf aus dem Keſſel oder das Waſſer aus dem Cylinder abzulaſſen. Leitete man nun eine Quelle oder einen Bach in das Gefäß GG, ſo genügte ein Arbeiter, welcher den Keſſel zu heizen und die Hähne E und n richtig zu drehen hatte, um große Waſſermaſſen auf beträchtliche Höhen zu heben.

Wenn es nun auf den erſten Blick unmöglich erſcheint, daß dieſe Maſchine mit Vortheil habe arbeiten können, da ja der in den Cylinder ſtrömende Dampf den eine Atmoſphäre bald überſchreitenden Gegendruck der in NN zuſammengepreßten Luft überwinden muß, ſo wird man, wenn man genauer zuſieht,

gerade hierin einen beſonderen Grund ſehen müſſen, Papins überlegenes Genie zu bewundern.[20] Denn ebenſo richtig ſeine Konſtruktion war, die dem Dampfe in dem Augenblicke, wo man es von ihm verlangte, die größte Kraftleiſtung ermöglichte, indem er ſich zu expandiren gezwungen wurde, ebenſo fehlerhaft war die Saverys und Deſaguiliers', welche ihm in dieſem Momente die Fähigkeit dazu nahm, indem ſie ihn ſich niederſchlagen ließ. Und um dieſen üblen Umſtand noch beſonders zur Wirkung gelangen zu laſſen, bürden ihm die letztgenannten Techniker auch noch das Gewicht der ganzen Waſſerſäule im Steigrohr plötzlich auf, ſo daß die Arbeit der Maſchine, wenn ſie überhaupt gelingt, ohne heftige Stöße nicht von ſtatten gehen kann. Bei Papins Maſchine dagegen wird der Stoß, mit dem der Dampf das Waſſer vor ſich hertreibt, durch das elaſtiſche Luftpolſter in NN aufgefangen und kann nur dieſes, Waſſer durch MM ergießend, nach Maßgabe ſeiner Kraft zuſammendrücken. Während ſich nun der Cylinder DD von neuem füllt, treibt die ſich wieder ausdehnende Luft das Waſſer in das Steigrohr, was jedoch infolge ihrer Elaſticität ohne jeglichen Stoß vor ſich gehen muß. Der Dampf ſelbſt aber hat nie die Waſſerſäule unmittelbar zu tragen.

Es ſind hier bereits Grundſätze angewendet, welche erſt von Leibniz in die wiſſenſchaftliche Mechanik eingeführt worden waren, und einem jeden die Maſchine ohne Vorurtheil betrachtenden Ingenieur muß ſie das nämliche Vergnügen bereiten, das wir ſonſt beim Vertiefen in ein Kunſtwerk empfinden. Wenn auch noch ungeſchickt in den Einzelheiten, ſo ſteht dieſer Entwurf im Gegenſatz zu den zeitgenöſſiſchen Arbeiten ſeinen Ideen nach auf der Höhe der gegenwärtigen Technik, und ſo kann es uns denn auch nicht verwundern, wenn Leibniz und Papin in ihrem Meinungsaustauſch über dieſelbe bereits Fragen anregen, die uns auch ſehr modern anmuthen, die

Savery und anfangs auch New Comen noch recht fern lagen, die Fragen nach der Erneuerung des Waſſers im Keſſel, während die Maſchine im Gange blieb, und die weitere nach möglichſter Erſparung des Brennmaterials. Um erſtere Aufgabe zu löſen, ſchlug Leibniz einen mit einer Niſche verſehenen Hahn vor, der in der einen ſeiner Stellungen die leere Niſche nach oben kehrte, ſo daß ſie mit Waſſer gefüllt werden konnte, das er dann, wenn er gedreht wurde, in den Keſſel ergoß. Die dabei unvermeidlichen Dampfverluſte hatte dagegen Papin bei der von ihm angenommenen Einrichtung vermieden, indem er ein Zuleitungsrohr mit zwei Hähnen verwendete. War der Raum zwiſchen beiden mit Waſſer gefüllt und öffnete man den unteren Hahn, ſo fiel dasſelbe in den Keſſel, während an ſeine Stelle Keſſeldampf trat, welcher jedoch bei Oeffnen des oberen Hahns nicht in die Luft auszuſtrömen brauchte, ſondern von dem vorher aufgegoſſenen kalten Waſſer, dieſes erwärmend, niedergeſchlagen und aufgenommen werden konnte. Um aber die Wärme des aus n ſtrömenden Abgangsdampfes noch zu verwenden, der überdies ſehr ſchädlich wirkte, weil er dem die Maſchine bedienenden Arbeiter die Hand verbrannte, beabſichtigte Papin, ihn gegen die mit einem Blechmantel umgebene Retorte behufs deren Erwärmung ſtrömen zu laſſen, während hier der Vorſchlag Leibnizens vielleicht der beſſere war, denſelben in der Weiſe, wie es die punktirten Linien andeuten[21], unter eine Kappe H ſtrömen zu laſſen, die den oberen Theil des Windkaſtens NN umgab, und die Expanſion der Luft jedesmal dann zu erhöhen, wenn ſie vermöge derſelben das Waſſer in das Steigrohr treiben ſollte. Das kalte in den Windkaſten tretende Waſſer hätte ſie hinreichend wieder abgekühlt, und ſo kommt dieſer Vorſchlag auf die Heißluft-Maſchine der Neuzeit heraus, bei der auch ein und dieſelbe Luftmenge erhitzt einen Kolben hebt und wieder abgekühlt einem

äußeren Drucke gestattet, denselben wieder herabzudrücken. Den nunmehr noch überflüssigen Dampf, sowie die Verbrennungsgase des Ofens will Leibniz endlich zum Vorwärmen des Wassers in dem Trichter GG verwenden, was für die Bewahrung der Wärme des Kesseldampfes allerdings vortheilhaft gewesen sein würde, und endlich meint er, daß sich unzweifelhaft leicht ein Mechanismus ersinnen ließe, um die Hähne E und n durch die Maschine selbst in richtiger Weise zu bewegen, eine Aufgabe, deren Lösung bekanntlich ein günstiger Zufall später New Comen mühelos in den Schoß warf.

So war hier am Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Werk vollendet, das sich trotz aller einstweilen noch entgegenstehenden, vielfach tendenziösen Verkennung je länger je mehr seinen Platz in der Geschichte als die der Zeit nach erste aller betriebsfähigen Dampfmaschinen erobern wird, ein Werk, das nicht nur auf dem Papier entworfen, sondern unter Schwierigkeiten, für die unsere Zeit kaum noch ein Verständniß hat, in die Wirklichkeit übergeführt und auf ihre Brauchbarkeit geprüft wurde. Diese Schwierigkeiten lagen aber hauptsächlich in der unglaublichen Unbeholfenheit der Technik der damaligen Zeit, und nichts bezeichnet dieselbe schärfer, als der Umstand, daß, wie erwähnt, diese Maschine gebaut wurde, um eine Kornmühle zu treiben. Da sie lediglich eine Pumpmaschine war, so konnte dies nur so geschehen, daß man das durch sie gehobene Wasser auf ein Mühlrad fallen ließ. Aber es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß diese überaus ungeschickte Fragestellung einem Erfinder nicht zur Last gelegt werden kann, der die Pläne eines Dampfschiffes, eines Dampfwagens und mannigfacher anderer Anwendungen der Dampfmaschine fertig mit sich herumtrug, der aber an der Stellung der Aufgabe nichts ändern durfte, wenn er seine Maschine überhaupt verwirklichen wollte. Er war viel zu wenig Geschäftsmann, als daß er nach Art

der Savery oder New Comen hätte arbeiten können, aber wir Jetztlebenden dürfen ihm daraus um so weniger einen Vorwurf machen, als ja unsere Patentgesetze namentlich auch in der Absicht gegeben wurden, der auf demselben Mangel beruhenden gewohnheitsmäßigen Ausbeutung des Erfinders durch die ihre Werke in den Gebrauch Einführenden ein Ende zu machen.

Für die Ausführung seiner Ideen fand Papin so gut wie gar keine Hülfe bereit. Aber glücklich, endlich die dazu nöthigen Mittel erhalten zu haben, fertigte er mit eigener Hand an, was die Arbeiter der damaligen Zeit ihm nicht leisten konnten. So vollendete er nach und nach die Maschine und war Mitte des Jahres 1706 bereit, sie in Thätigkeit zu setzen. Der Landgraf selbst wollte sie prüfen, und das sollte in der Weise geschehen, daß in einem dazu aufgerichteten Steigrohre das Wasser emporgehoben würde. Die Herstellung dieses Steigrohres war den im Dienste des Landgrafen stehenden Arbeitern übertragen, mit deren Machwerk Papin indessen nicht zufrieden war. Sie hatten das Rohr aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, welche sie mit einem Kitte verbanden, der nach des Erfinders Meinung unmöglich dem Wasserdruck widerstehen konnte. Indessen drang er mit seiner Meinung nicht durch und der Versuch begann im Beisein des Landgrafen. „Als man nun", schrieb er darüber am 19. August 1706 an Leibniz,[22] „zum Versuch kam, sah man, daß in der That das Wasser aus allen Verbindungsstellen heraustrat, und dies geschah an der untersten derselben in so starkem Strahl, daß Seine Hoheit sich bald dahin aussprach, dieser Versuch könne nicht gelingen. Aber ich bat ihn ganz unterthänig, ein wenig zu warten, weil ich glaubte, daß die Maschine genug Wasser liefern würde, um es trotz der beträchtlichen Verluste in die Höhe zu bringen. Und in der That, als die Operationen fortgesetzt wurden, sahen

wir vier- oder fünfmal das Waſſer bis zum Ende des Rohres ſteigen. Man verſuchte nun, dieſes mit neuem Kitt zu dichten, da er aber ſehr warm war, fiel eine große Menge in die Röhren und auf die Ventile, welche ſich dadurch bei dem zweiten Verſuche, den man anſtellen wollte, nicht mehr richtig ſchloſſen." Spätere Meſſungen ergaben die Höhe, bis zu der das Waſſer in dem 600 Pfund haltenden Steigrohr ſtieg, auf 70 Fuß. Mit dem Experimente höchlichſt zufrieden, gab der Landgraf Befehl, das Steigrohr aus verlötheten Kupfertheilen herzuſtellen. Dies geſchah, und lange lag es fertig da, ohne daß der vielbeſchäftigte Fürſt Zeit fand, den Verſuch wiederholen zu laſſen. Dann behauptete man, es zu anderen Arbeiten nöthig zu haben, es wurde weggenommen und damit die Fortſetzung jener Verſuche unmöglich gemacht. Die Stelle, wo ſie auf dem damaligen Hofe des jetzigen Naturalien-Muſeums angeſtellt wurden, iſt heute Straße; ſie wurde neuerdings durch eine Gedenktafel bezeichnet.

Papin's Aerger war groß. Er verzweifelte daran, im Dienſte des Landgrafen ſeine Pläne weiter verfolgen zu können, und führte nun die mehrmals gehegte Abſicht, ſeine Entlaſſung zu nehmen, wirklich aus. Unter allen Zeichen der Gnade ſeines fürſtlichen Gebieters wurde ihm dieſelbe gewährt. Seine Abſicht war, ſich nach England zu begeben, um ſeine Pläne, die auf nichts Geringeres, als den Bau eines Dampfſchiffes hinausgingen, dort zu verwirklichen. Auch für dieſe hatte er in Caſſel bereits mancherlei vorbereitende Arbeiten ausgeführt. Um zunächſt die Wirkung der Ruderräder, die er anwenden wollte, zu prüfen, hatte er auf eigene Koſten ein kleines Schiff mit ſolchen gebaut. Der Landgraf aber ließ ihn nicht ziehen, bevor er ihm nicht die Wirkung derſelben vorgeführt hatte. Leibniz kam dazu von Hannover herüber und machte die vortrefflich gelingenden Verſuche mit. Dies Schiff gedachte Papin

mit nach England zu nehmen, um auf ihm dann eine Dampfmaſchine anzubringen. Es iſt bekannt, daß er es in Münden, wo man ihm auf Grund des Stapelrechtes der dortigen Schiffergilde die Durchfahrt verwehrte, verlor, daß er in England, wohin ihm Leibniz einen Empfehlungsbrief mitgab, bei der Royal Society, auf deren Unterſtützung er ſicher gerechnet hatte, nicht durchdrang und daſelbſt im Jahre 1712 ſtarb. Beſeſſen hat er alſo kein Dampfſchiff, alle dies behauptenden Nachrichten gründen ſich auf einen ganz in der Luft ſchwebenden Ausſpruch in Piderits Geſchichte von Caſſel, der leider auch in der neuen Bearbeitung nicht unterdrückt iſt.[23]

Während ſo Papin im Gegenſatz zu den anderen Männern, welche an der Erfindung und Ausbildung der Dampfmaſchine betheiligt ſind, der einzige war, welcher Bildung genug beſaß, um auf wiſſenſchaftlicher Grundlage ſeine Arbeiten aufzubauen und mit einer zähen Konſequenz, ſtets ſich an den Verſuch haltend, in um ſo mehr unſere Bewunderung verdienender Weiſe vorging, als er unter den Verhältniſſen, in denen er arbeitete, die unerhörteſten Schwierigkeiten zu überwinden hatte und ſchließlich immer ſiegreich aus dem Wege räumte, war das entgegengeſetzte Schickſal New Comen beſchieden. Er war ein Schmied[24] in Dartmouth und hatte durch Hooke Kenntniß von Papins erſter (atmoſphäriſcher) Maſchine erhalten.[25] Im Verein mit dem Glaſer Cawley hatte er bereits 1710 viele Verſuche mit der Feuermaſchine, wie man damals die Dampfmaſchine nannte, angeſtellt, in der Abſicht, ſie für Pumpen in größerem Maßſtabe nutzbar zu machen. Durch Saverys Maſchine zudem auf die Anwendung eines Keſſels geführt, änderte er Papins Apparat dahin ab, daß er einen beſondern Keſſel anbrachte. Schwierigkeit machte ihm dieſe Veränderung nicht, denn der Zweck, den er allein verfolgte, erlaubte ihm von vornherein, darauf zu verzichten, die Maſchine beweglich zu

machen. Der Keſſel A Figur 5 konnte deshalb mit ſeiner Feuerung eingemauert werden. Ueber ihm wurde der Cylinder B mit dem Kolben C angebracht, welcher an einem Ende eines zweiarmigen durch einen Balken hergeſtellten Hebels hing, deſſen

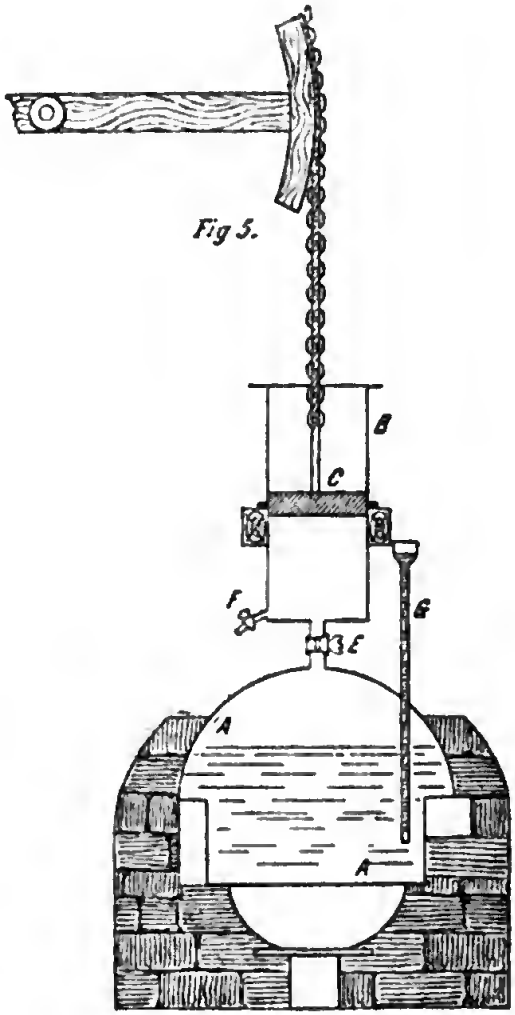


Fig 5.

anderes Ende das in den Schacht reichende Pumpgeſtänge trug. Durch den Hahn E konnte der Dampf eingelaſſen, durch den Hahn F das Kondenſationswaſſer aus dem Cylinder entfernt werden. 1711 übernahmen New Comen und Cawley die

Aufſtellung einer Pumpmaſchine zu Griff in Warwickſhire. „Aber", ſo berichtet Deſaguiliers[26] über ihre weiteren Arbeiten, „da ihre Erfindung ſich nicht bewährte, ſchloſſen ſie einen Vertrag mit Hülfe des Herrn Potter von Bomsgrave in Worceſterſhire, um Waſſer für den Herrn Back in Woolverhampton zu pumpen, wo ſie nach vielen mühevollen Verſuchen die Maſchine in den Gang brachten. Da ſie aber weder Naturkundige waren, um die Urſachen zu verſtehen, noch hinreichend Mathematiker, um die Kräfte zu berechnen, und den Maſchinentheilen ihre richtigen Verhältniſſe zu geben, fanden ſie zu ihrem großen Glück durch Zufall das, was ſie ſuchten. Sie waren wegen der Pumpen in Verlegenheit, aber da ſie ſo nahe bei Birmingham waren und die Unterſtützung von ſo vielen vortrefflichen und geſchickten Arbeitern hatten, kamen ſie raſch hinter die Kunſt, die Ventile und Gefäße zu verfertigen, wovon ſie vorher nur einen ſehr unvollkommenen Begriff hatten. Ein Ereigniß war ſehr merkwürdig; als ſie einmal an der Arbeit waren, ſahen ſie zu ihrem Erſtaunen, daß die Maſchine verſchiedene Hübe ſehr raſch aufeinander machte, worauf ſie, die Sache unterſuchend, ein Loch im Kolben fanden, welches kaltes Waſſer einließ,* um den Dampf im Innern des Kolbens niederzuſchlagen, was ſie bisher immer von außen zu bewirken verſucht hatten. Sie waren zuvor gewohnt geweſen, mit einer in eine Röhre eingeſchloſſenen Kette im Cylinder zu arbeiten, welche Kette ſtieg, ſobald der Dampf kräftig wirkte, die Einſpritzvorrichtung öffnete und einen Hub bewirkte. So erhielten ſie nur ſechs, acht oder zehn Hübe in der Minute, bis ein Junge, Humphry Potter, welcher die Maſchine beaufſichtigte, einen Stift (den er Scoggan nannte) zufügte, welcher die Steuerung fortdauernd bewirkte. Nun konnte dielbe fünfzehn

* Die Kolben wurden damals durch Aufgießen von Waſſer gedichtet.

oder ſechszehn Hübe in der Minute vollführen. Da die Steuerung durch Stifte und Taue kompliziert war, nahm Herr Henry Beighton in einer Maſchine, welche er zu Newcaſtle am Tyne im Jahre 1718 gebaut hatte, dieſe ſämmtlich weg und führte eine beſſere Steuerung ein." Dem fügt dann Deſaguiliers noch folgendes hinzu: „Etwa im Jahre 1717 hatte ich dem Herrn Beighton den Gebrauch des Wagebalkens über dem Ventil oder das Sicherheitsventil mitgetheilt, welches er einigen Maſchinen zufügte. Die Art, den Kolben mit Leder zu dichten, iſt zufällig um 1713 gefunden. Es war damals ein großes und breites Stück Leder an den Kolben geſchraubt, welches an den Wänden des Cylinders zwei oder drei Zoll emporſtieg. Der aufrechte Rand wurde durch den Gebrauch durchgeſcheuert, brach von dem andern Stück ab und, glatt auf den Kolben niederfallend, arbeitete es mit ſeiner Kante gegen den Kolben und war zuletzt, da es dort lange Zeit blieb, ſehr dünn geworden. Nachdem man den Rand herausgenommen hatte, faßte man den glücklichen Gedanken, daß ein Pferdezaum oder ſelbſt ein dickes weiches Stück Tau oder Lunte, rund um den Rand auf den Kolben gelegt, denſelben waſſerdicht machen konnte."[37]

Es wird nicht nöthig ſein, die von Deſaguiliers angeführten Mechanismen ausführlich auseinanderzuſetzen, die Aehnlichkeit mit den Kataraкten der Waſſerhaltungsmaſchinen haben. War es mir doch nur darum zu thun, aus dem Berichte eines Zeitgenoſſen nachzuweiſen, daß die weiteren Fortſchritte in der Entwickelung der Dampfmaſchine nicht konſequenter wiſſenſchaftlicher Arbeit, ſondern zu günſtiger Stunde gemachten zufälligen Beobachtungen zu danken waren. New Comen und Potter waren eben intelligente Arbeiter, die bei ſonſt beſchränktem Geſichtskreis ſich in das Weſen der ſie intereſſirenden Maſchine hineingelebt hatten und, jede Abweichung vom Gewohnten ſorgfältig beachtend, durch die Maſchine ſelbſt zu Ver-

beſſerungen geführt wurden, die ſie auf anderem Wege nie gefunden hätten. So bildete New Comen denn die Anwendung raſcher Kondenſation weiter aus, indem er aus einem beſondern Apparat jedesmal, wenn der Kolben oben war, nach abgeſchloſſenem Dampfanlaßhahn Waſſer unter ihn ſpritzte und dadurch ſeinen raſcheren Niedergang bewirkte. Unter dieſen Umſtänden verräth es aber eine arge Unkenntniß der geſchichtlichen Thatſachen, wenn man Papin und New Comen auf eine Stufe ſtellen will. Letzterer hätte, wenn er nicht des erſteren Entwurf gekannt hätte, aus ſich ſelbſt die Dampfmaſchine nie erfunden, das ergiebt die Art, wie er zu den von ihm angebrachten Verbeſſerungen gelangte, mit aller Sicherheit. Unrichtig iſt auch Poggendorffs Anſicht, welche dahin geht, Papin habe, da er den Kolben durch den unter ihm gebildeten Dampf heben und nachher durch deſſen Kondenſation wieder habe ſenken wollen, ſeine auf- und abgehende Bewegung durch die Dampfkraft zu bewirken geſucht, während bei New Comen dieſe nur den Niedergang habe hervorrufen ſollen. Es iſt allerdings wahr, daß bei New Comen das Gewicht des Pumpgeſtänges den Dampf darin unterſtützt, aber am Anfange des Hubes hatte er, wie Deſaguiliers nachweiſt, einen Ueberdruck von 0,1 Atmoſphäre. Deshalb mußte er das unten offene Rohr G, Figur 5, welches dem Keſſel Waſſer zuführte, ſo hoch machen, daß eine Waſſerſäule von 3′ Höhe darin Platz hatte, doch ermöglichte der geringe Dampfdruck dieſe einfache Art, den Keſſel zu ſpeiſen. Was Poggendorff damit ſagen will, daß die Kondenſation den Kolben habe herabbewegen ſollen, iſt unverſtändlich. In beiden Maſchinen drückt ihn der Luftdruck in den durch den Niederſchlag des Waſſers verdünnten Raum, in dieſem weſentlichſten Punkte kommen beide Maſchinen überein, und die zu Grunde liegende Idee iſt, wie wir ſahen, eine Erfindung Papins, nicht Saverys.

Nun ſoll keineswegs geleugnet werden, daß dieſe und andere ſehr ſinnreichen Verbeſſerungen, die New Comen an ſeiner Maſchine anbrachte, obwohl es nach Deſaguiliers' Schilderung nicht unwahrſcheinlich iſt, daß ſie ihm von anderen vorgeſchlagen wurden, die Maſchine für den praktiſchen Gebrauch in hohem Grade bequem machten. Es kann deshalb nicht verwundern, daß man ſie an mehreren Orten aufſtellte und ſie gerechtes Aufſehen erregte. Daß ſich der Landgraf Karl nach wie vor lebhaft dafür intereſſirte, iſt ebenſo natürlich, und den Beweis dafür liefert eine Anfrage des von ihm nach England geſandten Kapitäns Weber, ob er eine ſolche mitbringen ſolle. Er erhielt ſofort den Auftrag, und ſo wurde denn im Jahre 1715 eine ſolche in Caſſel an der Wallmauer, ganz in der Nähe des Platzes, wo Papin ſeine oben beſchriebenen Verſuche gemacht hatte, aufgeſtellt, um einen Springbrunnen zu treiben. Sie ſtand dort nachweislich bis zum Jahre 1765, wenn ſie damals auch nicht mehr in Thätigkeit war. Von da an fehlt jede Nachricht über ſie, ſtatt deſſen aber befand ſich in dieſem Jahrhundert im herrſchaftlichen Gießhauſe in Caſſel der oben erwähnte Cylinder, der unter dem Namen des Papin'ſchen Dampfcylinders bekannt war. Das Gießhaus brannte im Jahre 1837 ab und der Cylinder kam mit allen ſonſt noch geretteten brauchbaren Maſchinen ꝛc. auf käuflichem Wege in die damals gegründete Maſchinenfabrik von Henſchel und Sohn. Hier ſah ihn einer der franzöſiſchen Biographen Papins, und ohne den mindeſten Zweifel in ſeine Echtheit zu ſetzen, ſuchte man nun von Frankreich aus, ihn zu erwerben. Der jetzige Beſitzer erklärte ſich bereit, ihn herzugeben, wenn ihm ſein Werth mit den Zinſeszinſen ſeit der Zeit ſeiner Herſtellung erſtattet werde. Das ergab freilich eine Summe, welche den Franzoſen zu hoch war, und Herr Henſchel ſchenkte die werthvolle Reliquie, wie dies längſt ſeine Abſicht geweſen war, kurze

Zeit darauf dem Königlichen Muſeum in Caſſel, wo ſie noch aufbewahrt wird. Direkt mit Papin hat der Cylinder nun freilich nichts zu thun, er iſt ganz ſicher der Dampfcylinder jener New Comen'ſchen Maſchine von 1715, wie er denn in allen ſeinen Einzelheiten auf den Abbildungen der New Comen'ſchen Maſchine zu finden iſt. Wenn es demnach auch Papins Cylinder nicht iſt, ſo hat er doch hohen Werth für die Geſchichte der Technik, einmal, weil er zeigt, was für ſchwierige Eiſengußſtücke die Engländer damals bereits herſtellen konnten — bei 1,24 m Höhe und 1,25 m lichter Weite hat er nur eine Metallſtärke von 1,28 cm —, und zum andern, weil er der Cylinder der erſten Dampfmaſchine iſt, welche in Deutſchland dauernd in Betrieb kam.

Die erſte blieb ſie freilich nicht lange. 1722 kam der Kaiſerliche Rath Fiſcher von Erlachen zur Beſichtigung der neuen Maſchine nach Caſſel, um nach ihrem Muſter für das noch jetzt berühmte fürſtlich Schwarzenberg'ſche Palais in Wien zum Betrieb von Waſſerkünſten gleichfalls eine ſolche bauen zu laſſen. Eine Notiz, die ſich in einem von Weidler 1728 verfaßten Buche findet, welches den Titel trägt: Tractatus de Machinis hydraulicis toto terrarum orbe maximis Marlyense et Londinensi et aliis rarioribus similibus, hat zu der irrthümlichen Annahme Veranlaſſung gegeben, Fiſcher von Erlachen habe die Maſchine in Caſſel erbaut. Obwohl dieſelbe von vornherein ganz unwahrſcheinlich war, iſt es mir auch gelungen, aus den Gewährsſchriften, auf die ſich Weidler beruft, nachzuweiſen, daß der Hergang, wie ich ſchon vorher vermuthen mußte, der eben geſchilderte iſt.

Namentlich den Umſtand, daß der Landgraf Karl trotz des großen Antheils, den er an Papin nahm, und obgleich er die Maſchine Papins doch behalten hatte, ſo bald nach ſeinem Weggang eine New Comen'ſche aufſtellen ließ, hat man zur Unterſtützung der Behauptung herangezogen, daß Papin's

Maſchine denn doch nicht betriebsfähig geweſen ſei.[28] Für dieſelbe dürfte indeſſen jede Berechtigung fehlen. Zunächſt iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß man die werthvollen Kupfertheile lange unbenutzt daran gelaſſen hat, wie man ja das kupferne Steigrohr bereits wegnahm, als Papin noch in Caſſel war; aber ſelbſt wenn dies geſchehen wäre, ſo hätte doch Niemand die Maſchine wieder in Gang bringen können — und wollen, als eben Papin. Die Art, wie der Landgraf mit ihm arbeitete, war ferner nicht eine ſolche, daß der fürſtliche Herr ſelbſtändig die Verſuche hätte fortführen können, und wenn Papin in der Vorrede zu ſeiner Ars nova ꝛc. ſagt: „Das aber iſt mein Wunſch, daß es alle wiſſen, daß man in erſter Linie dem erlauchten Fürſten, dem Herrn Landgrafen, einen ſo nützlichen Plan[29] verdankt", ſo läßt ſich zum Ueberfluß aus dem Briefwechſel mit Leibniz beweiſen, daß dies eine dankbare und höfliche Redewendung dem Landgrafen gegenüber, aber nichts weiter war. Für den dem prachtliebenden Ludwig XIV. nacheifernden Fürſten konnte der Gedanke, die Arbeiten zur Fortſetzung jener Verſuche ſelbſt zu übernehmen, gar nicht in den Bereich der Möglichkeit fallen, aber unbeſchränkt in ſeinen Mitteln, lag ihm nichts näher, als ſogleich eine neue Maſchine zu beſtellen.

Obwohl New Comen'ſche Maſchinen immer mehr in Gebrauch kamen, ſo iſt bis auf die Zeiten von Watt von an ihnen angebrachten weſentlichen Aenderungen nicht zu berichten. Denn der Vorſchlag, den Leupold 1724 machte, durch den hydroſtatiſchen Druck des Waſſers das Dampfrohr der Saveryſchen Maſchine füllen zu laſſen und demgemäß dieſelbe tief genug aufzuſtellen, war ja bereits von Papin in ſeiner zweiten Maſchine verwirklicht geweſen, und der weitere, die New Comen ſche Maſchine mit zwei Cylindern zu verſehen, welche durch einen Vierweghahn abwechſelnd mit der Luft und dem Dampf-

keſſel in Verbindung geſetzt werden ſollten, war weiter nichts, als die Uebertragung dieſer Savery'ſchen Konſtruktion auf jene Maſchine. Ebenſowenig dachte man daran, die neue Pumpmaſchine für techniſche Zwecke dienſtbar zu machen, und erſt als ihre Leiſtungsfähigkeit durch Watt eine unvergleichlich viel größere geworden war, änderte ſich die Sache. Es iſt möglich, daß Friedrich der Große ſelbſt damals den Anſtoß dazu gegeben hat, die neue Maſchine im Bergbau einzuführen, jedenfalls hat er die dahin zielenden Beſtrebungen, die im Jahre 1782 von dem Oberbergamt zu Rothenburg an der Saale ausgingen, den Bergwerken im Mansfeldiſchen damit hülfreich unter die Arme zu greifen, auf das eifrigſte unterſtützt.[30] Indem er die Koſten der Anſchaffung einer ſolchen dem Landesmeliorationsfond überwies, aus dem ſonſt nur Unternehmungen, die der ganzen Monarchie zu gute kamen, wie die der Koloniſation der Oder-, Warthe- und Netzebrüche, der Anlagen von Kanälen u. ſ. w., beſtritten wurden, gab er deutlich genug zu verſtehen, welche Hoffnungen er von der Einführung dieſer neuen Maſchine für ſeine Länder hegte.

Nachdem man ſich in Rothenburg zur Aufſtellung einer ſolchen entſchloſſen hatte, blieb freilich zunächſt nichts übrig, als ſich um das Muſter nach England zu wenden. Man ſandte in der That in dem genannten Jahre 1782 den damaligen Berginſpektor Bückling dorthin, damit derſelbe ſich über die Dampfmaſchine informire. Nach mehrmonatlicher Abweſenheit zurückgekehrt, fertigte Bückling ein Modell an, welches in Berlin geprüft und angenommen wurde. Ein Mechaniker und ein Kupferſchmied wurden nach Rothenburg geſchickt und dieſe begaben ſich unter Bücklings Anleitung ſogleich an die Anfertigung der Maſchine. Der Cylinder wurde aus Kanonenbronze in der Königlichen Geſchützgießerei in Berlin, der ſeitwärts von ihm aufgeſtellte Keſſel aus Kupfer auf dem damals

Königlichen Kupferhammer am Finowkanal bei Neuſtadt-Eberswalde angefertigt, die Kolbenſtange und einige andere ſchmiedeeiſerne Theile lieferte ein Friſchhammer in Oberſchleſien. So brachte man wirklich die Maſchine zuſtande und 1785 in den Gang. Anfangs war jedoch ihre Leiſtung trotz eines übermäßigen Brennmaterialgebrauchs nur gering, wie ſich bei eingehender Unterſuchung ergab, weil man die Keſſelfeuerung viel zu tief gelegt hatte. Gerade dieſem Theil der Dampfmaſchine hatte zur Zeit Papin, wie wir ſahen, in hohem Grade ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet und Ofenkonſtruktionen angegeben, über die man auch heute noch nicht viel hinausgekommen iſt.[31] In England hat man ſie wohl zu würdigen verſtanden, für Deutſchland waren ſie zunächſt ohne Nutzen geblieben. Als man dann dieſen Fehler verbeſſert hatte, war die Wirkung doch nicht größer, und als man weiter nach dem Grund des Mißerfolges ſuchte, fand man zu größter Ueberraſchung, daß infolge eines ſtarken Abſatzes von Keſſelſtein der Keſſel durchgebrannt war und durch einen neuen erſetzt werden mußte. Endlich war alles im Stand, aber nun ergab ſich das höchſt mißliche Reſultat, daß die Maſchine doch nicht groß genug war, um den Waſſerzudrang im Schacht zu bewältigen.

Trotz dieſer Schwierigkeiten war man aber in Rothenburg bereits zu ſehr von der Brauchbarkeit der neuen Maſchine überzeugt, als daß man den einmal gefaßten Plan hätte aufgeben mögen. Bückling wurde zum zweitenmale nach England geſchickt, um einen größeren gußeiſernen Cylinder zu beſtellen, auch gelang es ihm, allerdings nicht ohne Schwierigkeit, daſelbſt einen Mechaniker Richards zu engagiren, welcher bereit war, die Wartung der Maſchine zu übernehmen. Die kupfernen Keſſel erſetzte man durch ſolche aus Eiſen, die von deutſchen Hüttenwerken bezogen wurden. Die umgebaute Maſchine verſah nun ihren Dienſt bis zum Jahre 1794 ohne weitere Störung. Dann

aber machte der fortschreitende Bergbau die Aufstellung einer noch größeren nothwendig. Die mit so großer Mühe beschaffte Maschine wurde abgebrochen, aber 1797 an einem anderen Schachte wieder aufgestellt, wo sie bis 1848 Wasser ununterbrochen gepumpt hat. Der Maschinenmeister Richards baute sodann mit Unterstützung der Bergbehörde in Rothenburg auch neue Maschinen, deren gußeiserne Dampfcylinder jedoch aus England bezogen werden mußten; so namentlich eine für Harzgerode und zwei weitere für Salinen in Westfalen bestimmte. In Berlin ließ man nach wie vor diesen Bestrebungen jede mögliche Unterstützung angedeihen und so wurde diese Maschine der ruhmvolle Ausgangspunkt zunächst eines Aufschwunges des Bergbaues und dann der Entwickelung der deutschen Maschinenindustrie überhaupt.

So sind wir denn an dem Punkte angelangt, wo wir die Fragen nach dem eigentlichen Erfinder der Dampfmaschine entscheiden können. Für die erste hat man diejenige erklären wollen,[32] welche imstande gewesen sei, längere Zeit zweckentsprechende Arbeit zu leisten, und aus der sich in ununterbrochenem Fortgange unsere heutigen Maschinen entwickelt haben. Daß dies die erste Papin'sche Maschine war, daß das erste Kriterium aber auch von der zweiten gilt, glaube ich nachgewiesen zu haben. Würde somit auch nach dieser Definition der ersten Dampfmaschine Papins Priorität bei genügender Berücksichtigung der bekannten Thatsachen unbestreitbar sein, so sehe ich doch keinen Grund, bei der Dampfmaschine von den in Physik und Technik sonst üblichen Gebräuchen abzuweichen. So ist bisher noch niemandem eingefallen, jemand anderen wie Otto von Guericke für den Erfinder der Luftpumpe zu erklären, obwohl doch die jetzige Luftpumpe von der ersten Guericke'schen nur noch den Recipienten und den Pumpenstiefel mit Kolben beibehalten hat. Den jetzt gebräuchlichen Bewegungsmechanismus

aber verdankt man Boyle — auch der nachher von Guericke angenommene hat ſich nicht erhalten — die Verbindung des Recipienten und Stiefels mittelſt des doppelt durchbohrten Hahns Papin, und da bereits Galilei durch Anwendung des Pumpenſtiefels und Kolbens einen luftleeren Raum herſtellte, ſo bliebe für Guericke nur die Zufügung des Recipienten.[33] So nothwendig derſelbe nun auch iſt, ſo würde ſeine Anwendung Guerickes Ruhm allein gewiß nicht rechtfertigen, wenn wir ihm nicht das ungleich Größere verdankten, die zum erſtenmale klar gefaßte Idee des leeren Raumes und die zielbewußt angeſtellten Verſuche zur Herſtellung desſelben. In gleicher Weiſe gilt, um ein anderes Beiſpiel heranzuziehen, Huygens mit Recht als Urheber der Undulationstheorie des Lichtes, obwohl Grimaldi und Hooke bereits daran dachten, daß das Licht eine Wellenbewegung ſein möchte, obwohl Huygens' Theorie, in der Form, wie er ſie gab, gar nicht imſtande war, Erſcheinungen, die er ſelbſt zuerſt verſtändlich gemacht hatte, zu erklären; erſt nachdem Young und Fresnel Huygens' Idee von Grund aus geändert hatten, konnte die Theorie das leiſten, was ihre allgemeine Annahme forderte. Aber Huygens konſequente, in meiſterhaft geometriſcher Darſtellung zu voller Klarheit gebrachten Ideen unterſcheiden ſich ſo völlig von allem anderen vor ihm und bis auf Young zur Begründung der Wellentheorie des Lichtes Vorgebrachten, daß jedem, der ſich in ſeinen traité de la lumière vertiefte, ſich ſogleich die Ueberzeugung aufdrängt, daß hier wirklich zuerſt die Lehre mit vollem Bewußtſein ihrer Beſtimmung und ihrer Tragweite ausgeſprochen iſt, welche alle anderen zu gleichem Zwecke angeſtellten Verſuche ſiegreich überdauern ſollte.[34] Auch die neueſte Zeit belegt dieſen Gebrauch durch die jetzt wohl allgemein gewordene Annahme, für die auch namentlich der Engländer Silvanus Thomſon[35] thätig geweſen iſt, daß Philipp Reis, nicht Bell der Erfinder des

Telephons ſei. Dabei hat man ganz davon abgeſehen, daß die Apparate beider in den wichtigſten Theilen völlig verſchieden ſind, daß Reis' Telephon nie in Anwendung gekommen iſt und ſeiner mannigfachen Unvollkommenheiten wegen auch nicht dazu kommen konnte, während Bell's Telephon dasjenige war, auf dem die jetzige weite Verbreitung des Inſtrumentes beruht. Aber Reis war der erſte, der die Idee hatte und ihre Ausführbarkeit durch Experimente bewies, und dieſen Umſtand hat man vor allem berückſichtigen zu müſſen geglaubt.

Genau dasſelbe Recht, welches Guericke auf die Urheberſchaft der Luftpumpe, Huygens auf die der Undulationstheorie, Reis auf das Telephon hat — um es bei dieſen Beiſpielen bewenden zu laſſen — hat nun Papin unverkennbar auf die der Dampfmaſchine. Er allein unter ſeinen Mitbewerbern geht mit ſicheren Schritten auf das Ziel los, welches zu erreichen iſt, jeder Verſuch, weil zu wohldurchdachtem Zwecke angeſtellt, nähert ihn demſelben mehr, nichts verdankt er, wie die Savery und New Comen einem glücklichen Zufall, und ſein Verdienſt wird nur um ſo größer, je größer die Schwierigkeiten waren, die ſeine Lebensverhältniſſe ihm bereiteten. Weil er als der erſte den durch Kondenſirung von Waſſerdampf entſtandenen luftverdünnten Raum herſtellte, um mit Hülfe des dadurch zur Wirkung kommenden Luftdruckes mechaniſche Arbeit verrichten zu laſſen, iſt er der Erfinder der atmoſphäriſchen Maſchine und weil er die Spannkraft überhitzten Waſſerdampfes in korrekter Weiſe zu demſelben Zwecke benutzte, derjenige der Hochdruckmaſchine. Das Beiſpiel Otto von Guerickes läßt auch ihm nicht den Vorwurf machen, der zudem, wie wir ſahen, unrichtig iſt, daß ja ſeine Maſchine nicht in die Praxis eingeführt worden ſei. Denn, wenn auch New Comens Maſchine ſich nicht ähnlich zu ſeiner verhielte, wie Boyles Luftpumpe zu der Guerickes, wenn ſie nicht eine Einführung der Papin'ſchen in die Praxis

wäre, seine Apparate konnten die Arbeit leisten, wenn man an ihre Ausführung das nöthige Kapital nur hätte wagen wollen, wenn in der damaligen Zeit, die von der Spannkraft des Wasserdampfes noch keine Ahnung hatte, außer Leibniz und dem Landgrafen Karl jemand die Wirkungsart der Maschine verstanden hätte. Daß die Engländer, denen man in Deutschland ihre Erfindung so hartnäckig zueignet,[36] dazu nicht imstande waren, sondern völlig im Dunkeln tappten, davon hat den Leser unsere Darstellung, wie ich meine, überzeugen müssen.

Papins Lebensschicksale sind nun derart gewesen, daß er Frankreich, England und Deutschland Bildung und Anregung verdankt. Insofern sind an der Erfindung der Dampfmaschine alle drei Nationen betheiligt. Die eigentlichen Arbeiten, die diese Erfindung hervorriefen, sowie die specielle Anregung dazu hat er aber erst in Deutschland erhalten, und wie man die Erfindungen von Engländern, die ihre wissenschaftliche Ausbildung in Deutschland erhielten, oder von Deutschen, welche, wie Sir William Herschel oder Sir William Siemens, solche als nationalisirte Engländer machten, stets als England gehörig betrachtet, so werden wir die bei uns gemachten Erfindungen Papins auch als deutsche in Anspruch zu nehmen berechtigt sein, und eine solche Erfindung, wie die der Dampfmaschine für unser Vaterland zu erobern oder zu erhalten, wäre gewiß der Mühe werth. Papin hat sich zudem in Cassel nie mehr als Franzosen gefühlt, er hat im Auftrage eines deutschen Fürsten seine Maschine aus deutschem Material mit deutschen Arbeitern, durch den Deutschen Leibniz so vielfach angeregt, hergestellt, und da seine zweite Maschine, wie jeder unbefangen Urtheilende zugeben muß, für die Zwecke der Industrie völlig brauchbar war, so kann ein Denkmal, welches beabsichtigt, das Ereigniß zu feiern, daß in Deutschland aus deutschem Material die erste deutsche, für die Zwecke der Industrie wirklich brauchbare Dampf-

maſchine erbaut und in Betrieb geſetzt worden iſt, nicht mit der Jahreszahl 1785 in Hettſtedt, ſondern nur mit der 1706 in Caſſel errichtet werden.[37] Dazu dürften die vorgeführten geſchichtlichen Thatſachen ebenſo zwingen, wie ein von Kirchthurmspolitik freier Patriotismus. Iſt Papin nicht der Erfinder der Dampfmaſchine, ſo iſt es ja Savery oder gar New Comen und dann gehört der Ruhm ihrer Erfinder eben den Engländern und nicht den Deutſchen. Es iſt wohl ein in der Geſchichte einzig daſtehender Fall, daß eine Nation einen Ruhmestitel, den ihr eine vorurtheilsfreie Betrachtung der Thatſachen auf das allerklarſte zuweiſt, in unbegreiflich hartnäckiger Weiſe immer und immer wieder von ſich abwehrt.

Anmerkungen.

[1] So u. a. Springmann in einem: „Die erſten Dampfmaſchinen in Deutſchland" betitelten Aufſatz in der Zeitſchrift des Vereins deutſcher Ingenieure 1879, p. 1.

[2] Arago, Sur les machines à vapeur. Annuaire du Bureau des Longitudes. Paris 1829, 1830 und 1837. Auch in Sämmtliche Werke. Bd. V.

[3] Henſchel, Die Erfindung der Dampfmaſchine. Zeitſchrift des Vereins für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde. Bd. V. Kaſſel 1850.

[4] Poggendorff, Geſchichte der Phyſik. Leipzig 1879.

[5] Namentlich Springmann, a. a. O.

[6] Gerland, Leibnizens und Huygens' Briefwechſel mit Papin, nebſt der Biographie Papins und einigen zugehörigen Aktenſtücken. Berlin 1881.

[7] Roſenberger, Die Geſchichte der Phyſik in Grundzügen. Braunſchweig I. 1882. II 1884. II. p. 264 und Heller, Geſchichte der Phyſik von Ariſtoteles bis auf die neueſte Zeit. Stuttgart I. 1882, II. 1884. II. p. 345 ff.

[8] Der Thüringer Bezirksverein des Vereins deutſcher Ingenieure beabſichtigt mit Unterſtützung des Hauptvereins zu Hettſtedt im Mansfeldiſchen durch ein Denkmal das Ereigniß zu feiern, daß im Jahre 1785 in Deutſchland aus deutſchem Material die erſte deutſche, für die Zwecke der Induſtrie wirklich brauchbare, durch mehrjährige ununterbrochene Dienſte erprobte Dampfmaſchine erbaut und in Betrieb geſetzt worden iſt. S. Zeitſchrift des Vereins deutſcher Ingenieure 1886, p. 1049.

[9] Deſaguiliers, A cours of experimental philosophy, London 1725. Ich zitire nach der 1751 in Amſterdam erſchienenen Ueberſetzung: De Natuurkunde uit ondervindingen opgemaakt. Dort iſt die Erfindungsgeſchichte der Dampfmaſchine im 3. Theil p. 80 zu finden.

[10] Poggendorff, a. a. O, p. 534 ff.

[11] Es ist unbegreiflich, wie Heller dies übersehen konnte. Erklärt doch Poggendorff selbst, daß wir von der Einrichtung der Maschine nichts wissen, daß sie trotz ihrer mächtigen Wirkungen, ihren geringen Betriebskosten, ihres leisen Ganges und ihrer wunderbaren Dauerhaftigkeit „sehr unvollkommen" gewesen sei, daß „die meisten der hundert Erfindungen (außer eben der einen) von keinem sonderlichen Belang, zum Theil sogar lächerlich, ganz nutzlos und unausführbar" sind. Nun hat man aber doch bei der Frage nach einem Erfinder die anderen Werke desselben zu Rath zu ziehen, um zu entscheiden, ob derselbe überhaupt imstande war, sie zu machen. Diese Entscheidung fällt gänzlich gegen Worcester aus, und doch will er ohne jedes Vorbild ein bereits sehr vollkommenes Wunderwerk geschaffen haben, hinsichtlich dessen nur bedauert werden muß, daß es niemand jemals gesehen hat.

[12] Poggendorff, a. a. O. p. 82 und 174.

[13] Desaguiliers a. a. O. III. p. 81.

[14] So die richtige in Holland allgemein angenommene Schreibweise statt der trotz aller Rüge in Deutschland noch immer üblichen Huyghens. Heller schreibt richtig. Wenn er aber (a. a. O. p. 180) mehrere in Namur befindliche von C. Huygens gezeichnete Linsen als von dem berühmten Niederländer selbst geschliffene ansieht, so ist dies wohl ein Irrthum und dürften dieselben von Christiaans Bruder Constantyn herrühren (s. darüber meinen Bericht über die historischen Apparate der internationalen wissenschaftlichen Ausstellung in London in Hofmann, Bericht ꝛc. I. p. 47). Hinsichtlich der Schreibweise des Namens dürfte dies indessen nicht von Bedeutung sein. Ueber seine Pulvermaschine s. Hugenii opera varia. I. p. 280.

[15] Diese Thatsachen beweisen, daß die Erzählung Poggendorffs, (a. a. O. p. 547) gänzlich aus der Luft gegriffen ist.

[16] Desaguiliers a. a. O. III. p. 81.

[17] Die neueren Werke (Gehlers physikalischem Lexikon, Delaunay Cours de Mecanique u. a.) geben wesentlich verbesserte Maschinen, wie sie Savery keineswegs kannte,

[18] Desaguiliers a. a. O. III. p. 82.

[19] Papin, Ars nova ad aquam ignis adminiculo efficacissime elevandam. Cassellis (Francofurti a. M) 1707 p. 26. Poggendorff zitirt ihren Titel in französischer Sprache und dokumentirt dadurch, daß er das allerdings sehr seltene Buch nicht eingesehen hat. Vgl. darüber Briefwechsel p. 137.

[20] Den Schwimmer JJ nennt ein englischer Schriftsteller Ainger eine kindische Erfindung und Poggendorff (a. a. O. p. 558) pflichtet ihm bei. Während Papin (Ars nova etc. p. 16) sagt: „Der Kolben ist ein hohler Cylinder aus Metall, nach allen Seiten sorgfältig geschlossen, damit das Wasser nicht eindringe und den Cylinder zu schwer mache: denn dieser Kolben muß frei auf dem Wasser schwimmen und wieder von dem Wasser selbst emporgehoben werden, welches in die entleerte Pumpe eindringt. In diesem Kolben sieht man ein Rohr, dessen oberes Ende offen, das untere aber geschlossen ist. Genanntes Rohr geht durch die Achse des Cylinders," lesen wir bei Poggendorff, daß der Schwimmer nicht von einem so guten Wärmeleiter, wie Gußeisen hätte verfertigt sein sollen. Wie hat sich Poggendorff nur das Schwimmen dieses Gußstückes mit Eiseninhalt

gedacht? Gerade auf dieſe „kindiſche Erfindung“ iſt Papin beſonders ſtolz, ſeitdem er durch Experimente feſtgeſtellt hatte, daß er ohne den Schwimmer nicht imſtande war, Waſſer in den Windkeſſel zu treiben, mit ſeiner Hülfe aber einen Druck von zehn bis zwölf Atmoſphären bequem überwand. Beſonders dieſer Verſuch dürfte geeignet ſein, zu entſcheiden, was kindiſcher und was praktiſcher war, die Savery'ſche freie Waſſerfläche oder der Papin'ſche Schwimmer.

[21] Dieſelben ſind von Leibnizens Hand in eins der Exemplare der Ars nova eingezeichnet, welche Papin nach Hannover geſandt hatte.

[22] Briefwechſel p. 367.

[23] Von Hofmeiſter 1885.

[24] So nach Deſaguiliers und Stuart, dem Munke folgt. Weshalb ihn Poggendorff und ebenſo Heller und Roſenberger zum Eiſenhändler machen, iſt mir unerfindlich.

[25] Siehe Poggendorff a. a. O. p. 551.

[26] Deſaguiliers a. a. O. p. 92, Note.

[27] Ob man nicht in Deutſchland ſchon früher Leder, um Kolben von Feuerſpritzen zu dichten benutzt hat, iſt mir nicht unwahrſcheinlich geworden, nachdem ich in Leibnizens Nachlaß eine von Gengenbach in Zerbſt angefertigte Zeichnung eines ſolchen gefunden habe, die bereits eine ſehr vollkommene Lederdichtung aufweiſt. Da Leibniz den Namen des Zeichners eigenhändig unter die Zeichnung geſetzt hat, aber ſchon 1716 geſtorben iſt, ſo muß man entweder annehmen, daß ſich die neue Verwendung des Leders ſehr raſch verbreitete oder daß man ſie in Deutſchland bereits kannte. Für die letztere Annahme wird auch die Bemerkung ſprechen, daß man das nach längerem Gebrauch undicht gewordene Leder durch Klopfen desſelben wieder dicht machen könne, weil dieſe Erfahrung doch einen längeren Gebrauch bereits vorausſetzt.

[28] Hammer, Zeitſchrift des Vereins deutſcher Ingenieure 1886, p. 1048.

[29] Papin ſagt ausdrücklich consilium, nicht inventum, wie kurz vorher bei der Erwähnung von Savery's Arbeiten.

[30] Zeitſchrift des Vereins deutſcher Ingenieure 1886, p. 721 u. 1047.

[31] Vgl. Gerland, Die Ofenkonſtruktionen Papins, Glaſers Annalen, 1884, November, p. 162.

[32] Roſenberger a. a. O. II. p. 264.

[33] Vgl. Gerland, Bericht ꝛc. ꝛc. p. 33, Die Geſchichte der Luftpumpe im ſiebenzehnten Jahrhundert, Wiedemanns Annalen XIX., p. 534, und: Der leere Raum, dieſe Vorträge XVIII. S. Heft 416, p. 6.

[34] Vgl. Poggendorff a. a. O. p. 644 ff, und Roſenberger a. a. O. p. 245.

[35] Silvanus P. Thomſon, Philipp Reis, inventor of the telephone. London 1883.

[36] Daß dies von Poggendorff geſchieht, iſt ihm ſelbſt weniger zur Laſt zu legen, da ſeine Vorleſungen über die Geſchichte der Phyſik erſt nach ſeinem Tode veröffentlicht wurden, während er bei Lebzeiten dahin zielende Aufforderungen ſtets ablehnte, weil es ihm an Zeit fehle, ſeine Aufzeichnungen ſo zu vervollſtändigen und kritiſch zu ſichten, wie es ſeiner Anſicht nach für den Druck erforderlich ſei. Ueber Hellers und Roſenbergers Arbeiten läßt ſich nicht dasſelbe ſagen. Ihre Bücher haben die Lücke in der Literatur ausgefüllt, die Lücke in der Wiſſenſchaft haben ſie offen gelaſſen, auch da, wo ihnen vorbereitende Studien den Weg geebnet hatten. Man

wird deshalb alle drei Werke nur mit Vorsicht benutzen können, und leider ist dies hauptsächlich in dem die Erfindungsgeschichte der Dampfmaschine behandelnden Abschnitte nothwendig, der zuma bei Poggendorff an Unklarheiten und Widersprüchen überreich ist.

[37] Im Oktober 1885 hatte der Thüringer Bezirksverein deutscher Ingenieure in Hettstedt durch eine Rede des Herrn Hammer das hundertjährige Jubiläum der im Texte beschriebenen Dampfmaschine gefeiert, im August vor. J. bewilligte der Vorstand des Hauptvereins 1000 Mark für ein Denkmal, welches in Hettstedt das Ereigniß, daß dort die erste Dampfmaschine in Deutschland aus deutschem Material, durch deutsche Arbeiter ohne jede ausländische Zuthat gebaut sei, der Vergessenheit entreißen solle. Hiergegen erhob ich in einem kleinen Aufsatz, der in Nr. 48 des vorigen Jahrganges der Zeitschrift des genannten Vereins abgedruckt wurde, Einsprache, indem ich auf die wirklich erste deutsche Dampfmaschine hinwies und meine Bedenken gegen das Vorgehen des Thüringer Bezirksvereins geltend machte. Ich zitirte dort nur meine Arbeiten, welche die Beweise für meine Behauptungen enthalten, da ich ihren Inhalt als bekannt, jedenfalls als dem Thüringer Bezirksverein zugänglich, annehmen zu dürfen glaubte. In der meinem Aufsatz sogleich folgenden Antwort des Herrn Hammer — das Manuskript meiner Arbeit war ihm zur Einsichtsnahme zugeschickt worden — suchte derselbe meine Einwände zu entkräften, führte aber nur Beweisgründe dagegen an, deren Unhaltbarkeit meine Arbeiten bereits dargethan hatten. Doch mußte ich daraus entnehmen, daß Herr Hammer dieselben nicht kannte, auch nicht, wie es sonst bei derartigen wissenschaftlichen Kontroversen üblich ist, zum Zwecke seiner Entgegnung eingesehen hatte, wozu ihm die Zeit nicht gefehlt haben würde. So führte ich denn nunmehr in einem weiteren in Nr. 4 des diesjährigen Jahrganges der genannten Zeitschrift abgedruckten kleinen Aufsatz aus den Schriften und Briefen Papins die Beweisgründe vor, die dem Leser aus dem Texte bekannt sind. Auch von dieser Arbeit erhielt Herr Hammer einen Korrekturabzug zugeschickt, aber, obwohl mit der Veröffentlichung derselben entsprechend gewartet wurde, zog er es vor, darauf zu schweigen. Dagegen trat der Thüringer Bezirksverein für ihn ein, indem er in seiner Sitzung vom 11. Januar dieses Jahres trotz meines unentkräfteten Beweises den Beschluß faßte, daß er in keiner Weise die hohen Verdienste Papins um die Erfindung der Anwendung der Dampfkraft verkennt, jenen Apparat jedoch nicht als Maschine im heutigen Sinne bezeichnen kann, daß er deshalb keine Veranlassung habe, von seinen früheren (im Texte mitgetheilten) Beschlüssen abzugehen. Man wird es für den Versuch eines Gegenbeweises annehmen dürfen, wenn dem Sitzungsberichte, in Nr. 16 der Zeitschrift des genannten Vereins eine Kopie unserer Figur 4 beigefügt wird. Dieser Versuch fällt leider sehr zu Ungunsten des Thüringer Bezirksvereins aus; denn einen Haupttheil jener Maschine, den Dampfauslaßhahn n, läßt die Kopie einfach weg! Darüber, daß diese so völlig entstellte Maschine keine Dampfmaschine im heutigen Sinne ist, bin ich freilich mit dem Vereine einverstanden; leider sehe ich mich zu dem weitern Zugeständniß gezwungen, daß er die Verdienste Papins, weil er sie eben nicht kennt, auch zu verkennen gar nicht in der Lage ist.

(826) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Roth, Die geologische Bildung d. norddeutschen Ebene. 2. Aufl. (111)	M.	—.75
—, Flußwasser, Meerwasser, Steinsalz. (306)	•	—.75
—, Ueber die Erdbeben. (390)	•	—.80
Runge, Der Bernstein in Ostpreußen. Mit einem Titelbild und 10 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 2. Abz. (55/56)	•	1.60
v. Seebach, Der Vulkan von Santorin nach einem Besuche im März und April 1886 geschildert. Mit 1 Holzschnitt. 2. Aufl. (38)	•	—.80
—, Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung. (153)	•	—.60
Uhlig, Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. (439)	•	1.—
Weger, Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen. (160)	•	—.60
Zaddach, Die ältere Tertiärzeit. Ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde. 2. Abz. (86)	•	—.60
Zirkel, Die Umwandlungsprocesse im Mineralreich. (136)	•	—.60
Zittel, Die Kreide. Mit 4 Holzschnitten. (251)	•	—.80

Soeben erschien in den Zeit- und Streitfragen:

Zur Frage der Regentschaft

bei eintretender

Herrschaftsunfähigkeit des regierenden Monarchen

nach Deutschem Verfassungsrecht.

Eine Studie

von

M. von Oesfeld,

Berlin.

Preis Mk. 1.

Menzel's Gemälde zum Ehrenbürgerbrief

der Stadt Hamburg

für Herrn G. C. Schwabe in London.

In Holzschnitt.

Royal-Format. Abzug auf Chinesischem Papier Mk. 15.

In Photographien:

Kabinett-Format	Preis M. 1.	Folio-Format	Preis M
Doppelkabinet-Format	„ „ 2.	Royal- „	„

von dem stilvoll ausgeführten Diplom, Kabinet-Format, Preis M
und von der dazu gehörigen geschmackvollen Mappe, Kab.-Format, P

Digitized by Google

Verlag von J. F. Richter in Hamburg.

Im Harnisch.

Trutzgesang aus der bedrängten Ostmark

von

Aurelius Polzer.

(Erich Fels.)

Eleg. gebunden 3 Mk., eleg. broschirt 2 Mk.

Lehrzeit und Leben.

Gedichte

von

Karl Teutschmann.

Elegant broschirt 2 Mk., elegant gebunden 3 Mk.

Ein

Liebeleben.

Dichtung

von

Hermann Gosseck.

Elegant broschirt Mk. 3, elegant gebunden Mk. 4.

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

VIII. 1/13

HARVARD COLL
MAY 4 18
LIBRARY

Sammlung

gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 23.

Entwickelung des Welthandels.

Von

Dr. Victor Pfannschmidt.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜

Digitized by Google

In den früheren Jahrgängen der „Zeit- und Streitfragen“ erschienen:

National-Oekonomie.

(57 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 42.75 Mk. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 75 Pf.)

Beta, Die Dichtkunst der Börse. (32) ..... M. 1.—
Bezold, Das Versicherungswesen. (39) ..... „ 1.20
Brentano, Der Arbeiter-Versicherungs-Zwang, seine Voraussetzungen und seine Folgen. (150/151) ..... „ 2.—
Bücher, Die Arbeiterfrage im Kaufmannsstande. (181) ..... „ 1.—
v. Bunsen, Die Donau. (198) ..... „ 1.20
Cohn, Gust., Streitfragen der Eisenbahnpolitik. (45) ..... „ 1.—
—, Was ist Socialismus? (108) ..... „ —.80
—, Vertheuerung des Lebensunterhaltes in der Gegenwart. (77) .... „ 1.—
Conrad, Ueber das Steigen der Lebensansprüche. (91) ..... „ 1.—
Delsa, Beiträge zur Steuerreform. (145) ..... „ 1.—
Eberty, Die Hauswirthschaft und der Markt. (N. F. 1) ..... „ 1.—
Fuld, Die Entwickelung der Moralstatistik. (204) ..... „ —.80
Gareis, Die Börse und die Gründungen nebst Vorschlägen zur Reform des Börsenrechts und der Actiengesetzgebung. (41) ..... „ 1.20
Hartung, Der Check- u. Giroverkehr d. deutschen Reichsbank (133/134 „ 1.80
Haushofer, Das deutsche Kleingewerbe in seinem Existenzkampfe gegen die Großindustrie. (218) ..... „ 1.20
Heinze, Kanäle und Sammelbecken (94) ..... „ —.80
Heitz, Ursachen und Tragweite der Nordamerikanischen Concurrenz mit der Westeuropäischen Landwirthschaft. (158) ..... „ 1.20
Hirsch, Ueber die Verhütung und Bekämpfung der Volkskrankheiten mit spezieller Beziehung auf die Cholera. (51) ..... „ 1.—
Hirschberg, Die Selbsthülfe des Arbeiterstandes als Grundlage seiner Versicherung. (189) ..... „ 1.20
v. Huber-Liebenau, Ueber den Verfall des Zunftthumes und dessen Ersatz im deutschen Gewerbewesen. (121/122) ..... „ 1.60
Jaunasch, Der Musterschutz und die Gewerbepolitik des deutschen Reiches. Gekrönte Preisschrift. (20) ..... „ 1.20
Janssen, Holländ. Kolonial-Politik in Ostindien. (200) ..... „ 1.—
Jodl, Volkswirthschaftslehre und Ethik. (224) ..... „ 1.—
Kleinwächter, Zur Reform der Handwerks-Verfassung. (53) ..... „ 1.—
Lammers, Die Bremer Landwirthschafts-Ausstellung im Juni 1874 (47) „ 1.—
—, Der Moorrauch und seine Kulturmission. (70) ..... „ 1.—
—, Hand-Bildung und Hausfleiß. (157) ..... „ —.80
—, Die Unternehmung im Sparkassengeschäft. (174) ..... „ —.80
Landgraf, Die Sicherung des Arbeits-Vertrages. Eine juridisch-ökonomische Studie. (30) ..... „ 1.20
Laspeyres, Die Kathedersocialisten und die statistischen Congresse. Gedanken zur Begründung einer nationalökonomischen Statistik und einer statistischen Nationalökonomie. (52) ..... „ 1.—
Marggraf, Moderne Stadtbäder. Mit 4 Holzschn. (163/164) ..... „ 1.60
Neumann, Die Theuerung der Lebensmittel. (38) ..... „ 1.20
Oncken, Aug., Die Wiener Weltausstellung 1873. (17/18) ..... „ 1.80
Oppenheim, Die Hülfs- und Versicherungskassen der arbeitenden Klassen. (56) ..... „ 1.20
Paul, Die Zukunft unseres Handels. (N. F. 2) ..... „ 1.—
Perrot, Deutsche Eisenbahn-Politik. (3/4) ..... „ 1.80
—, Die Reform des Zollvereinstarifes. (37) ..... „ 1.20
Pierson, Die Münzfrage. (162) ..... „ 1.—
Platter, Die Pflichten des Besitzes. (176) ..... „ —.80

Entwickelung des Welthandels.

Von

Dr. Victor Pfannschmidt.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Mit dem Zuſammenbruche des gewaltigen Römerreiches, welches das letzte Glied in der Entwickelungskette der alten Welt bildet, beginnt eine neue, die zweite Periode der Welt- und Kulturgeſchichte. Ein neues Volk trat von da ab in den Vordergrund des hiſtoriſchen Schauplatzes, das neue Ideen, zukunftsreiche Keime der politiſchen und ſozialen Entwickelung der Menſchheit in ſich trug, ſie überallhin ausſtreute und zur kräftigen Entfaltung, zum ſegenvollſten Blühen und Fruchttragen brachte — das germaniſche. In der alten Welt war der eigentliche Lebensnerv, das ſtaatgründende und ſtaatregierende Prinzip der ſchroffſte Abſolutismus geweſen, deſſen Hauptziel die Konzentration des geſammten Staatsweſens zu einer höchſten Spitze, deſſen Folge ein ſtarrer, undurchbrechbarer Schematismus des Ganzen war, der jegliche Individualität und Sonderentwickelung vernichten mußte. Dieſes Prinzip, das zwar ein Reich zu einer bedeutenden politiſchen Machtſtellung und auch zu einer gewiſſen, vielleicht ſogar ziemlich hohen Kulturſtufe zu erheben vermag, das aber doch in Momenten ernſter Gefahr und bei allzu langer und allzu ſcharfer Ausübung kraft- und haltlos zuſammenbricht, weil es nicht auf dem ſicheren und unerſchütterlich treuen Grunde des Volkes ruht, aus dem es gleich dem Rieſen Antäus neue Kräfte zum Widerſtande und zur Verjüngung ziehen könnte — dieſes Prinzip hatte ſich in langer Kette von dem einen weltbeherrſchenden Volke auf das andere vererbt und jedesmal den

Beſiegten an dem Sieger durch deſſen dadurch unvermeidlich gewordenen Untergang gerächt. Von Babylon war dieſe verhängnißvolle Theorie des rückſichtsloſen Deſpotismus mitſammt der von ihm gezeitigten Kultur auf Aſſyrien übergegangen. Dann hatte Perſien die Hinterlaſſenſchaft beider angetreten und war nach kurzer Blüthe, durch orientaliſchen Luxus entkräftet, eine leichte Beute des großen Makedoniers und des von ihm vertretenen und im Orient zum Siege geführten Hellenismus geworden. Dieſer aber erlag ſeinerſeits bald wieder dem in jener Theorie enthaltenen Fluche und wurde ſeiner hohen Aufgabe, den Oſten zu verjüngen, untreu. Selbſt das Römervolk, das doch aus ſtärkerem Stamme gewachſen war und neuer, bis dahin in dem Maße unbekannter Tugenden, der Arbeitſamkeit, Sitteneinfachheit, eines ausgeprägten Rechtsſinnes und patriotiſcher Hingebung an das Vaterland ſich rühmen konnte, war, ſobald es auf ſeinem Eroberungszuge bis nach Aſien vorgedrungen war und die Schätze, die Lebensweiſe des Orients in ſeine gewaltige Hauptſtadt aufgenommen hatte, jenem Herrſch- und Kulturprinzipe in der Kaiſerzeit unweigerlich zum Opfer gefallen. Dies Prinzip hatte ſelbſt die Römer dem orientaliſchen Luxus willenlos überliefert und entnervt, ihre eigenthümliche Kultur verdrängt, ſie dem politiſchen und dem Kriegsleben entfremdet und ſie ſo völlig unfähig gemacht, der kühn vorſtürmenden Tapferkeit, der zähen Ausdauer ihres gefährlichſten Feindes energiſchen und erfolgreichen Widerſtand entgegenzuſetzen.

In der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts unterlag denn auch das römiſche Reich gänzlich dem unaufhörlichen Anſturme der Germanen, die es in Stücke zerriſſen und ihre Heimath auf ſeinen Ruinen gründeten, aus denen dann in der Folgezeit neues Leben erblühen ſollte. Die erſten Jahrhunderte der neuen Periode freilich ſind erfüllt von den ärgſten Greueln in der noch völlig unkultivirten germaniſchen Welt, und es ſchien, als

wäre eine bittere Klage über die barbariſche Vernichtung des Kulturgehalts der alten Zeit nur zu berechtigt. Trotz alledem aber leuchtete doch in den neuen und hohen Ideen, welche das Germanenvolk beſeelten und charakteriſirten, das Morgenroth einer neuen, vorſchreitenden, die Menſchheit auf allen Gebieten fördernden Zeit durch dieſe trüben Nebel hindurch. Gleich bei ihrem erſten Auftreten in der Geſchichte nämlich zeigen die Germanen ein ſcharf ausgeprägtes Streben nach Ausbildung, Bethätigung und Wahrung der Individualität, einen unwiderſtehlichen Drang nach Freiheit ſowohl der Perſon wie des Staates, und eine lebhafte, faſt allgemeine Neigung für Selbſtverwaltung: ſie zeigen mit einem Worte den demokratiſchen Grundzug ihres Charakters. Ihr ganzes ſtaatliches und bürgerliches Leben war gegründet auf hohe Tugenden: auf tiefinnere Religioſität, die ſie gerade vor allen anderen Völkern befähigte, den befreienden und menſchenbildenden Gehalt des Chriſtenthums voll in ſich aufzunehmen, es zu vertiefen und aller ſtörenden Schlacken des Wunderglaubens und der Dogmenſucht zu entledigen; es war ferner gegründet auf ſtrenge Wahrheitsliebe, reges Ehrgefühl und unwandelbare Treue, die ihren poetiſch verklärten Ausdruck im Nibelungen- und Gudrunliede gefunden. Es war in der That nicht tendenziöſe Schönmalerei, ſondern ein Ausdruck der Wahrheit, ein Akt der Gerechtigkeit, wenn Tacitus von ihrem Lande rühmte: Plus ibi boni mores valent quam alibi bonae leges. (Dort wirken gute Charaktereigenſchaften mehr, als anderswo gute Geſetze.)

Ein Volk mit einem ſo tief angelegten Charakter mußte, ſobald es erſt aus dem nebelhaften Dunkel epiſchen Lebens in das helle Tageslicht der Geſchichte eingetreten war, ſehr bald einen weitgehenden Einfluß auf die Weltgeſchicke gewinnen, einen Einfluß, der jetzt, im Verlaufe der Jahrhunderte, auf oft eigenthümlichen Wegen zu einem weltbeherrſchenden geworden iſt.

Das beweiſen einige Zahlen, die in ihrer Einfachheit wahrhaft überwältigend ſind. Von den ca. 20 Millionen Tonnen der Rhederei aller Völker der Erde kommen auf die germaniſchen: Großbritannien, Nordamerika, Deutſchland, Norwegen, Schweden, Holland, Oeſterreich und Dänemark allein ca. 16 Millionen, und von dem Waarenhandel aller Länder, der nach neueren Berechnungen ca. 60 000 Millionen Mark beträgt, entfallen auf die wenigen germaniſchen ca. 37 000 Millionen. Freilich mußte das Germanenvolk vorher noch mannigfache Wandlungen durchmachen: viele Stämme gingen zu Grunde, ſpurlos, wenn auch ruhmvoll; einige wurden dem germaniſchen Nationalcharakter untreu und nahmen widerſtandslos römiſche Sprache und Kultur an. Die Ueberdauernden aber und feſter Gefügten brachten, wenn auch erſt nach langen und blutigen, oft völlige Vernichtung drohenden Kämpfen gegen die allen freien Fortſchritt lähmenden Gewalten der Hierarchie und des von neuem ſein Haupt erhebenden Abſolutismus, unbeirrbar und ſtets aus dem unzerſtörbaren Volksthum ſich verjüngend, jene Freiheits- und Selbſtverwaltungsideen, jene ſittlichen Tugenden zur ſiegreichen Entfaltung und, freilich noch immer nicht vollſtändigen, Verwirklichung im bürgerlichen und ſtaatlichen Leben. Sie erſt waren es, welche die gänzliche Loslöſung der Arbeit von allem geſellſchaftlichen Zwange und allen ſtaatlichen Beſchränkungen nach und nach begannen und durchführten, welche den auf Sklaventhum und ſtrenger Kaſtenordnung beruhenden Staaten des Alterthums unbekannt blieb und wegen der egoiſtiſchen Unterdrückung des größten Theils auch der an und für ſich Freien durch die verhältnißmäßig wenigen Reichen und Vornehmen unbekannt bleiben mußte. Und erſt durch die Entfeſſelung der Arbeit und durch energiſche Verwerthung aller Volkskräfte war es den Germanen möglich, die Weltherrſchaft zu erringen und die gewaltigſten Fortſchritte in der Induſtrie und im Welthandel

hervorzurufen, gegen deren jetzige ungemeſſene Ausdehnung und Bedeutung alles, was das Alterthum und das ſogenannte Mittelalter darin geleiſtet haben, in den dunkelſten Schatten zurücktritt.

In einem Zeitpunkte nun, wo auch Deutſchland, das bisher nur durch Privatthätigkeit einzelner Städte Antheil am Welthandel gehabt, ſich anſchickt, geeint durch gewaltige Kriege und als erſte Landmacht anerkannt, auch von Staatswegen und geſchloſſen den ihm gebührenden Rang als Seemacht einzunehmen, wo es mit glücklichſtem Erfolge in die Reihe der älteren Kolonialmächte eingetreten iſt, dürfte eine kurze Betrachtung der Entwickelungsgeſchichte des Welthandels angemeſſen erſcheinen.

So wenig direkte Zeugniſſe wir auch haben, ſo dürfen wir doch mit vollem Rechte annehmen, daß ſchon ſeit den älteſten Zeiten ein verhältnißmäßig belebter Handel in Aſien zwiſchen den beiden wichtigſten Ländern, Indien und Meſopotamien, ſtattgefunden hat. Der Sitz der älteſten Weltherrſchaft war in dem fruchtbaren Tieflande zwiſchen Tigris und Euphrat, fruchtbar freilich nur durch künſtliche Bewäſſerungsanlagen. Indien aber bot damals, wie noch heute, eine unerſchöpfliche Fülle von köſtlichen Gewächſen, edlen Schätzen der Erde und kunſtreichen Arbeiten des Gewerbfleißes. Wenn auch wegen der Beſchwerlichkeit und der weiten Entfernung nicht häufig, ſo zogen doch zu beſtimmten Zeiten große Karawanen aus dem wichtigen, faſt einzigen Thore Indiens, dem Kheiberpaſſe im Hindukuſch, durch Irans wüſte Gegenden auf der ſpäter ſogenannten „Königsſtraße“ über Kâbul, Herât, Meſchhed, wo ein anderer, ebenfalls ſeit lange betretener Handelsweg von China durch den Terekpaß im Pamirplateau mündete, über Teherân, Hamadân nach Babylon und Ninive. Von hier aus kamen die Waaren dann ſehr bald, ebenfalls auf Wüſtenwegen, nach Syrien, an die Küſte des Mittelländiſchen Meeres, wo die Phönizier und ſpäter die

Griechen die wichtige Aufgabe übernahmen und mit größtem Eifer durchführten, die viel begehrten Schätze an Gold, Silber, Edelsteinen, Perlen und Korallen, an Sandel- und Ebenholz, Salböl, Räucherwerk, Gewürzen, Baumwollen- und Seidengeweben nach allen Küsten dieses großen Kulturmeeres zu verführen. Die Phönizier waren recht eigentlich das Bindeglied zwischen Asien und Europa, und wenn sie auch nicht gerade eine selbständige Kultur ausgebildet hatten, so haben sie doch das große Verdienst, die verhältnißmäßig hohe Kultur und Bildung des Ostens durch ihre Handelsthätigkeit den Mittelmeerbewohnern gebracht und zukunftsreiche Keime neuer, eigenartiger Bildung, namentlich in Griechenland, befruchtet und entwickelt zu haben.

Um den weitgehenden Anforderungen an ihre Waarenvermittelung reichlicher genügen zu können, hatten die Phönizier noch einen zweiten Weg für Produkte und Fabrikate aus Indien eröffnet, einen zur See, den die eigenthümliche Erscheinung des Monsuns in dem indischen Ozean zu einem bequemeren und schnelleren machte. Er zog sich von der reich mit Handelsstädten besetzten Westküste Indiens längs der Küste Persiens und Südarabiens hin, und die auf ihm kommenden Waaren fanden ihren Stapelplatz in der heutigen Provinz Jemen und auf der jetzt ganz unbedeutenden Insel Sokotora, wohin auch noch die Produkte von dem nahen Ostafrika gebracht wurden. Von hier holten sie ägyptische Kaufleute nach Aegypten, und phönizische das Rothe Meer hinauf nach dem wichtigen Handelsplatze Eziongeber am Meerbusen von Akaba, um sie von da über die nun verschwundene Stadt Petra, die kurze Strecke zu Lande, nach Tyrus zu bringen. Diese fast zwei Jahrtausende währende Handelsthätigkeit war, zumal ihr eine sorgfältig ausgebildete und rührige Industrie in Kleinasien, Phönizien, Aegypten und Griechenland zur Seite stand, den Verhältnissen nach sehr bedeutend, und es erlaubt uns einen Rückschluß auf die übrigen

Handelszweige, wenn wir bei dem älteren Plinius leſen, daß der Export von Indien nach Italien allein in Luxusgegenſtänden, namentlich in ſeidenen Gewändern und Edelſteinen, jährlich ca. 16 Millionen Mark betragen habe. Derſelbe berichtet uns auch, daß der Edelſteinſchmuck einer Lollia Paulina 6 Millionen Mark werth geweſen ſei.

Mit dem Untergange des weſtrömiſchen Reiches und während der Staatsgründungen der Germanen in ſeinen Provinzen ſank allmählich dieſer ausgedehnte Handel bis zu tiefer Ebbe; nur das byzantiniſche Reich wußte allein noch die Genüſſe des Orients zu ſchätzen und ſich zu verſchaffen. Denn die Germanen lebten meiſt einfach; die Erzeugniſſe ihres Bodens im Verein mit der Beute der Jagd genügten ihnen, und der Luxus war dem rauhen, unkultivirten Volke noch etwas Unbekanntes. Die wilden Fehden der Stämme gegen einander und die grauſigen Bürgerkriege, namentlich im Frankenlande, hätten auch die nöthige Sicherheit des Handelsverkehrs in größerem Maßſtabe nicht aufkommen laſſen, falls ſich wirklich Konſumenten genug gefunden hätten. Zu dieſen inneren Gründen für den gänzlichen Zurückgang des Handels in der erſten Zeit des Mittelalters kommt noch ein äußerer. Im wilden Eroberungszuge ſchritt ein neuer furchtbarer Feind einher, der Muhamedanismus, der ſowohl die Reſte der antiken Welt um das Mittelmeer herum niederwarf, als auch die eben erſt in dem neuen Boden Wurzel ſchlagenden Keime des Germanenthums zu vernichten drohte und von Weſten her die Unterwerfung Europas unter die Oberherrſchaft des Islams verſuchte, die ihm im Oſten der zähe Widerſtand des byzantiniſchen Reiches wehrte.

Unaufhörlich quoll der Strom der fanatiſchen Anhänger eines echt orientaliſchen Religionsweſens aus den Wüſtengegenden Arabiens hervor und fluthete mit unwiderſtehlichen Wellen über Syrien, Nordafrika nach Spanien hinüber und ſchließlich ſogar nach Gallien.

Allein ſchon war das Frankenvolk unter der Führung eines wahrhaft ſchöpferiſchen Geſchlechts ſo weit gefeſtigt und erſtarkt, daß es jenen zerſtörungsſüchtigen Schaaren Halt gebieten und die „Unbeſieglichen“ über die Pyrenäen zurückzugehen zwingen konnte. Der ſiebentägige heiße Ringkampf in der Ebene zwiſchen Tours und Poitiers rettete die edlere Zukunft Europas und erwies aufs Glänzendſte die Ueberlegenheit des freien germaniſchen Geiſtes über den Fanatismus der Barbaren und den in ihrem Gefolge ziehenden Abſolutismus. Nun konnte ſich die germaniſche Welt ungehindert von äußeren Einflüſſen nach natürlichen Bedingungen entwickeln. Es folgte der theils friedliche, theils gewaltſame Zuſammenſchluß aller germaniſchen Einzelſtämme zu einem Weltreiche unter Karl dem Großen, ſeine für Jahrhunderte maßgebende Staatsorganiſation in Verwaltung und Aufſicht und die weitere Ausbildung des für das Mittelalter ſo wichtigen Lehnweſens. Freilich mußte ſich erſt noch bald nach dem Tode dieſes großen Herrſchers eine geſchichtliche Nothwendigkeit vollziehen: die Trennung der unverſchmelzbaren Glieder des Volkes, der romaniſirten und der germaniſch gebliebenen, zu ſelbſtändigen Staatsganzen, die Trennung in Frankreich und Deutſchland, die dann beide neben einander die eigenthümlichen Pfade ihrer Entwickelung gingen.

Während nun beide in den folgenden Jahrhunderten an dem inneren Ausbau ihrer Verfaſſung arbeiteten und vor allem erſt eine politiſche Machtſtellung in Europa zu erlangen ſuchten und wirklich errangen, Deutſchland ſogar eine leitende, bekam, freilich von anderer Seite her, der Handel eine erneute Anregung, aus der ſich in der Folge eine ganz bedeutende Handelsthätigkeit entwickeln ſollte. Dieſe Anregung gaben die faſt zwei Jahrhunderte währenden Kreuzzüge, welche die romaniſchen Völker wiederum, die germaniſchen zum erſten Male in ausgedehnterem Maße mit dem Oriente, ſeinen Erzeugniſſen und

höheren Genüſſen bekannt machten. Freilich waren ſchon hier und da von Italien, das, wenn auch ſchüchtern noch, die alten Pfade wieder aufſuchte, von Ravenna, Venedig und Rom einzelne fremde Erzeugniſſe nach Deutſchland gekommen, freilich hatte ſich ſchon von Byzanz her auf der Donau ein reger Handelsverkehr gebildet, der, als die Ungarn im neunten und zehnten Jahrhundert dieſen Fluß ſperrten, auf dem Landwege durch Rußland nach den nördlichen Gegenden Deutſchlands, nach der Oſtſee ſich gewendet — aber das wollte noch wenig ſagen. Erſt mit dem Beginn und im Verlaufe der Kreuzzüge traten die Deutſchen und Franzoſen in engere Verbindung mit dem Morgenlande. Die Kreuzfahrer lernten auf ihren Zügen nach dem gelobten Lande und bei ihrem bisweilen längeren Aufenthalte dort aus eigener Anſchauung die Annehmlichkeit des orientaliſchen Lebens und den dort herrſchenden Luxus kennen und ſchätzen und wollten auch nach ihrer Heimkehr dieſe Genüſſe nicht entbehren; ſie verpflanzten dann die Kunde davon nach der Heimath und erregten dadurch den zurückgebliebenen Volksgenoſſen die Sehnſucht nach ihnen. Wiederum, wie einſt, wurde das Mittelmeer der lebens- und bewegungsvolle Schauplatz des Handels, aber eines bei weitem ausgedehnteren Handels, deſſen Erträgniſſe namentlich den italieniſchen Städten Venedig, Piſa, Lucca, Genua zugute kamen und ihnen zu ungeahnter Blüthe verhalfen. Denn nicht mehr blos die Länder des Mittelmeers umfaßte das Abſatzgebiet dieſes Handels, ſondern auch den ganzen Nordweſten und Norden Europas, der den Alten ſo gut wie unbekannt geweſen und damals noch im dämmernden Dunkel der erweckenden Sonne geharrt hatte. Von den italieniſchen Städten, die auf ihren Flotten die Waaren von der kleinaſiatiſchen und ſyriſchen Küſte, ſpäter auch vom ſchwarzen Meere und von Alexandria nach der Heimath holten, kamen ſie über die Alpenpäſſe zuerſt nach den im Gebiete der oberen Donau gelegenen, nun ſchnell empor-

blühenden Städten Augsburg, Nürnberg, Ulm, Regensburg, Ingolstadt, Wien. Von hier aus wurden sie durch ganz Deutschland vertrieben, über Leipzig, Erfurt, Braunschweig, Dortmund, Soest, Köln nach Holland und den Städten im Gebiet der Nord- und Ostsee, Bremen, Osnabrück, Hamburg, Lübeck, Danzig und Stettin, die sich dann später zum Schutze ihres nordischen Handels zu dem so wichtigen Hansabunde zusammenschlossen. Hier mündete auch der schon vorher erwähnte, nun ebenfalls stärker frequentirte Handelsweg vom schwarzen Meere über Kiew, das auch mit Nürnberg in direkter Verbindung stand, und Nowgorod. Die aus dem Orient massenhaft herbeiströmenden Rohprodukte riefen dann sehr bald eine bedeutende Industrie in Italien, besonders aber in Deutschland hervor, die dessen Städte zu reichen und mächtigen Plätzen erhob und die vorher blos Empfangenden nun auch zu Gebenden machte. Es war eine frische, freudig aufstrebende Zeit, in der Hand in Hand und in lebendigster Wechselwirkung mit der Blüthe des Handels und des materiellen Lebens auch Kunst und Wissenschaft zu dem höchsten, ihnen im Mittelalter erreichbaren Gipfel emporklommen und später, nach dem Verfall des Ritterwesens, eine erfreulich allgemeine Verbreitung über alle Länder Westeuropas gewannen.

Je größer aber im Verlaufe des 13. und 14. Jahrhunderts die Zufuhr fremder Natur- und Industrieprodukte aus Ost- und Südasien wurde, je stärker noch ferner Bedürfniß und Nachfrage darnach sich erhoben, um so schwerer empfand es die Handelswelt, daß der Transport der Waaren ein so zeitraubender und mit vielfachen Schwierigkeiten verbundener war. Die Waaren mußten erst auf langen und äußerst beschwerlichen, oft von nomadischen Räuberhorden unsicher gemachten Karawanenwegen nach den Küsten des Mittelmeers geschafft, dort in die Schiffe gebracht und in Italien wieder umgeladen werden, um

dann den nicht minder beſchwerlichen, nicht minder gefährlichen Weg über die Alpenpäſſe nach Deutſchland anzutreten. Es machte ſich infolge deſſen im 15. Jahrhundert, namentlich in Portugal und Genua, das Beſtreben geltend, einen neuen, wenn auch nicht kürzeren, ſo doch bequemeren Handelsweg nach dem durch die ausgedehnten Reiſen des berühmten Marco Polo in Indien, China und dem indiſchen Archipel bekannter gewordenen, unerſchöpflichen Oſt- und Südaſien zu eröffnen. Man nahm zu dieſem Zwecke die Verſuche, ſüdlich an der weſtafrikaniſchen Küſte vorzudringen und dort dieſen ungeheuren Erdtheil zu umſchiffen, wieder auf, die, wie die Geſchichte lehrte, die Phönizier und beſonders die Karthager unter Himilko (500 v. Chr.) und Hanno (470 v. Chr.), der ſchon bis über die Kanariſchen Inſeln hinausgelangt war, einſt unternommen, aber aus Mangel an Muth und an geeigneten nautiſchen Hülfsmitteln nicht zu Ende geführt hatten. Ueberall in den betheiligten Kreiſen wurde die Frage nach der Ausführbarkeit dieſes Unternehmens erörtert, und in Portugal ſchritt man rüſtig zur praktiſchen Löſung derſelben. Hier wurzeln die kühnen Fahrten unter dem Infanten Heinrich und König Johann II. Eine andere Löſung der Frage, wie man bequemer nach Indien gelangen könne, ging von Genua aus. Hier war einer der kühnſten und genialſten dieſes an unternehmenden Männern ſo reichen und von faſt fieberhafter Entdeckungsluſt ergriffenen Jahrhunderts erſtanden, in deſſen Seele der Gedanke emporgetaucht war, man müſſe, da die Erde eine Kugelgeſtalt habe, unter ſorgſamer Anwendung des Kompaſſes auch auf einer ſtetig weſtwärts gerichteten Fahrt über den offenen Ozean endlich nach dem indiſchen Archipel und von da nach Indien gelangen. Je mehr Columbus dieſen ſeinen Gedanken verfolgte und nach allen Konſequenzen prüfte, deſto unumſtößlicher wurde ihm die Wahrheit und Folgerichtigkeit desſelben, und von dem Augen-

blicke an war ihm das Ziel seines Lebens gewonnen. Für die Verwirklichung seiner Idee und an der Hinwegräumung aller entgegenstehenden Hindernisse, die blöde Unwissenheit, mönchische Kabalen und kleinliche Eigensucht ihm in den Weg legten, arbeitete nun dieser seltene Mann mit einer Energie und Beharrlichkeit, der unsere rückhaltlose Bewunderung gebührt. Diese vielversprechenden Bestrebungen nach beiden Richtungen hin und zugleich die ganze Periode des Mittelalters brachten fast gleichzeitig zwei weltumgestaltende Ereignisse zum Abschluß, die zugleich als mächtige Grund- und Eckpfeiler am Eingange einer neuen, auch auf anderen Gebieten hochbedeutsamen Zeit stehen: die endliche Auffindung des Seeweges nach Indien um Afrika herum und die Entdeckung Amerikas.

Beide Ereignisse aber waren in ihrer Ausnutzung, ihren Folgen und ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Welthandels sehr von einander verschieden. Was zuerst den Seeweg nach Indien betrifft, so war dieser in der ersten Zeit unstreitig der frequentere und für den Handel vortheilhaftere. Mit rühmenswerthem Eifer und vielversprechender Energie machten sich die Portugiesen daran, die Früchte ihrer fast hundertjährigen Bemühungen einzuernten. Sie brachten es in kurzer Zeit durch die Tapferkeit ihrer Vizekönige, besonders des Almeida und Albuquerque, dahin, ihre Herrschaft über Vorder- und Hinterindien, freilich nur in den Küsten- und Hafenstädten, wie Ormuz, Diu, Goa, Calicut und Malacca, und über die Inseln des indischen Archipels durch Handels- und Freundschaftsverträge, die häufig zu Schutz- und Trutzbündnissen und Klientelverhältnissen führten, auszudehnen, festen Fuß in China zu fassen und von dort aus mit Japan Handelsverbindungen anzuknüpfen. Nun strömten die kostbaren Waaren, Seidenstoffe, Droguen und Gewürze, nach Portugals Hauptstadt Lissabon, die dadurch mit einem Schlage, kann man sagen, die

Metropole des Welthandels wurde. Hier häuften die Portugiesen die Produkte ihrer Kolonien in riesigen Massen auf, von hier bezogen sie die niederländischen Städte Brügge, Gent und vor allen Antwerpen in ihren eigenen Schiffen, um sie geschäftig nach dem Norden und Nordosten weiter zu verbreiten und dadurch den Handel von Italien durch Deutschland lahm zu legen. Ja selbst die Italiener, die bisher den Haupthandel mit Indien in Händen gehabt und sich im Verein mit den indischen und ägyptischen Fürsten vergeblich bemüht hatten, die Portugiesen aus dem indischen Ozean wieder zu verdrängen, sahen sich nun gezwungen, um die Waaren möglichst schnell, ja überhaupt zu bekommen, auch ihrerseits nach Lissabon zu segeln und sie von dort zu holen. Dadurch sank der Handel im Mittelmeer von im Anfange nur langsam, später immer schneller. Die ehemals so reichen Städte verarmten, die Industrie nahm ab, der Waarenumsatz nach Deutschland ging zurück, wilde Fehden tobten zwischen Fürsten und Städten und unter den Bürgern selbst. Fremde Eroberer: Spanier, Schweizer, Franzosen und Deutsche drangen in das Land und verheerten es, und die stolze Königin der Meere mußte ihr hohes Haupt unter die Zwingherrschaft Fremder beugen. Und bald kam die Zeit, wo sich das Mittelmeer, nun wieder ein Tummelplatz gieriger Korsaren, mit dem obskuren Range eines Binnenmeeres von mäßiger Bedeutung begnügen mußte.

Aber dem so schnell aufgeblühten Portugal war es trotz seiner Großthaten nicht beschieden, den Welthandel dauernd an sich zu fesseln. Die Portugiesen besaßen nicht die geistige Freiheit und Schwungkraft, die zu einer welthistorischen Kulturaufgabe befähigen: wageluſtig und tapfer, vermochten sie wohl den Impuls zu Eroberungen zu geben; aber die zähe Ausdauer, die der Siegerkunst als erhaltendes Element zur Seite stehen muß, die scharfe Erwägung und Verfolgung der Konsequenzen einer

kühnen That und ſchöpferiſche Geſtaltungskraft gingen dieſen Südländern ab. Während ihr Blick in die Ferne gerichtet war und nach mühelos erworbenen goldenen Früchten geizte, ſiechten im eigenen Lande die Mittel und die treibende Arbeitsluſt dahin, welche allein einem Volke dauernden Wohlſtand zu ſchaffen vermag. Daheim verſchmähten ſie Ackerbau und Kleinhandel und ließen die Induſtrie verfallen. In den Kolonien aber mußte ihr ausgedehntes Raub- und Bedrückungsſyſtem, ihre Verachtung der Eingeborenen, ihrer Geſetze und Gebräuche, ihre Betrügereien bei Kauf und Verkauf ſehr bald ihre Herrſchaft, zumal die Krone faſt allein den Vortheil aus den Einkünften zu ziehen ſuchte, verhaßt machen und einem gewandteren und klügeren Konkurrenten überliefern. Und dieſer Konkurrent erſtand in den gewerbthätigen und unternehmungsluſtigen, ſchon längſt indirekt an dem oſtindiſchen Handel ſich betheiligenden Niederlanden. Holland folgte den Eroberern Schritt für Schritt nach und wußte in kurzer Zeit die Portugieſen von Indien und den übrigen Handelsgebieten abzudrängen und an ihrer Stelle ſich niederzulaſſen, beſonders da dieſe durch die drückende Inquiſition aller freieren Regung verluſtig gegangen waren und von 1580—1640 unter dem nicht minder drückenden Joche Spaniens ſchmachteten.

Der fanatiſche Unterdrückungseifer Philipps II. war es, der, außer dem ſtaatlichen Ruin Portugals, die Verlegung des Welthandelsſitzes nach Holland veranlaßte. Schon im 15. und 16. Jahrhundert war in den Niederlanden reger Handelsverkehr und namentlich war hier die Haupthandelsſtadt Antwerpen ein Weltmarkt erſten Ranges. Hierhin ſtrömten die Waaren der Portugieſen, das Gold Spaniens, die Wolle und Wollenfabrikate Englands, indiſche Produkte und Induſtrieartikel aus Italien; hierher kamen die Schiffe der Hanſa, um die Oſtſeeländer, die britiſchen, um England zu verſorgen; aus rieſigen Stapellagern

wurden die Handelsartikel überallhin verführt. Zeitgenossen behaupten, daß Antwerpen in der Zeit seiner Blüthe in einem Monat mehr Geschäfte gemacht habe, als Venedig während seiner glänzendsten Periode im ganzen Jahre. Dieser bedeutendste Handelsplatz wurde indessen gegen Ende des Jahrhunderts ein Opfer der hartherzigen Politik König Philipp's, seines grausamen Absolutismus und seines gegen Holland geführten Vernichtungskrieges. Die Stadt wurde 1576 drei Tage lang von den wilden Horden Spaniens geplündert und aufs Grauenhafteste mit Mord und Brand gemißhandelt, dann 1585 von Alexander von Parma erobert und viele ihrer Bewohner zur Auswanderung gezwungen. Infolge dieses furchtbaren Verlustes und der unmenschlichen Verwüstung der Niederlande ging der Handel Hollands sehr zurück, um jedoch bald darauf weit glänzender und großartiger sich wieder zu heben. An Antwerpens Stelle, dessen Handel eigentlich nur passiv, das nur der Versammlungspunkt fremder Kaufleute gewesen war, trat Amsterdam und übernahm, die Vorgängerin bald überstrahlend, die Führerrolle in dem nun folgenden Kampfe gegen Philipp's Seeherrschaft. Um nämlich die Holländer für ihren Abfall von seiner Krone zu züchtigen, hatte Philipp II. ihnen 1584 den Hafen von Lissabon, aus dem sie fast allein die Waaren bisher bezogen, verschlossen, und so sahen sie sich gezwungen, selbst auf Eroberungen auszugehen, um die für sie so nothwendigen Produkte sich zu verschaffen, des Feindes Anschläge zunichte zu machen und im Offensivkriege ihn an der einzigen verwundbaren Stelle zu fassen. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts waren Holländer in Indien gelandet, hatte Cornelius Houtmann, Mitglied einer Gesellschaft „für die Ferne", die Insel Java umsegelt, die bis auf den heutigen Tag eine so große Bedeutung für das holländische Handels- und Kolonial wesen behalten hat. Ermuthigt durch solche Privatunter-

nehmungen, gründeten die Holländer im Jahre 1602 die „Vereinigte Oſtindiſche Kompagnie" und ſandten ihre Flotten gegen die ſpaniſchen und die unter Philipp's Herrſchaft ſtehenden portugieſiſchen aus, und es gelang ihnen aus den vorher erwähnten Gründen leicht, ihre Feinde faſt gänzlich aus Südaſien, dem indiſchen und großen Ozean zu vertreiben. Von da ab iſt Holland die erſte See- und Handelsmacht der Welt, und Indiens Reichthümer flutheten nun direkt nach dieſem äußerſt günſtig gelegenen Lande. Und gerade die ein halbes Jahrhundert vorher erfolgte grenzenloſe Verwüſtung und das ſchreckliche Elend, das die Niederlande unter den Händen des ſpaniſchen Würgers zu erdulden gehabt, rückte die nunmehrige Erhebung und Machtentfaltung der nördlichen Provinzen, die ſich vom Joche losgeriſſen und kühnen Muthes ihre Freiheit ſtandhaft vertheidigt hatten, in das glänzendſte Licht.

Die dominirende Stellung Hollands währte bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts; dann aber trat ein Stillſtand, zuerſt langſam, ſchließlich immer rapider ein Rückgang ein. Dieſer wurde hauptſächlich herbeigeführt durch das aufſtrebende England, das, nach innen und außen mächtig emporgehoben durch die ſegensreiche Regierung der Königin Eliſabeth, ſchon lange durch die Menge und Güte ſeiner Induſtrieartikel ein gefährlicher Konkurrent im Handel für Holland geweſen, wenn es auch mit dieſem Lande politiſch eng verbunden war in den Kämpfen der germaniſch-proteſtantiſchen gegen die romaniſch-katholiſche Welt. Das anfängliche Bündniß aber löſte ſich nach Beſiegung der gemeinſamen Feinde bald zwiſchen den neidiſchen Nebenbuhlern. Die erſte und ſchwerſte Wunde erlitt der Handel Hollands durch die Navigationsakte Oliver Cromwell's vom 9. Oktober des Jahres 1651. Dieſe, die Grundlage und das treibende Moment für Englands Größe zur See, beſtimmte außer Anderm, daß Einfuhr von Gütern in die britiſchen

Kolonien nur britiſchen Schiffen geſtattet ſein ſolle, daß außereuropäiſche Waaren nur in britiſchen Schiffen nach England gebracht, daß ferner europäiſche Produkte nur in engliſchen Fahrzeugen oder denen des Erzeugungslandes eingeführt werden dürften. Es war klar, gegen wen die Spitze dieſer Akte gerichtet war. Die Holländer, deren großartiger Zwiſchen- und Frachthandel eine Hauptquelle ihrer Einkünfte war, die im eignen Lande nur wenig Handelsartikel hatten, ſahen ſich dadurch, daß ſie nun mit einem Schlage vom Handel mit England und deſſen Kolonien ausgeſchloſſen waren, in ihren Intereſſen empfindlich geſchädigt und begannen einen Krieg, um das verlorene, durch den Uſus geheiligte Recht zu behaupten. Dieſer Krieg von 1652—1654 aber fiel, wenn auch nicht momentan ungünſtig für die Holländer, ſo doch infolge der Tapferkeit und des Geſchicks der engliſchen Admirale Blake und Monk nicht ſiegreich aus: der Glaube an die Unüberwindlichkeit und die unbedingte Seeherrſchaft der Holländer war dahin und — was das Schlimmſte war — die ausſchließende Navigationsakte blieb in Kraft. Dieſe folgenſchweren Beſtimmungen des allmächtigen Lord-Protektors von England aber zwangen nun das Volk, deſſen Unternehmungsgeiſt ſchon von Eliſabeth ſo kräftig erweckt war, den bisherigen paſſiven Handel aufzugeben und aktiv eingreifend jene ſchon unentbehrlichen Produkte Aſiens, die es bisher faſt ausſchließlich von Holland bezogen hatte, ſich ſelbſt zu holen. Schon während der bürgerlichen Unruhen unter den letzten Stuarts und dann im großartigſten Maßſtabe nach ihrer endlichen Beilegung und der Thronbeſteigung des Hauſes Hannover verfolgten die Engländer dieſen Zweck, der ſie in einen langen und heftigen Kampf mit den im indiſchen Ozean die Vorherrſchaft beſitzenden Holländern bringen mußte. Und ſobald ſie dort nur erſt feſten Fuß gefaßt hatten, was ihnen bei dem nun auch gegen die Holländer ſich überall

zeigenden Hasse nicht schwer fiel, war es ihr Hauptbestreben, sie wenigstens von Indien ganz abzudrängen und hier die alleinige Herrschaft an sich zu bringen. Und sie haben ihr Ziel im Laufe der Zeit erreicht, erreicht durch ihre beispiellose Unermüdlichkeit, ihren spekulativen Handelsgeist, ihre diplomatisch-gewandte Benutzung aller nur irgend sich bietenden Vortheile, glänzend erreicht, wenn auch mit oft nicht allzu lauteren und milden Mitteln. Ihre dominirende Herrschaft in Süd- und Ostasien ist unbestritten, so überwältigend, daß alle übrigen Seehandel treibenden Mächte dort nur geduldet erscheinen.

Mit der Auffindung des direkten Seeweges nach Indien war der Handel in eine andere Bahn gelenkt; das Mittelmeer und die früher üblichen Handelswege wurden vernachlässigt, wenn auch nicht ganz verlassen. Der Schauplatz und der Sitz des Welthandels war nach den Ländern am atlantischen Ozean verlegt worden, den Endpunkten des neuen Weges, zuerst nach Portugal, dann nach Holland und schließlich nach England. Die Handelsobjekte aber, die auf ihm kamen, waren durchaus dieselben geblieben wie im Mittelalter, wenn sie auch wegen des leichteren Transportes, des von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich mehrenden Umsatzes und des stärker sich erhebenden Handelsgeistes in weit größeren Massen, als vorher, nach Europa gebracht und da verbraucht wurden. Es war der alte Inhalt geblieben, er war nur in eine neue Form gegossen worden; es hatten wohl die Zahlen in den einzelnen Handelsartikeln zugenommen, aber kaum die Zahl derselben. Und so kann sich denn dies Ereigniß, so segensvoll es auch gewesen ist, in Bezug auf seine weltumgestaltende Bedeutung in keiner Weise mit jenem zweiten Ereigniß vergleichen, das zwar erst bei weitem später, aber dafür um so werthvollere Früchte gezeitigt hat.

Die Entdeckung Amerikas — diesen Namen erhielt der

neue Erdtheil, nachdem des Columbus Meinung, an den äußersten Grenzen des indischen Archipels angekommen zu sein, durch weitere Entdeckungen und schließlich durch Bilbao's Uebersteigung der Landenge von Darien und den Anblick des großen Ozeans unwiderleglich als falsch erkannt worden war — kam im Anfange ausschließlich dem Königreich Spanien zugute. Sie erhob dieses Land, das kurz vorher noch in viele kleine Staaten getheilt gewesen war und infolge der Vertreibung der fleißigen und gewerbsamen Mauren, durch die dadurch hervorgerufene Verödung des Ackerbaues und durch die Vernichtung der einst so blühenden arabischen Kultur sich in armem und elendem Zustande befand, mit einem Schlage zu einer Welt- und Seemacht ersten Ranges. So war im 16. Jahrhundert, da auch der ostindische Handelsverkehr seinen Sitz in Portugal aufgeschlagen hatte, die pyrenäische Halbinsel der Mittelpunkt des gesammten Welthandels, und vor allen übrigen Handelsplätzen der Erde leuchteten, ein strahlendes Dreigestirn, Sevilla, Cadix, Lissabon.

Allein die Spanier verstanden es nicht, die tiefe Bedeutung des neuen Erdtheils zu würdigen, den Markt Europas mit seinen bis dahin unbekannten Produkten zu bereichern, altbekannte und bewährte in den weiten und fruchtbaren Länderstrecken rationell anzupflanzen und so eine ungemessene und lange dauernde Steigerung ihrer Produktion herbeizuführen: sie zeigten mit einem Worte einen fast unglaublichen Mangel an organisatorischer und kolonistischer Begabung. Ihr ganzes Bestreben, fast die einzige Ausnutzung des neuen Ertheils ihrerseits bestand darin, die sich in Amerika findenden Edelmetalle, vorzüglich in Peru, Bolivia und Mexiko, auf alle Weise zusammenzubringen. Ungeahnte Massen Goldes und Silbers — Spanien hat bis zur Mitte unseres Jahrhunderts mehr als 7 Milliarden daher bezogen — flossen nun in scheinbar unversieglichem Strome

nach Europa, überſchwemmten dort den Geldmarkt und machten die Preiſe in unerhörter Weiſe fallen. Aus allen Ländern drängten ſich Abenteurer herbei, aus dem goldenen Strome zu ſchöpfen und faſt mühelos Reichthümer zu erwerben. Dadurch wurde ein enormer Luxus in Spanien großgezogen und eine unerſättliche Genußſucht der ſpaniſchen Großen und derer, die ſo bevorzugt waren, Monopole zur Ausbeutung der Gold- und Silberminen und damit gewiſſermaßen die Aufforderung zu Veruntreuungen und Unterſchlagungen zu erhalten. Dieſe wieder mußten eine weit in alle Schichten greifende Korruption erzeugen; ſelbſt Könige unterlagen der Beſtechung und den verführeriſchen Reizen des Goldes. Edelmetall war ſchließlich faſt der einzige Artikel, den die Spanier auf den Markt brachten. Dafür tauſchten ſie alle übrigen Bedürfniſſe des Lebens und des Luxus ein und zwar noch ſo, daß nicht ſie die Waaren holten, ſondern daß fremde Nationen: Holländer, Portugieſen, Deutſche und Engländer, die ihren Ländern eigenen und zugänglichen Waaren nach Spanien brachten und ſo den geſammten auswärtigen Handel an ſich riſſen. Noch heute hat Spanien an den Folgen jener Ueberhebung und Arbeitsſcheu zu leiden, noch heute befindet ſich der größte Theil ſeines Handels in den Händen der Engländer, und das Land wird nicht eher auch nur einigermaßen wieder in den Kreis der Kulturmächte eintreten, ehe es nicht die einzig richtigen Wege der ſchmählich unterdrückten und ſchließlich unduldſam verjagten Araber wieder einſchlägt. In gleichem Maße wie der Handel verfiel die Induſtrie: Fremde mußten in das Land gezogen werden, um nur die nothwendigſten Fabrikate herzuſtellen. Der ſchroffſte Ausdruck der Verachtung aller Gewinn und Bildung bringenden Thätigkeit aber war, daß der König den Kaufleuten als unehrenhaften Menſchen ein beſonderes Stadtviertel in Madrid anweiſen ließ.

Je unerſchöpflicher nun die Minen von Peru und Mexico

zu ſein ſchienen, je zahlreicher die Gold- und Silberflotten Spaniens wurden und je öfter ſie in den Hafen von Sevilla und ſpäter von Cadix einliefen, die allen Verkehr mit dem neuentdeckten Lande infolge ihres Monopols in Händen hatten, deſto brennender wurde die Gier, deſto rückſichtsloſer und verheerender der Drang nach jenen edlen Schätzen der Erde. Aber die „auri sacra fames“ Virgils ſollte auch hier zum Verderben führen. Die unerhörte Bedrückung der wehrloſen Eingeborenen durch die ſpaniſchen Beamten und Soldaten, das raffinirte Ausbeutungsſyſtem, die unverantwortliche Monopolwirthſchaft, die außer den Bevorrechteten allen Uebrigen das Land und ſeine Produkte verſchloß, ferner das grauſame Verbot, europäiſche oder indiſche Gewächſe außer Zuckerrohr in Weſtindien anzupflanzen und die heimiſchen dort induſtriell zu verwerthen, nur gegeben, damit die Kolonien vom Mutterlande kaufen müßten, ruinirten die Kraft der neuen Welt von Grund aus und beraubten Spanien der wichtigſten Stütze, die es in den folgenden Kämpfen allein hätte emporhalten können. So lange nämlich die Goldſtröme reichlich genug floſſen, verdeckten ſie noch mit ihrem Schimmer das Elend und die vielen innern Wunden, die dem Lande Spanien die Habgier der Geiſtlichkeit, die Verfolgungsſucht der Inquiſition, die durch das Gold ermöglichte Vernichtung der Autonomie in den einzelnen Städten und Staaten, der unerträgliche, über alles Maß ausgedehnte Steuerdruck, die verderbliche Verachtung des Ackerbaues und ſchließlich der alles niederdrückende Abſolutismus ſeiner Könige geſchlagen hatten. Als nun aber infolge jenes Raubſyſtems die reichlichen Quellen an Kraft verloren, einige ſogar ganz verſiegten, als ſtatt der früheren zwei Fahrten im Jahre mit über 100 Galeonen nach Amerika gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts nur noch einmalige mit höchſtens zehn Schiffen ſtattfanden, und ſchließlich nur noch aller ſechs bis acht Jahre Silberflotten aus-

geſendet wurden, die häufig auch noch den holländiſchen und engliſchen Kapern in die Hände fielen, da erblich mehr und mehr jener blendende Schimmer. Das Land, ehemals das reichſte der Welt, ſank in die tiefſte Armuth, die wahnſinnige Ausübung des thörichten Merkantilſyſtems und die grenzenloſe Vernachläſſigung des eigenen Bodens rächten ſich aufs Bitterſte. Die Bevölkerung hatte ſich in ſchreckenerregender Weiſe gemindert, ehemals fruchtbare Landſchaften waren mit Dornen und Diſteln und Geſtrüpp bedeckt, viele Häuſer waren verfallen und nicht wieder aufgebaut worden, ganze Ortſchaften verödet, die Menſchen verwildert. Und zu alledem hatte ſich Spanien zu jener Zeit auch noch in langwierige Kriege verſtrickt, mit den Türken, den Holländern und zuletzt mit England, und zur Bekämpfung ſeiner Feinde gewaltige Flotten ausgerüſtet, die ungeheuere Summen verſchlungen hatten und doch von den Feinden beſiegt und von Stürmen zertrümmert wurden. Von da ab war die Weltherrſchaft Spaniens auf immer dahin.

Der tiefſte Grund aber, weshalb Amerika trotz ſeiner Fruchtbarkeit in den erſten Jahrhunderten nach ſeiner Entdeckung bei weitem dem Welthandel nicht die Vortheile und die Anregung gewährte, wie der zu gleicher Zeit aufgefundene Seeweg nach Indien, lag nicht ſo ſehr in der ſelbſtmörderiſchen Ausbeutung und kurzſichtigen Politik von Seiten Spaniens, als vielmehr in dem Umſtande, daß Amerika in gänzlich unkultivirtem Zuſtande ſich befand und daß ſeine Bewohner in jeder Weiſe unkultivirbar waren. Denn einerſeits waren die centroamerikaniſchen Eingeborenen zu ſchlaff und widerſtandslos, andererſeits verſchmähte der trotzige Freiheitsſinn der nordamerikaniſchen die Güter europäiſcher Civiliſation. In den aſiatiſchen Ländern des indiſchen und großen Ozeans lag das Verhältniß weſentlich anders. Hier war der Boden ſeit Jahrtauſenden auf das ſorgfältigſte bebaut, hier blühte ſeit Jahr-

tauſenden eine rege und vortreffliche Induſtrie, deren Erzeugniſſe durch einen lebhaften Binnen- und Küſtenhandel überallhin verführt wurden. Das mußte den europäiſchen Kaufleuten und Koloniſten ihre Thätigkeit ſehr erleichtern und ihr ſogleich reichſte Früchte verſchaffen. Sollte alſo Amerika ſelbſtändig und thatkräftig auf den Welthandel einwirken und die Stelle einnehmen, die ihm vermöge der äußerſt günſtigen Natur und der unerſchöpflichen Hülfsmittel des Landes zukam, ſo mußte die unfähige Ureinwohnerſchaft zurückgedrängt und vernichtet und das Land von Europa aus durch Koloniſten beſetzt werden, die ohne weiteres in Handelsbeziehung zu der alten Welt ſtanden und, mit ihren geiſtigen Errungenſchaften und praktiſchen Kenntniſſen ausgerüſtet, die rationelle Nutzbarmachung des Landes nach allen Richtungen in Angriff nehmen konnten. Dieſe zukunftsreiche Kulturmiſſion erkannt, kühn begonnen und ausdauernd durchgeführt zu haben, iſt das unbeſtreitbare Verdienſt eines germaniſchen Stammes.

Die Engländer, durch die Erfolge und den Aufſchwung namentlich Spaniens und Portugals angereizt, begannen, nachdem erſt die früheren Religionsſtreitigkeiten durch den Sieg der Hochkirche unter Eliſabeth vorläufig beſeitigt waren, anfangs noch ſchüchtern, bald aber immer kühner dieſelben Pfade, wie jene, aufzuſuchen. Die Ankunft Francis Drake's in der Themſe von ſeiner Weltumſegelung 1577—80, die anregenden Berichte dieſes kühnen Mannes, die unermeßliche Beute, die er mitgebracht, das großartige Feſt auf ſeinem Admiralsſchiffe, das auch die Königin Eliſabeth mit ihrer Gegenwart beehrte, hatten eine Unternehmungsluſt erweckt, die durch die ſiegreichen Kämpfe mit Spanien, durch die Vernichtung der drohenden Armada ſpäter noch bedeutend geſteigert wurde. Die Feindſchaft mit Spanien führten die kühnen Seehelden auch dazu, den Spaniern in Amerika Konkurrenz zu machen, dadurch, daß ſie dort Kolonien

zu gründen ſuchten. Epochemachend iſt hier die Thätigkeit des berühmten Sir Walter Raleigh, der 1585 die erſte Kolonie, Virginia, anlegte und feſt begründete. Wie großartig die Engländer ihre Aufgabe erfaßten, wie ganz anders ſie befähigt waren, den neugewonnenen Erdtheil und ſeine Produkte für Europa nutzbar zu machen und für Entwickelung und Fortſchritt zu arbeiten, zeigt uns die im folgenden Jahre unternommene Reiſe Francis Drake's nach Amerika, der von ihr die Kartoffel, heute ein unentbehrliches Nahrungsmittel, mitbrachte, in Europa heimiſch machte und zuerſt die Aufmerkſamkeit der Welt lebhafter auf den Tabak richtete, der heute ebenſo unentbehrlich iſt und deſſen Verbrauch — ca. 7 Millionen Centner — allgemeinſte Verbreitung gefunden hat. So war der Weg gewonnen, auf dem erfolgreich weiter gearbeitet werden konnte an der Hebung und Verwerthung der reichen Produkte Amerikas. In ſchneller Folge ſehen wir nun dort engliſche Kolonien entſtehen, die im Anfang zwar viele moraliſch ſchlechte, jedenfalls aber unternehmende und thatkräftige Perſonen anlockten. Später änderte ſich auch das. Während des ganzen ſiebzehnten Jahrhunderts ſtrömte eine Menge von Leuten, die mit den politiſchen Verhältniſſen des Vaterlandes unzufrieden waren, oder die wegen ihres Glaubens bedrückt und verfolgt wurden, nach Nordamerika, um ſich hier anzuſiedeln und ſich hier eine zweite, nicht von religiöſen Wirren und Schreckniſſen erſchütterte Heimath und ein neues Arbeitsfeld zu ſuchen. Und das waren wahrlich nicht die Schlechteſten der Nation. Dieſe Männer nun, im Norden von franzöſiſchen Einwanderern, wenigſtens hierin, unterſtützt, drängten unter fortwährenden, blutigen Kämpfen die ohne feſten Zuſammenhalt, ohne Staatsverfaſſung lebenden Indianer zurück und gewannen, Schritt für Schritt unter Entbehrungen und Mühſalen aller Art ins Innere vordringend, den Boden für ihre koloniſirende Thätigkeit, die hauptſächlich auf rationelle und

ausgedehnte Benutzung des Ackerbaus, auf die Pflege einheimischer und die Einführung fremder Produkte hinauslief.

So wurde langsam aber stetig, trotz der fast ununterbrochenen Kämpfe mit Indianern und Franzosen, an der Kultivirung Amerikas gearbeitet. Die Früchte dieser Arbeit kamen jedoch nur in nothdürftigstem Grade den Kolonien zugute. Habsüchtig und kurzsichtig nahm das Mutterland fast den alleinigen Gewinn davon. Da die Navigationsakte auch für die Kolonien gültig war, so waren dadurch die Nordamerikaner verhindert, mit anderen Staaten Handel zu treiben und ihnen ihre Produkte direkt zuzuführen. Handel durften sie also — und zwar übernahmen ihn meistens britische Schiffe — nur mit dem Mutterlande treiben, und dorthin mußten sie alle Produkte ihres Landes ausführen, auch die, welche in England nicht gebraucht wurden. Dieses exportirte dann die billig erstandenen Artikel und verkaufte sie mit großem Nutzen für sich. Die ostindischen Produkte aus den dortigen Kolonien der Engländer durften nach jener Akte ebenfalls nur britische Schiffe nach Amerika bringen, und so wurden die Kolonisten genöthigt, sie mit schwerem Gelde zu erkaufen. Zudem wußten die Engländer zu verhindern, daß sich in Amerika Fabriken erhöben und Industrie eigene und fremde Produkte verwerthe. So sahen sich die Amerikaner gezwungen, den ganzen Bedarf selbst an den nothwendigsten Industrieartikeln aus dem Mutterlande zu beziehen, dessen Fabriken dadurch sehr an Zahl und Bedeutung zunahmen. Aus dieser gedrückten und auf die Dauer unerträglichen Lage befreite die Kolonien, deren Zahl auf 13 angewachsen war, erst der große Unabhängigkeitskampf, von dem an man mit Recht eine neue Periode der Handelsgeschichte rechnet. Denn erst von dem Augenblicke an, wo Amerika frei und selbstthätig in die Reihe der Handelsmächte eintritt und ebenbürtig eintritt, entsteht in Wahrheit ein freier, von keinem System kommerzieller Beschrän-

kungen zwiſchen den einzelnen Staaten gehemmter Welthandel, ein Welthandel von der allergrößten Bedeutung, ein Produktenbau im großartigſten Maßſtabe, eine Induſtrie von rieſiger Maſſenhaftigkeit und Vielſeitigkeit, gegen deren Blüthe in unſerem Jahrhundert ſelbſt die ſtolzeſten Zahlen des Alterthums und Mittelalters, ja ſelbſt der erſten Periode der neuen Zeit beſcheiden verſchwinden müſſen.

Die nächſte Folge der Losreißung Nordamerikas von England war das maſſenhafte Hinüberſtrömen von Angehörigen auch anderer Nationen, namentlich aus Deutſchland, die alle in dem freien und von geſellſchaftlichen Vorurtheilen und Standesunterſchieden nicht gehemmten Lande einen fruchtbaren Boden zu fröhlich aufkeimender Saat fanden und rüſtig daran arbeiteten, Amerika den zweiten Rang in der Reihe der Welthandelsmächte zu verſchaffen. Die Zahl der von 1790—1878 nach Amerika Eingewanderten beträgt mehr als 10 Millionen, und dieſe brachten die dem Lande ſo nöthigen Arbeitskräfte und die eben ſo nöthigen Kapitalien mit. Von da an entſpinnt ſich zwiſchen Amerika und Europa der allerregſte Wechſelverkehr, der grandioſeſte Austauſch von Produkten und Induſtrieartikeln. Vor allem aber waren es zwei Ereigniſſe, die, faſt gleichzeitig mit der Befreiung Amerikas eintretend, den rieſigen Aufſchwung des Handels und der Gewerbthätigkeit in unſerem Jahrhundert befördert, ja faſt allein verurſacht haben: die franzöſiſche Revolution und die Erfindung der Maſchinen und die Verwerthung der ebenfalls damals erſt entdeckten Dampfkraft für ſie.

In ihren Grundideen ein Kind der engliſchen Revolution und des nordamerikaniſchen Freiheitskampfes, eine gewaltige und weit folgenreichere Nachahmung dieſer beiden, war die franzöſiſche Revolution der endliche gewaltſame Ausbruch eines langen, alle Schichten der Menſchheit durchwühlenden Gährungsprozeſſes. Sie machte den Sturz der alten feudalen Staatsverfaſſung un-

vermeidlich und bezeichnet den endgültigen Sieg des dritten Standes über die beiden in jener allein herrſchenden Stände, den Triumph der Intelligenz, der Freiheit, der Humanität über den ſtarren Abſolutismus und die brutale Privilegienwirthſchaft. Und tief bedeutſam iſt es, daß gerade in den erregteſten Zeiten der Aufklärung vor der franzöſiſchen Revolution eine ganz neue Wiſſenſchaft auftauchte, welche die Quellen des Nationalreichthums aufſuchte und die Hebung des Volkswohlſtandes ins Auge faßte — die Nationalökonomie. Das alte unſelige Merkantilſyſtem, die ruinirende Monopoliſirung der einzelnen Handelszweige, die namentlich Spaniens Blüthe vernichtet, wurden in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts geſtürzt von den ſogenannten Phyſiokraten unter der ſiegreichen Führung Quesnay's. Nach ihm iſt die einzige Quelle des Reichthums der Grund und Boden, der alle Stoffe hervorbringt; nur der Ertrag des Bodens iſt urſprüngliches und ſicheres Einkommen. Daher gelten ihm nur die Ackerbauer und Grundherren als die produktive Klaſſe der Geſellſchaft; alle anderen Stände und Berufsklaſſen aber ſind unproduktiv, „ſteril", ſie vermehren den Reichthum nicht und ſtehen höchſtens im Solde der Ackerbauer. Um für ſie Lebensunterhalt zu ſchaffen, iſt der unbedingteſte Freihandel nöthig. Dieſe Lehre, von dem edlen Menſchenfreund Turgot weitergebildet, war aber zu einſeitig und wiſſenſchaftlich unhaltbar. Einem Größeren war es vorbehalten, ſie zu ergänzen, zu erweitern und zu vertiefen und damit den unumſtößlichen Grund für das Gebäude der modernen Nationalökonomie zu ſchaffen, an deſſen Vollendung freilich noch immer gearbeitet werden muß, — dem Schotten Adam Smith. Er nahm in ſeinem berühmten, epochemachenden Werke von 1776: „An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations" ſtatt der Produktionskraft des Bodens als Quelle des Reichthums die menſchliche Arbeit in allen ihren einzelnen Bethäti-

gungen an. Nicht allein die Erzeugnisse des Bodens, sagt er, liefern Gewinn und schaffen Wohlstand, sondern ebenso sehr ihre industrielle Verarbeitung, ihre Verbreitung und Verwerthung durch den Handel. „Es ist," wie Wilhelm Roscher sagt, „gewiß nicht zu viel behauptet, daß die rasche Entfaltung der modernen Weltindustrie in ihrer kolossalen Größe und mit ihren tausendfachen Rückwirkungen auf den Atlasschultern dieses Mannes ruht, der die gigantische Kraft ihrer Hebel, der Arbeitstheilung, der Maschinenanwendung, der freien Konkurrenz im Gewerbebetriebe des Binnenmarktes und im Handelsverkehr der Weltmärkte, die magische Kraft des Kapitals und die Arkana des Geldes und des Bankwesens erkennen und anwenden lehrte."

Die französische Revolution war der große Centralpunkt aller dieser und ähnlicher, befreiender Bestrebungen: sie hat unabweisbare soziale Forderungen aufgestellt und Fragen ein dringlicher und allgemeiner aufgeworfen, deren für Alle segensreiche Lösung in der Folgezeit die Politiker und Nationalökonomen beschäftigt hat, noch heute beschäftigt und voraussichtlich noch auf Jahrhunderte hinaus in rastloser Thätigkeit erhalten wird. Ihre nächste und für den Welthandel wichtigste Folge aber war die Befreiung der Arbeit von den Fesseln des Sklaventhums, in dem ein großer Theil der Bewohner Europas bis zum Ende des achtzehnten und dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts schmachtete. Die ewig denkwürdige Sitzung der Nationalversammlung am 4. August des Jahres 1789 mit ihrer wetteifernden Begeisterung war unverloren: die Erklärung der Menschenrechte hatte in ganz Europa gezündet. Nach und nach sahen sich die europäischen Herrscher gezwungen, dem drängenden Freiheits- und Gleichheitsbegehren der Massen nachzugeben, die schmachvolle Leibeigenschaft aufzuheben und die ungerechten Privilegien des Adels und der Geistlichkeit zu mindern und später fast gänzlich zu vernichten. Der Bauer und Arbeiter

wurde frei und konnte von nun an die Früchte seiner Arbeit, die er bisher immer hatte an den Grundherrn abgeben müssen, so daß ihm nur das Nothdürftigste zum Leben blieb, selbst genießen, ein Umstand, der natürlich eine wohlthätige Rückwirkung auf seine Arbeitskraft und seinen Fleiß ausüben mußte: er trat nun selbständig auf und reihte sich ein in den Kreis der Produzirenden und Konsumirenden. Durch Aufhebung der Leibeigenschaft wurden so dem Welthandel ca. 50 Millionen neuer Konsumenten in Europa gewonnen.

Noch gewaltiger aber war die Wirkung, welche von der Erfindung und allmählichen Verbesserung der Maschinen und von der Benutzung der Dampfkraft für sie ausging. Der sklavische Dienst der Menschen, ihre mühsame Arbeitsqual, die doch nur wenig Früchte und nur langsam eingetragen hatte, war auf immer vorbei; sie konnten sich nun freier erheben, die Kräfte ihres Geistes der Wissenschaft allgemeiner zuwenden, um mehr und mehr noch die hemmenden Bedingungen ihres Lebens aufzuheben, ihr Dasein zu verbessern und menschenwürdiger zu gestalten. Denn es war herrliche Wahrheit geworden das unglaubliche Wunder, von dem über zwei Jahrtausende vorher Aristoteles ahnenden Geistes gesprochen: „So lange die Weberschiffchen nicht von Männern von Eisen bewegt werden können, ist die Sklaverei eine Nothwendigkeit."

Namentlich war es England, wo die folgenreichsten Entdeckungen und Erfindungen gemacht wurden. So konstruirte Arkwright 1769 die Baumwollspinnmaschine, Cartwright 1785 den mechanischen Webstuhl, Erfindungen, die später noch sehr verbessert und durch neue auf fast allen Gebieten industrieller Thätigkeit ins Unglaubliche vermehrt wurden. Wahres Leben aber, frisch pulsirendes, rastlos schaffendes Leben hauchte jenen Maschinen erst eine andere Entdeckung ein, die folgenreichste von allen, die der Dampfkraft durch James Watt. Freilich war

dieſe gigantiſche Kraft des vorher ſo unbeachteten luftigen Elements im Anfang noch ſchwer zu beherrſchen; aber im Verlaufe der Zeit fingen denkende und unternehmende Männer an, ſie zur Fortbewegung von Laſten in neu erfundene Maſchinen zu lenken. Fultons Dampfſchiff auf dem Hudſon 1807 und Stephenſons erſte Lokomotive auf der Eiſenbahn von New-Caſtle 1814 verkündigten den Anbruch einer neuen Epoche für den Transport. Von da ab beginnt die ſteigende Verwendung der von Wind und Wetter unabhängigen, ſchneller fahrenden Dampfſchiffe erſt allmählich, dann immer ſchneller die ſchwerfälligen und nur geringe Tonnenmaſſen bergenden Segelſchiffe zu verdrängen; von da ab wächſt eine Eiſenbahn nach der anderen aus dem Erdboden hervor in rapider Folge, ſo daß jetzt über alle größeren Kulturländer ein weitverzweigtes Eiſenbahnnetz ausgebreitet iſt, das alle irgend bedeutenderen Handels- und Induſtrieplätze berührt und den Waarenaustauſch in einer früher nie begreiflichen Kürze der Zeit vermittelt. Die Eiſenbahnen im Verein mit der ſpäteren Erfindung des gedankenſchnellen Telegraphen haben den Begriff der Entfernung faſt aufgehoben; ihre Schranken ſind gefallen und in denkbar kürzeſter Zeit fliegt heute der Wille des Menſchen von einem Ende der Welt zum andern, Befehle auszutheilen, zu empfangen, zu vollziehen.

Die großartige Anwendung, Vermehrung und Verbeſſerung der Maſchinen — in der Baumwollenbranche allein arbeiten in Europa und Amerika 70 Millionen Feinſpindeln — hat die Arbeit des Menſchen ins Hundertfache, ja Tauſendfache geſteigert und ſo eine enorme Billigkeit der Induſtrieartikel herbeigeführt, die ihrerſeits wieder einen ungeheueren Verbrauch derſelben zur Folge gehabt hat. Mit dieſer Steigerung haben die anderen Zweige menſchlicher Arbeit gleichen Schritt gehalten. Gegenwärtig ſteht in faſt allen bedeutenderen Staaten der Erde, voran

in England, Amerika und Deutſchland, der Acker- und Bergbau in hoher Blüthe, überall arbeitet eine qualitativ und quantitativ vortreffliche Induſtrie, und der allerlebhafteſte Handel blüht zu Lande, auf Flüſſen, Binnenmeeren und den Ozeanen und führt die Produkte der Arbeit in ſtaunenerregenden Maſſen von dem einen Volke zum andern. Einige Zahlen mögen das zeigen. Es wurden im vorigen Jahrzehnt jährlich produzirt an Salz: 60 Millionen Centner, an Kohlen 4000 Millionen Centner, an Edelmetallen für ca. 1200 Millionen Mark, an Eiſen 300 Millionen Centner, an Getreide in Nordamerika allein 1200 Millionen Scheffel, an Wein in Europa für 4200 Millionen Mark, an Kaffee 11 Millionen Centner, an Thee etwa 200 Millionen Pfund, an Zucker 35 Millionen Centner, an Pfeffer 55 Millionen Pfund, an Indigo 15 Millionen Pfund, an Baumwolle ca. 30 Millionen Centner, an Schafwolle 18 Millionen Centner, an Rohſeide 400000 Centner. In dieſen und hundert anderen Artikeln betrug die Handelsbewegung der wichtigſten Länder allein im Seeverkehr 4500 Millionen Centner und in Deutſchland z. B. betrug die Summe der Poſtſendungen im Jahre 1884 1720 Millionen Stück gegen 1520 Millionen im Jahre 1882.

Zu einer ſolchen Höhe iſt heutzutage dieſe Seite menſchlicher Thätigkeit emporgeſtiegen; Millionen ernährt ſie, und ſelbſt Unbemittelte können ſich jetzt Lebensgenüſſe für ein Billiges verſchaffen, die im Alterthum ſowohl wie in den erſten Zeiten des Germanenthums völlig unbekannt, die ſelbſt im Mittelalter und den folgenden Jahrhunderten nur den Wohlhabenden, ja oft nur den Reichen zugänglich waren und als Luxus und Verſchwendung galten. Und das Größte bei dieſer großen Errungenſchaft des ſtrebenden Menſchengeiſtes, bei dieſem Triumphe der Freiheit über den Abſolutismus in allerlei Geſtalt iſt, daß dieſe Thätigkeit noch längſt nicht ihrem Ziele nahe, noch längſt nicht auf dem höchſten Gipfel angelangt iſt. Vielmehr wird mit

allen Kräften, in allen Staaten, von den Vertretern der Wiſſenſchaft und der Praxis, von Privaten und von Staatswegen daran gearbeitet, ſie noch auszudehnen, beſſere Methoden zu erdenken und anzuwenden, neue Abſatzgebiete für neu erſonnene Induſtrieartikel zu finden, damit ſo ein ſich immer noch ſteigernder und verallgemeinernder Wohlſtand erzielt und ſelbſt den unterſten Klaſſen der Arbeiter ein menſchenwürdigeres, ein wahrhaft lebenswerthes Daſein ermöglicht werde.

(860) Druck von J. F. Richter in Hamburg

Roscher, Betrachtungen über die Währungsfrage der deutschen Münzreform. (2) ..... M. 1.—
Schmoller, Die Entwickelung und die Krisis der deutschen Weberei im 19. Jahrhundert. (25) ..... • 1.—
Schneider, Die ungedeckte Banknote und die Alternativwährung. (72/73) • 1.80
—, Zur Währungsfrage. Eine Entgegnung auf das Buch des Herrn Dr. Th. Hertzka „Währung und Handel". (89) ..... • 1.20
Schönhof, Ueber die Volkswirthschaftlichen Fragen in den Vereinigten Staaten. (130) ..... • —.80
Soetbeer, Die fünf Milliarden. Betrachtungen über die Folgen der großen Kriegsentschädigung für die Wirthschaftsverhältnisse Frankreichs und Deutschlands. (33) ..... • 1.20
Stahl, Die Arbeiterfrage sonst und jetzt. (6) ..... • 1.—
Thaer, Ueber ländl. Arbeiterwohnungen. Mit vielen Holzschnitten (15) • 1.20
Vogel, Einige Ansprüche des Landbaues auf Steuer und Zollentlastung. (69) ..... • 1.—
Wagner, Unsere Münzreform. (95) ..... • —.80
v. Waltershausen. Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika. (212) ..... • 1.—

In der „Sammlung wissenschaftlicher Vorträge" erschienen:

Handelswissenschaft, Industrie und Technik.

(17 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 8.50 Mk.)

Aron, Ueber Lieferungsgeschäfte u. kaufmännischen Schwindel. (222) M. —.75
Baumeister, Die technischen Hochschulen. (N. F. 5) ..... • —.75
Berger, Moderne und antike Heizungs- und Ventilationsmethoden. Mit 9 Holzschnitten. (112) ..... • 1.—
Buchenau, Petroleum, seine Naturgeschichte und Gewinnung. (157). • —.75
Cohn, Die Börse und die Spekulation. 2. Aufl. (57) ..... • —.60
Endemann, Die Entwickelung der Handelsgesellschaften. 2. Aufl. (33) • 1.—
Kühns, Die Bedeutung des Wechsels für d. Geschäftsverkehr 2. Aufl. (10) • —.75
Marggraff, Badewesen und Badetechnik der Vergangenheit. (380) .. • —.60
Meyer, Die Industrie der Theerfarbstoffe. (368) ..... • —.60
Roeggerath, Die Achat-Industrie im Oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld. (264) ..... • —.60
v. Scherzer, Die Anfänge menschlicher Industrie. (419) ..... • —.60
Schmidt, Die Photographie, ihre Geschichte u. Entwickelung. (N. F. 7) • —.80
Schumacher, Das Rettungswesen zur See. (43) ..... • 1.—
Wedding, H., Das Eisenhüttenwesen. Erste und zweite Abtheil. Mit 5 Holzschn. (93. 108). Erste Abtheilung: Die Erzeugung des Roheisens. Mit 2 Holzschnitten. (93). Zweite Abtheilung: Die Darstellung des Stahls und Schmiedeeisens. Mit 3 Holzschn. (108) à Heft ..... • —.75
Winkelmann, Kautschuk und Gutta-Percha. (235) ..... • —.75
—, Die Terpentin- und Fichtenharz-Industrie. (355) ..... • —.75

Deutsch-Schwedisches Gesprächbuch

mit einer kleinen Grammatik.

Herausgegeben von C. H. Lindberg,

Lehrer der schwedischen Sprache.

Brosch. 1.50 Mk.

Der echte Spanier

oder Anweisung zur gründlichen Erlernung der spanischen Sprache

von

José E. Gomez de Mier.

9. Auflage. 36 Bogen, broschirt 6 Mk.

Dieses Lehrbuch darf unstreitig den ersten Platz unter den Grammatiken der spanischen Sprache beanspruchen. Schon die Thatsache, daß dieselbe innerunter Auflage vorliegt, ist vollgültiger Beweis dafür.

Handbuch der neueren spanischen Literatur

in Prosa und Versen.

Zur Erlernung der kastilianischen Sprache

von

José E. Gomez de Mier.

5. Auflage. 28 Bogen, broschirt 6 Mk.

Ein ganz eigenartiges Werk, welches durch seinen Aufbau, seine originelle Zusammenstellung dem Studium des vornehmsten Idioms der spanischen Sprache alles Trockene benimmt und gleichzeitig den Schüler in die poesievollen Schönheiten der spanischen Literatur einführt.

El Comerciante Epañol

ó Epistolario Comercial

su Autor **José E. Gomez de Mier.**

5. Auflage. 39 Bogen, broschirt 7 Mk.

Dieses Buch ist für Handlungsbeflissene, die sich mit den spanischen Verhältnissen bekannt machen wollen, unentbehrlich, dasselbe ist hauptsächlich in Privat-Handels-Instituten eingeführt, deren Lehrplan die spanische Sprache einschließt.

Deutsch-Portugiesische Handels-Korrespondenz.

Von

Dr. H. Robolsky.

15 Bogen, broschirt 4 Mk.

Cartas Commerciaes

em

Portuguez.

Schlüssel für Lehrer zur

Correspondencia commercial em allemaõ e em portuguez compilada

por

H. Robolsky.

Broschirt 1 Mk.

Druck von J. F. Richter, Hamburg.

VIII. 17.

LIBRARY

Sammlung
gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

Neue Folge. Zweite Serie.
(Heft 1–24 umfassend.)

Heft 24.

Der kulturgeschichtliche Werth
der
römischen Inschriften.

Von

Gymnasial-Professor A. Zimmermann
in Posen.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1887.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Abonnements-Einladung.

Ende März erscheint der II. Jahrgang der

Zeitschrift für deutsche Sprache

herausgegeben von

Professor Dr. Daniel Sanders.

Jährlich 12 Hefte à 2/3 Bogen (Lexikon-Oktav).

Preis für 3 Hefte 3 Mark.

Einige Urtheile der Presse.

Die Artikel und Notizen sind sämmtlich von dem Bestreben geleitet, über Reinheit und Korrektheit unserer Muttersprache zu wachen, ohne daß einso leidenschaftlicher Ton angeschlagen wird, wie es von anderen professionsmäßigen Sprachreinigern geschieht „Die Post".

„Kleine Mittheilungen" behandeln die verschiedenartigsten Gegenstände, bringen mancherlei Neues und Gutes und dürfen von keinem Leser der Zeitschrift übersehen werden. „Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens".

Dieses neue Unternehmen ist höchst beachtenswerth und verdient die kräftigste Unterstützung aller Freunde unserer herrlichen, aber leider vielfach entstellten Muttersprache. Möchte die Zeitschrift in recht viele Lesegesellschaften der Lehrer eingeführt werden und möchte es hier an Aufmerksamkeit und Fleiß nicht fehlen, um aus dem Dargebotenen den der Trefflichkeit desselben voll entsprechenden Gewinn zu ziehen. „Schulblatt für die Provinz Brandenburg".

Von obiger an dieser Stelle früher schon rühmlichst erwähnten Zeitschrift liegen uns weitere vier Hefte (4—7) vor, die uns in dem über das Unternehmen gewonnenen Urtheil wesentlich bestärkt haben. Jedes Heft bringt unter der Rubrik „Kleine Mittheilungen" die Besprechung einer Reihe sprachlicher Erscheinungen der verschiedensten Art und, last not least, einen vorzüglich redigirten Briefkasten, der jeweils eine reiche Fülle interessanter Notizen bietet. Möge das verdienstvolle Unternehmen bei Allen, denen die Reinheit unserer Sprache am Herzen liegt, Theilnahme und Förderung finden. „Magazin für Pädagogik".

Das Unternehmen verspricht eine wahre Fundgrube zu werden und empfehlen wir dasselbe aufs wärmste, namentlich auch den deutschen Lehrern, die doch vor Allen bestrebt sein müssen, unsere neuhochdeutsche Schriftsprache immer mehr zu durchdringen und deren Entwickelung zu folgen „Schlesische Schulzeitung".

Der gelehrte Sprachforscher theilt eine Fülle seiner Beobachtungen mit: auch seine mit größter Anspruchslosigkeit eingestreuten gelegentlichen Bemerkungen und scheinbaren Abschweifungen enthalten einen reichen Schatz sprachlicher Belehrungen. Sanders versteht es in hohem Grade, auch einen trockenen Stoff durch die Art seiner Behandlung genießbar, ja anziehend zu machen. Die Besprechung literarischer Erscheinungen bildet die letzte Abtheilung der äußerst belehrenden und reichhaltigen Hefte. „Neue Würzburger Zeitung".

Probehefte liegen in jeder besseren Buchhandlung aus.

Jahrgang I. mit vollständigem Register kann nachgeliefert werden und kostet elegant gebunden Mk. 14, broschirt Mk. 12.

Der kulturgeſchichtliche Werth

der

römiſchen Inſchriften.

Von

Gymnaſial-Profeſſor August A. Zimmermann

in Poſen.

Hamburg.

Verlag von J. F. Richter.

1887.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wie ſchwer wird es uns doch, Völker, die zu derſelben Zeit und auf demſelben Erdtheile, wie wir leben, richtig zu beurtheilen! Falſche Anſichten, Vorurtheile entſtehen ſehr leicht, pflanzen ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht fort und ſind ſehr ſchwer auszurotten.

Um wie viel ſchwerer wird es aber ſein, ſich eine richtige Anſicht von einem Volke zu bilden, das ſchon ſeit mehr als einem Jahrtauſend aufgehört hat als ein politiſches dazuſtehen! Ich meine das römiſche Volk. — Die heutigen Italiener wird man doch ſchwerlich als unverfälſchte Abkömmlinge der alten Römer betrachten können. — Mag es aber auch ſchwer ſein, man muß es verſuchen. Denn iſt es nicht im höchſten Grade lehrreich und anziehend für uns, dies gewaltige Volk, das ſeinesgleichen in der Weltgeſchichte nicht gehabt, genauer kennen zu lernen? Und wahrhaftig an Eifer in dieſer Hinſicht hat es die neuere Zeit nicht fehlen laſſen. Hat man aber auch immer die richtigen oder vielmehr alle zur Verfügung ſtehenden Mittel angewandt, um zum erſtrebten Ziele zu gelangen?

Das letztere müſſen wir verneinen. Denn, abgeſehen von einzelnen Werken der neueren Zeit, wie z. B. Friedländers Sittengeſchichte, hat man die Quelle der Erkenntniß römiſchen Weſens, die uns aus den Inſchriften fließt, faſt ganz unbenutzt gelaſſen. Allerdings iſt der Schatz der römiſchen Literatur ein ſo ſchwer zu erſchöpfender, daß es nicht zu verwundern iſt, daß

man bei ſolchem Reichthum des in Schutt und Staub vergrabenen Gutes, d. h. der Inſchriften, entrathen zu können glaubte. Und doch war das ein Fehler; denn es war das doch immer nur ein ganz beſtimmter Kreis des Volkes, für den die Schriftſteller ſchrieben, ein Kreis, aus dem ſie entweder ſelbſt hervorgegangen waren oder dem ſie wenigſtens durch ihre ſchriftſtelleriſche Thätigkeit näher gebracht wurden, von deſſen Ideen ſie mehr oder weniger beeinflußt wurden. Und ſo konnte man denn bei bloſer Befragung der römiſchen Literatur leicht zu einſeitiger Beurtheilung des römiſchen Weſens gelangen. Wollte man dieſe Klippe umſchiffen, ſo mußte man ſich nach Quellen umſehen, in denen der Geiſt, die Denkweiſe des gewöhnlichen Volkes mehr zum Ausdruck kam, und eine ſolche Quelle ſind unleugbar die Inſchriften.

Unter dieſen nehmen nun der Zahl nach den erſten Platz ein — alle andern zuſammen befinden ſich ihnen gegenüber in der Minderheit — die Gräberinſchriften. Sie ſind aber auch für den obengenannten Zweck die wichtigſten; denn in ihnen kommt das ganze Volk zum Wort, und naturgemäß der Arme, der Ungebildete, ſelbſt der Sklave mehr als der Reiche, der Gebildete. Und ſomit müſſen gerade ſie geeignet ſein, als willkommene Ergänzung oder zur Berichtigung unſerer Anſichten über das römiſche Volk zu dienen.

Hierzu kommt ein Umſtand, der ihre Glaubwürdigkeit noch mehr erhöht und ſie in dieſer Hinſicht über unſere chriſtlichen Inſchriften ſetzt. Während nämlich bei uns Staat und Kirche die höchſte Aufſicht über die Begräbnißplätze und ſomit auch über die dort anzubringenden Inſchriften haben, welche Aufſicht ihnen um ſo leichter wird, als wir gemeinſame Begräbnißſtätten haben, war bei den alten Römern der Ort, wo jemand begraben werden ſollte, ſodann die Art der Abfaſſung der Inſchriften vollſtändig Sache der dabei intereſſirten Privatperſonen.

Verboten war nur das Begraben in der Stadt; indes konnte Triumphatoren, anderen hochberühmten Männern und Veſtalinnen durch Volksbeſchluß auf dem Forum eine Grabſtätte angewieſen werden. Gewohnheit war, daß man zu dieſem Zwecke Grundſtücke außerhalb der Stadt benutzte, beſonders ſolche, die an belebten Straßen lagen. Wenn die Todten nur[1] überhaupt begraben wurden, dann bekümmerte man ſich um das übrige nicht weiter. Das „wie" war Sache Derer, die es beſonders anging. Und ſo war denn auch der Wortlaut der Grabſchriften vollſtändig in das Belieben Derer geſtellt, die ſie eingraben ließen. Finden wir doch zuweilen eine Grabſchrift materialiſtiſchen Inhalts neben einer, welche die tiefſte Religioſität athmet. Daß dies aber für ihre Glaubwürdigkeit ein wichtiges Moment iſt, liegt auf der Hand.

Der Umſtand, der bis in die neueſte Zeit eine erfolgreiche und gründliche Ausnutzung der Inſchriften ſehr erſchwerte, ja faſt unmöglich machte, war der, daß man ſie nicht zuſammen hatte, abgeſehen davon, daß ihre große Anzahl — ſie ſind zehnmal ſo zahlreich als die griechiſchen — hierbei auch noch ſchwer ins Gewicht fällt. Erſt ſeitdem die Berliner Akademie auf Anregung Mommſens es 1854 unternommen hatte, die Inſchriften der Kaiſerzeit, geographiſch nach Provinzen geordnet, herauszugeben, und nachdem das ungeheuere Werk, genannt corpus inscriptionum Latinarum, unter der Redaktion von Mommſen, Henzen und de Roſſi heute ſchon ſoweit vorgeſchritten iſt, daß deſſen Vollendung doch ſchon abzuſehen, ſeit der Zeit dürfen wir auch hoffen, einſt den vollen Nutzen aus den Inſchriften zu ziehen. Aber auch heute ſchon läßt ſich aus den vorliegenden Bänden mancher Schluß ziehen, da anzunehmen iſt, daß durch die ſpäteren Veröffentlichungen die jetzt gewonnenen Ergebniſſe nicht werden in Frage geſtellt, ſondern im Gegentheil eine noch ſtärkere Stütze erhalten werden. Es dürfte ſelbſt

jemand, der nur einzelne Bände des corpus inscriptionum Latinarum durcharbeitet, dies nicht ohne Nutzen thun; denn die einzelnen Bände, deren Scheidung eben nur von geographiſchem Prinzip aus erfolgt iſt, können in ihrem ganzen Beſtande im großen und ganzen ſich nur wenig unterſcheiden.

Ich habe nun für meinen Zweck den zweiten Band, der die ſpaniſchen, den dritten, der die griechiſchen und orientaliſchen und zum Theil den ſechsten (nämlich VI 1. und VI 2.), der die Inſchriften der Stadt Rom enthält, durchgeſehen, und will es nun verſuchen, meine Beobachtungen, ſoweit ſie ſich auf Familienleben, Sittlichkeit und Religioſität der Römer in der Kaiſerzeit beziehen, hier vorzutragen. Die Ergebniſſe dieſer Beobachtungen werden in gewiſſem Sinne auch für die Zeit der Republik ihre Geltung behalten, in der Weiſe nämlich, daß man dieſe Zeit mindeſtens als auf einem gleichen Standpunkte ſtehend wird betrachten können, keineswegs auf einem niedrigern, eher auf einem höheren.

I.

Sittlichkeit und Familienleben der Römer.

Die römiſchen Schriftſteller zur Zeit des Auguſtus und ſpäter entwerfen uns von den Sitten der Römer ein trauriges Bild. Namentlich iſt es das Familienleben, das ihren Zorn herausfordert. Horaz z. B. ſagt in der ſechsten Ode des dritten Buches: „Das ſchuldvolle Jahrhundert hat zuerſt die Heiligkeit der Ehe angetaſtet, alle Familienbande zerriſſen und aus dieſer Quelle iſt alles Unglück des Vaterlandes gefloſſen.“ Darauf giebt er eine Schilderung der Töchter des Hauſes, ſowie der Hausfrauen, die ſo ſchlimm iſt, daß ich auf ihre Wiedergabe hier verzichten muß, und ſagt dann am Schluß: Was hat die verderbenbringende Zeit uns nicht ſchon für Unheil ge-

bracht? Das Zeitalter unſerer Väter, ſchlimmer als das unſerer Großväter, hat uns als noch ſchlimmere Geſchöpfe gezeugt; die allerſchlimmſten aber werden unſere Nachkommen ſein." In einer ähnlichen Tonart laſſen ſich die anderen Schriftſteller vernehmen, namentlich die Satiriker Juvenal und Perſius. Mit dieſer Schilderung des Familienlebens ſtimmen nun die Inſchriften gar nicht überein. Trotzdem, wie ich oben ſchon bemerkte, der Inhalt der Inſchriften keiner Art von Kontrolle unterlag, iſt der Ton derſelben, ſoweit ſie das Familienleben berühren, doch ein durchaus würdiger, anſtändiger, ja nicht ſelten ein uns in höchſtem Grade anmuthender.

Gehen wir zum Einzelnen über und ſehen zuerſt, wie ſich nach den Inſchriften das Verhältniß der Ehegatten zu einander darſtellt. Da finden wir zwar auch den einfachen Ausdruck „die Frau ihrem Manne, der Mann ſeiner Frau", aber bei weitem häufiger in Verbindung mit einem ehrenden Beiwort. So iſt der Gatte, der um ſeine Gattin wohlverdiente, der beſte, der nachſichtigſte, zärtlichſte, unvergleichlichſte, tugendhafteſte, ſüßeſte, willfährigſte ꝛc. Die Gattin erhält dieſelben lobenden Beiwörter, außerdem noch die reinſte, keuſche, treueſte ꝛc. Zuweilen werden zwei, ja drei von dieſen ehrenden Bezeichnungen zuſammen der betreffenden Perſon zuertheilt. Nicht ſelten finden ſich kurze Appoſitionen beigefügt, z. B. der treueſte Freund, die beſte Seele ꝛc. Dann finden ſich auch häufig Bemerkungen längerer Art, ſo z. B., wie lange ihr eheliches Zuſammenleben gewährt, daß es ohne Zwiſt verlaufen, daß, nachdem ſie im Leben ſo glücklich und einträchtig zuſammengelebt, ſie auch im Tode nicht von einander getrennt ſein wollen und darum eine gemeinſame Grabſtätte erworben haben[3] oder „man verliere einen Lebensgefährten, dem an Liebe kein anderer gleichzuſtellen"[4] oder „betrübt habe der eine Theil den anderen nur dadurch, daß er geſtorben[5]" ꝛc. ꝛc. Als großes Lob für eine

Frau gilt es, wenn dieſelbe nach dem Tode ihres Mannes ſich nicht wieder verheirathet; daher heißt ſie auf dem Grabe dann „die mit einem Manne zufriedene“.[6] An einer Stelle ſcheint ſogar der Mann ſich dieſe Zurückhaltung auferlegt zu haben. Er ſagt dort zu ſeiner Frau:

Aſche wardſt du, doch ſoll auf dem Grab die Cikade dir ſingen,
Daß du geweſen allein deines Vermähleten Frau.[7]

Eine Frau läßt den Schmerz über den Tod ihres Gemahls in folgender Weiſe aus (II. 4427): „Wenn die Manen dächten wie ich, dann würden ſie mich zu ſich nehmen, damit ich dort lebte; denn hier mag ich das Licht nicht mehr ſchauen. Seit ich dich verloren habe, theuerſter Mann, ſeit dem Tage iſt für mich die Sonne auf immer untergegangen. In meinem Schmerze vergieße ich Thränen um dich, und wenn Thränen für Geiſtererſcheinungen wirkſam ſind, dann zeige dich jetzt mir; denn dies iſt ja dein Haus. Lebe auf ewig wohl, mein herzliebſter Mann!“

Schmerzlich berühren beim Leſen kurze Bemerkungen, wie folgende: „T. und ſeine Frau, die ſo brav, ſo rechtſchaffen, ſo treu, ſo einträchtig waren, erlagen nach ſchwerer Pein dem Tode.“ Bd. II. 2215. Oder „Die junge Frau ſtirbt einen Tag nach der Hochzeit, und der unglückliche Vater ſetzt ihr die Inſchrift.“ Bd. VI. 7732.

Zum Schluß will ich noch ein paar Gedichte bringen, die man dem ſpröden Steine aufgezwungen. So heißt es auf einem:

Glücklich wohnt ich bis jetzt im Haus des geliebten Gatten.
Ach nun bin ich verbannt! Iſt doch der Hades mein Haus.[8]

Nicht minder ſchön drückt ſich dieſe Frau aus, wenn ſie ſagt:

Liebſter, dir ſetzte dies Denkmal die liebende Gattin,
Sterben in deinem Arm — war ſtets mein ſehnlichſter Wunſch.
O, des böſen Geſchicks, das dich mir ſo frühe entriſſen!
Erde, ich flehe zu dir, — ſei dieſem Ruhenden leicht![9]

Aber auch von Männern haben wir rührende Nachrufe an ihre Frauen in dichterischer Form. Sehr schön ist folgender:

Daß, auf liebliche Rosen gebettet, stets ruhest im Grabe,
Aelia, theures Weib, drum bitt' ich die Kön'gin der Schatten.
Denn, du Gute, du hast es um mich auch redlich verdient.
Ist doch zu schnell dir gelöst vom Geschicke der Faden der Parzen,
Der, vom Knäuel gewickelt, der Sterblichen Ende bedeutet.
Wie du im Leben gewesen, sodann, wie groß deine Keuschheit,
Könnt' ich es singen zur Zither, ich rührte die Manen.
Rein war vor allem ihr Herz — wie gerne vernimmt man doch solches!
Voll ist davon diese Welt, es wissen's die Todten im Hades.
Laß drum, Herrscherin, öffnen vor ihr die Thore Elysiums,
Wo man ihr schmücke mit Myrten das Haar, mit Rosen die Schläfe.
Schutzgeist war sie des Hauses, mir einzige Hoffnung des Lebens.
Unsere Wünsche trafen sich stets, wir mieden dasselbe;
Heimlichkeiten, sie liebte sie nicht, ich wußte von allem.
Thätig war sie; wie schön verstand sie die Wolle zu spinnen!
Sparsam war sie in allem, verschwenderisch nur in der Liebe.
Weder der Ceres Frucht, noch des Bacchus herrliche Gaben,
Konnten, befand sich der Liebste in weiter Fern, sie erlaben.
Trefflich im Rath, voll kluger Gesinnung, ward stets sie bewundert.
Du, der Herr dieses Grab's, nimm gütig dieses Gedicht auf,
Wolle auch diesen Raum aufs schönste hegen und pflegen,
Wenn im Lenz, durch den Tau erfrischt, die Rosen erblühen.[10]

Hierherzuziehen sind auch solche Inschriften, wo der Geliebte der Geliebten einen Nachruf weiht. Von den zweien, die ich gefunden, ist die eine ganz einfach abgefaßt: „Seiner um ihn sehr verdienten Braut setzte den Denkstein Corinthus." Bd. VI. 12114. Die andere lautet: „Der so schönen, süßen, theuren Honoratia . ., der liebeswürdigen, welche sechszehn Jahre alt dahinschied, setzte die Inschrift ihr sie liebender Saturninus." Bd. VI. 9800.

Nur eine Inschrift unter so vielen ist in einem unpassenden Tone abgefaßt, es ist eine der Stadt Rom. Hier sagt der überlebende Mann: „Am Tage ihres Todes habe ich meinen

tiefſten Dank ausgeſprochen vor den Göttern und den Menſchen",[11] nachdem er ſie kurz vorher ſeine theuerſte Gattin genannt.

Betrachten wir nun an der Hand der Inſchriften das Verhältniß der Kinder zu den Eltern und umgekehrt, ſo iſt auch hier der Eindruck ein ganz anderer, als der, den die Werke der Schriftſteller in dieſer Hinſicht auf uns machen. Auch hier ſind die Inſchriften mit einfacher Angabe von Vater, Mutter, Sohn, Tochter ſeltener als die, wo zur Bezeichnung noch ein ehrendes Beiwort hinzutritt. Ein großer Theil dieſer Beiwörter ſtimmt naturgemäß mit den für Mann und Frau üblichen überein. Die Kinder z. B. ſetzen ein Denkmal den Eltern, die es in hohem Grade um ſie verdient haben, den theuerſten, den ſeltenſten, den liebenswürdigſten, den beſten, den unvergleichlichen, den nachſichtigſten und ſind infolge deſſen die unglücklichſten; als neues Epitheton findet ſich recht paſſend auf die Eltern angewandt „den weiſeſten". Die Eltern ſind ebenfalls „die unglücklichſten" und bezeichnen ihre Kinder ebenfalls als die liebenswürdigſten ꝛc.; an die Stelle des „den weiſeſten" tritt hier „den gehorſamſten". Einmal heißt der geſtorbene Sohn ſogar „ſüßer als Honig".[12] Auch die Anwendung der Koſenamen für Vater und Mutter „Mamma" und „Tata" — Papa habe ich nicht gefunden — läßt auf ein inniges Familienverhältniß einen berechtigten Schluß zu. „Er ſetzt ſeinem um ihn ſehr verdienten Tata den Stein".[13] So heißt es an einer Stelle, an einer anderen „ſeinem ſo ſüßen Mamachen".[14]

Kurze Bemerkungen, entweder in Form einer Appoſition oder eines ganzen Satzes fehlen gleichfalls hier nicht. So wird die Mutter „eine Frau von unvergleichlicher Liebenswürdigkeit und Reinheit", cf. II. 4403, ein im Alter von zwei Jahren ſtehendes Kind „ein ſüßer Troſt" cf. II. 2293, ein anderes „meine Wonne",[15] cf. II. 1852, genannt. Kürzere Sätze finden ſich ebenfalls häufig. So ſagt z. B. der trauernde Vater

II. 2274: „Was dem Vater naturgemäß die Tochter hätte thun müſſen, das hat hier zu früh der Vater der Tochter gethan“[16] oder „Der einzige Fehler, den Julia beging, war der, daß ſie ſtarb“ II. 2294,[17] oder „Wenn ich, die Mutter, es könnte, ſo würde ich an des Sohnes Stelle gleich hier ſterben“ II. 3453[18], oder VI. 14569 „Der ſo ſüßen, ſo frommen und unvergleichlichen Tochter und dem Sohne, den die Sehnſucht nach ſeiner Schweſter nur einen Tag noch länger leben ließ“.[19]

Von den vielen längeren Inſchriften will ich hier nur drei proſaiſche und zwei poetiſche erwähnen.

VI. 12649 heißt es von der Tochter: „Ihr Vater, zum Unglück geboren, hat in ſeiner Sehnſucht nach der Tochter Tag und Nacht unter Thränen ſein Leben hingebracht .... Meine Gebeine ſollen am Altar vereint mit denen meiner Tochter gemeinſam ruhen: Dieſer Troſt ſoll mir wenigſtens bleiben .... Dem Freigelaſſenen Atimetus, durch deſſen Hinterliſt ich die Tochter verlor, wünſche ich einen Strick und einen Nagel, um ſich daran aufzuhängen.“[20] III. 3241: Ich, Asclepiades, habe meinen Lieben nicht eine ſo traurige Inſchrift aufſetzen können, als ſie verdienten. Nach Verluſt von vier Kindern muß ich dich, den fünften, o Salvius, unabläſſig beweinen, bis mein Schickſal mich ereilt. Durch deinen Hingang iſt mein Haus in ſeinen Grundfeſten erſchüttert. Aufhören zu trauern werde ich erſt, wenn ich dir folge ins Schattenreich. Geſtattet muß es mir wenigſtens ſein, meinen ſüßen Salvius immer im Munde zu führen. Mit Recht ſuche ich dich überall, o Theurer.“[21]

II. 3534: „Gefangen ſterbe ich in der Fremde; meine Eltern ſind ſo unglücklich, daß ſie nicht einmal auf den Grabſtein deſſen ihren Namen ſetzen können, deſſen Gebeine in Germanien ruhen.“[22]

II. 3501:

O unglücklicher Vater, zuerſt verlorſt du die Tochter,
Und nicht lange darauf folgte die Mutter ihr nach.[23]

II. 2295:

Seht hier das Kind, um das der Vater noch lange wird trauern,
Das unter Thränen und Schmerz ewig die Mutter erſehnt,
Und dies herzige Ding, dies einzige Weſen,
Kurz ein Kind, wie nur eine Mutter es wünſchet zu haben,
Schaute im zehnten Jahr — nicht mehr der Sonne Licht.
Leſer wirſt du nun noch lobpreiſen das grauſame Schickſal?[24]

Nur eine Inſchrift und zwar eine der Stadt Rom, legt uns Zeugniß von einem traurigen Verhältniſſe zwiſchen Eltern und Kindern ab. Dort — VI. 14672 — nimmt der Vater dem Sohn die Berechtigung in ſeinem Grabgewölbe beigeſetzt zu werden, weil er außer vielen ſonſtigen Unbilden, die er ihm zugefügt, ihn auch als ſeinen Vater verleugnet habe.[5]

Aber nicht blos bei wirklichen Kindern und ihren Eltern, ſondern auch bei angenommenen Kindern — ein Fall, der nach den Inſchriften zu urtheilen, ziemlich häufig vorgekommen ſein muß — und ihren Pflegern und Erziehern iſt dies innige Freundſchaftsverhältniß zu konſtatiren. So heißt es an einer Stelle, VI. 15049: „Ihrem ſehr ſüßen Pflegekinde die ſehr liebenden Eltern“[26] und VI.: 14636 „Ihrer Pflegetochter ſetzt die Inſchrift Aia Iſias, die ſchmerzvoll und ſehr unglücklich ihr Leben jetzt hinbringt“.[27]

Ein ähnlich inniges Verhältniß ſcheint auch zwiſchen Lehrern und Schülern beſtanden zu haben. Die Inſchriften liefern hierfür ziemlich viele Belege. Bald ſetzt der Schüler ſeinem um ihn wohlverdienten Lehrer, bald der Lehrer ſeinem pflichttreuen Schüler die Inſchrift. An einer Stelle heißt es ſogar, VI. 10013: „Seinem Schüler der Lehrer, der ihn mehr liebte als ſeinen eigenen Sohn“.[28]

In derſelben herzigen Weiſe ſprechen ihre Klagen aus Geſchwiſter und andere Verwandte, als da ſind Tante, Onkel, Großvater, Großmutter, Enkel, Enkelin, Neffe, Nichte ꝛc. Es finden ſich hier nicht ſo häufig ehrende Beiwörter beigefügt,

jedoch auch nicht zu ſelten, ſo namentlich bei Geſchwiſtern. So heißt es VI. 11570: „Dem liebſten Bruder, der bis zum Tage ſeines Todes in aufrichtiger Liebe und einer Geſinnung mit mir lebte, ſeinem ſüßeſten und unvergleichlichen Bruder ließ er dies Denkmal ſetzen.“[29]

Ja ſelbſt die Schwiegermutter und gar die Stiefmutter, die doch beide wenig Gnade vor den römiſchen Schriftſtellern finden, erhalten hier ehrende Beinamen. So heißt die Schwiegermutter „die beſte“, „die unvergleichliche“, die Stiefmutter„ die liebende“.[30]

Ein engeres Verhältniß beſtand im alten römiſchen Reiche auch zwiſchen Patronen und Klienten, d. h. zwiſchen den römiſchen Vollbürgern und den nicht vollberechtigten Bürgern. Die unterworfenen Völkerſchaften begaben ſich ebenfalls in die Klientel irgend eines römiſchen Großen und die vielen Freigelaſſenen traten zu ihrem früheren Herrn in dasſelbe Verhältniß. Der Patron hatte ſeine Schutzbefohlenen gerichtlich zu vertreten und auch ſonſt zu ſchützen, ſie ihm dafür gewiſſe Dienſte zu leiſten, ſo ihn morgens zu begrüßen ꝛc. Dies Verhältniß muß, nach den Inſchriften zu ſchließen, häufig ein ſehr inniges geweſen ſein. Die Klienten, die Freigelaſſenen, nehmen den Familiennamen des Patrons an; in ihre gemeinſame Grabſtätte nahm die vornehme Familie die Klienten, die Freigelaſſenen mit auf, wie der ſo häufige Ausdruck „der Patron für ſich und die Freigelaſſenen“, ſo z. B. VI. 14462 beweiſt. Hat ſich indes ein Freigelaſſener dieſer Ehre durch ſchlechtes Benehmen unwürdig gemacht, ſo wird er wohl ausdrücklich auf dem Grabmal als ſolcher gekennzeichnet. So habe ich drei Stellen gefunden, VI. 11027, VI. 8857 und VI. 14949, wo einem Freigelaſſenen in der Begräbnißſtätte des Patrons der Platz verſagt wird, und in der erſten Stelle wird als Grund angegeben: „wegen ſeiner Vergehen“. Umgekehrt ſetzt auch der Freigelaſſene ſeinem Patron

nicht ſelten einen Denkſtein, z. B. VI. 11999 ꝛc. Sie beerben ſich auch wohl gegenſeitig. Alle jene oben genannten ehrenden Benennungen, womit Kinder Eltern zieren, finden ſich auch hier und ziemlich häufig von den Klienten den Patronen gegenüber angewandt. Und auch der umgekehrte Fall, daß Freigelaſſene von Patronen ſolche ehrenden Bezeichnungen erhalten, iſt nicht ſelten. So ſetzt ein Patron einer um ihn, wie er ſagt, ſehr verdienten Freigelaſſenen ſogar einen Altar, cf. II. 4372.[31] Auf einer anderen Inſchrift bedankt ſich der todte Patron für das Denkmal, indem er ſagt: „Beſte Freunde, gehe es euch gut, und lebt wohl", III. 2277.[32]

Das Verhältniß der Sklaven zu ihren Herren war im alten Rom — das läßt ſich nicht leugnen — im allgemeinen kein roſiges, und doch finden wir eine Anzahl von Inſchriften, die ein ſehr gutes Einvernehmen zwiſchen den Sklaven und ihrer Herrſchaft vorausſetzen. Beſonders gut ſcheinen es gehabt zu haben die im Hauſe geborenen Sklaven, die dann mit den Kindern des Hauſes zuſammen aufwuchſen; denn auf den Inſchriften finden wir für ſie faſt dieſelben Liebkoſungsausdrücke in Anwendung gebracht, wie für die Kinder. So heißen ſie bald „meine Wonne", VI. 14990, „der ſüßeſte", VI. 10461 ꝛc., „der theuerſte", VI. 11630, ꝛc. und ähnlich.

Aber auch andere Sklaven müſſen gut gehalten worden ſein. So ruhen Herr und Dienerin in demſelben Grabe und haben nur eine einzige Inſchrift, cf. II. 2955: „Hier ruht Minicius Florus, ſiebenzig Jahre alt und Medanica, des Florus Magd, fünfzehn Jahre alt. An einer anderen Stelle, II. 1454, ruht eine Dienerin, von der es heißt, ſie war ihrer Herrſchaft theuer; anderswo erhält eine Sklavin ein Denkmal von der Herrſchaft geſetzt, weil ſie es um ſie verdiente, II. 4327, anderswo ein Sklave, weil er treu war, II. 2645. Die Herrſchaft beſtimmt ein Denkmal für ſich und den Sklaven, III. 4982. Umgekehrt

ſetzt auch eine ehemalige Sklavin ihrem Herrn ein Denkmal. III. 3069, ein Sklave der Herrin, II. 957. In einem Falle bedauert die Herrin, daß ihre Dienerin geſtorben, bevor ſie ſie freigelaſſen, III. 2469. Die Herrſchaft giebt den Platz für die Begräbnißſtätte her, cf. III. 3172, 5695 ꝛc., II. 3354, VI. 11998 ꝛc. Intereſſant iſt folgender Dialog auf einer Inſchrift, III. 1653. Da ſagt der verſtorbene Herr: „Ich war nicht verheirathet und hinterließ doch „liberos“, letzteres Wort bedeutet ſowohl „Kinder“ als „Freie“. Ein Wortſpiel, durch welches angedeutet wird, daß er ſeine Sklaven freigelaſſen habe. Darauf antworten die geweſenen Sklaven ihn dankend, „Heil dir, o Herr, lebe wohl!“[33]

Die Beiwörter endlich, die ſowohl Vornehme wie Niedere ſo häufig mit ins Grab bekommen, „gut zu den Seinen, lieb den Seinen“, können nicht blos auf die nächſten Blutsverwandten allein gehen, da dies Verhältniß meiſt außerdem ſchon hinlänglich bezeichnet iſt; es muß auch das Verhältniß zur Dienerſchaft damit gemeint ſein.

Hieraus dürfen wir wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß es auch römiſche Große gegeben, die ihre Sklaven gut behandelten, und vielleicht iſt nach dem Letztgeſagten ihre Zahl nicht ſo ganz klein geweſen. Einen anderen Beweggrund aber, als den der Pietät, der Menſchlichkeit ſolchen Inſchriften unterzuſchieben, iſt meiner Anſicht nach kaum möglich. Vortheilsrückſichten mußten umgekehrt dazu rathen, ſolche Inſchriften nicht zu ſetzen, ſchon aus dem Grunde, um nicht etwa bei den hartherzigern Standesgenoſſen anzuſtoßen.

Solcher Unglücklichen, denen die letzte Ruheſtätte weder Ehegatte, reſp. Ehegattin, noch Eltern, noch Kinder, noch Verwandte, noch Patron oder Klient, noch eine gütige Herrſchaft bereiten und ſchmücken können, müſſen ſich natürlich andere annehmen, und da iſt es in erſter Linie die Freundſchaft, die ſich hier werkthätig erweiſt. Und ſolcher Inſchriften finden wir

eine große Anzahl. Sehr ſelten ſind ſie nur durch die einfache Bemerkung „dem Freunde“ gekennzeichnet, ſondern es heißt auch hier entweder „dem wohlverdienten“ oder „dem beſten“, „dem treueſten“ ꝛc. Auf einer Inſchrift, II. 1753, heißt es: „Dies weiht als letzte Gabe dem Freunde in dankbarer Erinnerung Stabilion“, auf einer anderen, II. 5094, ſetzen die Freundinnen der Freundin ſogar einen Altar. VI. 11464 ſagen die Freunde von dem Freunde:

Mocht' er auch ſagen, was immer er wollte, lieb blieb er den Freunden,
Drum beweinen ihn auch die Freunde nach ſeinem Hinſcheiden.[34]

VI. 14537, — um noch dieſe Inſchrift anzuführen, — bedankt ſich der Todte für die ihm von den Freunden erwieſene Liebe, indem er ſagt:

Gehabt euch wohl, Freunde und Freundinnen!
Ich danke euch dafür, daß ihr an mich gedacht;
Da ihr gut, gehe es euch gut![35]

In zweiter Linie ſind es dann Standes- und Berufsgenoſſen oder Landsleute, die es übernehmen, einem ſo Verwaiſten den letzten Liebesdienſt zu erweiſen. Und daher heißt es dann häufig: „Die Kollegen, die Genoſſen thaten es“, „Der Hausgenoſſe dem Hausgenoſſen“, „Der Sklave dem Mitſklaven“, „der Freigelaſſene dem Mitfreigelaſſenen“, „der Soldat dem Kameraden“ ꝛc. Auf der einen Inſchrift, III. 4222, heißt es: „Zwei fremden Malern (folgen die Namen und das Alter) haben die Kollegen dies Andenken geſtiftet.“[36] III. 331 lautet folgendermaßen: „An dieſem Orte iſt Euryalus gebettet, er ſtammte aus Armenien, lebte ungefähr 25 Jahre. Ein Mann aus ſeiner Heimath, Eros, der die landsmänniſche Liebe noch ſich erhalten, hat ihm die Inſchrift geſetzt.[37]

Im allerſchlimmſten und allerſeltenſten Falle iſt der Geſtorbene dann noch auf die allgemeine Menſchenliebe angewieſen.

Auch in diesem Falle finden sich Menschenfreunde, die ihm sein Bett in der Erde bereiten, wie es uns die Inschriften bezeugen. Es heißt da gewöhnlich kurz: „Dem in der Fremde Verstorbenen", „Dem auf der Straße Gestorbenen" ꝛc. Offenbar gehört hierher der größere Theil der Inschriften, wo nur die Person des Todten einfach genannt ist, z. B. II. 4619, 4623, 4625 ꝛc.

Aus dem Gesagten geht also wohl das hervor, daß das, was wir bei römischen Schriftstellern von dem Familienleben, dem ehelichen Leben der Römer lesen, ganz und gar nicht zu dem Bilde stimmt, das uns aus den Inschriften entgegenstrahlt. Desgleichen finden wir unsere Ansichten über die kalte, mitleidslose Natur der Römer, namentlich Fremden und Sklaven gegenüber, hier nicht bestätigt. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären?

Ich komme auf das am Anfange Gesagte noch einmal zurück. Für wen schrieben die römischen Schriftsteller? Doch offenbar nur für die reiche und gebildete Welt Roms. Diese allein konnte ihrer Erziehung nach aus deren Geisteserzeugnissen Nahrung ziehen. Welchem Kreise gehörten die Schriftsteller selbst an? Natürlich verkehrten auch sie nur mit der gebildeten und reichen Klasse; hatten sie aber nicht die Mittel zu einem solchen Leben, so fanden sich immer reiche Römer, die sie unterstützten. Ich erinnere hier nur an das Verhältniß eines Mäcenas zu Horaz, Vergil ꝛc. Für diese Schriftsteller war nun diese Welt, die sie immer vor Augen hatten, die ganze Welt. Um das, was außerhalb dieses Kreises lag, sich viel zu kümmern, daran dachten sie nicht. Schilderungen aus anderen Kreisen würden auch ihren Lesern nicht zugesagt haben; sie müßten denn dazu gedient haben, jene niederen Kreise lächerlich zu machen. Nun war die Sittlichkeit dieser reichen Römer im allgemeinen sehr verderbt. Das Bewußtsein, als römische Aristokraten sich alles erlauben, ungestraft alle Schranken überschreiten zu dürfen, die Verführungen ihres unermeßlichen Reichthums,

die Größe der Stadt, das Zuſammenſtrömen der ſchlechteſten Subjekte nach der Hauptſtadt, alles das wirkte zuſammen zur Entſittlichung, namentlich der reichen Einwohner von Rom. Aber auch die Plebs der Stadt Rom, die zur Faulheit herangezogen worden, die durch die Hefe aller dem römiſchen Volke unterworfenen Länder alljährlich vergrößert wurde, war ſehr verderbt. Da iſt es denn faſt ein Wunder zu nennen, daß es in der Stadt Rom doch noch Kreiſe gab, die ſelbſt in dieſem Laſterpfuhle ihre Reinheit ſich bewahrten; ich erinnere hier nur an Seneka, Perſius ꝛc. Wenn darum die römiſchen Schriftſteller eine ſo traurige Schilderung von den damaligen Sitten entwerfen, ſo haben ſie eben nur dieſe ganz beſtimmte Welt vor Augen. Darauf hat ſchon Friedländer in ſeinen Schilderungen aus der römiſchen Sittengeſchichte aufmerkſam gemacht.

Freilich wird man auch nicht alles, was die Inſchriften ſagen, als mit voller Ueberzeugung geſagt, annehmen dürfen. Vieles wird nur ſo hingeſetzt ſein, weil man ſich mit der herrſchenden Sitte in Einklang ſetzen wollte. Aber, wenn überhaupt eine ſolche Sitte noch herrſchte, wenn wir überhaupt nur zwei gegen die Innigkeit im Familienleben ſprechende Inſchriften[38] — und zwar beide aus der Stadt Rom ſelbſt — zu erwähnen imſtande waren, dann kann es noch ſo ſchlimm nicht geweſen ſein. Die Sitte wird doch von der Mehrzahl gemacht, und war doch die Form der Inſchrift dem Belieben jedes überlaſſen.

Es weht — dieſe Ueberzeugung drängt ſich jedem Leſer der Inſchriften recht bald auf — der Hauch der Liebe durch alle dieſe Grabesinſchriften, ſei es der Gatten-, der Eltern-, der Freundes-, oder endlich der einfachen Menſchenliebe, die in dem Fremden, ja in dem Sklaven noch den Menſchen ſieht; und das nimmt uns von Anfang an ſofort ein. Wir können uns nicht denken — namentlich Fällen gegenüber, wo es heißt, der Sklave ruhe an derſelben Stätte dicht neben ſeinem Herrn —,

daß alle die herzlichen Worte dort nur Phraſen ſeien, wenngleich wir zugeben müſſen, daß im Angeſichte des Todes, ſowie des Todten, die edle Seite des Menſchen am meiſten zu Tage tritt und das Gemeine nur ſelten ſeine Stirn zu zeigen wagt, daß alſo der Menſch im allgemeinen hier beſſer erſcheint als er in Wirklichkeit iſt. Wir können alſo mit Fug und Recht annehmen, daß die große Mehrzahl jener Worte der Liebe auch wirklich empfunden geweſen. Wahre Liebe iſt aber mit Unſittlichkeit unvereinbar, und ich ziehe daraus weiter den Schluß, daß der größere Theil des römiſchen Volkes nicht ſo verderbt geweſen, als es nach den Schilderungen der römiſchen Schriftſteller erſcheinen dürfte. Die Landbevölkerung, die Provinzialſtädte waren wohl wenig von der Verderbniß angeſteckt, und das Verhältniß der Stadt Rom zu ihnen war damals ungefähr wohl dasſelbe, wie heute das von Paris zur Landbevölkerung etwa der Normandie. Und wollte man ſich aus den Romanen und Luſtſpielen der heutigen franzöſiſchen Dichter allein ein Bild von den ſittlichen Zuſtänden Geſammtfrankreichs machen, ſo würde man ebenſo fehlgehen.

Da die Statiſtik heute ſo in Mode gekommen, ſo habe auch ich dieſer Richtung Rechnung getragen und einen Vergleich zwiſchen damals und jetzt verſucht. Ich will jedoch damit nicht geſagt haben, daß ich dieſe Reſulte als unumſtößlich ſichere anſehe, und führe ſie auch nur an, weil ſie für meine, wie ich glaube, ſchon vorher bewieſene Anſicht ſprechen. Ich habe nämlich die Inſchriften des zweiten Bandes, enthaltend die der Provinz Spanien — wie überall, ſind auch hier alle Stände vertreten, und die niederen in höherem Maße wie die oberen — ſoweit auf ihnen die Lebensjahre angegeben ſind, zuſammengeſtellt; es ſind ungefähr 2000 Inſchriften. Darauf habe ich die ſiebenzig und mehrere Jahre alt Gewordenen mir ausgeſucht und den Prozentſatz zu der Summe der Geſtorbenen

ermittelt. Dann habe ich, da mir andere Mittel nicht zu Gebote ſtanden, die mir freundlichſt zur Verfügung geſtellte Sterblichkeitsliſte der Stadt Poſen vom April 1884 bis April 1885 eingeſehen und dasſelbe Verfahren beobachtet — es ſind in der Zeit geſtorben 1994 Menſchen. Das Ergebniß dieſer Vergleichung war, daß der Prozentſatz der ſiebenzig und mehrere Jahre alt Gewordenen im damaligen Spanien $11^{7}/_{8}$ betrug, während der für „Poſen" nur $9^{5}/_{12}$ hoch war. Bedenkt man nun noch, um wie viel geringer damals die perſönliche Sicherheit war — heißt es doch bald von einem, daß er „von Räubern getödtet", cf. II. 2968, 3479 ꝛc., und wie wenig die Arzneikunde damals vorgeſchritten war — ſteht doch öfter als Todesurſache angegeben „Schuld des Arztes" cf. III. 3355 — ſo wird man daraus doch vielleicht auch den Schluß ziehen können, daß die Leute damals im Verhältniſſe ebenſo alt geworden, wie heute. Finde ich doch dort Leute in einem Alter von 125, cf. II. 1450, von 113, cf. II. 1456, von 115 Jahren, cf. II. 1920 und 2065, und heißt es von einem griechiſchen Pädagogen II. 4319: „Er lebte 97 Jahre, ohne je einen Schmerz empfunden zu haben."[39]

Steht aber Sittlichkeit und langes Leben irgendwie in Wechſelwirkung, ſo konnten auch die Menſchen jener Zeit ſo ſchlecht nicht geweſen ſein.

II.

Religioſität der Römer.

Ich komme nun zum zweiten Punkte und will die Frage behandeln: „Was laſſen ſich aus den Inſchriften für Aufſchlüſſe gewinnen hinſichtlich der religiöſen Anſchauungen der Bewohner des römiſchen Reiches zur Kaiſerzeit?"

Die römiſchen Schriftſteller drücken ſich meiſt ſo aus, als wenn zu ihrer Zeit der Glaube an die Götter, an die Fortdauer

nach dem Tode ꝛc. ſchon ſehr in Abnahme gekommen ſei. So läßt ſelbſt ſchon Cicero in den tuskulaniſchen Unterſuchungen, I., Kap. 5—6, die Perſon A auf die Frage, ob ſie etwa vor dem Cerberus, dem Rauſchen des Coeytus, der Ueberfahrt über den Acheron, dem Zuſammenſein mit Tantalus, Siſyphus, Minos, Rhadamanthus ſo große Angſt habe, antworten: „Wer iſt ſo thöricht, daß auf ihn ſolche Dinge überhaupt noch einen Eindruck machten!" Und kurz vorher nennt derſelbe all das Hirngeſpinnſte der Dichter und Maler.

Die Inſchriften geben uns auch hier wieder ein ganz anderes Bild und laſſen uns vermuthen, daß jene Schriftſteller eben nur die in ihren Kreiſen hauptſächlich herrſchende Anſicht wiedergegeben haben. Vor der unendlichen Maſſe echt religiöſer Inſchriften verſchwindet nämlich die kleine Zahl irreligiöſer oder auch nur zweifelnder vollſtändig.

Einen großen Theil der Inſchriften neben den Gräberinſchriften machen die ſogenannten Votivinſchriften aus, wo Leute entweder auf göttliche Aufforderung oder aus eigenem Antriebe, namentlich aus Dankbarkeit, z. B. für Rettung aus irgend welcher Gefahr, den Göttern einen Tempel, einen Altar oder ſonſt etwas weihen. Aufgefordert ſieht ſich der Gelobende entweder durch eine Erſcheinung im Traume oder durch die Orakel, durch die Prieſter, durch ein Zeichen. Gelübde aus eigenem Antriebe legt man ab für das allgemeine Beſte, cf. III. 3475, „für das Heil des römiſchen Reichs", cf. II. 180 und 3580, III. 1061, beſonders aber für die eigene oder der Seinen Rettung, für Erlangung der Freiheit ꝛc., cf. III. 1054, II. 4502. So ſtattet der eine den Göttern ſeinen Dank auf dieſe Weiſe dafür ab, daß er die Seereiſe glücklich überſtanden, cf. III. 1562, der andere, daß er an ſeinem waſſerarmen Orte Waſſer entdeckt, cf. III. 3116; die meiſten dieſer Inſchriften aber beziehen ſich auf Rettung aus ſchwerer Krankheit, z. B. II. 2036 ꝛc. Als intereſſant erwähne

ich noch, daß in zwei Fällen auch hier schon die Bäder sich als heilkräftig mit Hülfe der Gottheit erweisen.[40]

Da diese Inschriften so zahlreich sind und da sie von Personen aller Stände gesetzt sind, so lassen sie auch einen Schluß auf die gläubige Gesinnung der Mehrzahl des römischen Volkes zu. Ja, wenn wir nach der Zahl der Götter auf die Stärke der religiösen Gesinnung schließen dürften, dann müßte diese Zeit in dieser Hinsicht sehr hoch gestanden haben. Mit der Vergrößerung des römischen Reiches hatte sich nämlich auch der Götterkreis von Jahr zu Jahr vergrößert. Allen wurde göttliche Verehrung gezollt, den neuen indes, vielleicht weil sie für hülfreicher galten, oft mehr als den alten, so namentlich den orientalischen Göttern, einer Isis, einem Serapis, einem Sonnengotte Mithras. In Spanien müssen, den Inschriften nach zu urtheilen, mindestens 117 Götter und Göttinnen verehrt sein, im Orient 129, von denen mehrere infolge von verschiedenen Benennungen noch wieder in so und so viele zerfallen. Hierbei sind nun gar nicht gerechnet die mehr dämonenartigen Wesen, so z. B. die Genien, die Hausgötter und die Todesgötter, genannt Manen. Mit den Genien war die ganze Oberwelt bevölkert, mit den Manen die Unterwelt.

Wenn aber die vorhandenen Götter dem Volke nicht mehr genügten, so spricht das doch in keinem Falle für ein Abnehmen des religiösen Sinnes.

Zu demselben Schluß kommen wir nun auch, wenn wir die Grabschriften auf diesen Punkt hin genauer untersuchen. Die meisten von ihnen tragen die Ueberschrift: „Den unterirdischen guten Göttern (den Manen)[41] geweiht.“ Wer sind die guten Götter? Es sind die Seelen der Abgeschiedenen, welche ewig weiter fort in der Unterwelt leben, zu bestimmten Zeiten in den Grabesraum zurückkehren, um dort mit den noch lebenden verwandten oder befreundeten Menschen zu verkehren. In jeder

Stadt befand ſich eine Oeffnung gegraben, die man „Welt“,[42] d. h. wohl Unterwelt, nannte; dieſelbe war mit einem Steine, dem ſogenannten „Manenſteine“,[43] verſchloſſen, und an den Erinnerungsfeiern der Todten, ſo beſonders am Todtenfeſte[44] vom 13. bis 21. Februar wurde der Stein gelöſt, damit die Manen freien Zutritt zu ihren Gräbern hätten. Zu dem Zwecke ihrer je nach dem Glauben der Alten bald längeren bald kürzeren Anweſenheit war nun auch das Grab, den Vermögensverhältniſſen der Angehörigen entſprechend, mehr oder weniger als ein zu bewohnender Raum eingerichtet. So war es Sitte, das Grab für die Todten zu erleuchten, bald durch eine ſogenannte ewige Lampe, bald wenigſtens jährlich am Todestage. Jene ſoll z. B. aufgeſtellt werden II. 2102,[45] dagegen VI. 10248 nur an beſtimmten Tagen im Jahre.[46] Ferner pflegte man vieles von dem, was der Todte gebraucht hatte, ihm ins Grab mitzugeben oder mitzuverbrennen, in der Anſicht, daß er es da wie bei Lebzeiten brauchen werde. Speiſen ſowie Blumen wurden ebenfalls am Todestage für die Todten niedergelegt. Solches verlangt denn auch der Todte auf den Inſchriften ausdrücklich. So heißt es III. 4185:

Wer du auch ſeieſt nach mir des Gartens und Hauſes Beſitzer,
Pflücke für mich aus der Nähe die Roſen, leg' nieder am Grabe
Lilien mir zur Freude, als Gabe des grünenden Gärtchens.[47]

Die Mittel zu alledem wurden wohl aus einem dazu gehörigen Grundſtück beſtritten, cf. die oben ſchon erwähnte Inſchrift VI. 10248.[48] Tragen aber die meiſten Inſchriften die Ueberſchrift „Den unterirdiſchen guten Götttern geweiht“ und finden wir in den Gräbern auch heute noch häufig Gegenſtände, wie ſie oben genannt, ſo beweiſt das wohl zur Genüge, daß dieſer Manenglaube bei der Mehrzahl der damaligen Menſchen noch lebendig war. Heißt es doch an einer Stelle ganz deutlich II. 2255: „Die guten Götter haben die Abullia zu ſich

genommen.[49] Sodann enthalten ſehr viele Inſchriften den Ausdruck „Leicht ſei dir die Erde“,[50] ein Ausdruck, der unſinnig iſt, wenn man mit dem Tode alles Empfinden aufhören läßt.

Der ſo häufige Abſchiedsgruß an den Todten: „Gehab dich wohl“ oder „Lebe wohl“ oder„ Es gehe dir wohl“[51] beſtätigt das Vorhergeſagte.

Ebenſo geſchieht auf den Inſchriften, wenn auch nicht zu häufig, des Königs der Unterwelt, bald Dis, bald Pluto, bald Orkus genannt, ſowie ſeiner Gemahlin Proſerpina Erwähnung, für Dis vgl. III. 4935 ꝛc., für Pluto und Proſerpina III. 5796 ꝛc., für Orkus II. 488, für Tartarus III. 2628. Häufig wird Gottes Rache auf den Verſchulder des Todes herabgefleht, namentlich iſt es der Sonnengott, der alles ſieht, der den Thäter ans Tageslicht bringen und ſeine Beſtrafung anzeigen ſoll, vgl. VI. 14098 und 14099.

Eine tiefreligiöſe, ziemlich pythagoreiſche Anſchauung vom Tode begegnet uns bei einem Prieſter der Kybele, der ſogenannten großen Mutter, VI. 13528, wo er ſagt: „Was ich geweſen, das bin ich jetzt nicht; bald bin ich, was früher. Fallen und Steigen iſt gleich, ebenſo Leben und Tod.“[52] Auch für den Glauben, daß gute Menſchen zur Belohnung nach den Elyſiſchen Gefilden kommen, finden ſich in den Inſchriften nicht ſelten Belege. Gewöhnlich heißt es dann: „Er lebt im Elyſium.“ Zuweilen wird auch die Begründung in poetiſcher Form gegeben. So III. 1759.

Schönſter Schmuck dem Manne, den Eltern lieb wie das Leben,
Ausgezeichnet an Geiſt — herrlich und ſchön anzuſchaun,
Alſo erliegt dem tück'ſchen Geſchick in der Blüthe der Jahre
Vor dem Vater das Kind. — Erde, du birgſt nur den Leib!
Denn ihr ſeliger Geiſt weilt ewig, ſo iſt es beſchloſſen,
Im Elyſäſchen Gefild, — das dem Verdienſt ſich erſchloß.[53]

An einer andern Stelle heißt es theils in Proſa, theils in Verſen, nämlich III. 686: „Und neugeboren lebſt du

ebenfalls im Elysium. So hat es den Göttern gefallen, daß derjenige ewig dort lebe, wer es sich auf der Oberwelt verdient hat."[54]

Für Schmerzen hingegen, die man in der Unterwelt als Strafe zu erleiden hat, spricht wohl folgende Stelle (III. 3989): „Ihr unterirdischen Götter, zu denen die oberen Götter mich jählings hinuntergetrieben haben, nehmet mich mit so geringer Pein als möglich an!"[55]

Ein anderer wieder giebt seiner Freude darüber Ausdruck, daß er im Leben sich gut geführt habe (III. 2835):

Arm zwar war ich im Leben, doch nährt' ich mich ehrlich und redlich.
Daß ich keinen betrog, — froh ist darüber mein Herz.[56]

Nun finden sich auch Inschriften atheistischen, materialistischen Inhalts, solche, in denen die Fortdauer nach dem Tode entweder ganz geleugnet oder wenigstens in Zweifel gezogen wird. Die Existenz derselben ist vor allem ein Beweis dafür, daß, wie ich oben schon gesagt, die Art der Abfassung der Inschriften vollständig im Belieben der Angehörigen lag; beeinflußt wurden letztere höchstens in etwas durch die herrschende Sitte. Diese war aber, wie wir oben sahen, der Religiosität hold, nicht der Irreligiosität. Ein interessantes Beispiel für den Einfluß der Sitte, der öffentlichen Meinung, scheint mir die Inschrift VI. 14672 zu sein. Dieselbe fängt mit der bekannten religiösen Formel: „Den guten Göttern geweiht" an und geht in dem allbekannten Tone weiter. Da auf einmal stoßen wir auf griechische Verse. Hören wir, was diese uns erzählen, — es sind theils Jamben, theils elegische Distichen:

Geh' nicht an meinem Grab vorüber, Wandersmann,
Vielmehr steh' stille, hör' mein Wort und dann geh' fort!
Nicht giebt's im Hades einen Kahn, den Charon lenkt,
Nicht Aiakos schließt auf, nicht bellt dort Kerberos.
Wir aber alle, die hier unten liegen blaß,

Zu Knochen, Aſche wurden wir, o glaub' mir das!
Belehrt zieh' weiter nun des Weges, lieber Freund,
Damit der Todte dir ein Schwätzer nicht erſcheint!
Spende der Säule nicht Myrrhen, nicht Kränze, da nur ſie von Stein iſt.
Nicht auch die Lampe entzünd', — ſchade wär's um's viele Geld!
Haſt du's, ſo gieb mir's im Leben; berauſcheſt du aber die Aſche,
Schmutz nur erſtehet dir dann. — Nicht iſt's der Todte, der trinkt.
Werd' ich doch Aſche auch werden! Du aber bewirf uns mit Erde!
Was ich vor meiner Geburt, — dieſes bin wieder ich jetzt.[57]

Alſo ſelbſt in der Stadt Rom ſchien es dem Schreiber bedenklich, ſolche Anſichten in der allgemein verſtändlichen Sprache vorzutragen, er wählte die nur dem gebildeten Theil bekannte, die griechiſche.

Ich will nun die wenigen irreligiöſen Inſchriften in lateiniſcher Sprache, die bei der Lektüre mir aufgeſtoßen ſind, beſprechen.

Eine materielle Auffaſſung eigenthümlicher Art begegnet uns II. 2146. Da heißt es: „Meinen Erben trage ich auf, daß ſie auch meine Aſche mit Wein beſprengen, damit aus derſelben mein Schmetterling ſich trunken emporſchwinge.“[58] Die Seele verläßt alſo hier oben den Körper als Falter und berauſcht ſich an dem geſpendeten Weine.

III. 3247 ſagt ein Sklave von ſich:

Leib, du gehöreſt der Erde, du, Name, dem Stein, du Seele, den Lüften.[59]

Derſelbe Gedanke findet ſich III. 6384:

Staub iſt geworden der Leib, die Seele entſchwebt in die Lüfte.[60]

Die perſönliche Fortdauer nach dem Tode leugnen ferner noch ein paar andere Steine, auf denen es, ſo z. B. II. 1434, heißt: „Vor meiner Geburt exiſtirte ich nicht und jetzt nach dem Tode exiſtire ich wieder nicht, und du, der du exiſtirſt, iß, trink, ſcherze und dann folge mir nach!“[61] Aehnlich ſind aufgefaßt worden die nicht zu zahlreichen Inſchriften mit der Ueberſchrift: „Dem ewigen Schlafe geweiht.“ Da indes bei

mehreren derſelben, z. B. VI. 13073, ebenfalls auch die Widmung an die ſogenannten guten Götter, d. h. die Manen, ſich findet, ſo ſoll das wohl dem oben entwickelten Glauben gemäß nur heißen: „Der Körper ruht ewig im Grabe, und nur an beſtimmten Feſttagen finden ſich die Manen, d. h. die Seelen der Verſtorbenen, aus der Unterwelt im Grabesraum ein.“[62]

Nicht nothwendig ſind ferner in dieſem Sinne zu faſſen Ausdrücke wie: „Du biſt geweſen, gehab dich wohl!“[63] cf. II. 3676, 3689, 3690, 3671 u. ſ. w. Sagen wir doch auch: „Dieſer iſt geweſen“, ohne einen ſolchen Sinn hineinlegen zu wollen, und hätte dann auch das „Gehab dich wohl“ keinen Sinn.

Auch halte ich die Ueberſchrift: „Perpetuae securitati“ nicht für eine irreligiöſe. Schon der Umſtand, daß ſie mit der Widmung an die Manen oft zuſammen ſich findet, ſpricht nicht dafür. Sie bedeutet meines Dafürhaltens nur „Der ewigen Sorgloſigkeit“ und will den Tod als denjenigen bezeichnen, mit deſſen Eintreten unſere Sorgen auf ewig ein Ende haben.[64] Derſelbe Gedanke liegt in Ausdrücken wie: „Sie bettet ihre Glieder in ein ewiges Bett“, III. 2490,[65] oder: „Sie bewohnt auf ewig dieſes Haus,“ III. 3171,[66] oder: „Sie gründete dieſes ewige Haus des Todes für ſich“, III. 2165,[67] oder endlich in der Ueberſchrift: „Der ewigen Wohnung“, III. 6463;[68] denn das Grab wird auch hier nur als fortdauernde Wohnung für den Leib betrachtet, in die die Seele nur zu Zeiten einziehe. Die Anſicht aber, daß der Tod ein Befreier, ein Erlöſer ſei von den Plagen und Mühſalen des Lebens, iſt mit dem Gedanken einer Fortdauer nach dem Tode wohl vereinbar.

Ich will für obige Anſicht noch drei Inſchriften als Beleg anführen. Auf der einen VI. 10251a ſagt der Todte: „Endlich einmal bin ich ohne Sorgen;“[69] auf der zweiten heißt es von ihm: „Er ruht hier aus von den Kümmerniſſen des Menſchenlebens“ III. 276.[70] III. 1552 ſagt ein Veteran:

Langen Mühen zum Lohn ist diese Stätte gegründet,
Als ein Plätzchen, geeignet, die müden Glieder zu bergen:
Ulpius, der nach so langem Dienst nun hat ausgedienet,
Hat sich selber die Grabschrift verfaßt und das Grab erworben,
Wo er im Tode den Gliedern ein gastliches Bette bereite.[71]

Nun kamen auch Inschriften vor, wo der Glaube an das Fortbestehen nach dem Tode, an die Manen, nur angezweifelt wird. So heißt es II. 4427 in Form eines irrealen Bedingungssatzes: „Wenn die Manen Empfindung hätten;"[72] wo offenbar der Sinn ist: „aber sie haben wohl keine." Weniger schroff ist der Zweifel ausgedrückt, z. B. III. 6383: „Wenn die Manen im Schattenreiche noch irgend welches Bewußtsein haben"[73] oder II. 59: „Wenn ich mir meiner Ruhe hier bewußt sein werde."[74]

Hierher gehört wohl auch III. 3351. Der Schreiber, übrigens ein schlechter Grammatiker, erlaubt sich einen schlechten Witz. Er sagt: „Hier ruhen zwei Mütter, zwei Töchter, aber der Zahl nach machen sie nur drei aus; und außerdem zwei kleine Ankömmlinge. Auferwecken wird sie, wen das angeht."[75]

Solch einen bedingten Glauben tragen dann noch zur Schau VI. 9752[76], VI. 7579[77] und VI. 11357.[78]

Wie wir sehen, sind also diese weniger religiösen oder irreligiösen Inschriften nicht zahlreich genug, um den Eindruck, den die Inschriften im allgemeinen auf uns machen, in etwas abzuschwächen, und dieser Eindruck ist der, daß das römische Volk zur Kaiserzeit noch zum größten Theil an dem alten überkommenen Glauben festhält. War doch der religiöse Drang so groß, daß die eigenen Götter dem Volke nicht mehr genügten. Natürlich gab es daneben eine kleine gebildete und zum Theil auch nur gebildet sein wollende Minderheit, namentlich stark vertreten in der Stadt Rom,[79] die dem Glauben des Volkes fernstand oder es wenigstens vorgab. Auch die ersteren kehrten wohl zum Volksglauben zurück, wenn Unglück, auffallende

Naturerſcheinungen ſie erſchütterten, ſo z. B. Horaz, als ein Blitz aus heiterem Himmel dicht vor ihm zur Erde niederging.

Etwas aber iſt es, was wir an dieſer Religioſität des Römers vermiſſen; es fehlt ihr die Liebe, das kindliche Vertrauen zur Gottheit. Immer iſt es nur ihre Macht, die ihm imponirt, die er fürchtet, und Opfer und Gelübde werden in viel geringerem Maße den ſegensreichen guten Gottheiten zutheil als den gefürchteten. Die letzteren ja nicht zu reizen, durch eine Unterlaſſung zu beleidigen, iſt ſeine größte Sorge. Je furchtbarer ſie ſind, um ſo freundlicher werden ſie angeſprochen. Wie der Grieche die Erinyen Eumeniden nennt, d. h. die Gutgeſinnten, ſo der Römer die Geiſter der Verſtorbenen Manen, d. h. gute Götter, weil er vor ihnen beſonders Angſt hatte.

Der Römer glaubt ferner von den Göttern, daß ſie die Menſchen um ihr Glück beneiden; er glaubt, daß das Schickſal, das die Geſchicke der Menſchen leite, grauſam und ungerecht ſei. Der Gedanke aber, daß in den Elyſäiſchen Gefilden der Menſch für ſein gutes Handeln auf der Erde belohnt werde, war doch zu wenig in das Volk eingedrungen. Das beweiſt ſchon die verhältnißmäßige Seltenheit ſolcher Inſchriften, in denen dieſer Gedanke ausgeſprochen iſt. Dagegen tritt uns der Glaube an die Unerbittlichkeit, Grauſamkeit des Fatums, der Parzen ſehr häufig in den Inſchriften entgegen, ſo daß dieſe dadurch eben einen düſteren, traurigen Charakter erhalten. Ausdrücke wie: „O ihr grauſamen Parzen! Das neidiſche Geſchick hat ihn dahin gerafft. Du, der du das lieſt, beklage die Ungerechtigkeiten des Schickſals“[80] und andere begegnen uns faſt auf jeder Seite. Beſonders ſtark ſprechen ſich in dieſer Hinſicht zwei Inſchriften aus. Die erſte, III. 2341 lautet deutſch ungefähr ſo:

Herzlos ſeid ihr, o Parzen, ſo ſagte die arme Mutter,
Deren niedliche Tochter im Grabe hier ruhet gebettet.
Wär' ich doch ſelbſt nach dem Lauf der Natur als die Erſte geſtorben!
Doch der Götterverehrer, er fällt, der Verächter bleibt leben![81]

Die zweite, III. 2083, ist also abgefaßt:

Deine Gelübde, o Vater, sie sind dein Unglück gewesen,
Gab doch der Gott nur soviel, um dir dann mehr noch zu nehmen.[82]

Am weitesten geht auch hier wieder eine Inschrift der Stadt Rom, VI. 10192,[83] denn in herausfordernder Weise weiht der Setzer der Inschrift das Grab nicht den Manen, d. h. den guten Göttern, sondern den „ungerechten Göttern".

Interessant endlich ist in dieser Hinsicht noch folgende Stelle, II. 3871:

Schon im einundzwanzigsten Jahre verließ uns Fontanus,
Als er mit Jugendmuth sich stürzt in des Kampfes Gewühl.
Doch vergällt ist den Parzen die Freude, die ihn uns raubten,
Denn die Erinnerung an ihn — lebet ja ewig bei uns.[84]

Diese düstere Auffassung des Göttlichen ist natürlich auch mit Schwarzseherei in Bezug auf das menschliche Leben verbunden. „Vom Leben ist wenig zu erwarten; genieße, soviel du kannst; der Tod kommt schnell," so und ähnlich lauten die Lehren, die uns auf den Inschriften gegeben werden. Sei es mir gestattet, ein paar Beispiele hierfür anzuführen.

II. 4426 heißt es:

Siehe, wie schnell im Leben hinwelkt, was eben noch blühte;
Schau, wie plötzlich vergeht, — was noch soeben bestand!
Tod und Geburt sind innig verwandt und Anfang und Ende.[85]

II. 4137 ist in Trochäen abgefaßt und lautet:

Lebe fröhlich, der du lebst; das Leben ist ein klein Geschenk.
Bald entstanden, geht es mählich in die Höhe, mählich sinkt es dann hinab.[8]

II. 391:

Wem das Leben noch winket, ihn mahn' ich, es rasch zu genießen;
Weiß doch jeder von uns, daß ihm der Tod ist gewiß.[87]

In mehr heiterem Tone dagegen, wenn sie gleich denselben Gedanken enthalten, sind folgende Inschriften abgefaßt.

III. 4483:

Lebet glücklich ihr alle, die ihr noch länger dürft leben;
Lebt' ich doch auch, als es ging, — stets einen herrlichen Tag.[88]

III. 293:

So lange ich lebte, trank ich gern; trinkt ihr, die ihr lebt![89]

II. 2262:

Spiele, scherze und dann komm![90]

Besonders verhaßt war von diesem Gesichtspunkte aus angesehen den Alten der Geiz. Ich will darum ein passendes Beispiel aus den Inschriften hier noch anführen. VI. 14618 heißt es:

Ihr, die ihr hascht nach dem Gold, euch warne ich ernstlich.
Nackend lagt ihr nach eurer Geburt in dem Arme der Mutter,
Nackt auch seid ihr im Tod. — Todten wird nichts mehr gewährt.[91]

Mit diesem Verhältniß zur Gottheit hing es, glaube ich, auch zusammen, daß das Fortleben nach dem Tode, insofern es ein engeres Verhältniß zu der so gefürchteten Gottheit zur Folge hatte, für den Römer wenig Werth hatte. Werth hatte es nur insofern für ihn, als er dann noch ferner mit seinen Landsleuten verkehren, ihr Streben weiter verfolgen, seines Ruhmes bei den Menschen theilhaftig werden und den Erfolg seiner etwaigen Schöpfungen noch sehen konnte. Leitet z. B. doch Cicero in den Tuskulanen, I., Kap. 14, § 31 den Glauben der Menschen an die Fortdauer nach dem Tode nur aus dem Umstande her, daß sie vieles thäten, was ihnen im Leben gar nicht mehr zugute kommen könnte, so z. B., wenn der Landmann Bäume pflanze, deren völliges Heranwachsen er offenbar nicht mehr erleben werde.[92] Vorbedingung, damit solch ein Glaube innigen Zusammenlebens zwischen Todten und Lebenden, besonders zwischen todten und lebenden Verwandten, entstand, war natürlich ein inniges Familienleben, eine große Liebe zum Vaterlande. Von ersterer haben wir uns oben überzeugen können, von letzterer legt die Geschichte ein glänzendes Zeugniß ab. Und so bieten

uns denn auch die Inſchriften Gelegenheit genug, dieſes pietätvolle Verhältniß zwiſchen Lebenden und Todten, dem es jedoch auch nicht an einer humoriſtiſchen Beimiſchung fehlt, zu beobachten. Der Vorübergehende, der Wanderer wird von dem Todten erſucht, ihm das übliche „Leicht ſei dir die Erde"[93] zu ſagen, cf. II. 1821, oder wenigſtens ein Lebewohl, cf. III. 3171.[94] Gewöhnlich geſchieht es in der Form eines verſtümmelten Hexameters, z. B. II. 1837, 1229 ꝛc.:

Ach, ich bitte dich Wanderer, ſag': — „Sei dir die Erde recht leicht![95]

Eine längere Form dafür findet ſich II. 558:

Du, der eilenden Schrittes des Weges dahinziehſt,
Halte ein wenig doch an, ich bitte nur um ein Geringes,
Sage zu mir im Gehen: Es möge die Erde dir leicht ſein.[96]

Die Antwort des Todten für die Erfüllung der Bitte pflegt einen Wunſch für den Lebenden zu enthalten, z. B. II. 4174: „Es möge dir gut gehen dafür, daß du an mir nicht vorübergegangen biſt."[97] Zuweilen enthält die Bitte des Todten ſchon einen Wunſch für den Lebenden, um dieſen ſo willfähriger zu machen, z. B. III. 1992: „Du ſollſt wohlleben, der du ſagen wirſt: Er (der Todte) lebt im Elyſium"[98] oder III. 3397: „Du, der du von unſerem Kummer lieſeſt; ſo wahr ich wünſche, daß du einmal im Elyſium lebeſt, bitte ich dich, ſage: Sei dir die Erde leicht,[99] oder II. 1821: „Ihr Oberen, es gehe euch gut!" [100 u. 101]

Im Falle der Wanderer aber keinen frommen Wunſch geſprochen, ſo bekommt er wohl etwas Bitteres zu hören, z. B. VI. 1431: „He, du Wanderer, der du an mir vorbeigehſt, du magſt noch ſo lange laufen, kommen mußt du doch mal hierher!"[102]

Daß der Todte es damit nicht bewenden läßt, ſondern auch dem Lebenden Lehren mit auf den Weg giebt, haben wir ſchon

oben geſehen, z. B. bei der Inſchrift über den Geiz, VI. 14618. Ebenſo habe ich ein Beiſpiel eines Dialogs zwiſchen Todten und Lebenden ſchon oben citirt, bei Beſprechung des Verhältniſſes der Sklaven zu dem Herrn und zwar die Inſchrift III. 1653.

Ich komme zum Schluſſe. An der Hand der Inſchriften glaube ich gezeigt zu haben, daß die Mehrzahl der Bewohner des römiſchen Reiches ſittlich nicht ſo verderbt war, als wir es den Berichten der Schriftſteller nach annehmen mußten. Das Wort: „Ich bin ein Menſch und empfinde mit aller menſchlichen Noth mit" hat doch auch ein Römer geſprochen,[103] und es hat gewiß in jener Zeit viele gegeben, die ebenſo dachten und handelten. Aber auch in religiöſer Hinſicht war es nicht ſo ſchlimm beſtellt. Es war vielmehr ein Glaubensdrang vorhanden, der an dem ihm Gebotenen nicht mehr ſeine volle Befriedigung fand, da der Inhalt des überkommenen Glaubens zu wenig geeignet war, erhebend und läuternd auf den Menſchen einzuwirken. Die tiefen Spekulationen der Philoſophen, denen ein großer Theil der Gebildeten anhing, wurden vom Volke nicht verſtanden und konnten darum das religiöſe Gefühl desſelben nicht befriedigen. Jenes religiöſe Sehnen, das die damaligen Menſchen in Ermangelung von etwas Beſſerem zu den ägyptiſchen, orientaliſchen Kulten ihre Zuflucht hatte nehmen laſſen, verſtummte erſt dann, als die erhabene Religion zu ihnen kam, die nicht ſklaviſche Furcht, ſondern die kindliche Liebe zur Gottheit begehrte, nicht den Haß, ſondern die Liebe der Menſchen zu einander predigte. Und ſo erklärt ſich denn die große und ſchnelle Verbreitung des Chriſtenthums im römiſchen Reiche ſehr leicht. Nicht weil die Welt ſo verderbt war — die recht Verderbten, d. h. die höheren und philoſophiſch gebildeten Kreiſe ſträubten ſich ſehr lange noch gegen die Annahme des Chriſtenthums, — ſondern weil das Chriſtenthum in dem beſſern Theile

der Menſchheit einen tiefempfundenen Herzensbedürfniſſe entgegenkam, machte es ſolche Fortſchritte.

Da man aber zu einem ſolchen Schluſſe ohne Zuhülfenahme der Inſchriften ſchwerlich hätte gelangen können, ſo iſt auch dieſer Umſtand wieder ein recht deutlicher Beweis für die Wichtigkeit der römiſchen Inſchriften.

Anmerkungen.

[1] Nur hingerichtete Verbrecher durften nicht begraben werden; man ließ ſie zur Warnung für andere ſolange auf der Richtſtätte liegen, bis ſie verweſt waren.

[2] Leider ſind Inſchriften aus der Zeit der Republik in zu geringer Anzahl vorhanden, als daß man aus ihnen allein ſichere Schlüſſe in dieſer Hinſicht ziehen könnte; ſie machen alle zuſammen nur einen mäßigen Band aus.

[3] cf. II. 3596 marito pio et incomparabili commune monumentum fecit, ut ab eo, cum quo per annos 35 socia iucundam vitam aequabili concordia vixisset, nec sepulcro separaretur.

[4] II. 1399 coniugis obsequio cum pietate fui, coniugis illius, quem vix aequare mariti affectu poterint aut bonitate pari.

[5] VI. 9438 feminae iucundissimae, ex qua nihil unquam dolui nisi annos cum decessit und VI. 9810 cum quo vixit a virginitate anno 35 sine ullo dolore nisi diem mortis.

[6] VI. 13303 univiriae . . . etc.

[7] VI. 14404:

In cineres versa es tumuloque inclusa, cicadae
Dicēris coniunx — una fuisse viri.

Mommſen freilich erklärt die Stelle ſo, als ob die Frau ſich mit einem Gemahl begnügt habe; was meines Erachtens nur mit Schwierigkeit aus der Stelle herauszuleſen iſt.

[8] Bd. II. 3301:

Servavi thalamum genio dulcissime coniux,
Servandus nunc est pro thalamo tumulus.

[9] Bd. II. 1504:

Uxor cara viro monumentum fecit amanti,
Optaram in manibus coniugis occidere;
Quem quia fata nimis rapuerunt tempore iniquo,
Ossibus opto tuis: „Sit tibi terra levis!“

[10] Bd. III. 754, Seite 992:

Floribus ut saltem requiescant membra iucundis
Aeliae carae mihi nunc hoc . . . sepulcro
Regina Ditis magni regis precor hoc te
— Nam meruit haec multa suis pro laudibus a me —
Immeritae propere solventem fila dearum,
Quae globo parcarum revoluta cuncta gubernant.
Qualis enim fuerit vita, quam deinde pudica,
Si possem effari cithara, suaderem ego manes.
Haec primum casta, quod (par te) audire libenter,
Et mundi spatia, Ditis quoque regia norunt.
Hanc precor Elysiis iubeas consistere campis
Et myrto redimire comas et tempora flore.
Lar mihi haec quondam, haec spes haec unica vitae,
Et vellet quod vellem, nollet quoque ac si ego nollem.
Intima nulla ei, quae non mihi nota fuere
Nec labos huic defuit nec vellerum inscia fila.
Parca manus et larga meo in amore mariti.
Nec sine me cibus huic gratus nec munera Bacchi,
Consilio mira cata mente, nobili fama.
Carmini, possessor, faveas precor ac precor ut tu
Hanc tituli sedem velles decorare quotannis
Et foveas aevi monumentum tempore grato,
Roscida si. . .

Das Uebrige unleſerlich oder wenigſtens unverſtändlich. Das Metrum iſt nicht immer richtig, und das Latein nicht immer muſtergültig.

[11] Orelli, Inſchriften der Stadt Rom Nr. 4636. „In die mortis gratias maximas egi aput deos et aput homines.“ Vorher heißt es M. Ulpius . . titulum posuit Claudiae coniugi carissimae etc.

[12] VI. 13148 Filio melle dulciori“ fecerunt.

[13] VI. 15009 Tatae suo b(ene) m(erenti) fecit.

[14] VI. 14347 Mammulae dulcissimae b(ene) m(erenti) fecit.

[15] Der lateiniſche Ausdruck dafür „delicium“ wurde ſo häufig angewandt, daß er faſt für „Kind“ ſelbſt ſteht, cf. VI. 14523.

[16] Quod parenti facere debuit filia, id immaturae filiae fecit pater.

[17] Julia nihil unquam peccavit, nisi quod mortua est.

[18] Mater si possem, fili vice morti succumberem.

[19] Filiae dulcissimae et piissimae et incomparabili et Communi filio, qui post desiderium sororis suae una die supervixit.

[20] Cuius pater, natus miser, desiderio natae diem et noctem cum lacrimis traxit vitam malam. . . . . Ossa mea in aram mixta cum filiae una requiescunt: Hoc solacium mecum erit. . . . Atimeto liberto, cuius dolo filiam amisi, restem et clavom, unde sibi collum alliget.

[21] Jul. Asclepiades caris suis hunc titul(um) posui, miserabile munus non satis, ut meruistis, quattuor amissis te quintum, Salvi, flere necesse est adsidue, dum mea fata resistent. Te nunc amisso domus inclinata recumbit. Depon(am) luctus, cum te sequar, care, per umbras. Dulc(em) meum Salvium liceat mihi dicere semper. . . . Merito te, care, requiro.

[22] Captus talis miseris . . . . parentibus istis, quibus . . . cippo inscribere nomen . . . cuius ossa in Germania.

[23] Filiolam amisit pater heu materque secuta est.

[24] Hic sitast infans patri per saecula flenda
Quam raptam assiduo mater maerore requirit,
Grata blanditiis . . . unaque talis
Quales quisque sibi cupiat producere natos.
Hunc annus decimus privavit munere lucis;
Casum quisque legat, fato maledicat iniquo.

[25] . . excepto M. Antonio Athenione, quia me post multas iniurias parentem sibi amnegaverit (für abnegaverit).

[26] Alumno dulcissimo parentes piissimi.

[27] Alumnae . . . . . Aia Isias, quae cum dolore vitam infelicissima exigo.

[28] . . . magister, qui plus amavit, quam si filium suum.

[29] Fratri piissimo, qui ad diem mortis suae simplici adfectione unoque animo egit mecum . . . fieri curavit fratri dulcissimo atque incomparabili.

[30] III. 2118 gener matri incomparabili, II. 530 socrae optimae, II. 5008 piae novercae, VI. 14289 privignae carissimae.

[31] Helpidi libertae bene merenti Salvius . . patronus aram posuit.

[32] Amici optimi, avete et valete.

[33] Non fui maritus et reliqui liberos. Servi: Macte tu, domine, vale!

[34] Qui, quidquid dixit — dulcis amicis erat.
Hunc quoque post mortem deflemus amici.

[35] Havete amici et amicae . . .; ago memoriae vestrae gratias. B(onis) b(ene).

[36] Memoriam
Duobus pelegrinis pictoribus
. . . . .
fecerunt collegas.(ae).

[37] Hoc in loco tegitur Euryalus, oriundus ex Armenia, is vixit

annos plus minus 25, cuius de patria Eros civium pietatem custodiens titulum statuit

[38] Von dieſen Inſchriften ſind natürlich zu ſcheiden die ſcherzhaften, die der weniger offizielle und geiſtliche Charakter der dortigen Begräbnißſtätten wohl zuließ, ſo z. B., wenn einem Mimen, der ſchon oft im Schauſpiele den Tod über ſich hatte ergehen laſſen müſſen, die Worte in den Mund gelegt werden: „Aliquoties iam mortuus sum, sed sic nunquam", d. h. manchmal bin ich ſchon geſtorben, aber ſo noch nie III. 3980.

[39] Qui vixit annos nonaginta septem sine dolore . . .

[40] III. 1566 Herculi genio loci et fontibus calidis Calpurnius . . . v(otum) l(ibens) s(olvit)., d. h. dem Herkules, dem Genius des Ortes und den heißen Quellen hat C. mit Freude ſein Gelübde erfüllt.

III. 1561: Aesculapio et Hygiae pro salute Juniae, quod a longa infirmitate virtute aquarum numinis sui revocaverunt, d. h. dem Aeskulap und der Göttin der Geſundheit geweiht für die Rettung der Junia, weil ſie dieſelbe durch die Kraft der Bäder ihres Machtbezirks wieder zum Leben gebracht haben.

[41] Lateiniſch lautet ſie „Dis inferis manibus sacrum".

[42] Lateiniſch „mundus."

[43] „Lapis manalis" auf Lateiniſch.

[44] Lateiniſch „parentalia".

[45] Rogamus . . . . ut huius manibus lucerna quotidiana ex ratione publica vestra poni (placeat).

[46] . . ita ut . . . omnibus calendis nonis suis quibusque mensibus lucerna sibi ponatur lucens . .

[47] Quisquis eris post me dominus Laris huius et horti,
Vicinas mihi carpe rosas mihi lilia pone
Candida, quae viridis dabit hortulus! Ita beatum.

[48] Ita ut ex reditu eius insulae quotannis . . memoriam sui sacrificiis quater in annum factis celebrent . ., d. h. ſo daß aus dem Ertrage dieſes Gebäudes jährlich man eine Erinnerungsfeier abhalte ꝛc.

[49] Dii manes receperunt Abulliam.

[50] Sit tibi terra levis.

[51] Ave, vale, salve.

[52] Quod fueram, non sum; sed rursum ero, quod modo non sum.
Ortus et occasus, vitaque morsque itidem est.

[53] Connubii decus egregium, lux alma parentum,
Eximiumque bonum corporis atque animi,.
Invidia fati rapitur Vincentia florens
Et nunc ante patrem conditur Helionem,

Quin potius corpus, nam mens aeterna profecto
Pro meritis potitur sedibus Elysiis.

[54] Et reparatus item vivis in Elysiis. Sic placitum est divis aeterna vivere forma, qui bene de supero lumine sit meritus.

[55] Vos itaque inferi, ad quos me praecipitem di superi coegerunt, minimo me cum tormento admittite.

[56] Vixi, quad (quoad?) potui, semper bene pauper honeste,
Fraudavi nullum — nunc iuvat ossa mea.

[57] *Μή μου παρέλθῃς τὸ ἐπίγραμμα, ὁδοιπόρε*
Ἀλλὰ σταθεὶς ἄκουε καὶ μαθὼν ἄπι
Οὐκ ἔστι ἐν Ἅιδου πλοῖον, οὐ πορθμεὺς Χάρων
Οὐκ Αἰακὸς κλεῖδουχος, οὐχὶ Κέρβερος κύων.
Ἡμεῖς δὲ πάντες οἱ κάτω τεθνηκότες
Ὀστέα, τέφρα (γ)εγόναμεν, ἄλλο δὲ οὐδὲ ἕν.
Εἴρηκά σοι ὀρθῶς, ὕπαγε ὁδοιπόρε,
Μὴ καὶ τεθνακὼς ἀδόλεσχός σοι φανῶ.
Μὴ μύρα, μὴ στεφάνους στή(λ)ῃ χαρίσῃ, λίθος ἐστίν,
Μηδὲ τὸ πῦρ φλέξεις. Ἰς κενὸν ἡ δαπάνη.
Ζῶντι μοι, εἴτι ἔχεις, μετάδος τέφραν δὲ μεθύσκων
Πηλὸν ποιήσεις, καὶ οὐκ ὁ θανὼν πίεται.
Τοῦτ' ἔσομαι γὰρ ἐγώ, σὺ δὲ τούτοις γῆν ἐπιχώσας
Εἰπέ· Ὅτι οὐκ(ὢν) ἦν, τοῦτο πάλιν γέγονα.

[58] Heredibus mando etiam, cinerem ut m(eum vino spargant ut super eum) volitet meus ebrius papilio.

[59] Terra tenet corpus, nomen lapis atque animam aër.

[60] Corpus habent cineres, animam sacer abstulit aër.

[61] Nil fui, nil sum et tu, qui vivis, es, bibe, lude, veni!

[62] Es ſteht VI. 9280 oben „Somno aeternali“ und am Ende „Tu qui leges et non oraveris, erit tibi deus testimonio. Der Schreiber glaubt alſo mindeſtens an Götter.

[63] Fuisti, vale! oder fuistis, valete!

[64] „Aeternae quieti“ als Ueberſchrift III. 4275, 4277, 4315 (hier verbunden mit Dis manibus) iſt ebenſo zu faſſen. Heißt doch der chriſtliche Wunſch für die Todten auch: „Requiem aeternam dona eis, Domine!“

[65] Aeterno iungit pia membra cubili.

[66] Habitat in aeternum hanc domum.

[67] Leti domum perpetuam hanc sibi etc.

[68] „Domo aeternae“. (Domui) aeternae, VI. 11252.

[69] VI. 10251a . . qui vixit annos 87 v(itam)? v(exatam)? Aliquando securus sum.

[70] . . requiescit ab humanis sollicitudinibus.

[71] Hanc sedem longo placuit sacrare labori,
Hanc requiem fessos tandem, qua conderet artus.
Ulpius emeritis longaevi muneris annis
Ipse suo curam titulo dedit, ipse sepulchri
Arbiter hospitium membris fatoque paravit.

[72] Si manes saperent . . .

[73] Si quid manes sapiunt in mollibus umbris etc.

[74] Si sensus erit meae quietis etc.

[75] Hic quiescunt duas (?) matres, duas (?) filias (?), numero tres faciunt, et advenas? duas(?) parvolas(?). Suscitabit, cuius condicio est.

[76] Si qua tamen pietas gelidos movet rustica m(anes).

[77] Si quae sunt manes.

[78] Si quicquam sapiunt inferi.

[79] Zu dem Schluſſe komme ich auch deswegen, weil die beſonders auffälligen Inſchriften ſo die unzarte auf den Tod der Gattin, Orelli 4636, die wo der Sohn den Vater verleugnet, VI. 14672, und endlich die irreligiöſe griechiſche ebenfalls, VI. 14672, der Stadt Rom angehören.

[80] O crudeles parcae! Invidia fati rapitur.
Quisque legat, fato maledicat iniquo!

[81] Crudeles parcae nimium; matercula dicit,
Quojus in hoc tumulo filia parva iacet.
Debueram prius ipsa mori; sed numina vestra
Qui coluere, cadunt — neglexere, manent.

[82] Vota, parens, nocuere tibi, cui numina saeva
Ut plura eriperent, plura dedere bona.

[83] Dis iniquis (Ueberſchrift)
qui rapuerunt animulam tam innocuam etc.

[84] Eripuit nobis undevicensumus annos
Ingressum iuvenem militiam cupide.
Parcae falluntur, Fontanum quae rapuerunt,
Cum sit perpetuo fama futura viri.

[85] Aspice quam subito marcet, quod floruit ante.
Aspice quam subito, — quod stetit ante, cadit,
Nascentes morimur, finisque ab origine pendet.

[86] Vive laetus, quisque vivis, vita parvom munus est.
Mox exortast sensim vigescit, deinde sensim deficit.

[87] Vivite victuri moneo, mors omnibus instat.

[88] Vivite felices, quibus est data longior hora;
Vixi ego, dum licuit, dulciter ad superos.

[89] Dum vixi, bibi libenter, bibite vos, qui vivitis. Zugleich Wortſpiel, da b und v in jener Zeit kaum noch unterſchieden wurden.

[90] Lude, iocare, veni!

[91] Vos ego nunc moneo, semper qui vivitis avare,
Nudus natura fueras a matre creatus,
Nudus eris, obitis — gratia nulla datur.

[92] „Serit arbores, quae alteri saeclo prosint, quid spectans nisi etiam postera saecula ad se pertinere? . . .

[93] „Sit tibi terra levis". Lector discedens dicat.

[94] Viator rogo dicas: „Vale."

[95] Te rogo praeteriens dicas: „Sit tibi terra levis!"

[96] Tu qui carpis iter gressu properante viator,
Siste gradum, quaeso; quod peto, parva mora est.
Oro, ut praeteriens dicas: „Sit tibi terra levis."

[97] Bene sit tibi viator, qui me non praeteristi!

[98] Vivas, qui dixeris: vivit Elysiis!

[99] Quicunque legis nostros dolores, sic apud Elysias vivas . . etc.

[100] Valete superi!

[101] Derſelbe Sinn liegt wohl auch in der Formel „Et Tu et Tibi!" III 3195b, „Thuſt du den Todten Gutes, ſo wird auch dir ein Gleiches zutheil werden."

[102] Heus tu viator lasse, qui me praeteris, cum diu ambularis, huc tamen veniundum est tibi.

[103] Terentius Heauton Timorumenos I. 1, 25: „Homo sum: humani nihil a me alienum puto."

(900) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

In den früheren Serien der „Sammlung“ wissenschaftlicher Vorträge erschienen:

Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(69 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 ₰ = 34.50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl [wenn auf einmal] à 50 ₰.)

Alsberg, Die Anfänge der Eisenkultur (476/477) M. 1.50; **Angerstein,** Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58) 75 ₰; **Bayer,** Die Entstehung der deutschen Burschenschaft (412) M. 1; **Buchner,** Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom (250) 75 ₰; **Deckert,** Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern (364) 75 ₰; **Diestel,** Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2. Aufl. (137) 75 ₰; **Doehler,** Die Orakel (150) 60 ₰; **Eyssenhardt,** Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts (469) 80 ₰; **Flach,** Der Tanz bei den Griechen (360) 75 ₰; **Fraas,** Die alten Höhlenbewohner (168) 60 ₰; **Frey,** Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter (274) M. 1; **Friedel,** Aus der Vorzeit der Fischerei (441/442) M. 1.20; **Gmelin,** Christensklaverei und Renegatenthum unter den Völkern des Islam (190) 60 ₰; **Goetz,** Altnordisches Kleinleben und die Renaissance (N. F. 8) 80 ₰; **Gravenhorst,** Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum (370) 60 ₰; **Hagen,** Ueber elementare Ereignisse im Alterthum (454) M. 1; **Haupt,** Staat und Kirche vor 800 Jahren (292) 75 ₰; **Heyer,** Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition (280) M. 1; **Hoffmann,** Aus der Kulturgeschichte Europas (Pflanzen und Thiere) (348) M. 1; **Hoffmann,** Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwickelung der Menschen (464) 75 ₰; **Holtzmann,** Die Ansiedelung des Christenthums in Rom (198) 75 ₰; **von Huber-Liebenau,** Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter (312) 75 ₰; **von Huber-Liebenau,** Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance (386) 60 ₰; **Jordan,** Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65) 60 ₰; **Keller,** Die cyprischen Alterthumsfunde (363) 60 ₰; **Kinkel,** Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrh. (365) 75 ₰; **Mandl,** Das Sklavenrecht des alten Testamentes (N. F. 23) 80 ₰. **Mannhardt,** Klytia (239) M. 1; **Marggraff,** Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen (435/436) M. 1.60; **Mehlis,** Der Rhein und der Strom der Kultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales (259) M. 1.40; **Mehlis,** Der Rhein und der Strom der Kultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales (um 1300) (286/287) M. 1.60; **Mehlis,** Der Rhein und der Strom der Kultur in der Neuzeit (328) M. 1; **Meyer, J. B.,** Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl. (14) M. 1; **Meyer, Dr. L.,** Die römischen Katakomben (387/388) M. 1.20; **Meyer, Dr. L.,** Tibur. Eine römische Studie (413/414) M. 1.40; **Möller,** Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung (206) 75 ₰; **Nippold,** Aegyptens Stellung in der Religions- und Kulturgeschichte. 2. Aufl. (82) 60 ₰; **Nissen,** Pompeji, 2. Aufl. (37) 75 ₰; **Nover,** Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie (354) 60 ₰; **Oppenheimer,** Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30) 75 ₰; **Osenbrüggen,** Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6) 75 ₰; **Osenbrüggen,** Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit (252) 75 ₰; **Petersen,** Das Zwölfgötter-system der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung und historischen Entwickelung (99) 60 ₰; **Pfotenhauer,** Die Gifte als bezaubernde Macht in der Hand des Laien (209) M. 1; **Poelchau,** Das Bücherwesen im Mittelalter (377) 75 ₰; **Reinsch,** Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter (399) 75 ₰; **Richter,** Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben (N. F. 15) 60 ₰; **v. Rittershain,** Die Reichspost der römischen Kaiser (339) 60 ₰; **Saalfeld,** Küche und Keller in Alt-Rom (417) M. 1; **Schasler,** Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung (332/333) M. 1 80; **Schrader,** Die älteste Zeittheilung des indogermanischen Volkes (296) M. 1; **Stern,** Die Socialisten der Reformationszeit (421) 75 ₰; **Stricker,** Die Amazonen in Sage und Geschichte. 2. Aufl. (61) 75 ₰; **Stricker,** Die Feuerzeuge (199) 75 ₰; **Virchow,** Ueber Hünengräber und Pfahlbauten (1) 75 ₰; **Virchow,** Die Urbevölkerung Europas (193) M. 1.; **Votich,** Cajus Marius als Reformator des römischen Heerwesens (N. F. 6) M. 1; **Volz,** Das rothe Kreuz im weißen Felde (47) 60 ₰; **v. Waldbrühl,** Naturforschung und Hexenglaube. 2. Aufl. (46) 75 ₰; **Wasmansdorf,** Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern (457) M. 1; **Wernher,** Die Armen- und Krankenpflege der geistlichen Ritterorden in früherer Zeit (213) M. 1; **Winckler,** Die deutschen Reichskleinodien (154) 75 ₰.

Digitized by Google

Verlag von J. F. Richter in Hamburg.

In der „Sammlung wissenschaftlicher Vorträge" erschienen:

Ueber Literar-Historisches:

(31 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 15,50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf.)

Boretius, Friedrich der Große in seinen Schriften. (114)	M.—.80
Corrodi, Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-histor. Parallele. (182)	„ —.80
Diercks, Die schöne Literatur der Spanier. (372)	„ —.75
—, Poetische Turniere. (447)	„ —.60
Eyssenhardt, Die Homerische Dichtung. (229)	„ —.75
Geiger, Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295)	„ —.75
Genée, Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des englischen Dramas. (305)	„ —.60
Goetz, Die Njalssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden. (459)	„ —.60
Hagen, Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303)	„ —.60
Heldig, Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196)	„ 1.—
Hertz, Die Nibelungensage (282)	„ —.75
Holle, Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321)	„ —.60
v. Holtzendorff, Englands Presse. (95)	„ —.60
Koch, Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. (N. F. 21)	„ —.60
Maas, Das deutsche Märchen (N. F. 24)	„ —.80
Martin, Goethe in Straßburg. (135)	„ —.60
Meyer, J. B., Goethe und seine italienische Reise. (N. F. 22)	„ 1.—
Neißner, Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der römischen Satire. (445)	„ —.80
Reményi, Journale u. Journalisten d. franz. Revolutionszeit (340/341)	„ 1.20
Remy, Goethes Erscheinen in Weimar. (265)	„ —.60
Ribbeck, Sophokles und seine Tragödien 2. Auflage (83)	„ —.60
Roesch, Der Dichter Horatius und seine Zeit. (463)	„ —.80
Sarrazin, Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429)	„ —.80
Schmidt, Schiller und Rousseau. (256)	„ 1.—
Semler, Goethes Wahlverwandtschaften u. die sittliche Weltanschauung des Dichters. (N. F. 18.)	„ 1.—
Speyer, Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276)	„ —.75
Stricker, Goethe u. Frankfurt a. M. Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261)	„ 1.—
Trede, Das geistliche Schauspiel in Süditalien (471)	„ 1.—
Trosien, Lessing's Nathan der Weise (263)	„ —.60
Weniger, Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231)	„ —.75

Elegante Einbanddecken

zu der I. u. II. Serie der Neuen Folge der

Sammlung wissenschaftlicher Vorträge

können für den Preis von je **Mk. 1.20** durch jede Buch- und Kunsthandlung oder die Verlagsbuchhandlung bezogen werden und beliebe man bei Bestellung sich des inliegenden Bücherzettels zu bedienen.

Druck von J. F. Richter in Hamburg.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE FEB 15 1915

AUG 27 '60

4198999

MAY 2 '74 H

DUE JUL 22 1930

CHARGE

HALL USE

Widener Library
3 2044 089 570 360